



C.C. BERGIUS

El Comandante

Roman

GOLDMANNVERLAG

Ungekürzte Ausgabe

Der Goldmann Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

Made in Germany 1. Auflage 1989

Copyright © 1987 by Marion von Schröder Verlag GmbH, Düsseldorf

Umschlagentwurf: Design Team München

Umschlagfoto: Kaz Mori / The Image Bank, München

Druck Elsnerdruck, Berlin

Verlagsnummer 9231

MV Herstellung Sebastian Strohmaier

ISBN 3-442-09231-0

Scan: der_Leser

K&L: Yfffi

November 2002

Buch

Der junge Berliner Werner Eggebrecht, Flieger mit Leib und Seele, lässt sich 1928 als Testpilot in die Sowjetunion schicken, später als Postflieger nach Spanien, wo er in den Strudel des Bürgerkriegs gerät. Im zweiten Weltkrieg ist er der kühnste Aufklärungsflieger in Görings Luftwaffe. Vier Frauen begleiten seinen Weg: die Mutter, die ihn für die neuen Machthaber zu begeistern versucht, die durch ihre erotische Ausstrahlung faszinierende Margot, die junge russische Funkerin Natalja, die als blinde Passagierin aus ihrer Heimat flieht, und die anspruchsvolle Ditha, die den besessenen Flieger liebt, auf ihn wartet, ihn heiratet und bis zuletzt bei ihm bleibt.

Und da sind die Kameraden und Freunde, die ihn respektieren und bewundern. Ein Mann aber, ein ehemaliger Schulkamerad, neidet Werner Eggebrecht seinen Erfolg als Flieger und sein Glück bei den Frauen. SS-Sturmbannführer Malbinger hat sich voll tödlichen Hasses geschworen, Eggebrecht zur Strecke zu bringen, und verfolgt ihn während des zweiten Weltkriegs bis nach Norwegen...

Autor

C. C. Bergius gehört mit über 12 Millionen verkauften Büchern zu den erfolgreichsten deutschsprachigen Autoren. 1910 in Westfalen geboren, wurde er nach dem Abitur Wetterflieger, Flugkapitän und Fluglehrer. Nach dem zweiten Weltkrieg begann seine Karriere als Schriftsteller. Seine Bücher wurden in neunzehn Sprachen übersetzt.

Außer dem vorliegenden Band sind von C. C. Bergius als Goldmann-Taschenbücher erhältlich:

Der Agent. Roman (9093) • La Baronessa. Roman (8499) • Dschingis Chan. Roman (3664) • Endstation Tibet. Roman (8518) • Entscheidung auf Mallorca. Roman (3672) • Der Fälscher. Roman (3751) • Der Feuergott. Roman (6477) • Heißer Sand. Roman (3963) • Das Medaillon. Roman (6424) • Nebel im Fjord der Lachse. Roman (6445) • Oleander, Oleander. Roman (6831) • Der Rebell. Roman (9133) • Sand in Gottes Mühlen (Der Agent / Der Rebell, 8618) • Schakale Gottes. Roman (3863) • Söhne des Ikarus. Die abenteuerlichsten Fliegergeschichten der Welt (3989) • Der Tag des Zorns. Roman (3519) • Das weiße Krokodil. Roman (3502)

Meiner Frau in Dankbarkeit gewidmet

Der Himmel war blank gefegt. Kantig hob sich der dunkle Motor des sechssitzigen Junkers-Verkehrsflugzeugs ›F13‹ gegen den klaren Horizont ab. Am Steuer der unverglasten Kanzel saß der vierundzwanzigjährige Pilot Werner Eggebrecht. Eine abgewetzte Lederhaube und große Schutzbrille gaben ihm ein verwegenes Aussehen. Seine hellblauen Augen verrieten Anspannung. Unter ihm lag der Flugplatz Staaken. Er hatte einen Prüfungsflug zu absolvieren, von dessen Ausgang viel für ihn abhing. Würde er die ersehnte Anstellung bei der »Deutschen Luft Hansa« erhalten? Man schrieb das Jahr 1928.

Der Fahrtwind massierte Eggebrechts Wangen. Er leitete eine Kurve ein, um das Flugfeld besser überschauen zu können. Deutlich erkennbar war ein durch rotweiße Fähnchen abgestecktes Feld, in das er aus siebenhundert Meter Höhe mit abgestelltem Motor und stehendem Propeller eine Ziellandung durchführen sollte. An sich kein Problem. Die ›F13‹ neigte aber dazu, nach der Landung unvermittelt auszubrechen. Dann bestand Gefahr, aus dem nur fünfzig Meter breiten Zielfeld auszuscheren.

Werner Eggebrecht hätte die Prüfung deshalb lieber auf einer anderen Verkehrsmaschine abgelegt. Es wunderte ihn jedoch nicht, daß Flugkapitän Schnieder, ein kauziger Weltkriegsflieger, der bekannt dafür war, daß er dem Nachwuchs nichts schenkte, die ›F13‹ gewählt hatte. Über manche seiner Marotten konnte man ja lachen. Zum Beispiel, wenn er im Bestreben, kein Fremdwort über seine Lippen kommen zu lassen, den Neunzylindermotor einen ›Neuntopfzerplatztriebbling‹ nannte.

Eggebrecht konzentrierte sich auf die vor ihm liegende Aufgabe. Jahrelang hatte seine Mutter jeden ersparten Pfennig in seine Ausbildung gesteckt. Es gab kaum einen Flugzeugtyp, den er nicht geflogen hatte. Er besaß den Führerschein für Maschinen aller Klassen.

Ein Blick auf die Instrumente zeigte ihm, daß die vorgeschriebene Höhe erreicht war. Er griff eben nach dem Magnetschalter, um den

Motor abzustellen, als er gewährte, daß der Luftaufsichtsbeamte, der mit Flugkapitän Schnieder in der Nähe des in T-Form ausgelegten weißen Landezeichens stand, eine rote Leuchtkugel abschoß. Sollte er gewarnt werden? Wenn ja – wovor?

Vorsorglich leitete Eggebrecht einen weiten Kreis ein. Dabei entdeckte er etwas, das ihn erschreckte. Auf die rechte Seite des Landezeichens war das Laufrad eines Flugzeuges gelegt worden. Die Warnung galt also ihm! Offensichtlich hatte sich das rechte Rad des Fahrwerks nach dem Start gelöst und war abgerollt.

Erregt schlug er auf das Steuersegment. Zum Teufel, warum mußte das ausgerechnet an diesem Tag passieren? Wohl oder übel würde er auf dem linken Rad landen und versuchen müssen, die rechte Tragfläche möglichst lange hochzuhalten, damit die Nabe den Boden erst berührte, wenn sich die Geschwindigkeit weitgehend reduziert hatte. Bruch würde es dennoch geben. Bei geschicktem Vorgehen konnte der unvermeidliche Schaden aber in erträglichen Grenzen gehalten werden.

Werner Eggebrecht überlegte in aller Ruhe, was er tun sollte. Den Prüfungsflug abbrechen und mit laufendem Motor landen? Dann konnte er die Maschine an den Propeller ›hängen‹ und sich mit stark verminderter Geschwindigkeit dem Boden nähern. Am Schluß, wenn die Radnabe mit der Erde in Berührung kam, würde die ›F13‹ freilich jäh nach rechts drehen und sich dabei unter Umständen sogar auf den Kopf stellen. Die kostspielige Luftschraube war dann nicht zu retten. Wenn sie jedoch stillstand, mußte sie nicht unbedingt zersplittern.

Wie sollte er sich verhalten? Zum Glück hatte sich das rechte Rad selbständig gemacht. Er saß auf der linken Seite der Kanzel, und es war somit leichter für ihn, eine Einradlandung auf dem linken Rad einzuleiten.

Werner Eggebrecht faßte den Entschluß, den Prüfungsflug wie vorgesehen mit stillgelegtem Motor durchzuführen. Wenn er es fertigbrachte, eine stärkere Beschädigung der ›F13‹ zu verhindern, würde die Lufthansa ihn in Anerkennung dieser Leistung gewiß einstellen.

Aber war es unter den gegebenen Umständen nicht richtiger, mit laufendem Motor zu landen? Er schob den Gedanken wie etwas

Lästiges fort, schaltete die Zündung aus und nahm die Maschine flacher. Die Luftschraube drehte sich bald darauf langsam wie eine Windmühle und blieb schließlich mit einem harten ›Klack‹ stehen.

Er leitete eine Kurve ein, um sich in einer Spirale dem Zielfeld zu nähern.

Unter ihm wurde erneut eine rote Leuchtkugel abgeschossen. Gleich darauf eine zweite.

Schon gut, schon gut, dachte er. Ich weiß Bescheid. Das rechte Rad fehlt! Beinahe gelassen schaute er über den Rand des offenen Ovals, das den Blick nach draußen gestattete und zugleich als Ein- und Ausstiegsluke diente.

Erneut schoß der Beamte der Luftaufsicht ein Warnzeichen ab.

Werner Eggebrecht ließ sich nicht beirren. Er kurvte auf das Zielfeld ein. Das Landezeichen lag dicht vor ihm. Mit stark reduzierter Geschwindigkeit und rechts hochgehaltener Tragfläche hob er die Maschine in das abgesteckte Feld hinein. Viel konnte nun nicht mehr passieren. Doch im nächsten Moment wurde die ›F13‹ nach links herumgeschleudert, als sei sie dort gegen ein Hindernis geprallt. Und noch ehe er begriff, was geschah, krachte es ohrenbetäubend. Das Flugzeug stellte sich auf den Kopf, überschlug sich und blieb mit abgesichertem Fahrwerk und einem gebrochenen Flügel außerhalb des Zielfelds auf dem Rücken liegen.

Werner Eggebrecht riß den Anschnallgurt auf und ließ sich kopfüber aus der Kanzel herausfallen. Benommen rappelte er sich hoch. Was hatte den Unfall herbeigeführt? Er hatte doch keinen Fehler gemacht! Weshalb war die Maschine plötzlich nach *links* ausgebrochen?

»Sie Wahnsinniger!« hörte er hinter sich Flugkapitän Schnieder schreien. Noch halb betäubt drehte Eggebrecht sich um.

Der Prüfer rannte mit dem Beamten der Luftaufsicht auf ihn zu. »Was haben Sie sich bloß dabei gedacht, den ›Triebling‹ auszuschalten, nachdem wir Ihnen das fehlende Rad signalisiert hatten? Sie sind das größte Rindvieh, das ich je erlebt habe!«

Werner Eggebrecht lehnte sich nicht auf. Er zermarterte sein Hirn, suchte nach einer Erklärung für das ihm unbegreifliche Herumschwenken zur linken Seite.

»Der Spaß wird Sie teuer zu stehen kommen«, brüllte der Prüfer mit hochrotem Kopf.

Mehrere Monteure rannten über das Rollfeld der Unfallstelle entgegen. Ihnen voraus ein junges Mädchen, dessen Füße im Laufen kleine Schlenker nach außen machten.

»Alle geltenden Bestimmungen haben Sie mißachtet!« tobte Flugkapitän Schnieder weiter. »Viermal setzten wir ihnen ›Rot‹ vor die Nase! Doch Sie kümmerten sich einen Dreck darum. Als sei nichts geschehen, stellten Sie den ›Triebling‹ ab. Aber das schwöre ich Ihnen: Der Schaden geht zu Ihren Lasten!«

»Das ist eine Gemeinheit!« mischte sich das Mädchen aufgebracht in die Auseinandersetzung. Ihr apartes Aussehen paßte nicht zu dem ungestümen Auftritt. Kurz geschnittenes schwarzes Haar a la Josephine Baker. Schön geschwungene Nase. Ausdrucksvoller Mund und lebhaft dunkle Augen, die ein Temperament verrieten, das dann auch wie ein Orkan über den verdutzten Flugkapitän hereinbrach. »Der Pilot ist unschuldig! Ich kann das bezeugen, denn ich habe gesehen, daß gleich nach dem Start ein Rad abfiel. Und einer von Ihnen beiden hat es geholt! Wie kommen Sie also dazu, dem Flugzeugführer die Schuld in die Schuhe zu schieben?«

Werner Eggebrecht griff nach dem Arm seiner Freundin. »Misch dich nicht ein! Du verstehst davon nichts.«

Ditha Gülden brauste auf: »Ich kann beschwören, daß ein Rad abgefallen ist!«

»Das hab' ich auch gewußt«, versuchte er sie zu beruhigen. »Der Wachtmeister der Luftaufsicht schoß rote Warnzeichen und legte das Rad auf die rechte Seite des Landezeichens. Auf diese Weise wurde mir zu verstehen gegeben, daß das rechte Rad abgefallen war.«

»Dann ist es eine noch größere Unverschämtheit, dir den Schaden anzulasten. Du hättest schwer verletzt oder sogar tot sein können. Die Herren werden sich noch wundern. Schmerzensgeld wirst du verlangen!«

Werner hob flehend die Hände. »Bitte, Ditha, sei vernünftig! Was hier geschehen ist, kannst du nicht beurteilen.«

Sie stampfte mit dem Fuß auf. »Dann erkläre mir, warum du, der du unschuldig bist, für den Schaden aufkommen sollst?«

Flugkapitän Schnieder wurde es zuviel. »Weil der Herr, für den Sie sich so vehement einsetzen, einen groben Fehler gemacht hat! Er hätte den ›Triebling‹ nicht abstellen dürfen, sondern versuchen müssen, mit möglichst geringer Geschwindigkeit auf dem rechten Rad eine passable Landung zuwege zu bringen.«

Werner Eggebrecht glaubte nicht richtig zu hören. »Was sagen Sie da? Auf dem *rechten* Rad? Jetzt wird mir klar, was passiert ist! Sie signalisierten, daß das rechte Rad fehlt, und ich leitete im Glauben, das linke sei vorhanden, eine Landung auf der radlosen Nabe ein. Das mußte ja zu einer Katastrophe führen!«

»Reden Sie keinen Unsinn«, ereiferte sich der Prüfer. »Ihnen wurde angezeigt, daß das *linke* Rad fehlt!«

»Dann wollen wir schnell mal feststellen, auf welcher Seite des Landezeichens das Rad liegt.«

Flugkapitän Schnieder wurde unsicher.

Der Wachtmeister der Luftaufsicht beruhigte ihn: »Ich habe das Rad selbstverständlich auf die rechte Seite gelegt.«

Dem Prüfer verschlug es fast die Stimme. »Wohin?«

»Auf die *rechte* Seite, um zu erkennen zu geben, daß das rechte Rad vorhanden ist.«

Werner legte den Arm um seine Freundin. »Jetzt wird alles gut. Ich wußte, daß ich keinen Fehler gemacht habe.«

Mit eisiger Miene schritt Flugkapitän Schnieder, gefolgt von allen Anwesenden, zum Anfang des Zielfelds hinüber. Und es erwies sich, daß ein entscheidender Fehler gemacht worden war: Das Rad lag auf der rechten Seite des Landezeichens. Den Bestimmungen gemäß hätte es auf der linken Seite liegen müssen, denn es mußte angezeigt werden, welches Rad *verlorengegangen* war.

Ditha Gülden begriff, was das für ihren Freund bedeutete. Übermütig postierte sie sich vor den Prüfer und warf ihren hübschen

Kopf in den Nacken. »Nun, mein Herr? Sind Sie immer noch der Meinung, daß der Pilot versagt hat?«

Flugkapitän Schnieder verlor die Beherrschung. »Dartüber werde ich mich mit Ihnen nicht unterhalten. Doch ich erkläre nochmals nachdrücklich, daß der ›Triebling‹ unter den gegebenen Umständen keinesfalls hätte abgestellt werden dürfen. Welche Folgen sich daraus ergeben, wird Eggebrecht wissen. Männer ohne Zucht und Ordnung gehören nicht in den Streckenverkehr.«

»Sie unverschämter Mensch!« erregte sich Ditha und ging auf den Prüfer los.

Der Freund hielt sie zurück. »Beruhige dich! In dieser Sache ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.«

»Da bin ich anderer Meinung«, konterte Flugkapitän Schnieder. »Obwohl wir mehrfach ›Rot‹ geschossen haben, schalteten sie den ›Triebling‹ nicht wieder ein. Das ist eine klare Verletzung der Luftverkehrsordnung. Ich werde Anzeige gegen Sie erstatten, und Sie wissen, was das bedeutet!«

Als Werner Eggebrecht mit Ditha Gülden auf das Flughafengebäude zuing, war ihm anzusehen, daß er mit dem Schlimmsten rechnete. Die Mißachtung eines Warnzeichens ließ sich tatsächlich als Verletzung der Luftverkehrsordnung auslegen, und es würde ihm wenig helfen, darauf hinzuweisen, daß ein rotes Signal lediglich eine Warnung darstellt und keinerlei Weisung beinhaltet.

Seine kämpferisch veranlagte junge Freundin spürte, was in ihm vorging, und hakte sich energisch bei ihm ein. »Jetzt trinken wir erst mal einen Schnaps. Dann sieht die Welt wieder anders aus. Außerdem darfst du dich nicht beklagen. Du hättest dir die Knochen brechen können.«

Er nickte gedankenverloren. Ihm graute davor, seiner Mutter sagen zu müssen, daß aus der Anstellung bei der Lufthansa nichts werden würde. »Ich komme nachher ins Restaurant. Zuerst muß ich den Unfallbericht schreiben.«

Ditha drohte mit dem Zeigefinger, der sich weit nach hinten durchbog. »Nein, mein Lieber. Du wirst mir den Bericht beim Schnaps diktieren, und ich lasse ihn von der Sekretärin meines Vaters schreiben. Dann kannst du ihn morgen früh abliefern.«

»Das geht nicht«, widersprach er. »Unfallberichte sind sofort bei der Luftaufsicht zu erstellen.«

Sie verdrehte ihre großen Augen. »Muß denn jede Anordnung buchstabengetreu ausgeführt werden? Es geht doch auch anders. Denk an unseren Flug nach Borkum!«

Mit diesem Hinweis erinnerte Ditha ihren Freund daran, daß er vor einem Jahr auf Norderney mit einem Wasserflugzeug Rundflüge durchgeführt hatte, um die arg strapazierte Kasse der ›Severa GmbH‹, einer getarnten Seefliegerschule der Marine, etwas aufzufüllen. Unter den unerschrockenen Passagieren jener Zeit, die in einem kleinen Boot vom Strand zum Flugzeug gerudert wurden und über dessen Schwimmer auf den zweiten Sitz der alten Weltkriegsmaschine hinaufklettern mußten, hatte sich auch die couragierte Ditha Gilden befunden. Ihr machte der Flug so viel Spaß, daß sie sich gleich zwei weitere Runden um die Insel leistete. Zufrieden war sie aber immer noch nicht gewesen. »Fliegen Sie mich nach Borkum«, hatte sie Eggebrecht kurz entschlossen aufgefordert. »Ich möchte dort mit Ihnen Kaffee trinken.«

»Herzlichen Dank für die Einladung«, hatte er erwidert. »Doch ich kann das Wasserflugzeug auf Borkum nicht einfach am Strand stehenlassen. Wenn Sie mit mir Kaffee trinken möchten, müssen wir eine andere Maschine nehmen und auf dem Flugplatz landen.«

Sie hatte ihn erwartungsvoll angesehen. »Ist das noch heute möglich?«

»Wenn wir gleich zum Hafen fliegen, können wir in eine Landmaschine umsteigen. Der Spaß wird Sie allerdings einiges kosten!«

»Wieviel?«

»Sagen wir einen Hunderter.«

»In Ordnung. Ich bin heute achtzehn geworden und darf mir jeden Wunsch erfüllen.«

Ihre lebhafte und unbekümmerte Art hatte ihn beeindruckt, und nach einer gebührenden Gratulation war er mit ihr in einem Doppeldecker nach Borkum geflogen, wo sie während des nachmittäglichen Strandkonzerts vor der Wandelhalle Kaffee tranken

und sich unterhielten, als seien sie seit Jahren miteinander bekannt. Und dann passierte etwas, das Dithas dunkle Augen hatte funkeln lassen. Zum Abschluß des Konzerts wurde das ›Borkumlied‹ intoniert, dessen Refrain von den Kurgästen stehend gesungen wurde: ›Drum wer da naht mit platten Füßen, die Nase krumm, die Haare kraus, der darf nicht unseren Strand genießen, der muß hinaus – der muß hinaus!‹

Als die Melodie verklungen war, hatte Ditha Gülden ausgelassen gelacht und dem Piloten im Überschwang einen Kuß gegeben. »Wenn mein Vater erfährt, daß Sie mir dazu verholffen haben, dieses Lied hier anzuhören, läßt er heute abend Champagner auffahren.«

»Wieso das?« hatte er erstaunt gefragt. Der Text hatte ihm ganz und gar nicht gefallen.

Sie hatte sich erhoben und ihm ins Ohr geflüstert: »Fällt der Groschen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Jüdin bin? Ich wollte das Lied um jeden Preis einmal hören.« Und dann trällerte sie, mit tänzelnden Schritten: »Drum wer da naht mit platten Füßen...«

Am Abend gab es tatsächlich Champagner. Ditha wurde von ihrer Familie und vielen Bekannten wie eine Heldin gefeiert. Und ›mein Freund Werner‹, wie sie ihre neue Bekanntschaft den Eltern vorstellte, wurde in dem fast ausschließlich von Juden frequentierten Hotel von Tisch zu Tisch gereicht. Ein unerschrockener Flugzeugführer hatte es einer Jüdin ermöglicht, die berüchtigte ›Bannmeile Borkum‹ zu durchbrechen! Daß ihm Dithas Absicht nicht bekannt gewesen war, hatte das lebenslustige Mädchen verschwiegen. Sie hatte sich in ihn verliebt und wollte, daß er auch gefeiert wurde.

Die Erinnerung an den Tag, an dem sich Ditha Gülden, ohne es eigentlich zu wollen, in sein Leben gedrängt hatte, machte Werner so gelöst, daß er den vor wenigen Minuten erlebten Unfall verdrängte und die Freundin liebevoll an sich zog. »Ich beeile mich mit meinem Bericht. In spätestens einer Stunde darfst du einen Cognac spendieren.«

Er hatte sich daran gewöhnt, von ihr eingeladen zu werden. Ihr Vater war vermögend, sie konnte sich alles mögliche leisten. Wenn ihn dies auch belastete, er hatte ihr gleich beim zweiten Treffen

erklärt, jeden Pfennig dreimal umdrehen zu müssen und sich erst revanchieren zu können, wenn er eine Anstellung gefunden habe.

Als Werner Eggebrecht bei der Flugleitung den Unfallbericht geschrieben hatte und das Restaurant aufsuchte, in dem Ditha auf ihn wartete, war er noch bedrückter als zuvor. Der Flughafenkommandant hatte ihm geraten, mit einer Einstellung bei der Lufthansa nicht mehr zu rechnen.

Ditha erkannte dies auf den ersten Blick. Um ihn aufzumuntern, legte sie ihren Arm um seinen Hals: »Du wirst doch den Kopf nicht hängenlassen! Ein kluger Italiener prägte den Satz: ›Der wahre Schmerz ist nicht der, den man erleidet, sondern der, den man zufügt‹.«

Seine Augenbrauen hoben sich. »Ich staune über dein Wissen.« »Dann will ich zufrieden sein. Im übrigen empfehle ich dir, diesen blöden Flugkapitän schnellstens zu vergessen. Er hat den Fehler eines Wachtmeisters übersehen und versucht nun, um sich zu retten, einen Unschuldigen an den Pranger zu stellen.«

Werner strich über ihre feingliedrige Hand. »Bist ein Goldstück.« Sie hielt sich die Ohren zu. »Das klingt mir zu jiddisch.« Er lachte. »Ich bewundere deine Unbekümmertheit.« »Dazu hast du auch allen Grund. Ich habe nämlich, während du bei der Flugleitung warst, meinen Vater angerufen und dafür gesorgt, daß dir der beste Anwalt von Berlin zur Verfügung gestellt wird. Den Schnieder hauen wir in die Pfanne. Und die Lufthansa wird dich einstellen!«

Obwohl Ditha erst neunzehn Jahre alt war, riß sie das Heft an sich. Sie ließ auch nicht locker, als Werner ihr verständlich zu machen versuchte, daß ein von ihm angestrenzter Prozeß seine Lage nur verschlimmern würde. Ihn selbst bedrücke die Bruchlandung weit weniger als die sich nun für ihn ergebende Notwendigkeit, seiner Mutter offenbaren zu müssen, daß ihr gemeinsamer Traum von der Anstellung bei der Lufthansa wie eine Seifenblase geplatzt sei.

»Das wirst du ihr verschweigen!« ereiferte sich Ditha. »Wozu deiner Mutter Kummer bereiten, wenn noch gar nicht feststeht, wie die Geschichte ausgeht. Ich würde ihr sagen: Heute hat es nicht geklappt, weil die Maschine defekt war. Die Prüfung wird erst in ein paar Tagen stattfinden.«

Werner stellte das Glas zurück, das er gerade in die Hand genommen hatte. »Ich soll Mama belügen?«

Ditha tippte sich an die Stirn. »Mensch, Werner, deine Mutter kennt dich doch. Wenn du ihr sagst, was ich dir geraten habe, wird sie befürchten, daß du ihr was vorflunkerst, und sie wird sich eigene Gedanken machen. Dann ist sie nicht mehr ganz so hoffnungsvoll und wird weniger enttäuscht sein, wenn es wirklich in einigen Tagen notwendig werden sollte, ihr reinen Wein einzuschenken. Ich bin aber überzeugt, daß sich noch alles zum Guten wendet. Es kann doch nicht bestritten werden, daß das Rad auf die falsche Seite gelegt wurde!«

Es klang so plausibel, was sie sagte, und Werner war weit weniger deprimiert, als sie später aufbrachen und er in Dithas grünen, mit weißen Kotflügeln versehenen Sportwagen einstieg, um sich von ihr nach Hause bringen zu lassen. Für sie war das kein Umweg. Er wohnte in der Neuen Kantstraße, direkt am Lietzensee, und sie konnte von dort durch den Grunewald bequem nach Zehlendorf-West fahren, wo ihre Eltern in der Argentinischen Allee eine Villa besaßen.

Unterwegs wurde Ditha plötzlich lebhaft. »Ich hab' eine Idee, Werner! Wie wär's, wenn du morgen bei der Lufthansa den zuständigen Herrn aufsuchen und ihm schildern würdest, wie es zu dem Unfall gekommen ist? Ich bin überzeugt, er gibt dir eine neue Chance.«

»Ein guter Vorschlag«, stimmte er ihr zu. »Ich darf die Flinte wirklich nicht einfach ins Korn werfen.«

»Dann wirst du es auch schaffen!«

»Vielleicht ist tatsächlich noch nicht alles verloren.«

»Ganz bestimmt nicht!« Sie verringerte die Geschwindigkeit, wendete zur anderen Straßenseite hinüber und hielt vor der Parkanlage des Lietzensees. »Ruf mich an, sobald du in Tempelhof gewesen bist. Ich drücke dir die Daumen!«

Er wollte ihr die Hand reichen, drehte den Kopf jedoch schnell zur Seite.

Sie sah ihn verwundert an.

Werner deutete zur Parkanlage hinüber, aus der ein blondes junges Mädchen heraustrat. »Das ist Margot!«

Ditha schaute in die gewiesene Richtung. »Á la bonne heure! Sie ist noch wesentlich hübscher, als du sie geschildert hast.«

Er stieg überhastet aus dem Wagen. »Ja, sie sieht sehr gut aus.«

»Eine Schönheit ist sie! Ich fange an, deine Mutter zu verstehen.«

»Rausch ab!« raunte er ihr zu.

Ditha legte den Gang ein. »Dann bis morgen. Und vergiß nicht, mich anzurufen!«

»Mach' ich.«

»Schalom!« Sie gab Gas und brauste davon.

Werner ging unbefangen auf Margot Hausmann, die Tochter der Freundin seiner Mutter, zu. Sie hatte vor wenigen Tagen ihren siebzehnten Geburtstag gefeiert; war fast auf den Tag genau zwei Jahre jünger als Ditha. Wenn man von ihrer manchmal schockierenden Hochnäsigkeit absah, konnte man nicht umhin, sie als sehr begehrenswertes Geschöpf zu bezeichnen.

Werner kannte Margot seit dem Tag, da Henriette Hausmann es seiner Mutter ermöglicht hatte, die ostpreußische Heimat zu verlassen und nach Berlin zu ziehen. Vor fünf Jahren war das gewesen. 1923. Die Inflation hatte gerade ihr Ende gefunden. Seit jener Zeit wohnten die Familien nur wenige Häuser voneinander getrennt, und die Mütter waren zutiefst davon überzeugt, ihre Kinder seien ein ideales Paar. Für Oberstudienrat Hausmann war das Schnickschnack. Seine Tochter sollte keinen Luftikus, sondern einen gutsituierten Akademiker heiraten.

Auch Margot war der Meinung, höchste Ansprüche stellen zu können. Doch wenn sie mit Werner zusammentraf, dachte sie anders. Sein gutes Aussehen entsprach ihren Wünschen, sein Beruf imponierte ihr, und seine Verhaltenheit reizte sie. Ihr Herz schlug für den unvermögenden Piloten, in ihrem Kopf aber schwirrte ein begüterter Bankier. Dieser Zwiespalt machte sie unet und hatte Werners anfängliche Begeisterung für sie immer mehr gedämpft, wenngleich ihn ihre Schönheit nach wie vor beeindruckte. Seit Ditha aber in sein Leben getreten war, berauschte ihn deren Temperament

und Natürlichkeit. Doch zwischen ihnen standen Hürden, die ihm unüberwindbar erschienen. Ihr würde eine beachtliche Mitgift zufallen, er hingegen nie über mehr als ein gutes Einkommen verfügen. Und seine Mutter würde es nicht überleben, wenn sie eine Jüdin als Schwiegertochter akzeptieren sollte. Nicht aus religiösen Gründen. Ihr Mann hatte als ›Zwölfender‹ bei der kaiserlichen Armee seinen Dienst quittiert und mit ihr einen kleinen ostpreußischen Bauernhof bewirtschaftet, bis der Weltkrieg ausbrach, dessen Opfer er in Rußland wurde. Schwere Jahre waren die Folge. Dennoch hatte Mutter Eggebrecht darauf bestanden, daß ihr Sohn die höhere Schule besuchte. Mit der Zeit sah sie sich allerdings gezwungen, Schulden zu machen. Dies führte zur Versteigerung ihres Anwesens durch einen Juden, als sie sich außerstande sah, die Zinsen für die aufgenommene Hypothek zu zahlen. Seitdem verdiente sie ihren Lebensunterhalt und die Kosten für die Ausbildung ihres Sohnes mit Weißnäherei, und von Jahr zu Jahr wuchs ihr Haß gegen Russen und Juden. Die einen hatten ihr den Mann geraubt, die anderen ihre Existenz vernichtet.

Werner wußte, daß sich das Herz der Mutter verhärtet hatte. Er war deshalb bestrebt, jeden Kummer von ihr fernzuhalten. Darum verschwieg er ihr seine Empfindungen für Ditha. Lediglich beiläufig hatte er erwähnt, daß er auf Norderney ein sehr nettes Mädchen kennengelernt habe.

Margot hatte er dies ebenfalls gesagt.

Sie hatte gleich gefragt: »Hast du mit ihr geschlafen?«

Es war eigentlich Trotz gewesen, daß er mit einem klaren ›Ja!‹ geantwortet hatte.

Daraufhin hatte sie kaltschnäuzig erwidert: »Gut, daß ich das weiß. Ich werde mich zu gegebener Zeit revanchieren.«

Er dachte daran, als er auf Margot zuing, und überlegte: Wie mag sie darauf reagieren, daß mich ein weibliches Wesen in einem schicken Sportwagen hierhergebracht hat?

Ihre blauen Augen blickten aggressiv. »War das ein ›Stoewer?‹«

Werner nickte. »Du kennst dich mit Automarken gut aus.«

»Weil auch ich eines Tages so einen Wagen besitzen will. Aber wie ist deine Prüfung ausgefallen?«

»Die findet erst in ein paar Tagen statt«, behauptete er eingedenk dessen, was Ditha ihm geraten hatte. »Die Maschine war defekt.«

»Schade. Ich hätte gern gewußt, ob du es schaffst. Wer war das in dem Wagen?«

»Das Mädchen, das ich auf Norderney kennenlernte.«

»Ihr trefft euch hier in Berlin?«

»Gelegentlich. Sie wohnt in Zehlendorf und war heute in Staaken. Da hat sie mich auf der Rückfahrt mitgenommen.«

»Alles weitere kann ich mir denken. Ihr habt herumgeknutscht.«

»Im offenen Wagen?«

»Auf jeden Fall war es geschmacklos, mit ihr vor unserer Wohnung aufzukreuzen. Wenn deine oder meine Mutter euch gesehen hat ... Du weißt, was sie sich wünschen.«

»Wir beide spüren nur nicht so recht.«

»Ach, Werner!« Sie schob ihren Arm unter den seinen. »Mein Vater macht mich noch ganz verrückt. Wenn's nach mir ginge ... Ich will keinen anderen Mann als dich.«

»Nanu«, wunderte er sich, »das sind ja ganz neue Töne. Darf ich den Grund deines so erstaunlichen Sinneswandels erfahren?«

Sie verzog ihren Mund. »Wir hatten gestern einen Schulball. Nur langweilige Kerle. Ich wäre fast eingeschlafen.«

»Und bei mir glaubst du wach zu bleiben?«

»Bestimmt. Doch mit dieser Schwarzhaarigen darfst du dich nicht mehr treffen!«

»Eifersüchtig?«

»Natürlich«, bekannte sie offen.

»Dann werde ich gelegentlich mal über uns beide nachdenken.«

Sie zog ihren Arm zurück. »Weißt du, was du bist? Ein Ekel!« Ohne ein weiteres Wort lief sie davon.

Ich komme ganz schön in die Bredouille, dachte er. Über kurz oder lang werde ich eine Entscheidung treffen müssen.

Mutter Eggebrecht hatte eine bescheidene Dreizimmerwohnung, zu der ein kleiner Erker mit Ausblick auf den Lietzensee gehörte. Wenn irgend möglich, erledigte sie ihre Näharbeiten auf dem Balkon, und das tat sie auch, als ihr Sohn vom Flughafen zurückkehrte. Es entging ihr dadurch nicht, daß ihn ein apartes junges Mädchen in einem auffälligen Sportwagen nach Hause brachte. Dies beunruhigte sie. Als Margot dann noch hinzukam, die sie heiß liebte und als künftige Schwiegertochter betrachtete, geriet sie fast in Panik, als sie wahrte, daß sich die Tochter ihrer Freundin nach einem kurzen Gespräch abrupt von ihrem Sohn abwandte.

Aufgebracht eilte sie in ihre Wohnung. Der Junge wird doch keine Dummheiten machen? War die Fahrerin womöglich das Mädchen, das er auf Norderney kennengelernt hatte? Es schien vermögend zu sein, der Wagen und der damalige Flug nach Borkum sprachen dafür.

Mutter Eggebrecht nahm sich vor, die Tochter ihrer Freundin so schnell wie möglich aufzusuchen und ihr zu sagen, daß sie bedingungslos zu ihr stehe. Die bange Frage, ob ihr Sohn die für diesen Tag angesetzte Prüfung bestanden habe, war unvermittelt von der Sorge verdrängt, die sie sich um sein Lebensglück machte.

Werner indes fühlte sich erleichtert, als die Mutter sich nicht, wie er erwartet hatte, als erstes nach dem Ausgang der Prüfung erkundigte. Sie fragte vielmehr mit kummervoller Miene: »Wer war das, der dich da im Wagen hierhergebracht hat?«

»Meine Bekanntschaft von Norderney«, antwortete er leichthin. Sie hatte also richtig vermutet. Unwillkürlich preßte sie die Lippen zusammen.

Werner strich über das streng gescheitelte Haar der Mutter, das die Herbheit ihrer Gesichtszüge unnötig betonte. »Du brauchst dir keine Gedanken zu machen.«

Es war, als fälle ein Sonnenstrahl auf sie herab. »Und warum hat Margot dich stehengelassen?«

»Weil ich ihre Aufforderung, mich nicht nochmals mit der ›Schwarzhaarigen‹ zu treffen, mit der Bemerkung quittierte, darüber gelegentlich nachdenken zu wollen.«

Seine Antwort schien die Mutter zu erleichtern. »Du wolltest sie necken, nicht wahr?«

Er legte den Arm um sie. »Solange ich keine Anstellung gefunden habe, meide ich Zukunftsgespräche.« Wie nebenbei fügte er übergangslos hinzu: »Die Prüfung konnte übrigens nicht stattfinden. Die Maschine verlor beim Start ein Rad. Das Fahrwerk wurde dadurch bei der Landung beschädigt.« Er brachte es nicht über sich, die volle Unwahrheit zu sagen. »Der Prüfungsflug wird in etwa einer Woche wiederholt. Bis dahin müssen wir uns gedulden.«

Sie sah ihn betroffen an. »Machst du mir auch nichts vor?«

Werner antwortete unbefangen: »Warum sollte ich?«

Mutter Eggebrecht spürte, daß er ihr etwas verheimlichte. Es war doch verwunderlich, daß er die Beschädigung des Fahrgestells nur am Rande erwähnte. Eine Landung auf einem Rad war schließlich nichts Alltägliches.

Aber wie sollte sie sich nun verhalten? Werners Glück lag ihr mehr am Herzen als das eigene. Am besten würde es sein, ein anderes Thema zu wählen und am Abend ihre Freundin Henriette aufzusuchen.

Es war ein günstiges Zusammentreffen, daß just in dem Augenblick da Mutter Eggebrecht nach dem Abendessen das Haus verlassen hatte, ein wie gestriegelt aussehender Herr mittleren Alters an der Wohnungstür erschien und sich, die Hacken zusammenschlagend, als Hauptmann Winter vorstellte. Er ersuchte um Nachsicht dafür, trotz der vorgeschrittenen Tageszeit noch um eine Unterredung zu bitten, und fügte erläuternd hinzu: »Die Angelegenheit, über die ich mit Ihnen sprechen möchte, hängt mit Ihrem heutigen Flugunfall zusammen.«

Das genügte, um den Piloten hellwach werden zu lassen. Er führte den Offizier ins Wohnzimmer und erklärte mit etwas hilfloser Geste, leider nichts anbieten zu können.

Damit schien Hauptmann Winter gerechnet zu haben, denn er erwiderte ohne Hemmung: »Ich bin über die Verhältnisse, in denen Sie leben, ebenso informiert wie über Ihre fliegerische Laufbahn.«

Werner Eggebrecht stutzte. »Wie ist das möglich? Ich habe mit dem Militär nichts zu tun.«

»Erlernt haben Sie das Fliegen aber bei der ›Sportflug GmbH‹ in Königsberg und in Staaken, bei der ›Severa GmbH‹ in Norderney, bei der ›Deutschen Verkehrsfliegerschule‹ in Braunschweig und in Schleißheim und bei der ›Deutschen Luftfahrt GmbH‹ in Böblingen. Wie Sie wissen, handelt es sich bei all diesen Gesellschaften um Tarnunternehmen, deren Aufgabe die fliegerische Ausbildung von Reichswehroffizieren ist. Zwangsläufig registrieren die genannten Dienststellen auch die Personalien und Leistungen der wenigen zivilen Flugschüler, und es ist uns somit bekannt, daß Ihre Frau Mutter über kein Vermögen verfügt und die Kosten für Ihre Ausbildung mühsam hat ersparen müssen. Sie selbst haben im Schnitt wöchentlich über dreißig Stunden am Schraubstock oder in den Motorenwerkstätten gestanden, um ...«

»Danke, das reicht«, unterbrach ihn Werner. »Und ich ahne nun auch, worauf Sie hinauswollen: ›Schwarze Reichswehr!‹ Ausbildungsstelle Lipezk in Rußland! Aber da ist bei mir nichts zu machen. Man hat bereits mehrfach versucht, mich für die geheime deutsche Jagdfliegerschule zu gewinnen.«

»Ja, das ersah ich aus Ihren Akten, und ich habe mich gefragt: Was mag der Grund für Ihre beharrliche Ablehnung sein? Sie wären doch schlagartig alle Sorgen los!«

»Eben nicht«, widersprach Werner. »Wenn ich nach Lipezk ginge, müßte ich Offizier werden und würde als junger Leutnant nicht über die Mittel verfügen, die ich benötige, um meiner Mutter jenen Lebensabend zu bereiten, den sie verdient.«

»Sie täuschen sich«, entgegnete der Hauptmann. »Die Jahre, die Sie für Ihre fliegerische Ausbildung benötigt haben, würden Ihnen voll angerechnet. Und die Zeit in Lipezk zählt doppelt! Sie würden also sehr schnell meinen Dienstgrad erreichen und könnten sich dann manchen Wunsch erfüllen.«

»Das vermag ich nicht zu beurteilen«, wich Werner aus. »Unabhängig davon habe ich einen noch gewichtigeren Punkt zu berücksichtigen: Mein Vater ist in Rußland gefallen, und meine Mutter trägt einen fast krankhaften Haß gegen Russen in sich. Das

Herz würde ihr brechen, wenn ich ausgerechnet in das Land ginge, das ihr, wie sie es sieht, den geliebten Mann geraubt hat. Darf ich ihr das antun, nachdem sie kein Opfer scheute, um es mir zu ermöglichen, die höchste fliegerische Qualifikation zu erringen?«

Hauptmann Winter schüttelte den Kopf. »Das dürfen Sie natürlich nicht. Doch ich stelle eine Gegenfrage: Was glauben Sie, welche Tätigkeit Sie bei der Lufthansa übernommen hätten, wenn der heutige Prüfungsflug anders verlaufen wäre?«

»Ich rechnete mit einer Anstellung im Streckendienst.«

»Sie täuschen sich erneut, denn Sie würden einer jener ›Fliegerkurierstaffeln‹ zugeteilt worden sein, die zur Zeit aufgestellt und von der Lufthansa mit dem entsprechenden Flug- und Bodenpersonal ausgestattet werden. So oder so wären Sie Mitglied einer Aufbauzelle für die künftige deutsche Fliegertruppe geworden. Die Franzosen lieferten mit der Besetzung des Rheinlandes den schlagenden Beweis dafür, daß wir schutzlos jedem militärischen Zugriff ausgeliefert sind. Wir kommen also nicht umhin, fliegerische Einheiten zu unserer Verteidigung zu schaffen. Und wir können es nicht länger dulden, daß die deutsche Industrie ihre Flugzeuge im Ausland bauen muß: Heinkel in Helsinki, Dornier in Marina di Pisa, Junkers in Fili bei Moskau, Rohrbach in Kopenhagen.«

»Ich weiß, wie sehr Deutschland geknebelt ist, und ich würde mich gern aktiv betätigen. Die Rücksichtnahme auf meine Mutter zwingt mich jedoch, eigene Wünsche hintanzustellen.«

»Ich bedauere dies um so mehr, als ich Ihnen ein glänzendes Angebot machen könnte.«

»Ausgerechnet an dem Tag, da ich das Pech hatte, einen Bruch zu fabrizieren?«

Hauptmann Winter beugte sich über den Tisch. »Als ich von Ihrem Mißgeschick erfuhr, sagte ich mir: Dies ist der richtige Augenblick, Sie aufzufordern, in unsere Dienste zu treten. Und zwar nicht als Offizier, sondern als Zivilflugzeugführer! Die Voraussetzung ist also eine völlig andere. Wir brauchen dringend einen Piloten, der den C2-Schein besitzt und berechtigt ist, einen dreimotorigen Rohrbach-›Roland‹ zu fliegen. Schon in wenigen

Tagen könnten Sie diese Maschine nach Lipezk überführen und dort mit Versuchsflügen beginnen, die uns hier untersagt sind.«

Werner Eggebrecht war wie versteinert. »Ich soll einen ›Roland‹ ...?«

»Hätten Sie Bedenken?«

Das Herz des Piloten schlug höher. Er sollte ein dreimotoriges Flugzeug übernehmen und damit nach Rußland fliegen? Wie ließ sich dieses uneingeschränkte Vertrauen erklären? »Woher wissen Sie überhaupt von meinem Unfall?« fragte er geradeheraus.

Der Offizier zögerte. »Erlassen Sie mir die Beantwortung Ihrer Frage. Dem Informanten würde es wahrscheinlich nicht recht sein, wenn ich seinen Namen preisgebe.«

»Wurden Sie verpflichtet zu schweigen?«

»Nein.«

»Dann muß ich um Aufklärung bitten. Es ist doch höchst seltsam, daß Sie mir nach dem, was heute passiert ist, Ihr Vertrauen schenken. Zumal Flugkapitän Schnieder drohte, Anzeige gegen mich zu erstatten.«

Hauptmann Winter wischte über den Tisch, als gelte es, eine Fliege zu verjagen. »Das wird er nicht tun.«

Werner horchte auf. »Wie kommen Sie zu dieser Annahme?«

»Weil *er* es war, der mich informierte und mir ans Herz legte, Sie noch heute aufzusuchen.«

Der Pilot preßte die Hände gegen die Schläfen. »Jetzt verstehe ich gar nichts mehr. Ich hatte diesen Schnieder schon für einen niederträchtigen Scheißkerl gehalten ...«

»... und es bewahrheitet sich, daß jede Münze zwei Seiten hat«, fiel der Offizier ein. »Aber es freut mich, Sie beeindruckt zu sehen.«

»Das bin ich sowohl über Ihr Angebot als auch über Flugkapitän Schnieders Verhalten. Wenn ich nur wüßte, wie ich meiner Mutter beibringen könnte ...«

»Warum über Rußland sprechen, wenn es die ›Deruluft‹ gibt?« fragte Hauptmann Winter sibyllinisch. »Dieses Unternehmen wurde von der ›Deutschen Luft Hansa‹ mit der russischen Fluggesellschaft

›Dobroljot‹ gegründet und soll den Streckenverkehr von Berlin über Moskau bis nach Irkutsk ausbauen. In Aussicht genommen ist ferner ein Anschluß über Mukden nach Peking, der von der ›Eurasia‹, einem deutsch-chinesischen Unternehmen mit Lufthansapiloten, übernommen werden soll.«

»Mir schwirrt der Kopf!« stöhnte Werner Eggebrecht.

»Das wird sich wieder geben«, beruhigte ihn der Offizier. »Und ich empfehle Ihnen, Ihrer Frau Mutter zu erklären, daß Ihre Tätigkeit im Rahmen der von mir geschilderten Planung liegt. Sie sagen ihr dann zwar nicht ganz die Wahrheit, würden sie aber auch nicht direkt belügen. Denn Ihre Aufgabe in Lipezk dient ja der flugtechnischen Entwicklung, die übrigens in Zusammenarbeit mit dem Junkerswerk in Fili und der ebenfalls in der Nähe von Moskau gelegenen Versuchsanstalt für Luftfahrt erfolgt.«

»Und was würde ich verdienen?«

»Siebenhundert Reichsmark plus hundertfünfzig Fliegerzulage.«

Die Summe erschien Werner so unvorstellbar hoch, daß es ihm die Sprache verschlug.

»Und zu versteuern hätten Sie nichts! Zweihundert würden Ihnen in Lipezk ausgezahlt – der Betrag ermöglicht es Ihnen, drüben wie der Herrgott in Frankreich zu leben –, der Rest würde auf ein von Ihnen zu benennendes Bankkonto überwiesen. Hört sich gut an, wie?«

Werner fuhr sich durchs Haar. »Ich kann's noch gar nicht fassen. Achthundertfünfzig Mark würde ich erhalten?«

»Steuerfrei!«

»Da wird auch meine Mutter kapitulieren.«

»Darf ich daraus schließen, daß Sie bereit sind, die Aufgabe zu übernehmen?«

Werner schränkte ein: »Sofern meine Mama sich einverstanden erklärt.«

Hauptmann Winter überreichte seine Visitenkarte und bat darum, ihn baldmöglichst zu verständigen, da die Angelegenheit eile und gegebenenfalls eine Reihe von Formalitäten zu erledigen seien. Im übrigen betrachte er das Gespräch als streng vertraulich und setze

voraus, daß über Lipezk und die in Rußland aufgezogene Organisation absolutes Stillschweigen bewahrt werde.

»Und wie würde ich postalisch zu erreichen sein?«

»Über einen Herrn von der Leith, dessen Moskauer Anschrift Sie zu gegebener Zeit erhalten. Hinter diesem Namen verbirgt sich Oberst a. D. von der Leith-Rolson, Chef der ›Zentrale Moskau‹, dem die Jagdfliegerschule Lipezk untersteht.«

Noch während sie einige Details besprachen, kehrte Werners Mutter zurück. Ihre Verwunderung über den unbekannten Gast wurde grenzenlos, als der Sohn ihr Hauptmann Winter vorstellte und hinzufügte: »Mir wurde eben ein Angebot gemacht, das uns heute nacht nicht schlafen lassen wird. Denn wenn wir zustimmen, erhalte ich eine grandiose fliegerische Aufgabe.«

»Dazu ein beachtliches Gehalt!« ergänzte der Offizier. »Sie würden aller Sorgen enthoben sein, gnädige Frau.«

Und für mich wäre das Problem Margot gelöst, schoß es Werner durch den Kopf. Wie es mit Ditha weitergeht ...

Hauptmann Winter verneigte sich vor der Mutter. »Es wird höchste Zeit, daß ich mich verabschiede. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie und Ihr Sohn sich entschließen könnten, das ihm unterbreitete Angebot zu akzeptieren.« Erneute Verneigung. Dezent es Hackenklappen. Ein Schritt zurück. Abgang.

Christine Eggebrechts Wangen glühten, als Werner, der den späten Besucher zur Straße hinunter begleitete, in das Zimmer zurückkehrte. Ein *Hauptmann* hatte ihren Sohn aufgesucht! Und ihm ein Angebot gemacht! Daß er sie ›gnädige Frau‹ genannt hatte, fand sie übertrieben. Dennoch tat es ihr gut, einmal so angesprochen zu werden. Das Auftreten des Offiziers hatte sie überhaupt beeindruckt. »Mein Jungchen!« jubelte sie. »Mir scheint, es ist ein Wunder geschehen! Wieso wird dir plötzlich eine Stellung angeboten?«

»Wahrscheinlich, weil du fleißig gebetet und den Herrgott angefleht hast, endlich den Schlüssel zu der Spardose herauszurücken, in die du zehn Jahre lang jeden ersparten Groschen gesteckt hast. Wenn wir ja sagen, stehen uns monatlich achthundertfünfzig Mark zur Verfügung!«

Die Mutter legte vor Schreck die Hände an die Wangen. »Soviel Geld verdient ja nicht einmal Oberstudienrat Hausmann!«

Werner umfaßte sie und drehte sich mit ihr im Kreis. »Es gibt eben eine ausgleichende Gerechtigkeit. In Zukunft wirst *du* es sein, die Henriette ins Cafe einlädt.«

»O Jungchen«, frohlockte die Mutter. »Wie habe ich mich danach gesehnt, zurückerstatten zu können, was uns an Gutem erwiesen wurde.«

Sogleich erklärte er beschwingt: »Außerdem wirst du dir nun jeden Abend eine Flasche Bier und ein Gläschen ostpreußischen ›Bärenfang‹ leisten können.«

Sie lachte. »Nichts übertreiben! Wennschon, dann gönne ich mir höchstens das eine *oder* das andere.«

»Nein, beides!« trumpfte er auf. »Und du wirst dir schöne Kleider und all das kaufen, was du dir im stillen gewünscht hast. Gearbeitet wird nicht mehr! Du hast das Leben nur noch zu genießen.«

»Jungchen, Jungchen! Mir wird ganz schwindlig.«

Um die gehobene Stimmung auszunützen, begann er mit einer begeisterten Schilderung des dreimotorigen Rohrbach-›Roland‹, den er – falls sie damit einverstanden sei – übernehmen solle, um im Auftrag einer deutsch-russischen Luftfahrtgesellschaft auf der geplanten Fluglinie Berlin-Moskau-Irkutsk erste Erfahrungen zu sammeln.

»Dann bist du ja dauernd fort«, entsetzte sie sich.

»So ist nun mal das Leben«, entgegnete er. »Vögel, die flügge werden, verlassen das Nest.«

»Aber daß du gleich so weit ... Bei der Lufthansa wärest du hier in der Nähe geblieben.«

»Nicht unbedingt«, widersprach er und behauptete: »Ich hätte beispielsweise bei den Tochtergesellschaften ›Scadta‹ oder ›Sindicato Condor‹ eingesetzt werden können und säße dann in Argentinien, Brasilien oder Chile.«

Ihre Stimme klang verzagt. »Müßtest du mit Russen zusammenarbeiten?«

»Natürlich nicht«, versicherte er guten Gewissens. »Mit denen hätte ich nichts zu tun. Die haben ihre Aufgabe zu erfüllen, wir die unsere.«

Im Verlauf mannigfaltiger Überlegungen, die sie in der Folge anstellten, erklärte die Mutter, im Prinzip mit allem einverstanden zu sein, eine endgültige Entscheidung aber erst nach einem gemeinsamen Gespräch mit Henriettes Mann treffen zu wollen. »Er weiß so viel«, gab sie zu bedenken. »Es wäre ein Fehler, seine Meinung nicht zu hören.«

»Die kenne ich jetzt schon«, mokierte sich Werner. »Der Herr Allesbesserwisser wird uns nicht gönnen, daß wir es auf so phantastische Weise geschafft haben.«

»Nun bist du ungerecht«, schalt ihn die Mutter.

»Warten wir es ab«, entgegnete er.

Oberstudienrat Hausmann war für ihn ein rotes Tuch. Er kannte dessen Lust, sich überall einzumischen. Doch er würde sich zu wehren wissen. Wahrscheinlich genügte schon die Erwähnung des in Aussicht gestellten hohen Gehaltes, um den Steißtrommler in Rage zu bringen.

Nach einer zeitweilig schlaflos verbrachten Nacht drängte es Werner, sich noch am Vormittag mit Ditha zu treffen. Er bot der Mutter an, frische Brötchen zu holen, und nutzte den Gang zum Bäcker, um die Freundin von einer Telefonzelle aus anzurufen. Ditha war natürlich erstaunt, als er ihr sagte, daß sich am vergangenen Abend noch Entscheidendes ereignet habe und er sie dringend sprechen müsse.

»Wo?« war die für sie typisch knappe Erwiderung.

»Vielleicht am Ku'damm?«

»Gut, im Kranzler. Ist dir elf Uhr recht?«

»Einverstanden.«

Telefongespräche zwischen ihnen verliefen stets in Stichworten; es war gerade so, als fürchteten sie, dem toten Kabel anzuvertrauen, was sie bewegte. Auch hielt beide die Vorstellung, kitschig wie

Liebende im Film zu wirken, davon ab, Zärtlichkeiten auszusprechen.

Der Mutter gegenüber mußte Werner nun freilich ein Spiel treiben, das ihm selbst mißfiel. Doch er konnte ihr nicht erklären, sich mit dem Mädchen aus Norderney treffen zu wollen. Deshalb behauptete er, daß er nach dem Frühstück zum Flughafen Tempelhof fahren wolle, um von einigen ›alten Hasen‹ Näheres über die ihm angebotene Stellung zu erfahren.

»Das ist eine gute Idee!« lobte ihn die Mutter. »Man soll keinen Entschluß fassen, ohne das Für und Wider sorgfältig erwogen zu haben.«

Ditha saß bereits im Kranzler, als Werner in Knickerbocker und verbliebenem Lumberjack das Cafe betrat. »Ich platze vor Neugier«, bestürmte sie ihn. »Ist Flugkapitän Schnieder zu Kreuze gekrochen?«

Er war verblüfft. »Wie kommst du darauf? Es spricht doch nichts dafür ...«

»Na, hör mal!« fiel sie lebhaft ein. »Wolltest du mich nicht sprechen, weil sich gestern abend noch Entscheidendes ereignet hat? Also muß der Schnieder seinen Fehler eingestanden haben.«

»Gut kombiniert«, erwiderte er anerkennend. »Und du hast recht. Doch der Herr Flugkapitän hat noch ein übriges getan. Er schickte mir den Vertreter einer deutsch-russischen Fluggesellschaft, die mir ein sagenhaftes Angebot machte.«

Ihre großen runden Augen glänzten. »Du hast eine Stellung bekommen?«

»Ich kann sie sofort antreten, und meine Mutter ist auch schon halb einverstanden. Sie möchte lediglich die Meinung eines Bekannten erfahren, den wir heute nachmittag aufsuchen werden.«

Dithas Stimmung war dahin. »Ja, bist du noch zu retten? Dir wird ein ›sagenhaftes‹ Angebot gemacht, und die Entscheidung darüber, ob du akzeptierst oder nicht, überläßt du deiner Mutter und irgend jemand anderem?«

»Du mußt verstehen ...«

»Nein«, unterbrach sie ihn ungehalten. »Ich habe nicht das geringste Verständnis dafür, wenn ein ausgewachsenes Mannsbild Halt bei Verwandten und Bekannten sucht.«

»Das tu' ich ja gar nicht«, widersprach er. »Mama soll sich nur nicht übergangen fühlen.«

Sie musterte ihn prüfend. »Ich weiß, daß du deiner Mutter alles verdankst, und ich finde es großartig, wie besorgt du um sie bist. Du wirst ihr aber niemals einen geruhsamen Lebensabend bereiten können, wenn du dich nicht endlich abnabelst und Entscheidungen triffst, die keinen Gefühlsduseleien, sondern nüchternen Überlegungen entspringen.«

»Da hast du recht«, erwiderte er. »Aber es ist verdammt schwer, einer Mutter wie der meinen nicht weh zu tun.«

Ditha nickte zustimmend. »Dennoch wird eine Trennung für euch beide segensreich sein. Die Leine, an der du hier gehalten wirst, ist zu kurz. Es ist höchste Zeit, daß du dich freimachst. Mensch, Werner! Mit vierundzwanzig Jahren ...« Sie strich über seine Hand. »Doch jetzt erzähl erst mal. Du sollst in Rußland eingesetzt werden?«

»Ja.«

»Großartig!«

Er staunte. »Macht es dir nichts aus, wenn wir uns lange Zeit nicht sehen können?«

»Geht es um deine Zukunft oder um unser Ringelspiel?« entrüstete sie sich. »Außerdem freue ich mich. Es gibt nichts Schöneres, als einen nahestehenden Menschen erfolgreich zu sehen. Also raus mit der Sprache: In welche Stadt wird es dich verschlagen? Und was ist das für eine Gesellschaft, die dich anstellen will?«

Werner erzählte ihr die gleiche Mär, die er der Mutter aufgebunden hatte.

Als er endete, meinte Ditha beeindruckt: »Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll: den Geist vorausschauender Männer, die zu einem Zeitpunkt, da das Flugzeug noch in den Kinderschuhen steckt, einen Luftverkehr von Berlin über Moskau nach Peking planen, oder den Mut von Piloten, die diese grandiose Idee in die Tat umsetzen

wollen. Ich bin richtig stolz auf dich. Und mein Vater wird es ebenfalls sein. Von Mam ganz zu schweigen.«

Es ist gut, daß ich für eine Weile verschwinde, ging es ihm durch den Kopf. Bei Mamas Einstellung ... Selbst ich habe eigentlich Bedenken. Eine Ehe mit einer Jüdin bedingt unweigerlich Komplikationen.

Ditha schaute auf ihre kleine Armbanduhr und schob ihr Portemonnaie unauffällig zu Werner hinüber. »Ich will nicht drängen, aber noch vor zwölf muß ich hier in der Nähe bei einem Juwelier etwas für meinen Vater besorgen. Kommst du mit?«

»Gerne.« Er winkte die Serviererin herbei, zahlte und praktizierte die Geldbörse geschickt in Dithas Handtasche zurück. »Das war heute hoffentlich das letzte Mal.«

In ihren Augen lag Schalk. »Ich hab's manchmal genossen, dich am Bündel zu haben.«

Er wollte etwas erwidern, doch sie erhob sich und zog ihn mit sich auf die Straße hinaus. »Wir müssen uns beeilen, sonst wird der Laden dichtgemacht.«

Erst jetzt fiel ihm auf, wie elegant Ditha gekleidet war. »Ich sollte vielleicht doch lieber draußen bleiben. In meinem abgewetzten Lumberjack ...«

»Mensch, weißt du denn nicht, daß Patina den erst richtig schick macht?« Sie wies auf ein Juweliergeschäft. »Wir sind schon da.« Ohne die Auslage zu beachten, ging sie schnurstracks auf die Ladentür zu und trat ein.

Ein älterer Herr eilte herbei und begrüßte sie. »Womit kann ich dienen, Fräulein Gülden?«

Ditha blinzelte ihm zu. »Ich soll für Paps ein Amulett besorgen. Haben Sie eine Auswahl vorrätig?«

»Aber gewiß!« Der Juwelier zog aus einem Regal ein mit Samt ausgeschlagenes flaches Tableau, auf dem sich eine Anzahl unterschiedlicher Anhänger befanden.

»Komm, hilf mir«, bat sie Werner. »Was würdest du wählen?«

Er betrachtete das dargebotene Sortiment. »Soll das Geschenk für einen Herrn oder eine Dame sein?«

»Für einen Herrn. Wie findest du dieses chinesische Schriftzeichen?«

»Es bedeutet ›Langes Leben‹«, erklärte der Juwelier.

Werner verzog den Mund. »Vielleicht ganz nett für eine ältere Dame.«

Sie zeigte auf einen ungewöhnlich geschnittenen, in Gold gefaßten Lapislazuli. »Was stellt der Gegenstand dar?«

»Einen Skarabäus. Für die Ägypter sind diese Käfer heilige Wesen. «

Ditha wandte sich an Werner. »Hübsch, nicht wahr?«

»Vor allen Dingen weckt er angenehmere Assoziationen als ein heiligesprochener Mensch.«

»Kann das Amulett am Hals getragen werden?« erkundigte sie sich.

»Selbstverständlich.« Der Juwelier nahm den Glücksbringer von der Samunterlage und zeigte auf eine massiv goldene Rückseite, die eine Öse aufwies.

Sie musterte den Skarabäus nachdenklich. »Gefällt mir gut. Ich glaube, den nehme ich. Dazu natürlich ein passendes Kettchen.«

Der Juwelier holte eine kleine goldene Kette, befestigte den Talisman daran und überreichte das Angebinde.

Sie hielt es Werner vor die Brust. »Nimm die Krawatte mal ab.«

»Wozu das?«

»Ich möchte sehen, wie es aussieht.«

»Aber ich kann doch nicht ...«

»Stell dich nicht so an«, unterbrach sie ihn, griff nach seinem Binder und zog den Knoten nach unten. Und noch bevor er sich wehren konnte, hatte sie seinen Kragen aufgeknöpft und ihm die Kette über den Kopf gestreift.

Er sah sie entgeistert an.

Ohne sich zu genieren, küßte sie den Skarabäus und schob ihn unter Werners Hemd. »Von nun an wird er dich beschützen und täglich an mich erinnern.«

Ich werde nie mehr von ihr loskommen, dachte er. Und war's zufrieden.

Als Werner sich von Ditha verabschiedet hatte, sah er der Unterredung mit Oberstudienrat Hausmann fast freudig entgegen. Die Freundin hatte ihn zuversichtlich gestimmt. Er glaubte zwar, daß seine Mutter keine Einwände mehr erheben würde, war aber auch gewillt, sich gegebenenfalls über ihre Bedenken hinwegzusetzen. In ihrem ureigensten Interesse durfte er das ihm gemachte Angebot nicht ausschlagen. Er war daher gefestigt wie nie zuvor, als er mit der Mutter die Familie Hausmann aufsuchte.

Die hochbusige ›Tante‹ Henriette, wie er die Freundin der Mutter von Kindheit an nannte, paßte in der Statur glänzend zu ›Onkel‹ Wilhelm. Im Gegensatz zu diesem hatte sie allerdings ein fein geschnittenes Gesicht. Auch war sie stets zuvorkommend und freundlich, während ihr Mann meistens einen verbissenen Eindruck machte und sich nur wohl zu fühlen schien, wenn er jemanden abkanzeln konnte. Und es entsprach seiner Art, daß er, noch während seine Frau die Gäste in das Arbeitszimmer führte, seine goldene Uhr aus der Westentasche zog, den Klappdeckel hochschnellen ließ und die buschigen Augenbrauen hob, um seine Verwunderung über die ungewöhnliche Zeit des Besuches zum Ausdruck zu bringen.

Mutter Eggebrecht erkannte nicht die Zurechtweisung, die hinter der anzüglichen Gebärde stand.

Margot erhob sich von ihrem Schreibpult, um ›Tante‹ Christine zu begrüßen. »Du machst deine Schulaufgaben!« fuhr der Vater sie an.

»Aber Wilhelm«, versuchte seine Frau ihn zu beschwichtigen.

Werners Mutter umarmte Margot, als habe sie die Weisung nicht gehört. »Stell dir vor, Kindchen, meinem Jungchen wurde eine phantastische Stellung angeboten. Aber das muß er euch selbst erzählen.«

Margots Verstimmung vom Tage zuvor war wie weggeffegt. Sie reichte Werner die Hand. »Übernimmst dich die Lufthansa?«

»Wie oft hab' ich dir schon gesagt, daß du deine Neugier zügeln sollst!« polterte der Vater und zeigte auf das Schreibpult. »Du weißt, daß ich Unterbrechungen bei Schulaufgaben nicht dulde.«

Werner wurde es zuviel. »Dann sollten wir Margot nicht stören und uns in ein anderes Zimmer begeben.«

Oberstudienrat Hausmann brauste auf: »Bestimme ich hier oder du?«

»Ich habe lediglich einen Vorschlag gemacht.«

»Zu Recht«, wagte Margots Mutter einzuwerfen. »Das Kind kann sich unmöglich konzentrieren, wenn wir uns in seiner Gegenwart unterhalten. Außerdem hat es ein Recht darauf, zu erfahren, welches Angebot Werner gemacht worden ist.«

»Papperlapapp!« schimpfte der Vater. »Ich erteile die Weisungen!«

Mutter Eggebrecht hob flehend die Hände.

»Na schön!« lenkte er ein und griff nach einer Zigarrenkiste. »Zehn Minuten Pause!« Und an Werner gewandt: »Ich weiß zwar nicht, was mich das Ganze angeht, aber wahrscheinlich wünscht ihr meinen Rat.«

»So ist es«, erwiderte die Mutter erleichtert.

Oberstudienrat Hausmann zündete sich genüsslich eine Zigarre an und nahm in einem Schaukelstuhl Platz. »Ich bin ganz Ohr.«

Mühsam beherrscht entwickelte Werner zum dritten Mal die ihm von Hauptmann Winter empfohlene Geschichte über den Aufbau einer Fluglinie Berlin-Moskau-Peking. Erneut behauptete er, ihm solle die ehrenvolle und zukunftssträchtige Aufgabe erteilt werden, auf einigen im Detail noch nicht festgelegten Strecken erste Flugerfahrungen zu sammeln. »Und zwar mit einem dreimotorigen Rohrbach->Roland«, der nach Rußland zu überführen ist«, fügte er hinzu und nannte die Summe, die er monatlich erhalten würde.

Margot schrie begeistert auf.

Ihrem Vater, dem bei der Schilderung der geplanten Fluglinie das Blut schon in den Kopf gestiegen war, traten die Augen aus den Höhlen. Erregt nahm er die Zigarre aus dem Mund, Asche fiel auf seine Weste. Er verlor die Beherrschung. »Achthundertfünfzig

Mark? Soviel verdient ja nicht einmal ein Studiendirektor! Aber das ist typisch für diese gottverdammte Schwarz-Rot-Mostrich-Bande. Statt für Ordnung im Staat zu sorgen, wird eine Fluglinie geplant, die es kommunistischen Mördern möglich machen soll, schnellstens nach Deutschland zu gelangen, um auch hier ihr Unwesen zu treiben. Schamlos werden russische und chinesische Verbrecher unterstützt. Und niemand greift zur Waffe. Aber wer kann sich noch auflehnen, wenn selbst ein nationalliberaler Politiker wie Stresemann, der von der Weimarer Verfassung und dem Vertrag von Versailles zunächst nichts hat wissen wollen, plötzlich umkippt und in Rapallo mit dem sowjetischen Blutkommissar Tschitscherin geheime Vereinbarungen trifft, zu denen sogar ein Militärabkommen zwischen der Roten Mörderarmee und unserer auf hunderttausend Mann reduzierten deutschen Reichswehr gehören soll.«

»Das ist ja furchtbar!« stöhnte Werners Mutter.

Ihr Sohn beschwichtigte sie. »Laß dich nicht beirren, Mama. Stresemann, den Onkel Wilhelm verächtlich zu machen versucht, erhielt zusammen mit dem französischen Staatsmann Briand den Friedensnobelpreis.«

»Und warum?« erboste sich Margots Vater. »Weil der Kerl mit Juden paktiert!« – »Da kann ich nur lachen«, entgegnete Werner belustigt.

»Das wird dir und vielen anderen noch vergehen«, krakeelte Oberstudienrat Hausmann. »Der Tag ist nicht mehr fern, an dem der ›Völkische Block‹ das Ruder übernehmen und jeden hinter Gitter bringen wird, der nicht deutsch bis in die Knochen ist!«

Seine Frau glich einem verängstigten Kind. »Ich verstehe nicht, worauf du hinauswillst, Wilhelm. Was hat Werners Anstellung mit Stresemann, dem Vertrag von Rapallo und dem ›Völkischen Block‹ zu tun?«

»Wenn du das nicht begreifst, tust du mir leid«, wettete Wilhelm Hausmann mit Stentorstimme. »Es ist unter meiner Würde, weiterhin mit euch über dieses Thema zu sprechen.«

Margot begehrte auf. »Werner hat nicht einmal Zeit gehabt, zu sagen, wohin er das Flugzeug überführen soll.«

»Die Stadt wurde mir noch nicht genannt«, wich er aus.

»Und wie lange wirst du fortbleiben?«

Er hob die Schultern. »Das erfahre ich in den nächsten Tagen. Vieles muß noch besprochen werden. Ich denke, in ein bis zwei Jahren einen längeren Urlaub zu erhalten.«

Margot starrte ihn entgeistert an. »Die ganze Zeit würdest du in Rußland bleiben?«

»Zum Teil vielleicht auch in China«, antwortete er aus taktischen Gründen. »Die Strecken, die zunächst zu befliegen sind, liegen noch nicht fest.«

»Dann nimm zur Kenntnis, daß ich niemals bereit sein werde, dir nach Rußland oder China zu folgen.«

»Ich wüßte nicht, dich dazu aufgefordert zu haben«, erwiderte er gelassen.

Oberstudienrat Hausmann strahlte mit einemmal. »Bravo!« rief er. »Endlich fallen klärende Worte! Und ich stimme Margot zu. Sie hat Besseres verdient, als in irgendwelchen unkultivierten Gegenden ein Jammerdasein zu führen. Da können selbst achthundertfünzig Mark keinen Sonnenstrahl hervorzaubern.«

»Sollen die auch gar nicht«, erklärte Werner. Die Entwicklung des Gespräches kam ihm zupaf. »Ich brauche, wie mir gesagt wurde, in Rußland, oder wo immer es sein mag, höchstens zweihundert Mark im Monat, um mit allem versorgt zu sein. Der Rest steht Mama zur Verfügung. Ich werde alles tun, um ihr das Leben so schön wie möglich zu machen. Die Wohnung wird neu hergerichtet, moderne Möbel kommen ins Haus, es wird eine Telefonleitung gelegt ...«

»Wozu denn das?« fiel die Mutter überrascht ein.

»Damit ich dich anrufen kann, wann immer es möglich ist.«

»Du bist ja übergeschnappt«, empörte sich der Oberstudienrat. »Ist doch lächerlich, Christine einen Telefonapparat in die Wohnung zu stellen. Vielleicht schwatzt du ihr auch noch eine Zofe auf.«

»Das wäre nichts für Mama«, entgegnete Werner und fügte provozierend hinzu: »Eher würde ich einen Diener mit Führerschein engagieren, da ich mir irgendwann bestimmt einen Wagen kaufen werde.«

Oberstudienrat Hausmann sprang so abrupt auf, daß der Schaukelstuhl zurücksaute und seine Weste erneut mit Zigarrenasche bekleckert wurde. »Jetzt ist es genug! Wenn du glaubst, mich verhöhnen zu können, dann täuschst du dich gewaltig.«

»Ich bin weit davon entfernt, dich verhöhnen zu wollen«, versicherte Werner in aller Ruhe. »Sonst hätte ich das mit dem Wagen doch nicht gesagt!«

Margots Vater begriff die Worte nicht. Hatte dieser Luftikus tatsächlich vor, sich ein Auto zu kaufen?

»Entschuldige, Mama«, wandte sich Werner an die Mutter und erhob sich. »Da deutlich geworden ist, daß Onkel Wilhelm uns den erhofften Rat nicht erteilen kann, sollten wir uns zurückziehen.«

Sie schaute unsicher von einem zum anderen. »Ich hatte mir unser Gespräch ja etwas anders vorgestellt. Und über das, was Margot gesagt hat, werde ich noch lange nicht hinwegkommen. Das war nicht recht von dir, Kindchen. Dennoch werde ich nicht nachtragend sein. Meine Haustür steht für dich und deine Mutter immer weit offen.«

»Heißt das, daß du mich ausschließt?« entrüstete sich der Oberstudienrat.

Mutter Eggebrecht erhob sich mit majestätischer Gelassenheit. »Nein, Wilhelm, das hast du selbst schon vor Jahren getan.«

Werner hatte richtig vermutet. Die Unbeherrschtheit des Oberstudienrates und seine indiskutablen Ausfälle gegen Parteien und Politiker brachten seine Mutter so auf, daß sie beim Verlassen des Hauses ungewohnt fest erklärte: »Jungchen, du übernimmst die Aufgabe! Das Angebot, das dir gemacht wurde, ist so gut, daß Onkel Wilhelm vor Neid aus der Rolle gefallen ist.«

Werner gab der Mutter einen Kuß. »Du bist großartig, Mama! Ein zweites Mal wird mir eine solche Stellung nicht geboten. Und das feiern wir jetzt. Wir leisten uns einen Siphon Bier, setzen uns auf den Balkon und genießen den Abend.«

Sie schlug ihm übermütig auf die Schulter. »Jawohl, das machen wir! Durch nichts lassen wir uns die Stimmung verderben. Und kein Wort über Margot! War doch unglaublich, was sie sich da geleistet hat. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß das Kind so kalt und herzlos sein kann. Ich werde lange brauchen, um darüber hinwegzukommen. Natürlich müssen wir bedenken, daß sie erst siebzehn Jahre alt ist. Da ist man noch nicht reif. Aber eines Tages werde ich ihr sagen ...«

Mutter Eggebrecht hörte nicht auf, ihre Enttäuschung über die Tochter ihrer Freundin zu artikulieren. Doch obgleich es Werner weh tat, sie so verletzt zu sehen, hätte er am liebsten einen Luftsprung getan. Es gab kein Problem mehr für ihn. Nichts konnte ihn mehr daran hindern, Hauptmann Winter eine definitive Zusage zu geben. Natürlich brannte er darauf, Ditha zu verständigen. Er erfüllte sich diesen Wunsch aber erst, nachdem er den Offizier angerufen und einen Termin für den nächsten Vormittag erhalten hatte.

»Alles klar!« sagte er, als Ditha sich am Telefon meldete.

»Juchhei!« frohlockte sie.

»Morgen um neun Uhr muß ich am Tirpitzufer sein. Wie lange ich dort zu tun habe, weiß ich nicht. Bist du am Nachmittag erreichbar?«

Ohne zu überlegen, antwortete sie: »Ab zwölf sitze ich am Potsdamer Platz im Cafe Vaterland. Dort bin ich ganz in deiner Nähe.«

»Und was machst du, wenn es länger dauert?«

»Ich nehme mir ein Buch mit. Um mein Englisch zu verbessern, lese ich gerade die ›Forsyte Saga‹. Mir wird's also nicht langweilig werden.«

»Gut, ich komme so bald wie möglich.«

Pünktlich zur verabredeten Zeit meldete sich Werner Eggebrecht bei der Empfangsloge des Hauses 72-76 am Tirpitzufer. Zu seiner Verwunderung wurde ihm gleich ein vorbereiteter Passierschein übergeben, den er zu unterschreiben hatte. Danach erklärte ihm der Pförtner den etwas komplizierten Weg zu Hauptmann Winter.

Das Haus am Berliner Landwehrkanal war Sitz des Reichsmarineamtes. Es verfügte über einen altersschwachen Fahrstuhl, mit dem Werner zunächst in die dritte Etage fahren mußte. Dort hatte er durch mehrere winklige Gänge bis zu einem Scherengitter zu gehen, das unerwünschten Besuchern den Weg versperrte. Wenige Schritte dahinter befand sich die ihm genannte »Sonderabteilung«.

Hauptmann Winter empfing ihn fast kameradschaftlich. »Ich freue mich über Ihre schnelle Zusage. Für uns ist es sehr wichtig, daß der Rohrbach-»Roland« noch in diesem Monat überführt wird.«

Also innerhalb der nächsten zehn Tage, überschlug Werner und fragte: »Wo befindet sich die Maschine?«

»In Rechlin am Müritzsee bei der »Erprobungsstelle des Reichsverbandes der deutschen Luftfahrtindustrie«, die lediglich die Fluchtüchtigkeit von Sport- und Verkehrsmaschinen untersuchen darf. Die uns verbotene Erprobung militärischer Entwicklungen wird in Rußland durchgeführt.«

»Aber der »Roland« ist doch kein Militärflugzeug.«

»Durch entsprechende Umrüstung kann er schnell zu einem respektablen Bomber werden«, beschied ihn der Hauptmann. »In Verbindung mit einigen Ingenieuren, die sich bereits in Lipezk befinden, wird es Ihre Aufgabe sein, aus dem »Roland« eine »Roka« zu machen, ein »Rohrbach-Kampfflugzeug« mit einer gut funktionierenden Abwurfvorrichtung für fünfzig bis hundert Kilogramm schwere Bomben und mit Maschinengewehrständen zur Abwehr von feindlichen Jagdflugzeugen. Eine reizvolle Aufgabe, wie?«

»Im Hinblick auf die Bomben möchte ich lieber von einem nicht gerade alltäglichen Auftrag sprechen.«

Auf Hauptmann Winters Stirn bildeten sich Falten, als überlege er betroffen: Sollten wir uns da womöglich einen Pazifisten eingehandelt haben?

»Aber wie auch immer«, fuhr Werner fort. »Ich werde mich kopfüber in die Aufgabe stürzen und Sie bestimmt nicht enttäuschen.«

Der Offizier nahm ein Blatt von seinem Schreibtisch. »Das höre ich gern. Folgende Punkte haben Sie noch heute zu erledigen. Als erstes werden Sie von Stabsarzt Doktor von Reventlow einem psychologischen Test unterzogen. Reine Pro-forma-Angelegenheit. Sie ist erforderlich, weil grundsätzliche Erwägungen es notwendig machen, Sie während Ihres Aufenthaltes in Lipezk zum Reserveoffizier zu ernennen. Wenn Sie die Prüfung überstanden haben, müssen Sie bei der Personalabteilung einen umfangreichen Fragebogen ausfüllen. Dort ist auch anzugeben, wohin Sie den jeweils in Deutschland auszahlenden Betrag überwiesen haben wollen. Suchen Sie also nachher eine Bank auf, und richten Sie für sich, respektive für Ihre Frau Mutter, ein Konto ein. Von der Personalabteilung kommen Sie zu mir zurück. Ich bereite bis dahin den zwischen Ihnen und der ›Wivupal‹ abzuschließenden Vertrag vor. Sobald der unterzeichnet ist, zahlt Ihnen die Kasse einen einmaligen Unkostenbeitrag in Höhe von tausend Mark zur Beschaffung der benötigten Sonderbekleidung aus.«

Werner glaubte nicht richtig zu hören.

»Jubeln Sie nicht zu früh! Der Betrag wird gerade ausreichen, um all das zu kaufen, was Sie in Rußland benötigen: gerüttelte Fliegerkombi, Pelzstiefel, Fellhaube, warme Unterwäsche und entsprechende Kleidung.«

»Sie scheinen alles bis ins kleinste zu bedenken.«

»Das ist notwendig, um Pannen zu vermeiden. Die ›Wivupal‹, das scheußliche Kürzel steht für Wissenschaftliche Versuchs- und Prüfungsanstalt für Luftfahrzeuge, hat jährlich viele Verträge mit Offizieren abzuschließen.« Der Hauptmann lehnte sich zurück. »Wenn Sie alle Formalitäten erledigt haben, werde ich Sie Admiral a. D. Löhrs vorstellen, der Ihnen den ›Roland‹ gewissermaßen zu getreuen Händen übergeben wird. Er ist eine Seele von Mensch. Allgemein wird er ›Papa Löhrs‹ genannt.«

In dem Augenblick schaute Stabsarzt von Reventlow zur Tür herein. »Ist mein ›Patient‹ schon da?« – »Sie können ihn gleich mitnehmen.«

Der Mediziner trat in den Raum und reichte Werner Eggebrecht die Hand. »Ganz schön ruhig bleiben! Ich beiße nicht. Versuche nur,

Sie hereinzulegen.« Es folgte ein Gelächter, als habe er einen umwerfenden Witz gemacht.

So wenig überzeugend der Auftritt des Stabsarztes war, so angenehm verlief das nachfolgende Gespräch mit ihm. Offensichtlich wollte der Offizier einen Eindruck über die Allgemeinbildung seines ›Patienten‹ gewinnen. Danach leitete er zum psychologischen Test über. »Ich werde Ihnen einige Fragen stellen, die Sie nicht sachlich, sondern auf möglichst amüsante oder geistvolle Weise beantworten sollen. Ein Beispiel! Lenin wurde einmal gefragt: ›Was ist Kommunismus?‹ Er antwortete: ›Das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung.‹ Sie verstehen, worauf ich hinauswill?«

»Absolut.«

»Dann wollen wir anfangen: Was ist der Unterschied zwischen einer Treppe und einer Leiter?«

Werner definierte: »Wenn meine Großmutter die Treppe hinaufsteigt, kommt sie nach oben. Benutzt sie die Leiter, fällt sie nach unten.«

»Bravo! Nächste Frage: Was ist ein Fallschirm?«

Über das Gesicht des Piloten ging ein Schmunzeln. »Der Fallschirm ist ein Gegenstand, den man, wenn man ihn braucht und nicht gebraucht, nie wieder brauchen kann.«

»Wenn es so weitergeht, bekommen Sie ein dickes Pluszeichen. Also: Was ist Philosophie?«

Werner überlegte eine Weile, bevor er antwortete: »Es dürfte reiner Philosophie entsprechen, wenn einer mit verbundenen Augen in einem dunklen Zimmer eine schwarze Katze sucht, die gar nicht da ist.«

»Und was ist dialektischer Materialismus?«

»Der dürfte gegeben sein, wenn einer mit verbundenen Augen in einem dunklen Zimmer eine schwarze Katze sucht, die gar nicht da ist, und er ruft plötzlich: Ich habe sie gefunden!«

»Ich gratuliere! Für die Offizierslaufbahn sind Sie eigentlich zu schade.« Der Mediziner verfiel wieder in ein Gelächter, als habe er einen grandiosen Witz gemacht.

Werner hielt es für zweckmäßig, nun ebenfalls zu lachen. Nach dieser Pflichtübung und einer vielleicht gerade hieraus resultierenden herzlichen Verabschiedung begab er sich zur Personalabteilung, wo er den Fragebogen ausfüllte. Dann kehrte er zu Hauptmann Winter zurück, der ihn nach Unterzeichnung des Vertrages zu Admiral a. D. Löhrs führte.

Dem Leiter der Erprobungsstellen war unschwer anzusehen, was ihm den Namen »Papa Löhrs« eingebracht hatte. Er war mittelgroß, ein wenig beleibt und hatte ein rundliches Gesicht, das Gutmütigkeit ausstrahlte. Seine lustig wirkenden Augen lagen hinter einer randlosen Brille, und es zeigte sich bald, daß er ein väterlich besorgter Vorgesetzter war. So sagte er mit einem Hinweis auf die Akte, die vor ihm lag: »Ich freue mich, Ihnen eine interessante Aufgabe übertragen zu können, denn es hat mich stark berührt, zu lesen, wie sehr Ihre Frau Mutter sich abrackern mußte, um Ihnen den Erwerb des Flugzeugführerscheins für alle Klassen zu ermöglichen. Aber auch Sie haben das Ihre dazu beigetragen. Im Gegensatz zu Ihren Kameraden gab es auf den Fliegerschulen keine Freizeit für Sie. Das hat leider mehrfach zu Entfremdungen geführt, die Sie glücklicherweise gelassen hingenommen haben. Ich erwähne dies, weil Sie in Lipezk mit jungen Offizieren zusammentreffen werden, die zumeist aus begüterten Familien stammen und gern mal über die Stränge schlagen. Verhalten Sie sich dann wie bisher. Ich möchte nicht, daß man Sie »ausbootet«, wie wir es nennen.«

Im weiteren Verlauf des Gespräches, in dem der Admiral Ratschläge flugtechnischer Art erteilte, die von ihm eigentlich nicht zu erwarten waren, bat er Werner, zwei Kisten Zigarren mit nach Rußland zu nehmen und sie von Lipezk aus an Oberst a. D. von der Leith-Rolson weiterzuleiten.

»Über die deutsche Botschaft«, erläuterte er, »zu der unsere »Zentrale Moskau« aus naheliegenden Gründen keinerlei Verbindung aufnehmen darf, kann sich mein Freund keine Zigarren besorgen. Und der russische Machorka ist ihm ein Greuel. Doch zur Sache: Wann gedenken Sie zu starten?«

»Wir haben heute Mittwoch«, überlegte Werner laut. »Wenn ich die Maschine am Montag in Rechlin übernehme, würde ich am Dienstag gern noch in Berlin bleiben, um meiner Mutter einen

gebührenden Abschied zu bereiten. In dieser Woche habe ich so viel zu erledigen...«

»Lassen Sie sich Zeit«, unterbrach ihn der Admiral. »Auf einen Tag kommt's nicht an. Am besten starten Sie am kommenden Donnerstag. In welchen Etappen gedenken Sie die Strecke zurückzulegen?«

»Ich habe mir die Landkarte angesehen und halte es für zweckmäßig, in Königsberg zu übernachten. Dann kann ich die dreizehnhundert Kilometer bis Lipezk am folgenden Tag in etwa sieben bis acht Stunden bewältigen. Wahrscheinlich wird es notwenig sein, in Minsk zwischenzulanden, um nachzutanken.«

»Gut, ich gebe dem Kommandeur der Ausbildungsstelle entsprechende Nachricht. Wir stehen über Funk mit ihm in Verbindung. Von Hauptmann Winter erhalten Sie einen russischen Ausweis, der Sie berechtigt, sich in der UdSSR aufzuhalten und das Land zu überfliegen. Gibt es sonst noch etwas, das zu klären wäre?«

»Ich glaube nicht. Eine Bitte hätte ich allerdings. Da ich in Rechlin einige Probestarts machen möchte, wäre es mir lieb, wenn meine Freundin an den Flügen teilnehmen dürfte.«

»Angesichts der langen Trennung, die Ihnen bevorsteht, wollen wir nicht unmenschlich sein.«

»Ich bedanke mich, Herr Admiral.«

»Papa Löhrs« lächelte. »Grüßen Sie die junge Dame unbekannterweise, und bereiten Sie sie auf eine Trennung von zwei Jahren vor. Wir haben errechnet, daß die Erprobung des ›Roka‹ etwa diese Zeit in Anspruch nehmen wird. Danach werden Sie die wieder zum Verkehrsvehikel umgerüstete Maschine nach Deutschland zurück überführen und in der Schweiz, selbstverständlich nach einem wohlverdienten Urlaub, eine Dornier übernehmen, die gerade in Auftrag gegeben wurde. Es handelt sich um eine Landversion des ›Superwal‹.«

Nach diesem erfreulichen Hinweis und den besten Wünschen für die Zeit in Lipezk entließ Admiral Löhrs Werner Eggebrecht zur Amtskasse. Mit dem Geld, das ihm nun wie Feuer in der Tasche brannte, eilte er in überschäumender Stimmung zum Cafe Vaterland, wo Ditha ihr Buch vernehmlich zuknallte, als sie ihn kommen sah.

»Alles klargegangen?«

Etwas außer Atem beugte er sich über sie. »In meinem Jackett schreien tausend Mark: Laß mich aus! Laß mich aus! Und vor lauter Aufregung knurrt mein Magen gottserbärmlich.«

»Appetit auf Königin-Pastetchen?«

»Du kennst meine Leidenschaft. Dazu gibt's heute aber ein halbes Fläschchen Sekt. Zum ersten Mal bist du mein Gast!«

»Das ist zu merken«, frotzelte sie. »Ich hätte zur Feier des Tages eine *ganze* Flasche bestellt.«

»Kunststück«, konstatierte er und nahm Platz. »Du brauchst ja auch keine fellgefüttete Kombination, Pelzmütze, Handschuhe und so weiter zu kaufen.«

»Hast du dafür das Geld bekommen?«

»Als nichtrückzahlbaren Zuschuß!«

»Dann sollten wir nach dem Essen gleich einen Einkaufsbummel machen.« Sie winkte eine Kellnerin herbei, bestellte das Gewünschte und verstaute ihr Buch in einer Tasche. »Ich kenne zufällig ein Geschäft, das zu günstigen Preisen warme Mäntel und so weiter aus englischen Heeresbeständen anbietet. Mein Vater besorgte sich dort im letzten Jahr eine komplette Winterausrüstung. Doch erzähl! Mußt du schon bald fort?«

Er schilderte, nicht ganz den Tatsachen entsprechend, wie er den Vormittag verbracht hatte, verschwieg pflichtgemäß auch seine wirkliche Aufgabe und blieb bei der Behauptung, für die ›Deruluft‹ und ›Eurasia‹ tätig zu werden.

Ditha hörte ihm aufmerksam zu. Als sie aber erfuhr, daß er den ›Roland‹ am Montag nach Staaken zu überführen habe, erklärte sie spontan, sie würde ihn mit ihrem Wagen nach Rechlin fahren.

Werner lachte. »Da ich mit diesem Vorschlag rechnete, habe ich dafür gesorgt, daß du an einigen Probeflügen teilnehmen darfst.«

Ihre großen Augen kullerten. »Daß du daran gedacht hast, ist ein Riesengeschenk für mich.«

Er streichelte ihre Hand. »Schon am kommenden Donnerstag geht's via Königsberg nach Rußland. Da mußte ich unbedingt nach einem Weg suchen, der unseren Abschied zu einem besonderen Erlebnis macht. Wenn wir am Sonntag fahren ...«

»... gehört uns die Nacht!« fiel sie bedenkenlos ein. »Die erste Nacht, ohne uns trennen zu müssen! Damals auf Norderney ...«

Er legte den Finger auf ihren Mund. »Ja, damals hätten wir beide wohl nicht gedacht, daß unsere Freundschaft so stark werden würde.«

Sie rückte näher an ihn heran. »Ich bin sehr glücklich, Werner.«

»Ich ebenfalls.«

Ditha wies auf die Kellnerin, die mit einem silbernen Tablett herbeikam. »Welch eine Kombination: Pastetchen, Worcestersauce und Sekt!«

Als das Essen serviert und das Getränk kredenzt war, hob Werner sein Glas.

Sie kam ihm zuvor. »Auf deine Zukunft und darauf, daß du gesund zurückkehrst!«

Er stieß mit ihr an. »Wirst du auf mich warten?«

»Natürlich nicht«, antwortete sie und prostete ihm zu. »Paps möchte dich übrigens so bald wie möglich sprechen.«

»Warum denn das?« fragte er verwundert.

Sie stellte ihr Glas zurück. »Vielleicht, weil er einige Male in Rußland war und glaubt, dir Tips geben zu können. Jedenfalls wurde er ganz aufgeregt, als ich ihm von deiner künftigen Tätigkeit erzählte.«

Merkwürdig, dachte Werner und erkundigte sich nach dem Grund der Rußlandreisen ihres Vaters.

»Du weißt, daß er Generalvertreter einer schwedischen Kugellagerfabrik für ganz Osteuropa ist. Die sowjetische Industrie wird stark ausgebaut, und Maschinen brauchen nun mal Kugellager. Kurzum: Könntest du morgen abend unser Gast sein?«

»Ich denke schon.«

»Dann lade ich dich hiermit offiziell ein. Für deine Mutter bleiben die nächsten Tage. Außer auf der Fahrt nach Rechlin werden wir uns gewiß nicht mehr sehen.«

Eine halbe Stunde später fuhren sie zum Alexanderplatz, wo Ditha auf ein Geschäft zuing, das von außen keinen sonderlich vertrauenserweckenden Eindruck machte. Das gleiche galt für das Innere des Ladens, der mit allen möglichen Kleidungsstücken vollgepfropft war.

»Schalom!« begrüßte sie den Inhaber.

Der erwiderte den Gruß und rieb sich die Hände. »Was kann ich tun für die Herrschaften? Vielleicht ein schöner Wintermantel für den Herrn? Jetzt besonders preisgünstig.«

»Wir brauchen die Ausstattung für einen Piloten, der in großer Kälte fliegen muß«, antwortete sie.

Werner kam überhaupt nicht zu Wort. Ditha verlangte Kombinationen, Mäntel, Stiefel und Handschuhe von höchster Qualität zu sehen, und als diese vorgelegt wurden, prüfte sie die einzelnen Stücke wie eine Sachverständige. Angesichts einer lammfellgefütterten beigebraunen Wildlederkombination mit hochzuschlagendem Fellkragen tat sie einen Schrei des Entzückens. »Das ist genau das richtige für dich!«

Die Augen des Geschäftsinhabers glänzten. »Ich bewundere Ihren Geschmack. Etwas Besseres Sie nicht finden in ganz Berlin. Nur englische Fliegeroffiziere wurden damit ausgestattet.« Er wandte sich an ihren Begleiter. »Wenn Sie anprobieren wollen, bitte, hier ist ein Vorhang.«

Werner zögerte.

Ditha stieß ihn an. »Nun mach schon!«

»Erst möchte ich den Preis erfahren.«

Der Ladeninhaber versicherte: »Kostet nicht teuer.«

»Den Preis möchte ich wissen!« beharrte Werner.

»Ich werde entgegenkommen, weil ich Ihnen auch anbieten kann passende Pelzstiefel«, antwortete der Händler und zog aus einem Regal ein Paar ungewöhnlich lange Wildlederstiefel. »Die reichen an

den Seiten bis über die Hüfte und sind oben mit Schlaufen versehen, durch die ein Leibriemen geführt wird. So etwas Sie bestimmt noch nicht haben gesehen.«

Der Geschäftsmann hatte recht und gut kalkuliert. Die sinnvoll geformten Fliegerstiefel ließen Werners Herz höher schlagen. »Was wird das alles zusammen kosten?«

»Dazu gibt's passende Fäustlinge«, wick der Händler weiterhin aus. »Und einen Mantel...!« Er gab schmatzende Laute von sich.

»Nennen Sie endlich den Preis!« forderte Werner erneut.

»Bei soviel gute Sach werden wir schon werden einig.«

»Das finde ich auch«, drängte Ditha. Sie war gewillt, notfalls einen Betrag zuzuschießen.

Genau das vermutete Werner, und ebendarum bestand er nachdrücklich darauf, den Preis zu erfahren.

Der Geschäftsmann blickte zur Decke hoch, als erwarte er von dort eine Eingebung. »Weil ich habe gesagt, kostet nicht teuer – alles zusammen fünfhundertfünfzig Mark. Ist das ein Preis?«

Der ist wirklich günstig, dachte Werner und antwortete: »Ich möchte die Sachen erst einmal anprobieren.«

Der Händler wurde lebhaft und schlug den Vorhang zur Seite. »Kommen Sie! Ich werde Ihnen sein behilflich.«

Alles, was Werner anzog, saß hervorragend und war von erster Qualität.

»Nun, wie ist es?« rief Ditha.

Er trat in vollem Dreß hinter dem Vorhang hervor.

Sie schlug die Hände zusammen. »Mensch, Werner! Du siehst phantastisch aus. Ein Glück, daß auf Flugplätzen keine Frauen tätig sind. Du würdest dich nicht retten können, und ich müßte bittere Tränen weinen.«

Der Geschäftsmann strahlte. »Und alles kostet sehr billig!« Augenblicklich fragte Ditha: »Gewähren Sie die üblichen zehn Prozent Rabatt?«

»Gott der Gerechte!« stöhnte der Ladeninhaber. »Dann ich würde machen großen Verlust.«

»Der Abzug käme natürlich nur bei Barzahlung in Frage«, ergänzte sie. »Bei Ratenzahlung wäre das etwas anderes. Ich schlage vor: Hundertfünfzig auf die Hand, der Rest in acht Raten a fünfzig. Einverstanden? «

Der Händler krümmte sich und raunte: »Ist er nicht ein Goi?« »Gewiß. Aber das Geld bekommt er von mir.« »Ei wei! Also gut: Fünfhundertzwanzig bei Barzahlung.« Ditha schlug ein. Der Ladeninhaber sollte sich als Sieger fühlen.

Mutter Eggebrecht kam aus dem Staunen nicht heraus, als ihr Sohn einen Berg von fellgefütterten Kleidungsstücken in die Wohnung trug. Als er ihr aber sagte, daß er noch wesentlich mehr einkaufen müsse und einen Sonderzuschuß von tausend Mark erhalten habe, glaubte sie keine Luft zu bekommen.

»Mein Gott, Jungchen«, stöhnte sie und rettete sich auf einen Stuhl. »So viel Geld... Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu.«

»Du kannst unbesorgt sein«, beruhigte er sie und setzte ihr auseinander, daß ihm die Gesellschaft, für die er tätig werde, das Geld nicht nachwerfe, sondern aus naheliegenden Gründen zur Verfügung stelle. Denn bei Flügen über Rußland müsse er sich vor der großen Kälte schützen, die im Winter dort herrsche.

Dies leuchtete ihr ein, und sie erholte sich schnell von ihrem Schwächeanfall, als er erklärte, mit ihr am nächsten Morgen zu einer Bank gehen zu müssen, um ein Konto für sie zu eröffnen. Danach würden sie zum Potsdamer Platz fahren, in dessen Nähe er ungefähr eine Stunde zu tun habe. Während dieser Zeit solle sie im Cafe Vaterland auf ihn warten. Er werde sie dort abholen, um mit ihr im Kaufhaus ›Wertheim‹ all das zu besorgen, was ihm an Wäsche, Strümpfen und Kleidung noch fehle.

Die Mutter war voller Seligkeit. Ein Traum ging in Erfüllung! Ihr Sohn hatte es geschafft!

Werner wiederum war so klug, ausgiebig über die Gestaltung der nächsten Tage zu sprechen, ehe er den Abflugtermin nannte. »Am Sonntag muß ich nach Rechlin fahren, am Montag die Maschine nach Staaken überführen. Vor uns liegen also noch viele Stunden, die wir genießen können. Lediglich morgen abend muß ich einer

Einladung folgen. Ein paar Kameraden – du verstehst schon. Für kommenden Donnerstag ist der Abflug festgelegt. Von Königsberg werde ich dich noch einmal anrufen. Ich war bei der Post und erhielt die Zusage, daß das Telefon bis dahin installiert ist. Übermorgen und Samstag, ferner am Dienstag und Mittwoch bin ich ausschließlich für dich da.«

»Aber dann folgt eine lange Zeit der Trennung«, gab sie zu bedenken.

»Es wird nicht anders sein als in den letzten vier Jahren«, versuchte er, sie zu trösten. »Ich war doch dauernd auf einer der Fliegerschulen.«

»Das schon. Diesmal fliegst du aber unheimlich weit fort. Und was noch bedrückender ist: Du bist nicht in Deutschland! Auch wissen wir nicht, wie es mit Margot weitergehen wird. Ich habe schon überlegt, ob es nicht gut wäre, wenn du mit ihr sprechen würdest. Sie ist noch so jung. An deiner Stelle würde ich sie zu einer Tasse Kaffee einladen. Über Henriette läßt sich das schon arrangieren. Mir läge sehr daran, Jungchen. Wenn ich wüßte, daß zwischen euch beiden alles gut ist, käme ich leichter über die Trennung hinweg. Ich hätte Margot dann oft bei mir.«

Werner war bereit, jeden Preis zu zahlen, der das Leben der Mutter erleichterte. Und es war wahrhaftig kein Opfer, der hübschen Margot ein bißchen den Kopf zu verdrehen. »An mir soll's nicht liegen. Zumal ich ebenfalls froh bin, wenn keine Spannungen bestehen.«

Mit einem üppigen Blumenstrauß betrat Werner im blauen Pilotenanzug das Portal der Villa des vermögenden Geschäftsmannes David Gülden. Ditha selbst öffnete ihm die Tür. Ihr türkisfarbenes, unterhalb der Hüfte gerafftes Cocktailkleid verlief in spitz auslaufenden, wimpelartigen Rockstreifen. Um die Stirn hatte sie ein modisches silbernes Band gebunden, das ihr apartes Aussehen noch unterstrich. In krassem Widerspruch dazu stand allerdings die Art, mit der sie Werner begrüßte.

»Du bist ja wohl nicht gescheit, Geld für einen solchen Haufen Gemüse auszugeben.«

»Der Strauß ist nicht für dich, sondern für deine Mutter bestimmt«, antwortete er, entfernte das Papier und überreichte ihr eine einzelne Rose, die dem Gebinde beigelegt war. »Nur dies bißchen Gemüse ist dir zgedacht.«

Sie deutete einen Kuß an. »Bist ein Schatz.«

»Und du ein Goldstück, von dem ich mir keine Vorschriften mehr machen lasse. Nach deinem Auftritt in dem Fellgeschäft habe ich mich entschlossen, künftig absolut selbständig zu handeln.«

Ditha roch an der Rose. »Wie schön, daß du energisch werden willst.«

»Geworden bin!« betonte er.

Die langstielige Rose wie eine Kerze vor sich haltend, führte sie ihn durch eine weitläufige Diele und einen mit erlesenem Geschmack eingerichteten Empfangssalon ins Freie auf eine Terrasse, wo ihre Eltern sie erwarteten.

Ihr Vater, ein mittelgroßer Herr mit der markanten Nase seiner Rasse, ging ihnen mit behenden Schritten entgegen. »Ich freue mich, sie endlich einmal wiederzusehen.«

Werner bedankte sich für die Einladung und überreichte Dithas Mutter das Bouquet. »Ich bin glücklich, Sie in so guter Verfassung anzutreffen. Damals auf Norderney ...«

»Ja, da fühlte ich mich nicht ganz wohl. Es ist immer wieder dasselbe: Die See bekommt mir nicht so recht.«

Ruth Gülden glich jenen römischen Schönheiten, in denen sich Eleganz und Fraulichkeit gepaart zu haben scheinen. Von ihr hatte Ditha zweifellos die ausdrucksvollen großen Augen geerbt, das Temperament hingegen vom Vater. Jedenfalls hielt sich dieser nicht bei konventionellen Phrasen auf, sondern steuerte ohne Umschweife ein Ziel an, das er sich offensichtlich gesetzt hatte.

»Kommen Sie!« sagte er. »Bevor wir zum Aperitif Platz nehmen, möchte ich Ihnen schnell den Garten zeigen.«

Seine Frau und Ditha sahen sich verwundert an.

»Es geht um folgendes«, eröffnete er das Gespräch, als sie sich von der Terrasse entfernt hatten. »Meine Tochter erzählte mir, daß Sie für die ›Deruluft‹ und die ›Eurasia‹ tätig werden.«

»Ja, ich habe das Glück ...«

»... einen Rohrbach-»Roland« nach Rußland zu überführen«, fiel David Gülden seltsam betont ein. »Das glaube ich Ihnen gern. Die Maschine wird aber weder bei der »Deruluft« noch bei der »Eurasia« zum Einsatz gelangen.«

Ein Schlag ins Gesicht hätte Werner nicht schlimmer treffen können.

Dithas Vater faßte ihn beim Arm. »Es liegt mir fern, Sie zu verletzen. Ich will nur dafür sorgen, daß Sie in gut informierten Kreisen nicht mit der Ausrede aufwarten, die Sie meiner Tochter und wohl auch Ihrer Frau Mutter gegeben haben. Denn die »Deruluft« eröffnet die Strecke Moskau-Irkutsk in Kürze mit einer auf den Namen »Ural« getauften Junkers »W 33«, Und ob die »Eurasia« jemals ihre Tätigkeit aufnehmen wird, wage ich zu bezweifeln, weil die Sowjetunion damit begonnen hat, ihr Konzept der Neuen ökonomischen Politik zugunsten verstärkter Autarkiebestrebungen zu revidieren.«

In seiner Ratlosigkeit wußte Werner nichts zu erwidern.

»Sie werden sich jetzt fragen, woher ich das alles weiß«, fuhr David Gülden mit einer fahrigen Handbewegung fort. »In erster Linie durch meine geschäftlichen Verbindungen zu russischen Firmen und Behörden. Dann aber auch, weil ich mich als ehemaliger Reserveoffizier des 2. Garde-Feldartillerieregimentes regelmäßig mit einigen Kameraden aus dem Weltkrieg treffe, in dem ich übrigens mit dem EKI ausgezeichnet und zum Oberleutnant befördert wurde. Ich erwähne dies nicht, um mich herauszustellen, möchte Ihnen lediglich verständlich machen, was mich veranlaßt, offen mit Ihnen zu reden. Das heutige Deutschland ist der Willkür anderer Staaten unterworfen. Glücklicherweise hat General Seeckt gleich nach Abschluß des Vertrages von Rapallo heimlich Verhandlungen mit den Russen aufgenommen, die zu einem Geschäft auf Gegenseitigkeit führten. Die Sowjetunion erklärte sich bereit, deutschen Fliegern eine Luftbasis zur Verfügung zu stellen, und der UdSSR wurde das Recht eingeräumt, Einblick in unsere Entwicklungen auf dem Gebiet des Flugzeugbaus zu nehmen. Es versteht sich von selbst, daß Sie hierüber nicht sprechen dürfen und

gezwungen sind, Zuflucht in einer Ausrede zu suchen. Im allgemeinen wird auch niemand hellhörig werden, wenn Sie behaupten, in die Dienste der ›Deruluft‹ zu treten. In Sonderfällen sollten Sie jedoch etwas anderes erzählen.«

Werner war es, als habe er den Boden unter den Füßen verloren. »Ich bin völlig verwirrt«, bekannte er betroffen.

»Kein Grund zur Aufregung«, tröstete ihn Dithas Vater. »Sie brauchen nicht zu befürchten, daß ich mit anderen über diese Dinge rede. Unverständlich ist mir freilich, daß Ihnen empfohlen wurde, die ›Deruluft‹ als Ihre zukünftige Dienststelle anzugeben.«

»Man nannte mir auch das Junkerswerk in Fili bei Moskau.«

David Gülden blieb stehen. »Das ist ja nicht zu fassen! Mit Fili hat Professor Junkers nichts mehr zu tun. Das Werk wurde den Russen längst übergeben, und der alte Herr kämpft heute um viele Millionen, die ihm seitens des Reichswehrministeriums zugesagt worden waren, im Zuge der Stresemannschen Westpolitik aber nicht mehr zur Verfügung gestellt wurden.«

Werner stand wie ein begossener Pudel da. »Herr Gülden«, brachte er mühsam hervor, »ich weiß nicht, was ich zu alledem sagen soll. Doch ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir die Augen geöffnet haben.«

»Das war meine Pflicht, Werner.« Dithas Vater sah ihn aufmunternd an. »Nennen Sie mich ebenfalls beim Vornamen.«

»Gerne, David.«

»Wir werden gleich einen Schluck darauf trinken.«

Als sie zur Terrasse zurückkehrten, blickten Mutter und Tochter ihnen erwartungsvoll entgegen. Im Gegensatz zu Frau Gülden, die stets alles an sich herankommen ließ, brachte Ditha, die sich immer noch nicht von der Rose getrennt hatte, unverblümt ihren Unwillen zum Ausdruck.

»Ich begreife dich nicht«, fuhr sie ihren Vater an. »Oder gibt es einen triftigen Grund dafür, mit unserem Gast durch den Garten zu schlendern und uns hier wie Ölgötzen sitzenzulassen?«

David Gülden war so schnell nicht in Verlegenheit zu bringen. »Den triftigen Grund gibt es nicht mehr, seit ich mich mit Werner

unterhalten habe«, antwortete er ohne Zögern. »Bis dahin aber gab es einen sehr gewichtigen. Stimmt's, Werner?«

»Ja, David.«

»Dann wollen wir das Thema beenden.«

»Kommt nicht in Frage«, protestierte Ditha. »Ich will wissen, worüber ihr gesprochen habt und wieso ihr euch plötzlich mit dem Vornamen anredet?«

»Gesprochen haben wir über das Attentat auf den chinesischen General Tschang«, behauptete der Vater. »Die heutige Zeitung ist ja voll davon. Tschang war der mächtigste der Kriegsherren, gegen die Tschiang Kaischek mit seinen Truppen angetreten ist. Dem Fernen Osten stehen unruhige Zeiten bevor, und ich habe Werner geraten, vorerst keinesfalls für die ›Eurasia‹ tätig zu werden. Das erscheint mir zu riskant. Er hat es mir in die Hand versprochen, und dabei haben wir uns unwillkürlich bei unseren Vornamen genannt.«

Mit der nach wie vor kerzengerade in der Hand gehaltenen Rose ging Ditha auf ihren Vater zu und zupfte ihn am Ohrläppchen. »Bekenne, daß du ein phantastischer Märchenerzähler bist!«

David Gülden senkte sein Haupt. »Ich bekenne es freudigen Herzens. «

»Auch, daß du mich sehr, sehr lieb hast?«

Er legte den Kopf schief. »Jetzt wird's gefährlich. Was hast du vor?«

»Ich möchte Werner am Sonntag nach Rechlin bringen.«

Der Vater horchte auf. »Wenn du um die Genehmigung bittest, am Sonntag nach Rechlin fahren zu dürfen ...«

»... dann schließt das ein, daß ich erst am Montag zurückkehre«, unterbrach sie ihn.

Werner versuchte, ihr zu Hilfe zu kommen. »Mir wurde erlaubt, Ditha an einigen Probeflügen teilnehmen zu lassen.«

»Und ich habe mich schon erkundigt, wo wir übernachten können«, fiel sie lebhaft ein. »Entweder in Neustrelitz oder in Waren.«

David Gülden betrachtete seine Tochter nachdenklich. »Willst du auch die Rose mitnehmen?«

»Wozu? Ich hab' doch Werner.«

Obwohl der Abend im Kreis der Familie Gülden überaus harmonisch verlaufen war, kehrte Werner nicht in ausgeglichener Verfassung nach Hause zurück. Er liebte Ditha, aber das luxuriöse Haus ihrer Eltern hatte ihn erkennen lassen, daß er ihr niemals das Leben bieten könnte, das sie zu führen gewohnt war. Auch stand zu befürchten, daß andere Gründe Komplikationen heraufbeschwören würden. Er fragte sich sogar, ob er bei aller Zuneigung, die er für Ditha empfand, wirklich bereit sei, sie eines Tages zu heiraten. War seine Verliebtheit nicht eine sirenenbestückte Sinnlichkeitsklippe?

Fort mit den Gedanken, beschwor er sich. Das Glück liegt in der Gegenwart. Man muß es wahrnehmen, muß es packen, darf es nicht mit philosophischen Überlegungen belasten.

Die Familie Gülden imponierte ihm. Trotz der enormen Vitalität, die den Vater auszeichnete, wurde dieser selbst bei unterschiedlichsten Auffassungen nicht ungeduldig. Er schien einfach alles zu lieben, womit er sich beschäftigte.

Das gleiche ließ sich von seiner Frau sagen. Ihre Ausgeglichenheit war allerdings anderer Natur. Was sie vortrug, kam aus dem Herzen und ließ eine selbstlose Liebe erkennen, die sich auf ihre Mitmenschen übertrug.

In Ditha hatten sich offenbar beide Elemente zu einem zwar eigenwilligen, aber unkomplizierten und sehr selbstbewußten Wesen vereint.

Werner ahnte, daß Ditha ihm fehlen würde. Zu ihr fühlte er sich hingezogen, und bei dem Gedanken, sie aus diesen oder jenen Gründen nicht heiraten zu können, kam er sich wie ein Verräter vor. Es erleichterte ihn deshalb, daß seine Mutter bereits schlief, als er die Wohnung betrat. Ihm wäre es unmöglich gewesen, ihr nun etwas von Kameraden zu erzählen, mit denen er sich angeblich getroffen hatte.

Beim Frühstück würde er sich zu retten wissen und über all jene Dinge reden, die noch einzukaufen waren. Dann würde sie abgelenkt sein.

Er täuschte sich nicht. Die Mutter glich am nächsten Morgen einem aufgeschreckten Huhn, das nicht weiß, wohin es sich wenden soll. Allein die Vorstellung, ein Bankkonto zu eröffnen, ließ sie halb schwindelig werden. Und er legte es darauf an, sie nicht zur Besinnung kommen zu lassen. So geriet sie in einen Taumel der Begeisterung, als er vorschlug, sich mit ihr nach Erledigung der erforderlichen Wege und Einkäufe den Film ›Metropolis‹ anzusehen. Für einen Kinobesuch hatten sie selten Geld übrig gehabt. Da war es kein Wunder, daß es ihm unschwer gelang, die Mutter nicht an den Abend denken zu lassen, den er angeblich im Kreise einiger Kameraden verbracht hatte.

Aber auch ohne seine Bemühungen würde sie sich nicht für den Verlauf des Abends interessiert haben. Sie hatte ihre Freundin Henriette aufgesucht, um Margot zu bewegen, einer Einladung Werners zu einer Tasse Kaffee Folge zu leisten.

Werner amüsierte sich über ihr unstillbares Verlangen, ihn partout mit der Tochter ihrer Freundin zusammenzubringen. Andererseits machte es ihm auch Spaß, mit dem ungewöhnlich hübschen Mädchen einmal auszugehen. Es störte ihn nur, daß die Mutter die Verabredung ausgerechnet für Samstagabend getroffen hatte. Am Sonntag wollte er mit Ditha an den Müritzsee fahren, und es schien ihm unpassend zu sein, den Abend zuvor mit Margot zu verbringen, die ihm durchaus nicht gleichgültig war. Nach einigen Überlegungen schalt er sich jedoch bigott, und als er Margot traf, bestieg er mit ihr die Straßenbahn, um zum Kurfürstendamm zu fahren. Hier schlenderten beide munter und unbeschwert in die anbrechende Nacht hinein, bis sie eine Weindiele aufsuchten, die Werner intimer als ein Cafe erschien. Margot fand dies herrlich frivol.

»Ist dir an mir nichts aufgefallen?« fragte sie nach dem ersten Schluck Wein.

Ihre knallrot geschminkten Lippen verrieten ihm, was sie hören wollte. Sich konzentriert stellend, musterte er ihr Gesicht. »Du bist

hübsch wie eh und je, wirkst aber irgendwie sinnlicher. Deine Lippen glänzen so verlangend.«

»Weil ich sie angemalt habe!« platzte es aus ihr heraus. »Findest du das nicht schick?«

»Kommt drauf an. Knallrote Lippen mögen ein gewisses Verlangen wecken, halten aber davon ab, das so gezeichnete Objekt zu küssen.«

»Erstens bin ich kein Objekt«, widersprach sie unwillig. »Und zweitens ...« Sie unterbrach sich mit einer abweisenden Bewegung. »Wozu darüber reden. Wir küssen uns ja ohnehin nicht. Nur einmal, vor zwei Jahren, hast du es getan. Und dann warst du plötzlich wie ein Eisklumpen. Nie wieder hast du mich geküßt. Was ist damals passiert?«

Er zögerte, bevor er antwortete: »Deine Leidenschaft, die ich in jener Stunde zu spüren bekam, zwang mich, an dein Alter zu denken. Du warst gerade erst fünfzehn!«

»Und wie würdest du heute reagieren?«

»Angesichts deiner Bemalung ist das eine hypothetische Frage. Denn selbst wenn ich wollte, könnte ich dich nicht küssen, weil ich dann mit roten Flecken im Gesicht nach Hause käme.«

Margot ließ sich nicht in Schach halten.

Noch bevor er mit ihr das Lokal in etwas animierter Stimmung verließ, verschwand sie für eine Weile und kehrte mit abgeschminkten Lippen zurück.

Und nicht nur das. Sie bekannte ungeniert: »Jetzt kannst du nicht mit einer faulen Ausrede kommen, wenn wir am Lietzensee noch ein bißchen durch den Park bummeln. Daß ich inzwischen zwei Jahre älter wurde, weißt du ja.«

Er war nahe daran, sich über sie lustig zu machen, unterließ es jedoch. Auch zweifelte er nicht daran, daß er Margot an diesem Abend küssen würde. Ihr freches Angebot reizte ihn zu sehr.

Doch als er sie später in der Parkanlage des Lietzensees in die Arme schloß, wurde er anderen Sinnes. Sie preßte sich an ihn und küßte ihn so stürmisch, daß er sich kaum erwehren konnte. Ungebärdig versuchte sie, sein Blut in Wallung zu bringen, erreichte

aber nur, daß er unvermittelt lachen mußte. Ihm war plötzlich die Warnung eines Lehrers eingefallen: »Nichts zu sehr! Nichts zu sehr, lehrten die Griechen.«

Margot war so ernüchtert, daß sie ihm am liebsten das Gesicht zerkratzt hätte. Und es fiel ihm nicht leicht, ihr verständlich zu machen, warum er mit einemmal hatte lachen müssen. Doch sie war versöhnt, als er beteuerte, daß ihre Küsse noch in Rußland auf seinen Lippen brennen und ihn immer wieder an diese Nacht erinnern würden. Seine Ausrede hatte einen weiteren leidenschaftlichen Ausbruch zur Folge, der erst durch das Auftauchen eines Polizisten unterbrochen wurde.

»Schade, daß der gerade jetzt kommen mußte«, klagte Margot, als sie auf die Straße zurückkehrten.

»Ja«, pflichtete er ihr bei. »Aber das hat auch sein Gutes. Denk an die Griechen!«

Nun war sie es, die lachte. »Die müssen schön blöd gewesen sein.«

Werner hatte ein schlechtes Gewissen, als er am Sonntagmorgen mit einem kleinen Koffer zum nahe gelegenen S-Bahnhof Witzleben ging. Schon von weitem sah er, daß Ditha ihn erwartete. Lässig an einen Kotflügel ihres Autos gelehnt, blickte sie ihm entgegen. Nicht ganz ohne Berechnung. Sie hatte sich eine hypermoderne helle Leinenhose gekauft, dazu einen Staubmantel, um dessen hochgeschlagenen Kragen sie einen roten Schal gebunden hatte.

»Du siehst phantastisch aus«, begrüßte er sie, froh darüber, seinen »Moralischen« mit einem ehrlichen Kompliment verdrängen zu können.

Sie wies auf den Sitz hinter dem Steuer. »Der Staubmantel, die Haube und die Brille sind für dich, damit wir wie ein gut zusammenpassendes Ehepaar aussehen.« – »Und ich habe dir nur eine Kleinigkeit besorgt.« Er zog eine Christophorus-Plakette aus der Tasche. »Dieser alte Knabe soll dich vor Unheil bewahren.«

Ihre Augen strahlten. »Dafür bekommst du heute abend einen dicken Kuß. Vorausgesetzt natürlich, daß deine Fahrweise mich nicht

enttäuscht. Ich möchte mich nämlich von dir kutschieren lassen. Schlüpfen Sie also in Ihren Mantel, Herr Chauffeur!«

Es war wie immer zwischen ihnen. Sie sahen sich weder schmachkend an, noch wechselten sie verliebte Worte. Sie hielten nicht Händchen und deuteten keine Zärtlichkeiten an. Aber hinter all ihrem Tun stand die Freude, beisammen zu sein.

Werner genoß es, den rasanten ›Stoewer‹ zu steuern. Der Sportwagen erreichte spielend eine Geschwindigkeit von 70 km/h.

Über Moabit und Wedding ging es nach Birkenwerder. Der Motor schnurrte wie ein Kreisel. Die Sonne vergoldete Wiesen und Wälder, und nur gelegentlich schob sich der Schatten einer Wolke über die Erde. »Ein nicht nur schönes, sondern auch geschichtsträchtiges Land«, begeisterte sich Ditha, als Oranienburg durchfahren war und zu beiden Seiten der Straße Seen auftauchten. »Wenn du willst, können wir irgendwo baden. Entsprechende Utensilien stehen zur Verfügung.«

»Du scheinst wahrhaftig nichts vergessen zu haben.«

»Das ergab sich von selbst. Ob wir in Neustrelitz oder in Waren übernachten – beide Orte liegen an einem See.«

Nach gut anderthalbstündiger Fahrt wurde Neustrelitz erreicht.

Die Stadt enttäuschte ebenso wie zuvor schon die Orte Gransee und Fürstenberg.

»Hier scheinen alle Städte wie Dörfer auszusehen«, sagte Ditha und wies auf ein Haus, dessen verblaßte Beschriftung ›Schloßhotel‹ gar nicht einladend wirkte. »Das hab' ich mir ja anders vorgestellt.«

»Wir brausen eben weiter. Wenn ich mich recht erinnere, steht auf deiner Liste noch der ›Mecklenburger Hof‹ in Waren.«

»Ich fange an zu fürchten, daß das Wort ›Hof‹ einen Platz kennzeichnet, auf dem landwirtschaftliche Geräte abgestellt sind.«

»Vielleicht gibt es anderswo eine saubere Unterkunft.«

Beide verdrängten die Vorstellung, voraussichtlich in einem primitiven Gasthaus übernachten zu müssen. Einige Peinlichkeiten würden ihnen wohl nicht erspart bleiben.

Es sollte anders kommen. Noch bevor Waren erreicht wurde, entdeckten sie ein unmittelbar am See gelegenes kleines Wirtshaus,

dessen moosbewachsenes Strohdach anheimelnd wirkte. Einladender aber noch war, daß von der Wiese des Gasthofes ein Badesteg über die an dieser Stelle breite Schilfzone des Müritzsees hinwegführte.

»Das ist unser Tuskulum!« jubelte Ditha.

Werner dirigierte den Wagen vor den Eingang des Wirtshauses. »Hoffentlich werden hier auch Zimmer vermietet.«

Sie stieß ihn in die Seite. »Eins würde genügen.«

Wenige Minuten später umarmten sie sich in einem kleinen, pieksauberen Raum, dessen gesamtes Mobiliar weiß lackiert war. Betten, Stühle, Schrank und Waschkommode glänzten ebenso wie die Porzellanwaschschüsseln.

Werner schlug die nach sonnendurchtränkter Wiese duftende Gardine zur Seite. »Ein prächtiger Ausblick.«

»Mir gefällt besonders die alte Wirtsstube, in der wir heute abend essen werden.«

»Danach nehmen wir noch ein Bad und können uns dann im Frotteemantel zurückziehen.«

»Zufrieden, daß ich an alle Möglichkeiten gedacht habe?«

»Du scheinst Übung darin zu haben«, neckte er sie.

»Hab' ich auch«, erwiderte Ditha forsch. »Es ist ja nicht das erste Mal, daß ich Reisegepäck zusammenstelle.«

»Zum Beispiel für deinen Vater?«

Sie umarmte ihn. »Kann man dich denn überhaupt nicht hereinlegen?«

»Zumindest nicht, wenn es gilt, schnell zu kombinieren.«

Bewußt sprachen beide über nüchterne Dinge. Erst am Abend, nachdem sie ausgezeichnet gegessen und dazu einige Bommerlunder getrunken hatten, wurden sie gelöster und gingen schließlich eng umschlungen in ihrer Badekleidung auf den Steg hinaus.

Der zunehmende Mond erhellte die Nacht so weit, daß sie sich sehen konnten. Die Kräuselung des Wassers glitzerte an vielen Stellen.

Ditha schaute zu den Sternen hoch. »Der Himmel segnet die Nacht.«

»Dann schnell ins Wasser!« kommandierte Werner, um keine übertriebene Romantik aufkommen zu lassen.

Sie sprang kopfüber in den See.

Er folgte ihr und suchte ihre Nähe. Im Wasser küßten sie sich mit solcher Hingabe, daß die unversehene Ouvertüre riskant zu werden drohte. Aber sie verloren jene Scheu, die wie ein Schleier über ihnen gelegen hatte.

Spät in der Nacht legte Ditha ihren Kopf auf Werners Brust und schloß die Augen.

»Glücklich?« fragte er.

Es dauerte eine Weile, bis sie antwortete: »Das Wort reicht nicht aus. Ich empfinde mehr. Viel mehr! Denn nun weiß ich, daß ich für dich auf die Erde gekommen bin. Und du für mich.«

Er strich über ihr glattes Haar. »Ein schöner Gedanke.«

»Kein Gedanke«, widersprach sie. »Es ist so! Selbst wenn widrige Umstände es jemals fertigbrächten, uns zu trennen, wir würden immer wieder zusammenfinden. Eben weil wir füreinander bestimmt sind.«

Nicht ohne Wehmut verließen Werner und Ditha am nächsten Morgen ihr Zimmer. Wie schlicht die Unterkunft auch gewesen war, sie würden ihr ›Tuskulum‹ nie vergessen. Das galt auch für das Frühstück, das ihnen vorgesetzt wurde: Weizenpfannkuchen mit Speck, dazu ein Glas Milch; knuspriges Brot mit Butter, Honig, Quittenmarmelade und Johannisbeergelee; Wurst und Schinken; frischer Quarkkäse; Eier nach Wahl; duftender Kaffee. Und das Ganze kostete pro Person RM 2,50!

»Vor heute abend kann ich nichts mehr essen«, stöhnte Ditha, als sie sich von den Wirtsleuten verabschiedet hatten und in den Wagen einstiegen. »Hoffentlich sind die Motoren deiner Maschine kräftig genug, uns mit unserem Übergewicht vom Boden abzuheben.«

Er betätigte den Anlasser. »Da kannst du unbesorgt sein. Hinter jedem der drei Propeller steht die Kraft von dreihundertsechzig Pferden. Macht zusammen über tausend PS!«

Ditha war gespannt darauf, das Großflugzeug zu sehen. Doch als sie es nach kurzer Fahrt auf dem winzigen Flugplatz Rechlin entdeckte, bekam sie Angst. Die an den Enden leicht emporgeschwungenen Tragflächen des Hochdeckers überragten die Holzhalle, neben der die Maschine abgestellt war. Ließ sich ein solches Monstrum überhaupt beherrschen? Wenn sie sich vergegenwärtigte, daß Werner diesen Flugzeugtyp noch nie geflogen hatte, kamen ihr Bedenken. Unwillkürlich musterte sie ihn unauffällig von der Seite. Ihre Befürchtung schien überflüssig zu sein. Er war freudig erregt, konnte es offensichtlich kaum erwarten, den Rohrbach-»Roland« zu besteigen.

»Na, was sagst du?« fragte er begeistert. »Ist das nicht 'ne Wucht?« Fasziniert schaute er zur offenen Kanzel hoch. Nur eine knapp fünfzehn Zentimeter hohe Glasscheibe schützte den Führersitz.

Am Hallentor erschien ein stämmiger junger Mann im blauen Monteuranzug. »Sind Sie Herr Eggebrecht?«

»Erraten! Und Sie Herr Kuhnke?«

»Det will ick meinen.« Der Mechaniker nahm Haltung an und schnatterte rekrutenmäßig: »Heizer Max Kuhnke zu Stelle! Maschine am Freitag vom Chefpiloten Krause probegeflogen. Keine Beanstandungen. Aufgetankt für drei Flugstunden. Hoffe auf gute Zusammenarbeit.« Dann befahl er sich selbst: »Rührt euch!« und lachte aus vollem Halse. »Knorke, wa?«

Werner reichte ihm die Hand. »Freut mich, einen Spaßvogel an Bord zu haben.«

Der Flugmonteur blickte zu Ditha hinüber. »Dagegen kann ick natürlich nicht konkurrieren.«

»Sollen Sie auch nicht. Meine Freundin nimmt lediglich an einigen Probeflügen teil, die ich durchführen möchte, um den »Roland« vor der Überführung nach Staaken ein bißchen kennenzulernen.«

»Wat denn ...? Sie haben die Kiste noch nicht geschaukelt?«

»Dafür ist mir ihr Innenleben sehr genau bekannt.«

»Aber der Krause ist nicht da. Der hätte Sie einweisen können.«

»Das schaffen wir auch allein.«

Max Kuhnke kraulte sich das Haar.

»Ein guter ›Heizer‹ ist mir lieber als ein schnieker ›Einweiser‹«, tröstete ihn Werner.

Der Bordwart spitzte die Lippen. »Det könnte direkt von mir sein.«

»Kommen Sie, ich mach' Sie mit Fräulein Gülden bekannt.«

Kuhnke rieb seine Hand am Monteuranzug ab. »Für mich ist *es* eine große Ehre, Sie kennenzulernen.«

»Das gleiche gilt für mich«, erwiderte Ditha und fragte: »Begleiten Sie Herrn Eggebrecht nach Rußland?«

»Denken Sie, ick lass' den allein fliegen? Nee, nee, einer muß schon bei ihm bleiben. Ob ick Sie allerdings würdig vertreten kann, wage ick zu bezweifeln.« Er lachte. »Sie ooch, wa?«

Aus Sorge, der redselige Monteur könnte etwas Unbedachtes von sich geben, schob Werner ihn zur Tür der Verkehrsmaschine und raunte: »Kein Wort über Lipezk!«

»Klar wie Kloßbrühe.«

Kleine Volants schmückten die fünf großen Fenster der Kabine und ließen den Passagierraum behaglich erscheinen. Innen aber sah es recht kläglich aus. Es gab weder eine Wandverkleidung, noch war der Fußboden mit einem Läufer belegt. Sogar die zwölf vorhanden gewesenen Sitze waren entfernt.

»Und wo soll ich Platz nehmen?« fragte Ditha betroffen.

Der Monteur öffnete eine rückwärtige, zum Gepäckraum führende Tür. »Ick werde Ihnen aus unserer Abdeckplane ein hübsches Nest bauen. Lassen Sie sich inzwischen von Ihrem Freund das ›Allerheiligste‹ zeigen.«

Werner zwängte sich durch eine schmale Öffnung in die höhergelegene Führerkanzel, die mit zwei Steuersegmenten ausgestattet war, vor denen sich eine große Anzahl von Instrumenten befand.

Ditha folgte ihm klopfenden Herzens. Das Flugzeug mutete sie unheimlich an.

Werner war ihr beim Hindurchzwängen zur Kanzel behilflich.

Die frische Luft, die ihr entgegenschlug, tat ihr wohl, die vielen Instrumente, Hebel und Schalter verwirrten sie aber erneut.

»Setz dich auf den zweiten Führersitz«, forderte er sie kurzerhand auf.

Das brauchte er ihr nicht zweimal zu sagen, und Ditha fühlte sich schon wesentlich wohler, als sie Platz genommen hatte und das Flugfeld vor sich liegen sah.

Er wies nach draußen. »Die Sicht ist viel besser als bei der Junkers ›F 13‹. Und die Instrumentierung ist hervorragend. Die modernsten Geräte sind vorhanden. Hier, dies ist der künstliche Horizont. Das da ist der Wendezeiger, von dem ich dir erzählt habe. Und dies sind der Fein- und Grobhöhenmesser.« Wohl über fünf Minuten lang erklärte er ihr ein Instrument nach dem anderen.

Sie hörte ihm geduldig zu und dachte: Er ist vernarrt in seinen Beruf. So lebhaft hat er noch nie gesprochen.

Der Monteur zwängte sich halb in die Kanzel hinein und grinste Ditha an. »Ick hab 'ne Mulde für Sie gebaut, in der Sie bequem sitzen können.« Er wandte sich an den Piloten. »Soll ick die Motoren gleich auf Trab bringen?«

»Von mir aus kann's losgehen. Anlassen mit Preßluft?«

»Klar.«

»Fräulein Gülden bleibt bis zum Abbremsen hier vorne.«

Gleich darauf begann die umfängliche Anlaßprozedur, bei der abwechselnd der Pilot und der unten vor dem Flugzeug stehende Monteur auf den einen oder anderen Motor zeigte, die geballte Faust hob oder die Finger spreizte und »Aus!« oder »Ein!« rief, bis alle drei BMW-Motoren mit ohrenbetäubenden Explosionen angesprungen waren und ihr zunächst unregelmäßiger Lauf in ein sattes Dröhnen überging.

Werner schob eine Schutzbrille über die Augen und gab Ditha zu verstehen, das gleiche zu tun. »Wenn die vorgeschriebene Betriebstemperatur erreicht ist, werden die Motoren auf Vollgas gebracht und die Magnete kontrolliert.«

Sie warf ihm einen Kuß zu. »Mich hat ein Taumel erfaßt. Ich fange an zu begreifen ...«

»Später«, unterbrach er sie. »Halte das Steuer jetzt mit mir fest. Beim Abbremsen habe ich nur eine Hand frei. Das Höhenruder muß voll angezogen sein, damit der Schwanz des Flugzeugs sich durch den starken Propellerwind nicht hebt.«

Ditha ergriff das Segment.

Er tat das gleiche mit der linken Hand und schob die drei Gashebel langsam bis zum Anschlag vor.

Das Dröhnen der Motoren steigerte sich, wurde ohrenbetäubend. Der Luftstrom schlug mit solcher Gewalt gegen das Höhenruder, daß es nur mühsam zu halten war. Die Maschine erbebt, als jage ein Orkan über sie hinweg.

Durch Umlegen einiger Schalter prüfte Werner die Magnete, und als bei keinem Motor die Drehzahl abfiel, nahm er die Gashebel behutsam wieder zurück. »So, nun mußt du den Platz räumen. Ich Sorge dafür, daß du beim letzten Flug neben mir sitzt.«

»Ein Glück, daß ich mir die Hose gekauft habe«, freute sie sich. »Ohne die war' ick ganz schön uff geschmissen, wa?«

Werner lachte. »Ick liebe dir!«

Nachdem Ditha sich in die Kabine zurückgezwängt hatte, kletterte Kuhnke in die Führerkanzel. »Wollen Sie die Motoren nachher noch einmal abstellen?«

»Wozu? Wenn ich mich von Fräulein Gülden verabschiede, halten Sie das Steuer und die Gashebel.«

»Aye, aye, Käpten!« Der Bordmechaniker schnallte sich an. »Die Kleene is Zucker. So wat sollte mir mal über den Weg loofen.«

Werner ließ das Flugzeug anrollen und wendete zur südlichen Platzgrenze hinüber.

Der »Roland« verließ den Boden mit erstaunlicher Leichtigkeit. Seine Flugeigenschaften waren glänzend. Er reagierte auf den leisesten Steuerdruck, erwies sich als völlig unkompliziert und glich beim Anschweben einem gutmütigen Dickhäuter, den nichts aus der Ruhe bringen kann. Die Landung verlief dementsprechend »butterweich«, wie es in der Fliegersprache heißt.

Der Monteur schmetterte in Anlehnung an Puccinis »La Boheme«:
»O wie weich ist dieses Händchen, wie herrlich zart und weich ...«

Er scheint nur Schnurren im Kopf zu haben, dachte Werner. Aber man kann ihm nicht böse sein. »Ich drehe jetzt noch eine Runde. Beim nächsten Flug soll Fräulein Gülden neben mir sitzen. Einverstanden?«

»Klar doch. Ick putz' inzwischen deren Wagen. Mit ihr fliegen Sie bestimmt um den ganzen See herum.«

»Sie sind ein Hellseher!«

Werner gab Vollgas zum zweiten Start. Auch diesmal ließ er die Maschine auf nur zweihundert Meter steigen und setzte nach einer kurzen Platzrunde erneut zur Landung an. Danach konnte er es nicht erwarten, mit Ditha eine erweiterte Runde zu fliegen.

Der Monteur war ihr beim Anschnallen behilflich und gab ihr den Rat: »Schauen Sie dem Lokomotivführer nicht zu tief in die Augen! Sonst verliert der bestimmt die Balance! Das möchten Sie ja wohl nicht, oder?«

Für Ditha und Werner wurde der Flug ein Erlebnis besonderer Art. Erstmals saßen sie beim Fliegen nebeneinander. Und zwar so nahe, daß ihre Arme sich fast berührten. Bei dem Motorenlärm war eine Unterhaltung freilich nicht möglich, aber sie konnten sich in die Augen sehen. Und das taten sie trotz Kuhnkes Warnung reichlich oft. In fünfhundert Meter Höhe waren sie gar so vermessen, sich zu küssen. Nicht nur flüchtig, richtig!

»Na, wie war's?« fragte Werner, als er nach der Landung zum Holzschuppen zurückrollte.

Ditha hob die Arme in den Propellerwind. »Am liebsten möchte ich Pilot werden.«

»Es genügt, daß ich es bin«, entgegnete er und wies auf den Bordwart, der an ihrem Wagen herumpolierte. »Ich glaube, mit dem werde ich gut auskommen.«

»Zumindest wird er dich in trüben Stunden zum Lachen bringen.«

Werner drosselte die Motoren auf Leerlauf. »Klettere raus. Ich komme nach, sobald unser Komiker auf seinem Sitz Platz genommen hat.«

Alles klappte wie am Schnürchen. Ditha erwartete Werner in der Kabine.

Er schloß sie in die Arme. »Vor meinem Abflug nach Königsberg rufe ich dich jeden Abend an. Und hab Verständnis dafür, daß wir uns nicht nochmals sehen.«

Sie wiegte den Kopf. »Das ist gar nicht so sicher. Ich jedenfalls werde mich an deinem Anblick bestimmt noch einmal erfreuen. Wenn auch nur mit Hilfe eines Feldstechers vom Flughafenrestaurant aus. Vielleicht fällt mir aber noch etwas Besseres ein. Doch du kannst unbesorgt sein. Ich werde den Abschied von deiner Mutter ganz gewiß nicht stören.«

»Mama wird mich nicht zum Flugplatz begleiten. Ich habe sie noch nie überreden können, sich ein Flugzeug aus der Nähe anzusehen.«

Ditha küßte ihn. »Machen wir es kurz und schmerzlos: Auf Wiedersehen, Werner. Meine Gedanken begleiten dich.«

»Ich danke dir für alles.« Er öffnete die Kabine und hielt die Tür gegen den Luftstrom der Propeller fest.

Ditha sprang ins Freie und lief davon. Ihre Füße machten im Laufen kleine Schlenker nach außen.

2

Erfreut stellte Werner Eggebrecht bei der Rückkehr nach Berlin fest, daß die Wohnung der Mutter einen Telefonanschluß erhalten hatte. Gern hätte er Ditha angerufen. Aus naheliegenden Gründen mußte er sich diesen Wunsch jedoch verkneifen. Aber er besorgte zum Abendessen einen Siphon Bier und suchte auf dem Weg zur Schankwirtschaft die Telefonzelle auf.

Im Gegensatz zu früher wurde es ein langes Gespräch. Beide waren wie verändert. Die zurückliegenden vierundzwanzig Stunden hatten ihnen die Zunge gelöst. Es gab ja noch so viel zu sagen! Und Werner war in gehobener Stimmung. Hauptmann Winter hatte ihm geschrieben, daß das erste Monatsgehalt wegen der bevorstehenden Abreise bereits auf sein Konto überwiesen worden sei. Er konnte nun großzügig disponieren und die Mutter zwei Tage lang verwöhnen. Dazu gehörte, ihr in einem eleganten Damensalon eine moderne Frisur verpassen zu lassen und am letzten Abend mit ihr in einem erstklassigen Restaurant ausgiebig zu speisen. Um jeden Preis wünschte er, ihr bewußtzumachen, daß ihrer beider Leben einen entscheidenden Wandel erfahren habe.

Die Zukunft der Mutter beschäftigte ihn mehr als die eigene. Er hatte nur eine vage Vorstellung von Lipezk und seinem neuen Arbeitskreis. Der Hinweis des Admirals, daß er mit jungen Offizieren, die gern über die Stränge schlagen, Zusammensein werde, war zweifellos eine behutsam ausgesprochene Warnung gewesen.

Doch in diesen Tagen dachte er nur selten an das Leben, das ihn in Rußland erwartete. Er war viel zu sehr mit der Mutter und den Reisevorbereitungen beschäftigt. Dazu zählte, daß er sich bei der sowjetischen Botschaft Landkarten besorgen mußte, in denen alle wesentlichen, in kyrillischer Schrift aufgeführten Städte- und Flußnamen mit deutschen Bezeichnungen zu ergänzen waren. Ihm verblieb in den letzten achtundvierzig Stunden wirklich nicht die Zeit, sich mit Dingen zu beschäftigen, die auf ihn zukommen würden.

Aber es machte ihn glücklich, daß die Mutter bereitwillig auf seine Wünsche einging und sich weder sträubte, Kleidung zu kaufen, noch protestierte, sich beim Friseur eine Dauerwelle legen zu lassen. Sie genoß es sichtlich, sich auf ein angenehmes und gesichertes Dasein einzustellen.

»Ach, Jungchen«, freute sie sich am letzten Abend, als sie im »Kempinski« geradezu fürstlich getafelt hatten, »ich bin ja so glücklich, daß wir es geschafft haben und der Herrgott uns immer wieder die Kraft gegeben hat, in schweren Stunden nicht zu verzagen. Wenn wir das nicht vergessen, überwinden wir auch den Schmerz der vor uns liegenden Trennung. Und wenn du wiederkommst, ist Margot schon neunzehn Jahre! Vielleicht gibt's dann sogar eine Verlobung. Was meinst du dazu?«

»Nein, Mama«, widersprach er energisch. »Ich binde mich an niemanden, bevor ich mein Ziel nicht erreicht habe und auf festem Boden stehe. Erwecke also keine falschen Hoffnungen! Du würdest eine Enttäuschung heraufbeschwören, die Margot nicht verdient hat.«

»Da hast du recht«, pflichtete sie ihm bei. »Das hat das Kind wirklich nicht verdient. In zwei Jahren wird Margot sehr reif sein. Ich werde Henriette empfehlen, sie unbedingt an einem Haushalts- und Kochkurs teilnehmen zu lassen.«

Werner spielte den braven Sohn. »Ausgezeichnet. Das hat noch keinem Mädchen geschadet.«

»Aber schon manchen Ehemann glücklich gemacht!« betonte die Mutter mit erhobener Stimme. »Ein wahrer Spruch lautet: »Die Liebe des Mannes geht durch den Magen!««

Eine scheußliche Vorstellung, dachte er und führte das Gespräch in eine andere Richtung. »Wie ist es nun? Kommst du morgen mit zum Flughafen?«

Sie sah ihn bittend an. »Nein, Jungchen, ich möchte, wenn du fort bist, an dich denken und nicht das Flugzeug vor Augen haben.«

Erleichtert ergänzte er: »Es besteht auch die Möglichkeit, daß Hauptmann Winter und einige andere Herren erscheinen. Das Abschiednehmen vor Fremden ist ohnehin nicht gerade schön.«

Werner wußte sehr genau, daß ihn weder Hauptmann Winter noch Admiral a. D. Löhrs in Staaken verabschieden würden. Sein Flug durfte kein Aufsehen erregen. Deshalb hatte er auch darauf verzichtet, Ditha am Flugplatz zu treffen. Er mußte so unauffällig wie möglich nach Königsberg starten. Dort würde ein von der geheimen Militärorganisation verpflichteter Beamter der Luftaufsicht die Abfertigung zum Weiterflug so vornehmen, daß die Nichtrückkehr des Verkehrsflugzeuges nach Deutschland keine Suchaktion auslöste.

Kuhnke wartete schon auf den Piloten, als dieser in einem Taxi vorfuhr. Nach einigen Flachserien, in die der Monteur gleich wieder verfiel, verstaute sie gemeinsam das Gepäck und die voluminöse Fellbekleidung, die Werner vor wenigen Tagen erstanden hatte.

»Während Sie zur Wetterwarte und Flugleitung gehen, verzurre ick Ihre Sachen«, erklärte der Bordward aufgekratzt. »Schade, daß Ihre Freundin nicht mitfliegt. Die hätte ick lieber angebunden.«

Werner überhörte das dumme Geschwätz und schaute zum Flughafenrestaurant hinüber. Saß Ditha dort, um ihn mit einem Feldstecher zu beobachten?

Obwohl das Überschreiten des Rollfeldes nur in Sonderfällen erlaubt war, ging Werner quer über den Platz. Die Freundin sollte ihn gut sehen können. Ein paarmal hob er sogar die Hand, wie um ihr zuzuwinken. Doch dann machte er sich über sich selbst lustig. Verliebtsein löst offensichtlich die verrücktesten Verhaltensweisen aus.

Trotz dieser Erkenntnis schaute er auch später, als er die Motoren warmlaufen ließ, immer wieder zum Flughafenrestaurant hinüber.

Der Bordward grinste. »Sitzt Ihre Freundin drüben und macht große Glotze?«

»Schon möglich. Ich kann nur hoffen, daß Sie in technischer Hinsicht ebenfalls hellseherische Fähigkeiten besitzen.«

Bald darauf rollte Werner zum Platzrand und gab Gas.

Diesmal brauchte die vollbetankte Maschine gut fünfhundert Meter, bevor die Räder vom Boden abhoben. Werner ließ den nun

etwas schwerfälligen ›Roland‹ auf zweihundert Meter steigen, umkreiste das Flughafengebäude und war enttäuscht, als er weder Ditha noch ihren auffälligen Sportwagen entdecken konnte. Er erinnerte sich daran, daß sie in Rechlin beim Abschied gesagt hatte: ›Vielleicht fällt mir auch noch etwas Besseres ein, als dich vom Restaurant aus mit dem Feldstecher zu beobachten.‹ Allem Anschein nach war ihr eine andere Idee gekommen. Aber welche?

Diese Frage beschäftigte ihn nur kurz. Er hatte Kurs aufzunehmen, mußte auf fünfhundert Meter steigen und die Instrumente kontrollieren. Dabei registrierte er erfreut, daß die niedrige Windschutzscheibe, die einen Spannungsriß gehabt hatte, durch eine neue ersetzt worden war. Und an den Verkleidungen der Motoren befanden sich keinerlei Ölsuren. Sie waren also nach dem letzten Flug gründlich gesäubert worden. Kuhnke war eben nicht nur mit der Schnauze voran.

Als Berlin hinter ihnen lag und sie bei guter Sicht in ruhiger Luft auf Bernau zuflogen, stellte Werner betroffen fest, daß die Maschine kopflastig wurde. Sofort betätigte er das Trimmrad, um einen Ausgleich zu schaffen. Gleichzeitig rief er dem Monteur zu:

»Ist hinten alles richtig verzurt?«

»Natürlich. Warum fragen Sie?«

»Die Trimmlage hat sich mit einemmal verändert.«

»Das gibt's doch nicht. Ick hab' die Kabine gewissenhaft kontrolliert.«

»Da, schon wieder!« rief Werner und wies auf das Steuer. »Vorhin wurden wir kopflastig, diesmal schwanzlastig. Da ist etwas nicht in Ordnung. Schauen Sie nach! Ein Koffer oder sonstwas scheint nicht richtig angebunden zu sein.«

»Ausgeschlossen«, erregte sich Kuhnke. »Aber bitte, ick schau' nach.«

Der Bordwart war kaum verschwunden, da erschien sein Oberkörper schon wieder in der Führerkanzel. Sichtlich bestürzt schrie er: »Wir haben einen blinden Passagier an Bord!«

Werner glaubte nicht richtig zu hören.

»Die Lastigkeitsveränderungen sind aufgetreten, weil er die Abdeckplane aus dem Gepäckraum in die Kabine gezogen hat, um sich eine Sitzmulde zu schaffen.«

Die Gesichtsmuskeln des Piloten spannten sich. Sitzmulde? In Rechlin hatte Kuhnke aus der Abdeckplane eine ›Mulde‹ für Ditha gebaut. Sollte sie die Vermessenheit gehabt haben ...? »Wer ist der Passagier?«

»Ihre Freundin! Wat nu?«

Werner stieg das Blut in den Kopf. War Ditha wahnsinnig geworden? Wie konnte sie ...? Er versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Sollte er umkehren oder weiterfliegen? Eine unbändige Wut packte ihn. Seine Freundin an Bord eines Flugzeuges, das in geheimer Mission unterwegs war! Wenn er nach Berlin zurückflog, würde es einen Eklat geben, der ihm die Stellung kosten konnte. Es war ihm unbegreiflich, daß Ditha es gewagt hatte, sich über ihn hinwegzusetzen. Aber so war sie. Jeden Wunsch erfüllte sie sich. Ohne lange zu überlegen. Sie war es gewohnt, sich zu leisten, was ihr gerade in den Sinn kam. Doch nun war sie zu weit gegangen. Er würde kein Blatt vor den Mund nehmen. Alles hatte sie zerstört. Das Erlebnis der gemeinsamen Fahrt nach Rechlin, die traumhaften Stunden in der kleinen Herberge, der Flug um den Müritzsee – nichts blieb von dem, was wie geschaffen dafür gewesen war, die Zeit der Trennung durch Erinnerungen und Träume zu erleichtern.

Blieb wirklich nichts? Im Geiste sah er Dithas ausdrucksvolle Augen. Sie würden von Tränen umflort sein, wenn er ihr die Meinung sagte. Aber hatte er das Recht, hart mit ihr ins Gericht zu gehen?

Kuhnke riß ihn in die Gegenwart zurück. »Ick hab' was gefragt, Käpten!« schrie er gegen den Motorenlärm an. »Kehren wir zurück, oder fliegen wir weiter?«

»Erstens bin ich kein Flugkapitän, und zweitens bin ich mir noch nicht schlüssig«, brauste Werner auf.

»Soll ick Fräulein Gülden was ausrichten?«

»Setzen sie sich erst mal auf Ihren Platz.«

Der Mechaniker zwängte sich in die Flugzeugkanzel hinein. »Lassen Sie Ihre Freundin nicht zu lange schmoren. Was passiert ist, ist passiert. Machen Sie was draus. In Königsberg bring' ick Fräulein Gölten von Bord, ohne daß es jemand sieht. Mit dem Tankwagen!«

Er hat nicht nur Flausen im Kopf, dachte Werner erleichtert und fragte: »Haben Sie schon als zweiter Pilot fungiert?«

»Über fünfzig Flugstunden.«

»Dann übernehmen Sie das Steuer. Kurs: neunundvierzig Grad.«

Der Monteur tippte an seine Kopfhabe. »Aye, aye, Sir!«

Werner kletterte in die Kabine, um Ditha unmißverständlich zu sagen, was er von der Sache hielt. Dazu kam es jedoch nicht. Kaum sah sie ihn, da bat sie ihn mit angstverzerrtem Gesicht, sofort wieder die Führung des Flugzeuges zu übernehmen.

»Kuhnke weiß, was er zu tun hat«, wehrte er ab. »Zunächst muß ich erfahren, wie du es geschafft hast, an Bord zu kommen.«

»Das ist jetzt wohl unwichtig«, erregte sie sich.

»Eben nicht!« fuhr er sie an. »Von der Beantwortung meiner Frage hängt es ab, ob ich nach Berlin zurückkehren muß oder auf Kurs bleiben kann.«

»Du wirst mich doch nicht...«

»Wie bist du an Bord gekommen?« schrie er erbost.

»Mir hat ein Wachtmann geholfen.«

»Bist du sicher, daß der Kerl schweigen wird?«

»Ja. Er hat hundert Mark bekommen und weiß genau, daß er seinen Posten verliert, wenn er redet. Du kannst also unbesorgt weiterfliegen. Niemand wird herausbekommen, daß ich heimlich eingestiegen bin. Und heute abend ...«

»Du bist dir scheinbar überhaupt nicht bewußt, in welcher scheußlichen Lage du mich gebracht hast!«

»Wirf mir vor, was du willst, aber die Lage, in der du dich befindest, ist nicht scheußlich, sondern verheißungsvoll.«

Werner verlor fast die Beherrschung. »Es gehört schon viel Frechheit dazu, die Dinge so ins Verkehrte zu drehen.«

Sie legte die Hände gegeneinander. »Ich hab's doch deinetwegen getan!«

»Dartüber reden wir in Königsberg. Bis dahin bleibst du auf deinem Platz sitzen, damit ich die Maschine nicht dauernd umtrimmen muß.« Er wandte sich dem schmalen Durchstieg zur Flugzeugkanzel zu.

Ditha hielt ihn am Ärmel zurück. »Bist du mir sehr böse?«

»Der Refrain eines Straßburger Liedes lautet: ›Isch hasse du, isch liebe disch.‹ Genau das empfinde ich jetzt.«

»O Werner!«

Er wies auf die Sitzmulde. »Nach der Landung sprechen wir weiter.«

Über eine Stunde saß Werner Eggebrecht mit ausdrucksloser Miene hinter dem Steuer. Sein Bekenntnis hatte das Eis gebrochen. Der Schock aber, der ihn getroffen hatte, war nicht überwunden. Die Landschaft sagte ihm nichts mehr, regte ihn nicht an. Sie glich einer leblosen Reliefkarte. Weder Wälder, Felder noch Seen belebten seine Phantasie. Sein Hirn war wie ausgetrocknet. Bisher hatten sich ihm beim Fliegen die unterschiedlichsten Gedanken und Überlegungen aufgedrängt, doch an diesem Tag weckte der Anblick eines Waldes nicht Fragen wie: Reißt dort ein Tier ein anderes? Kampf! Tod! Das Dröhnen der Motoren verwandelte sich nicht in das Brausen einer Orgel; es blieb stumpf, vermischte sich nicht mit den Klängen einer Bachschen Kantate. Der Flug verlief nüchtern, war ohne jeden romantischen Zauber. Erst als Stolp erreicht wurde und die Ostsee sich wie ein silbern glänzender Spiegel darbot, gewannen Träume wieder die Oberhand.

Kurz entschlossen beugte er sich zum Bordwart hinüber. »Ich steuere jetzt mit gleichbleibendem Kurs auf See hinaus, wechsle später auf 135 Grad, so daß wir den polnischen Korridor umfliegen und bei Heiligenbeil wieder an Land kommen. Nicht weit von diesem Ort entfernt wurde ich geboren. In einem kleinen Bauernhaus, das ich meiner Freundin zeigen möchte. Würden Sie ...?«

»Ick bin schon dahin«, rief Kuhnke und öffnete seinen Ansnallgurt. »Find' ick prima, daß Sie nachgeben. Und Fräulein Gülden wird Ihnen nicht einfach mit einem ›Vergelt's Gott‹ danken.«

Als Ditha in der Kanzel erschien, legte sie den Arm um Werners Hals. »Heute abend ist wieder ein dicker Kuß fällig!«

»Und eine gehörige Abreibung dazu!«

»Wie du mich kennst, freue ich mich schon darauf«, konterte sie und nahm hinter dem zweiten Steuer Platz, als hätte sie das schon hundertmal getan.

»Du wirst nachher mein Geburtshaus zu sehen bekommen.«

»Das hat Kuhnke mir bereits verraten.«

Werner wies auf die sich weithin ausdehnende Ostsee. »Ist das Bild nicht herrlich?«

Sie strahlte ihn an.

»Vorhin haben mir die kleinen Wolken da oben zu verstehen gegeben, dich an meine Seite zu holen.«

Ditha blies einen Kuß zum Himmel hinauf.

Der Lärm der Motoren war zu groß, um sich unterhalten zu können. So blickten beide gedankenverloren über das Meer, das durch Windkräuslung von bleifarbenen und silbrig glänzenden Streifen durchzogen war.

Als Werner nach Südosten eingeschwenkt und eine Weile dem neuen Kurs gefolgt war, wies er auf einen schmalen Landstreifen am Horizont. »Das ist die ›FrISChe Nehrung‹. Dahinter liegt das ›FrISChe Haff‹. Und dann kommt Rehfeld. Dort hatten meine Eltern einen kleinen Hof. In etwa zehn Minuten werden wir ihn überfliegen.«

Sie freute sich darüber, daß ihm daran gelegen war, ihr sein Geburtshaus zu zeigen. Hatte er sie deshalb in die Kanzel geholt? Über seine anfängliche Empörung war sie erschreckt gewesen. Warum hatte er sich so aufgeregt? Was war schon dabei, daß sie sich in das Flugzeug geschmuggelt hatte? Es wurde doch niemand geschädigt!

Werner umkreiste ein aus roten Ziegeln erbautes kleines Bauernhaus.

Ein Weltwunder hätte Ditha nicht stärker beeindrucken können.

Ihn erfüllte es mit Befriedigung, daß er das Anwesen, das seine Mutter verkauft hatte, um ihm den Besuch der höheren Schule und die fliegerische Ausbildung zu ermöglichen, nun mit einer großen Verkehrsmaschine überflog. Er hatte sein Ziel erreicht! »Du mußt jetzt wieder nach hinten krabbeln«, forderte er Ditha auf. »In Königsberg steigst du aber nicht aus, bevor Kuhnke und ich in die Kabine gekommen sind! Verstanden?«

Wenig später landete Werner auf dem Flughafen, und nachdem er die Maschine vor eine mittelgroße Halle gerollt hatte, zwängte er sich gleich in die Kabine hinein.

Ditha wollte ihn umarmen, aber er drängte sie zurück. »Nimm Kopfhaube und Schutzbrille ab. Kuhnke wird dafür sorgen, daß du unbemerkt hinter die Halle gelangst. Die Flugleitung darf nicht erfahren, daß wir einen blinden Passagier an Bord hatten. Ich könnte sonst bösen Ärger bekommen.«

»Das begreife ich ebensowenig wie deine Erregung, als du festgestellt hattest, daß ich mich in der Maschine befand. Die ›Deruluft‹ hat dadurch doch keinen Verlust erlitten! Was habe ich also Unrechtes getan? Ich wollte dich überraschen, hatte angenommen, du würdest einen Freudenschrei tun, wenn du mich plötzlich siehst. Für mich wäre es viel bequemer gewesen, wenn ich mich in einen Sessel der Lufthansa gesetzt und dich hier in Königsberg begrüßt hätte. Paps hatte, als er von meinem Wunsch erfuhr, sofort den Hin- und Rückflug gebucht. Ich konnte ihm ja nicht sagen, daß ich beabsichtige, mich heimlich zu dir an Bord zu schleichen.«

»Aha! Du wußtest, daß dein Vater das nicht gutgeheißen hätte.«

»Das ist doch klar.«

»Und warum wäre er dagegen gewesen?«

»Weil er mein Vorhaben als unkorrekt empfunden hätte.«

»Und wie bezeichnest du dein Verhalten? Hältst du es womöglich für korrekt?«

Sie verdrehte die Augen. »Mein Gott, ich sehe die Dinge völlig anders. Einfach, weil ich dich liebe. Und gerade darum solltest du meinen Standpunkt akzeptieren.«

Er rang die Hände. »Deine Logik ist umwerfend.«

»Ist sie nicht auch ein bißchen liebenswert?«

Er seufzte: »Ich kapituliere.«

Es gelang Kuhnke spielend, Ditha unauffällig aus dem Flugzeug herauszuholen. Binnen weniger Minuten organisierte er auch ein Taxi, dessen Fahrer sie hinter der Halle aufnahm und mit ihr vor das Verwaltungsgebäude fuhr.

Es dauerte eine ganze Weile, bis Werner dort erschien. Beim Einsteigen bat er den Chauffeur, sie in ein etwa einen Kilometer von der Stadt an dem Pregel gelegenes kleines Hotel zu fahren, das ihnen empfohlen worden sei.

Sie hatten Glück, erhielten ein hübsches Zimmer mit Baderaum, dessen Wasserkessel für den Aufpreis von RM 1,20 geheizt wurde. Und im Parterre befand sich ein Restaurant mit Blick auf den Fluß.

Als erstes meldete Werner ein Gespräch zu seiner Mutter an. Dann nahm er die mit Pitha geführte Debatte wieder auf. »Dein Vater weiß also, daß wir hier zusammen sind?«

Sie zögerte. »Nicht so, wie man deine Formulierung deuten könnte. Aber er hatte großes Verständnis für meinen Wunsch, dich noch einmal zu sehen und mich hier von dir zu verabschieden. Deshalb besorgte er auch sofort die Flugkarte.«

»Wann ist deine Abflugzeit?«

»Morgen um acht Uhr fünfzehn.«

»Dann kannst du länger schlafen als ich. Spätestens um sechs muß ich starten.«

»Warum so früh?«

»Rußland ist ein weites Land. Ich habe fast dreizehnhundert Kilometer zurückzulegen. Das sind beinahe acht Flugstunden. Die Wetterwarte sagt einen Gegenwind von vierzig Stundenkilometern voraus. Ohne Zwischenlandung zum Nachtanken wird's nicht gehen.

Das bedeutet, alles in allem, einen Zeitverlust von zwei bis vier Stunden. Ich werde somit zirka zehn bis zwölf Stunden unterwegs sein und habe zu berücksichtigen, daß es im Osten früher dunkel wird. Notfalls muß ich auf einem Acker landen.«

»Um Gottes willen, nur das nicht!« erregte sich Ditha. »Dann starte lieber noch eine Stunde früher.«

»Ohne Kuhnke? Ich weiß nicht, wo er übernachtet. Wir haben sechs Uhr vereinbart. Da kannst du sehen, welche Probleme du heraufbeschworen hast.«

»Dann wirst du dich gleich nach dem Essen hinlegen.«

»Und du?«

Ditha strich über seine Hand. »Ich erzähle dir eine Geschichte zum Einschlafen. Sie wird dir bestimmt gefallen.«

»Unter diesen Umständen sollten wir das Gespräch nach Berlin als ›dringend‹ umbestellen und so schnell wie möglich essen.«

Es zählte zu Werners Marotten, einmal festgelegte Startzeiten auf die Minute genau einzuhalten. So gab er am nächsten Morgen um Punkt sechs Uhr Vollgas, überflog das Hotel, in dem er Ditha zurückgelassen hatte, und nahm nach einem letzten Gruß zur geliebten Freundin hinunter Kurs auf Minsk.

Die Flugbedingungen waren ungünstig. Der Prognose des Meteorologen zufolge rückte auf der Linie Riga – Warschau ein Schlechtwettergebiet heran, in dem es stark regnete und die Wolken bis auf hundert Meter absanken. Werner war deshalb froh, daß er auf dem Flug nach Königsberg die ausgezeichnete Kursstabilität des ›Roland‹ kennengelernt hatte. Sie würde den zu erwartenden Blindflug wesentlich erleichtern.

Dem Bordwart schien die Lage nicht geheuer zu sein. Als er in die Kanzel kletterte, hatte er besorgt gefragt: »Haben Sie schon oft eine weite Strecke im Blindflug zurückgelegt?«

»Nur einige Male«, war Werners offenmütige Antwort gewesen. »Aber unter schwierigeren Bedingungen, als sie heute gegeben sind. Vor uns liegen keine Berge. Die höchste Erhebung beträgt dreihundertachtzig Meter. Wir können also in geringer Höhe bleiben

und brauchen keine Vereisung zu befürchten. Und der Meteorologe versicherte mir, daß wir die Wetterfront nach spätestens zwei Stunden passiert haben.«

Der Mechaniker hatte eine Grimasse geschnitten. »Ick trau' den Wetterfröschchen nicht. Wenn die guten Morgen sagen, haben sie das erste Mal gelogen.«

»Die Meteorologen haben das Pech, daß ihre Fehlprognose an den Tag kommt, während die Fehldiagnose der Ärzte mit Erde zugedeckt wird.«

Es hatte Kuhnke erleichtert, den Piloten unbesorgt zu sehen.

Um sechs Uhr dreißig wurde Insterburg überflogen. Das Schlechtwettergebiet rückte wie eine schwarze Wand heran. Werner registrierte, daß der Kurs keiner Korrektur bedurfte und die Geschwindigkeit über Grund hundertfünfzig Stundenkilometer betrug. Der Meteorologe hatte sich nicht getäuscht.

»Wir sind um keinen Deut versetzt worden«, rief er dem Bordwart zu und wies auf einen bis zur Erde hinabreichenden Regenvorhang, der unmittelbar vor ihnen lag. »Gurte kontrollieren! Gleich geht's los.«

Ein bißchen machte er sich selber Mut. Er hatte nur geringe blindfliegerische Erfahrung. Aber wer hatte die schon? Jeder mußte sich selbst trainieren. Theoretisch war die Materie natürlich bekannt, und Piloten mit der Qualifikation für mehrmotorige Maschinen hatten die Formeln für notwendige Berechnungen im Kopf. Doch den meisten fehlte das manuelle Training: das Steuern nach Wendezeiger, Libelle, künstlichem Horizont und Variometer.

Nachdem die Turbulenz beim Eindringen in das Schlechtwettergebiet weitgehend abgeklungen war, rief Werner dem Mechaniker zu: »Ohne nachzutanken ist ein Direktflug nach Lipezk nicht möglich. Landung in Minsk voraussichtlich kurz nach neun.«

»Ick halt' die Daumen, daß Ihre Berechnung stimmt.«

Die Zeit strich dahin. Die Erde war nicht zu sehen. In sechshundert Meter Höhe flogen sie durch dichte Wolken. Die Motoren dröhnten ihr monotones Lied. Starker Regen schlug gegen die niedrige Schutzscheibe und gegen die Lederhauben.

Kuhnke saß wie ein Häufchen Elend da. Das Fliegen ohne Sicht war ihm unheimlich.

Um ihn aufzumuntern, rief Werner um sieben Uhr fünf: »Ich schätze, daß wir in diesem Augenblick die russische Grenze überfliegen.«

Der Bordwart reagierte apathisch.

Im Gegensatz zu ihm versuchte Werner, die Eintönigkeit des Blindfliegens mit Gedanken zu beleben. So stellte er sich die Frage: Was mag Napoleon veranlaßt haben, ein so riesiges Reich wie Rußland zu überfallen? Trieb ihn Arroganz, Vermessenheit oder unstillbare Machtgier? Wenn ich mir vergegenwärtige, daß ich mit diesem Flugzeug etwa neun Stunden brauchen würde, um nach Moskau zu gelangen – neun Stunden bei einer Geschwindigkeit von zweiundvierzig Metern in der Sekunde! –, dann muß Überheblichkeit den Korsen in den Glauben versetzt haben, Rußland besiegen zu können. Die Weite dieses Landes hat er jedenfalls völlig unterschätzt.

Eine plötzlich auftretende Turbulenz riß Werner aus seinen Überlegungen. »Wir scheinen die Rückseite der Wetterfront zu erreichen!«

Tatsächlich zeigten sich wenige Minuten später erste Wolkenlücken, und es dauerte nicht lange, bis die Erde in herrlichem Morgenlicht sichtbar wurde. Saftiggrün leuchteten die Weiden, dunkelbraun die umbrochenen Äcker.

Nach einem Blick auf die Borduhr zog Werner die Landkarte zu Rate. Sie waren gut zwei Stunden geflogen und hatten somit etwa 320 Kilometer zurückgelegt. Der ungefähre Standort war damit gegeben, und es bereitete keine Schwierigkeiten, ihn genau zu ermitteln.

Eine Weile beschäftigte sich Werner mit seinem Rechenschieber, dann rief er Kuhnke zu: »Landung in Minsk um neun Uhr zehn!«

Der Mechaniker war nicht wiederzuerkennen. Nach dem zweistündigen Flug durch Wolkenschwaden irritierte ihn der Blindflug nicht mehr. Er hatte zum Piloten jenes Vertrauen gewonnen, das erforderlich ist, wenn in kritischen Situationen alles reibungslos klappen soll. Ein Werkmeister der Lufthansa hatte ihm

einmal gesagt: »Können ohne Vertrauen, das ist wie ein Eimer mit einem Loch.«

Um acht Uhr fünfundvierzig erhielt Werner die Bestätigung dafür, daß sie exakt auf Kurs lagen. Er flog den Isstosch entlang, der an dieser Stelle parallel zu der Richtung fließt, die er zu steuern hatte. Auf beiden Seiten des kreideartigen Ufers breiteten sich riesige Äcker aus.

Rakow kam in Sicht. Die vorausberechnete Zeit stimmte. Voller Stolz verständigte Werner den Bordwart. »Es bleibt dabei: Landung um neun Uhr zehn!«

Eine Viertelstunde später tauchte am Horizont das in hügeliger Landschaft gelegene Minsk auf. In seiner weiteren Umgebung erhoben sich Sandberge wie Inseln aus Wäldern und Sümpfen. Ein phantastischer Anblick. Die Silhouette der Stadt war durch Zwiebeltürme gekennzeichnet.

Der Flugplatz war schnell gefunden. Auf ihm befand sich nur eine große Holzhalle, in deren Nähe Baracken standen. Aus ihnen stürzten an die zwanzig mit Karabiner ausgerüstete Soldaten, kaum daß die dreimotorige Verkehrsmaschine über den Platz hinweggedonnert war.

»Sieht aus, als wollte man uns einen großen Empfang bereiten«, freute sich Kuhnke.

Werner rollte vor die Halle und stellte die Motoren ab. »Der Kommandeur von Lipezk scheint die hiesige Flugleitung verständigt zu haben.«

Er täuschte sich nicht. Seltsam aber war es, daß die Soldaten einen Kreis um das Flugzeug bildeten, als gelte es, die Maschine zu verteidigen.

Der Mechaniker rieb sein Kinn. »Komische Sache, wa?«

Werner nickte. »Am meisten wundert es mich, daß niemand die Truppe befiehlt und die Männer ohne jedes Kommando Aufstellung genommen haben.«

Kuhnke wies auf einige Offiziere, die schnellen Schrittes herbeieilten. »Ich glaube, das Dröhnen unserer Motoren hat die erst geweckt.«

»Schon möglich. Gehen wir ihnen entgegen.«

Sie wurden von vier Offizieren auf russisch willkommen geheißen.

Einer von ihnen sprach leidlich deutsch. »Serr gutt begrüßen in Minsk. Benzin vorbereitet für Weiterfliegen nach Lipezk. Während tanken, wir frühstücken.«

Werner bedankte sich und schüttelte den Offizieren die Hand.

Kuhnke tat das gleiche und erklärte, zunächst die Versorgung des Flugzeuges übernehmen zu wollen.

»Ausgeschlossen, Towarischtsch! Unsere Leute serr gutt tanken.«

Der Bordwart schüttelte den Kopf. »Nee, nee, das ist meine Sache.«

»Sie kein Vertrauen zu russisch Monteur?« fragte der Offizier unwillig.

»Doch, natürlich«, mischte sich Werner ein. »Es ist nur so, daß bei uns das fliegende Personal verpflichtet ist, das Tanken selbst vorzunehmen. «

In diesem Augenblick eilte ein fünfter Russe herbei. Im Gegensatz zu den anderen trug er eine grüne Uniform. Die Schirmmütze saß ihm fast quer auf dem Kopf. Seine Brust schmückten einige Ordensbänder. »Serr schön gutter Tag, Towarischtschi«, begrüßte er die Besatzung mit lebhafter Geste. »Druschba! Freundschaft! Ichch glücklich etwas sprechen deutsch.« Er schaute zur Flugkanzel hoch. »Choroschaja ssamalot! Gutes Flugzeug! Ichch möchte sehen von innen. Ichch Kommissar! Wer ist Pilot?«

»Der bin ich«, antwortete Werner.

»Und ich bin Kommissar von Aeraport! Alles hier ichch bestimmen.«

»Dann sind Sie gerade zur rechten Zeit gekommen. Bitte, veranlassen Sie, daß mein Bordwart das Flugzeug betanken darf.«

Sofort redete der deutschsprechende Offizier auf den Kommissar ein.

Der setzte eine Kummermiene auf. »Plocho, otschen plocho! Schlecht, sehr schlecht! Hier niemand darf selbst tanken, Towarischtsch. Auch kein Deutscher nicht.«

»Geht in Ordnung«, lenkte Werner ein, um die Angelegenheit herunterzuspielen. »Ein russischer Monteur tankt, und mein Mechaniker hilft ihm dabei.«

»Njet!« protestierte der Offizier. »Hilfe nicht nötig, Towarischtsch.«

Kuhnke schüttelte den Kopf. »Wenn's den Herren Spaß macht, verzichte ick gern darauf, zu helfen. Ick muß nur dabeisein.«

»Warum?«

»Weil nur ick meinen Peilstab kenne. Der Tank muß bis oben gefüllt werden, sonst reicht's nicht bis Lipezk. Wenn Benzin überläuft, fließt es in die Tragfläche, und es kann beim Anlassen der Motoren zu einer Explosion kommen. Außerdem muß das Benzin gefiltert werden.«

»Tschepucha!« erregte sich der Kommissar. »Unsinn! Russischer Treibstoff so gutt, daß er nicht braucht Filter.«

»Das hat nichts mit der Qualität des Benzins zu tun«, versuchte Werner zu beschwichtigen. »Nach einer gewissen Zeit setzt sich in jedem Treibstoff Wasser ab.«

»Nicht in Sowjetunion, Towarischtsch! Naphtha kommt aus Baku, bestes von ganze Welt. Darum wir nicht filtern. Und unsere Monteur tanken! Mir! Friede!«

»Entschuldigen Sie, Kommissar, wir müssen aus technischen Gründen darauf bestehen, das Benzin zu filtern.«

»Njet, Towarischtsch! Heißt dann, russisch Treibstoff schlecht. Das wir nicht können dulden.«

Um die unverzichtbare Forderung doch noch erfüllt zu bekommen, ließ Werner das Thema zunächst einmal fallen und fragte ablenkend: »Was bedeutet das Wort Towarischtsch?«

»Genosse.«

»Aber ich bin doch nicht Ihr Genosse.«

»Alle Menschen sind Towarischtschi. Ausgenommen die Bourgeoisie.«

»Und da ich zu dieser Kategorie zählen dürfte, kann ich meines Erachtens nicht Ihr Genosse sein.«

»Sie ein Feind von Kommunismus?«

»Würde ich dann nach Lipezk fliegen, um dort an der Entwicklung von Flugzeugen zu arbeiten, die für Rußland und Deutschland wichtig sind?«

»Also doch Towarischtsch!«

»Auf russisch klingt's ja ganz schön. Aber auf deutsch ... Vielleicht habe ich eine kindische Aversion gegen das Wort ›Genosse‹, weil es mich an jene Männer erinnert, die bei Kriegsende ihren Kameraden die Schulterklappen abgerissen haben.«

»Ne choroscho! Sie nicht gut reden. Wie Ihr Name?«

»Werner Eggebrecht.«

»Ichch Sergej Perwuchin. Indite so muoj! Kommen Sie mit!«

»Wohin?«

»In Flugzeug. Sie mir und Kameraden alles zeigen.«

»Und was ist mit dem Tanken?« insistierte Kuhnke.

»Erledigen russisch Monteur.«

»Nein!« widersprach Werner mit solchem Nachdruck, daß der Kommissar irritiert stehenblieb. »Wenn das Benzin nicht gefiltert wird, tanken wir nicht! Melden Sie nach Moskau, daß ich mich unter den gegebenen Umständen weigern muß, nach Lipezk weiterzufliegen.«

Perwuchin rang nach Luft. »Ist das ernst?«

»Ja.«

Einen Moment schien der Kommissar mit sich zu ringen, dann lenkte er ein. »Nuwot. Was soll's. Filtern und tanken Sie. Für russisch Monteur ist verboten filtern. Und jetzt Sie uns Flugzeug zeigen!«

Als Sergej Perwuchin aus der Flugzeugkanzel in die Kabine zurückkehrte, blieb er vor den verzurrten Koffern stehen. »Aufmachen! Kontrolle!«

Kuhnke begriff den plötzlichen Sinneswandel nicht. Aufgebracht rief er zur Kanzel hoch: »Herr Eggebrecht! Unsere Koffer sollen durchsucht werden.«

»Nix Herr Eggebrecht«, schimpfte Perwuchin. »Pilott ist *Bürger* Eggebrecht. Sofort alles aufmachen!«

Werner erfaßte, daß ihm ein Denkart verpaßt werden sollte. Doch er war nicht gewillt, sich provozieren zu lassen. So konziliant wie möglich erklärte er: »Ich weise Herrn Kuhnke gerne an, unser Gepäck loszubinden.«

»Nicht Herrr! Muß heißen Bürger Kuhnke! Und Sie nix anweisen. Hier ichch befehle! Ichch Kommandant!«

Notgedrungen begann der Bordwart, die Verschnürungen zu lösen. »Bitte, Herr Perwuchin ...«

»Ichch nicht Herrr«, schrie ihn der Russe an. »Ichch Towarischtsch!«

»Entschuldigen Sie, Herr Towarischtsch...«

»Schweigen Sie!« brauste der Kommissar auf.

»Jawohl, schweigen Sie!« unterstrich Werner die gegebene Weisung und wandte sich Perwuchin zu. »Meinem Flugkameraden liegt es fern, Sie ärgern zu wollen. Wir sind es gewohnt, vor den Namen eines jeden die Anrede ›Herr‹ oder ›Frau‹ zu setzen.«

»Sie verlangen, daß ich Sie beide mit ›Herrr‹ anrede?«

»Nein, Sie haben mich falsch verstanden. Wir sind es nur gewohnt ...«

»Und deshalb auch ichch soll ›Herrr‹ sagen?«

Werner wurde klar, daß der Russe auf Kollisionskurs ging. »Ich kann nur nochmals betonen, daß Sie mich falsch verstanden haben.«

Der Kommissar zuckte die Achseln und wandte sich an den Bordwart. »Dawaj, dawaj! Vorwärts, vorwärts!«

Kuhnke öffnete einen seiner Koffer. »Darin finden Sie nichts anderes als meine Kleidung.«

»Auspacken!«

Der Bordwart entsprach dem Befehl.

Der Kommissar grinste, und er trieb sein böses Spiel auf die Spitze, als er im Koffer des Piloten jene beiden Zigarrenkisten entdeckte, die für Oberst a. D. von der Leith-Rolson bestimmt waren. Seine Augen glänzten in unverhohlener Schadenfreude. »Was darin?«

»Hundert Zigarren, die ich im Auftrag meines Vorgesetzten dem Chef unserer Zentrale in Moskau zuleiten soll.«

»Sie nicht wissen, daß Schmuggel verboten?«

»Ich schmuggle nicht, sondern habe ein Geschenk zu überbringen.«

»Geschenke streng verboten, weil möglich, daß geheime Sachen verborgen.«

»In Zigarren?«

»Wir gleich sehen. In mein Büro ich kontrollieren. Kommen Sie!«

Werner ging mit dem Kommissar, der die beiden Zigarrenkisten an sich genommen hatte, zu einer der Baracken hinüber.

»Mein Büro«, erklärte Perwuchin stolz und breitete auf seinem Schreibtisch eine Zeitung aus. Dann öffnete er eines der Kistchen und starrte wie gebannt auf die säuberlich nebeneinanderliegenden Zigarren. »Jetzt ich kontrollieren.« Er entnahm der Dose eine schwarze Brasil, brach sie durch und zerrieb sie über der Zeitung.

Alles klar, dachte Werner. Der Herr besorgt sich Tabak.

Sergej Perwuchin hob die oberste Lage der Zigarren aus der Kiste, legte sie zur Seite und wählte aus der nächsten Schicht eine zweite Brasil, die er wiederum zerrieb. »In Ordnung«, meinte er schließlich. »Darin nichts versteckt. Ich serr gnädig. Nur kontrolliere aus jeder Lage ein Stück. Einverstanden, Towarischtsch?«

»Bleibt mir etwas anderes übrig, Herr Kommissar?«

»Ich nicht ›Herrr!‹« erregte sich der Russe.

»Und ich nicht Towarischtsch«, konterte Werner.

Perwuchin lachte. »Tschort wosmi! Der Teufel soll Sie holen!«

»Und derweil schnappen Sie sich Zigarren!«

»Nu wot. Was soll's. Ob Ihr Chef hundert oder neunzig bekommt ist egal. Ichch Natschalnik! Ichch Kommandant!«

Sergej Perwuchin lud zu einem Frühstück ein, das die Flugzeugbesatzung in mehrfacher Hinsicht in Erstaunen setzte. Da wurden nicht etwa Tee, Brot, Butter, Eier und Marmelade gereicht. Als erstes gab es einen bis zum Rand gefüllten Teller Borschtsch, dessen wichtigste Zutaten Bouillon, Kraut, gebratenes Entenfleisch, in Scheiben geschnittene Würstchen, Zwiebeln und pikante Gewürze sind. Danach servierten flinke Ordonnanzen gekochten Fisch mit einer Meerrettichsauce, die Eggebrecht und Kuhnke nach Luft ringen ließ. Die Russen tranken dazu Wodka, die Deutschen Kwaß, ein bierähnliches Getränk aus Malz und Mehl, dem Zusätze wie Pfefferminz und Rosinen ein erfrischendes Aroma geben. Am meisten wunderte sich die Besatzung darüber, daß der Kommissar, nachdem er einige Gläser Wodka getrunken hatte, sie nur noch mit »Herr Eggebrecht« und »Herr Kuhnke« ansprach. Unter den Offizieren löste dies jedesmal ein schallendes Gelächter aus, das sich noch steigerte, als Werner sich erlaubte, den Platzkommandanten sinngemäß »Herr Towarischtsch Perwuchin« zu nennen.

So wurde der Abschied von den Russen wider Erwarten doch noch recht lustig. Dies hinderte den Bordwart nicht, bei der Ehrenrunde über dem Flugplatz lauthals in den Motorenlärm zu brüllen: »Auf Nimmerwiedersehen, Kommissar Arschloch!«

Werner grinste. »Nu wot. Was soll's. Hauptsache, wir haben die Zwischenlandung gut überstanden.«

Der Aufenthalt in Minsk hatte viel Zeit gekostet. Erst nach dreieinhalb Stunden konnte gestartet werden. Da weiterhin 40 km/h Gegenwind herrschte, war eine Flugzeit von etwa sechs Stunden zu veranschlagen. Lipezk würde somit bis zum Einbruch der Dunkelheit erreicht sein.

Um dreizehn Uhr fünfundzwanzig deutete Werner auf einen Fluß, den sie gerade überflogen. »Die Beresina!« Unwillkürlich erinnerte er sich daran, daß Napoleon auf dem Rückweg aus dem brennenden Moskau an der Beresina eine vernichtende Niederlage erlitten hatte. Von den siebzigtausend Franzosen, die dem Korsen noch verblieben

waren, konnte sich nicht einmal die Hälfte auf das gegenüberliegende Ufer retten.

Im Geiste erlebte Werner das lang zurückliegende fürchterliche Geschehen, bis ihn ein markantes Landschaftsbild zwang, den Kurs zu kontrollieren. Südlich von Mogilew wurde der Dnjepr überflogen, der zweitgrößte Fluß, der sich in das Schwarze Meer ergießt. Daß das Land zwischen Düna und Dnjepr eine Wasserscheide bildet, trat überhaupt nicht in Erscheinung. Sumpf, Lehm- und Kiesböden wechselten in bunter Folge mit Wäldern und Äckern ab.

»Landung in Lipezk um achtzehn Uhr fünfzig«, rief Werner dem Mechaniker zu.

Die nächste Standortkontrolle bot der Zusammenfluß von Bolwa und Desna bei Bjeschitza. Fünfzig Minuten später wurde die Oka nördlich von Orel überflogen, ein für russische Verhältnisse unbedeutender Fluß, obwohl er auf einer Strecke von vierzehnhundert Kilometern schiffbar ist und durch viele Provinzen fließt, bevor er bei Nishnij Nowgorod in die Wolga mündet.

Welch ein Land, dachte Werner beeindruckt. Man muß es überflogen haben, um seine Weite ermessen zu können. Heute dürfte es keinen so überheblichen Staatsmann wie Napoleon mehr geben. Selbst wenn die Technik es eines Tages ermöglichen sollte, eine Stadt wie Moskau zu bombardieren, wäre damit nichts gewonnen. Keine Armee kann ohne Bodentruppen auskommen, und die werden fern von der Heimat stets unterlegen sein.

Verstärkt erfaßte ihn Widerwillen bei dem Gedanken, aus der Verkehrsmaschine, die er steuerte, ein Kampfflugzeug zu entwickeln.

Doch was sollte er tun? Er hatte eine Aufgabe übernommen, die ihm neben dem kaum faßbaren Glück, kostenlos fliegen zu dürfen, auch noch Geld einbrachte. Da konnten grüblerische Erwägungen nicht helfen.

Die Landschaft war monoton. Über weite Strecken hinweg gab es keine Ortschaften. Erst im Gebiet des Don, in dem sich riesige Sonnenblumenfelder wie leuchtende Teppiche gegen farblose Kartoffel- und Rübenpflanzungen abhoben, waren kleine Dörfer zu entdecken.

Je näher der Strom heranrückte, um so abwechslungsreicher wurde das Land, aus dem sich manchmal reihenweise ton- und kreideartige Hügel erhoben. Der helle Kalkboden des stark eingeschnittenen Flußbettes mutete ebenso seltsam an wie das fast weiße Wasser des Don, der um achtzehn Uhr fünfzehn überflogen wurde.

Das war fünf Minuten früher als errechnet. Werner drosselte die Motoren ein wenig, um genau zur vorhergesagten Zeit zu landen. Dies gelang ihm. Pünktlich auf die Minute wurde der Flugplatz Lipezk überflogen, und Werner war erstaunt über die vielen Hallen, die das Rollfeld im Norden und Süden begrenzten. Hätte ›Papa Löhrs‹ ihm nicht gesagt, daß im Gegensatz zu dem ebenfalls in Lipezk stationierten russischen Aufklärerverband das deutsche Flugzentrum über mehrere Dreierhallenkomplexe verfüge, würde er nicht gewußt haben, zu welcher Seite des Platzes er rollen sollte.

Deutsche Piloten und Monteure eilten aus den Baracken, um das erste dreimotorige Flugzeug zu sehen, das Lipezk anflog. Auch viele Russen wurden vom Dröhnen der insgesamt tausend PS leistenden Motoren aus ihren Unterkünften herausgetrieben.

Nach der Landung rollte Werner die Maschine auf den mittleren Hallenkomplex zu, und es dauerte nicht lange, bis ihm die Angehörigen der Jagdfliegerschule entgegenliefen. Voran schwenkten sie ein großes Schild mit der Aufschrift ›Willkommen am Arsch der Welt‹. Ungewöhnlicher noch war eine Schar ausgelassener Männer, die in Badehose mit Krawatte erschien und grölend verkündete, die RabatzRiege der Baracke 2‹ zu sein.

»Mensch, det is ein dufter Verein«, freute sich Kuhnke.

Werner hingegen sah den nächsten Stunden mit gemischten Gefühlen entgegen. Begrüßungen solcher Art enden meistens in einem Saufgelage.

Die ›Rabatz-Riege‹ wollte die Kabine stürmen, wurde durch das Erscheinen des Kommandeurs der Fliegerschule jedoch daran gehindert. Wie um Rache zu nehmen, imitierte sie ein wildes Vogelgezwitscher, dessen Bedeutung Werner erst erfaßte, als der salopp gekleidete Befehlshaber ihm die Hand reichte und trotz seines ›Räuberzivils‹ militärisch knapp seinen Dienstgrad und Namen nannte: »Major Fink!«

Werner stellte sich und den Bordwart vor.

»Hatten Sie einen guten Flug, Herr Eggebrecht?« erkundigte sich der Kommandeur.

»Danke, ja. Es hat alles tadellos geklappt.«

»Auch in Minsk, Herr Eggebrecht?«

»Gewiß.«

»Sie wurden dort gut versorgt, Herr Eggebrecht?«

»Sogar hervorragend.«

Der Major wandte sich dem Mechaniker zu. »Ebenfalls zufrieden, Herr Kuhnke?«

»Und wie!«

»Das Tanken bereitete keine Schwierigkeiten, Herr Kuhnke?«

In diesem Augenblick erfaßte Werner, daß sie bewußt immer wieder mit »Herr Eggebrecht« und »Herr Kuhnke« angesprochen wurden. »Das Tanken ging glatt über die Bühne, Herr Major«, kam er dem Monteur zuvor. »Sonst wären wir jetzt nicht hier, Herr Major. Oder Sind Sie anderer Meinung, Herr Major?«

Das vierkantige Gesicht des Befehlshabers sah plötzlich wie aus Stein gemeißelt aus. »Wir sehen uns nachher im Kasino. Dort können wir uns in Ruhe unterhalten. Mein Adjutant wird Sie inzwischen unter seine Fittiche nehmen.«

Jetzt hat er sein stereotypes »Herr Eggebrecht« nicht mehr angebracht, dachte Werner. Woher ist ihm die Episode mit dem »Herr« bekannt? Sollte Perwuchin ...?

»Ich sehe mir mal das Flugzeug an«, erklärte der Major. »Ist ja ein toller Apparat!«

Durch die Menge, die den Rohrbach-»Roland« umstand, drängte sich ein drahtiger junger Mann und rief lebhaft gestikulierend: »Hallo, Werner!«

Der stutzte. »Mensch, »Balli!«

Beide fielen sich um den Hals.

»Das hätte ich mir nicht träumen lassen, Sie in Lipezk anzutreffen.«

»Ich bin hier als Gruppenfluglehrer tätig und spiele nebenbei den Adjutanten.«

»Und haben somit die Order, mich in mein Quartier zu führen.«

»Stimmt. Ich wurde inzwischen zum Oberleutnant befördert.«

»Gratuliere.«

»Ja, damals waren wir noch Anfänger. Willy Stöhr brachte uns das Kunstfliegen bei. Als ich hörte, daß *Sie* mit dem ›Roland‹ herankommen, traute ich meinen Ohren nicht. Mit keinem Wort haben Sie jemals erwähnt, daß Sie die Laufbahn eines Verkehrspiloten einschlagen wollten.«

»Aber ich besaß in jenen Tagen schon den Bz-Schein!«

»Und das haben Sie in Schleißheim verschwiegen?«

»Sollte ich die Aversion gegen den nichtsauftenden Nachfahren armer Leute noch steigern?«

Oberleutnant Ballmann kratzte sich hinterm Ohr. »Wir waren schon eine rauhe Bande.«

»Hoffentlich ist aus Ihnen kein Engel geworden. Das wäre noch schwerer zu ertragen.«

Der Adjutant lachte. »Ich werde mich bemühen, Sie einiges vergessen zu lassen.«

»Hört sich gut an«, erwiderte Werner. »Aber es gibt nichts zu vergessen. Dafür war das damalige Geschehen viel zu unwichtig. Es weckte allerdings in mir den Vorsatz, eines Tages nicht einer unter vielen zu sein.«

»Hört sich ebenfalls gut an«, parierte Oberleutnant Ballmann und führte Werner zu einer Baracke. »Ingenieur Schulze, Ihr künftiger Arbeitspartner, sagte mir, er habe Sie in Böblingen kennengelernt.«

Werner blieb überrascht stehen. »War Ingenieur Schulze im Konstruktionsbüro von Klemm tätig?«

»Ich glaube, ja.«

»Dann kennen wir uns sogar sehr gut. Aber eine andere Frage: Kümmerst sich jemand um meinen Bordwart?«

»Selbstverständlich. Der wird wie Sie in der Baracke für das gehobene technische Personal untergebracht. Ingenieur Schulze

wohnt ebenfalls dort. Unnötig zu sagen, daß Ihnen die Aufenthaltsräume des Offizierskorps zur Verfügung stehen.«

»Und Kuhnke?«

»Da er zum fliegenden Personal zählt, haben wir ihn dem Unteroffizierskorps zugeteilt.« Oberleutnant Ballmann wies auf eine der Baracken, die äußerlich keinerlei Unterschiede aufwiesen. »Drüben ist das Kasino. Wenn Sie in einer halben Stunde kommen, wäre das eine günstige Zeit. Später wird es unruhig.«

»Gut, ich erscheine so bald wie möglich.«

»Eine Ordonnanz wird Sie abholen. Sie kennen sich ja noch nicht aus.«

Seltsam, dachte Werner, als der Adjutant ihn verlassen hatte und er sich in dem Zimmer umsah, das ihm zugeteilt worden war. Ich bin besser untergebracht, als zu erwarten stand, aber irgend etwas stimmt nicht. Das Verhalten des Kommandeurs ging ihm nicht aus dem Kopf. Auch dachte er erneut an den Kommissar Perwuchin. Sollte der versucht haben, sich für die Weigerung, den Flug gegebenenfalls nicht fortzusetzen, auf hinterhältige Weise zu rächen?

Unwillig kramte Werner einige Sachen aus seinem Koffer, bis die Ordonnanz ihn abholte. Er hatte den Entschluß gefaßt, alles an sich herankommen zu lassen und möglichst wenig zu reden.

Das »Baracken-Kasino« glich einer norddeutschen Wirtsstube mit Theke und offenem Ausschank im vorderen Teil des Raumes. An den Wänden hingen zahlreiche Fotos ehemaliger Lehrer und Schüler. Die in Fliegerheimen obligaten Propeller fehlten ebenfalls nicht.

Vor der Theke stand Oberleutnant Ballmann mit einigen Offizieren. Er ging gleich auf Werner zu und führte ihn zum Kommandeur, der gewiß nicht zufällig allein in der hintersten Ecke saß.

Nach kurzer Begrüßung und der Frage: »Was darf ich für Sie bestellen?« erklärte Major Fink in aller Sachlichkeit: »Sie sind Zivilflugzeugführer und mir militärisch nicht unterstellt. Wir können uns also zwanglos unterhalten. Vorausschicken möchte ich des weiteren, daß es zu den Usancen dieser Fliegerschule gehört, »Neukommer« am ersten Tag durch irgendeinen Schabernack zu

irritieren. In ihrem Fall hatten wir uns ausgedacht, so zu tun, als verwechselten wir Sie mit Ihrem Bordwart. Dementsprechend sollten sie als ›Kamerad Kuhnke‹ angesprochen werden.«

Will sich der Herr Befehlshaber hinter einer Ausrede verschanzen, überlegte Werner. Er hielt dies für ausgeschlossen. Ein mieses Spiel war ihm nicht zuzutrauen. Sein massiver Kopf ließ eher an die Sturheit eines an sich jovialen Gutsbesitzers denken.

Der Major fuhr unbefangen fort: »Während des Dämmerchoppens, zu dem sich das Offizierskorps regelmäßig vor dem Abendessen trifft, passierte heute etwas Ungewöhnliches. Unser Dolmetscher Kolja Petrowitsch meldete mir aufgeregt, soeben von Sergej Perwuchin angerufen worden zu sein. Der Kommissar habe sich bitter über das ungehörige Benehmen der deutschen Flugzeugbesatzung beschwert, die von ihm verlangt hätte, nicht als ›Towarischtschi‹, sondern als ›Herren‹ behandelt zu werden. Was sagen Sie dazu?«

»Zunächst einmal brauche ich einen Schluck Bier«, antwortete Werner und hob sein Glas. »Herzlichen Dank für die Einladung.«

Der Kommandeur stieß mit ihm an.

Werner stellte das Glas zurück. »Ihre Frage kann ich erst beantworten, wenn Sie mir den weiteren Verlauf der Dinge geschildert haben. Warum änderten Sie Ihren Plan, Kuhnke und mich zu verwechseln?«

Der Major schmunzelte. »Es schien uns witziger, Sie und Ihren Bordwart ganz betont immer wieder mit ›Herr Eggebrecht‹ und ›Herr Kuhnke‹ anzureden.«

»Sie glauben also dem Kommissar?«

»Du lieber Gott ... Erfunden wird er die Geschichte ja wohl nicht haben.«

»Wenn das Ihre Meinung ist, dann wundert es mich, daß Sie von mir eine Stellungnahme erbitten.«

Die hellblauen Augen des Kommandeurs verengten sich. »Sie verstehen es meisterhaft, Fragen auszuweichen.«

»Sie täuschen sich, Herr Major. Nach Ihrer Erklärung gibt es meines Erachtens nur noch eine Frage zu beantworten, nämlich: Was

hat *Sie* veranlaßt, die Anschuldigung eines russischen Kommissars widerspruchslos hinzunehmen?«

Major Fink fuhr erregt über sein kurzgeschnittenes rotblondes Haar. »Zum Teufel, Sie haben recht.«

Werner hob sein Glas. »Darf dann ich Sie zum nächsten Bier einladen?«

»Nee, nee, Sie sind ein zu schlauer Fuchs. Erst möchte ich wissen, was in Minsk passiert ist.«

Werner schilderte, was sich ereignet hatte.

»Und es ist bei dem Wortgeplänkel geblieben?«

»Ja. Ich stellte mich allerdings auf die Hinterbeine, als der Kommissar nicht dulden wollte, daß wir das Benzin beim Tanken filtern. Er fühlte sich in seiner Ehre gekränkt. Russischer Treibstoff serr gutt!«, ahmte Werner den Kommissar nach. »»Kommt von Baku! Ist bestes von ganze Welt!«

Major Fink schlug sich auf den Schenkel. »Wer Russisches schmälert, ist ein Verräter.« Er winkte die Ordonnanz herbei und bestellte zwei Bier. »Und nun heraus mit der Sprache. Was könnte den Kommissar so aufgebracht haben, daß er versucht, Sie in ein schiefes Licht zu stellen?«

»Sein schlechtes Gewissen. Admiral a. D. Löhrs übergab mir zwei Kistchen a fünfzig Zigarren für Oberst a. D. von der Leith-Rolson. In Minsk gingen aber zehn wunderschöne Brasil verloren, als sie der Herr Kommissar auf Geheimdokumente untersuchte und notgedrungen für den Eigenbedarf zerrieb.«

Der Befehlshaber senkte den Kopf wie ein Stier, der einen Widersacher aufspießen will. »Wie ist er an die Zigarren herangekommen?«

»Er forderte eine Durchsuchung unserer Koffer. Das war wohl seine erste Rache für meine Vermessenheit, ihm zu erklären, daß ich nicht weiterfliegen würde, wenn wir das Benzin nicht filtern dürften.«

»Das haben Sie ihm offen ins Gesicht gesagt?«

»Und hinzugefügt, er möge Moskau in diesem Sinne verständigen.«

Der Major rang die Hände. »Sie müssen einem Engel von Kommissar begegnet sein. Jeder andere hätte Sie eingesperrt. Nu wot. Ichch Kommissar! Ichch Kommandant! Ichch General! Unter Umständen hätten Sie sogar hören können: Ichch Lenin! Ichch Trotzki! Ichch Stalin!«

»Übertreiben Sie jetzt nicht?«

»Keineswegs. Die Machtanmaßung, die Kommissare sich hier gelegentlich leisten, ist ungeheuerlich und oft auch grotesk. Doch mir ist nun alles klar. Für die Vermessenheit, einem ›Grünen‹ die Stirn zu bieten, mußten Sie gestraft werden.«

»Gut. Mir will aber nicht in den Kopf, daß jemand, der solches tut, vorher Kuhnke und mich zu einem geradezu phantastischen Essen einlädt.«

Der Kommandeur griff nach seinem Glas. »Jeder Russe hat zwei Seelen in seiner Brust. Eine butterweiche, die ihn weinen, seufzen und jauchzen läßt. Und eine stahlharte, die jede Gefühlsregung im Keim erstickt. Prost! Sie haben verdammt viel Glück gehabt.« Der Major wies auf den vorderen Teil des Kasinoraumes, der inzwischen überfüllt war. »Man hat sich taktvoll zurückgehalten.« Er hob den Arm und rief mit alles übertönender Stimme: »Meine Herren, darf ich bitten! Ich möchte Sie mit unserem ›Neukommer‹ bekannt machen.«

Diese Worte brachten Werner auf eine ausgefallene Idee. Er stand auf und wartete den Augenblick ab, da alle Offiziere in den Raum getreten waren und der Kommandeur ihn vorstellen wollte. Just in diesem Augenblick schlug er die Hacken zusammen und schnarrte militärisch: »Sie gestatten: Mein Name ist Herr Kuhnke. Ick bin Berliner. Knorke, wa?«

Die Verblüffung war so groß, daß sekundenlang Stille herrschte. Dann aber brach ein nicht enden wollendes Gejohle aus.

Als Werner am frühen Morgen mit schweren Beinen das Kasino verließ, war er sich darüber im klaren, daß er mehr Glück als Verstand gehabt hatte. Unter normalen Umständen wäre es ihm unmöglich gewesen, von einer zur anderen Stunde einen so ausgezeichneten Kontakt zum Offizierskorps zu finden.

Zu den glücklichen Umständen, die ihm das Entree in Lipezk wesentlich erleichtert hatten, zählten zweifellos auch die Aufgeschlossenheit des Kommandeurs und die Bereitschaft seiner Offiziere, einen zivilen Flugzeugführer als gleichberechtigt anzusehen.

Die positive Beurteilung, die Werner nach dem ersten Abend im Kasino von Lipezk erfuhr, war nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß er trotz des anstrengend gewesenen Tages munter mitgezechet hatte. Er war aus sich herausgegangen, und selbst der ungewöhnlich rauhe Ton der zum Teil seit Jahren fern von der Heimat lebenden Offiziere hatte ihn nicht gestört. Im Gegenteil, er hatte sich köstlich amüsiert, als um Mitternacht ein Friseur ins Kasino beordert wurde, um einem Leutnant die Haare ratzekahl abzuscheren.

Während dieser Prozedur hatte ihm der Kommandeur erzählt, daß in seiner Einheit kein Flugschüler daran vorbeikomme, sich einmal eine ›Billardkugel‹ verpassen zu lassen, und es sei interessant, zu erleben, wie verschieden die Betroffenen reagierten.

Über das Wiedersehen mit Ingenieur Schulze hatte Werner sich besonders gefreut. Der Flugzeugingenieur war einige Jahre älter als er und bekannte offen, froh gewesen zu sein, als er erfahren habe, wer den ›Roland‹ nach Rußland überführe.

»Eine gute Zusammenarbeit ist für mich wichtig«, hatte er hinzugefügt. »Ich habe nämlich nicht nur den Rohrbach umzurüsten. Meine Haupttätigkeit besteht darin, hier allerlei Flugzeugmuster zu prüfen, und diese Aufgabe läßt sich nur dann zur vollen Zufriedenheit lösen, wenn die Flugerprobung immer vom gleichen Piloten durchgeführt wird. Ich hoffe, Sie sind bereit, mich im genannten Sinne zu unterstützen.«

»Etwas Schöneres kann ich mir nicht vorstellen«, hatte Werner begeistert versichert. »Ich habe mich schon gefragt, was ich tun soll, wenn an meiner Maschine herumgebastelt wird.«

Major Fink hatte zufrieden registriert, daß das gute Einvernehmen, das zwischen Ingenieur Schulz und dem Ersten Ausbilder der Jagdfliegerschule bestand, nun eine wichtige Ergänzung erfahren würde. Denn mit einigen Flugzeugtypen gab es Probleme, die sich nicht ohne weiteres lösen ließen. Erfreut war er des weiteren darüber,

daß sich der russische Dolmetscher Kolja Petrowitsch auf Anhieb glänzend mit Werner Eggebrecht verstand. Beide würden in Zukunft viel miteinander zu tun haben. In der Versuchsabteilung wurden hauptsächlich russische Monteure beschäftigt, die nach Lipezk abkommandiert waren, um im Flugzeug- und Motorenbau Erfahrungen zu sammeln. Es zählte freilich auch zu ihren Aufgaben, sich bei technischen Weiterentwicklungen keine Details entgehen zu lassen.

Als Werner in dieser Nacht sein Zimmer erreichte und das Licht einschaltete, glaubte er, sich in der Tür geirrt zu haben. Beim Fortgang hatte er seine Koffer halb ausgepackt stehen- und liegengelassen. Die aber waren nicht in dem Raum, den er betreten hatte. Schon im Begriff, das Licht wieder auszuschalten, gewahrte er auf dem Tisch einen Karton mit einem Zettel, auf dem die Worte ›Viele Grüße von Ihrer Freundin Ditha‹ in ein rotes Herz hineingemalt waren.

Werner glaubte nicht richtig zu sehen. Hatte er zuviel getrunken? Er schaute sich das Zimmer genauer an. Auf dem Kleiderspind befanden sich seine Koffer. Um sich zu vergewissern, öffnete er den Schrank. Seine Anzüge und Hosen hingen sorgfältig aufgereiht darin. Die Wäsche lag säuberlich gestapelt in den Seitenfächern.

Er faßte sich an den Kopf. War das, was er sah, Kuhnkes Werk? Es konnte nicht anders sein. Schnell löste er die Schnüre des schweren Paketes, und zu seiner Verwunderung stellte er fest, daß Ditha ihm mit dem Vermerk ›Zur Begrüßung am russischen Ziel‹ einen Brief und mindestens zwanzig Bücher mit auf den Weg gegeben hatte. Sie schrieb:

›Ich kann nur hoffen, daß Kuhnke sich darauf einläßt, dieses Präsent heimlich im Gepäckraum zu verstauen und es Dir erst am Ende Eures Fluges zu übergeben. Die Bücher sollen Dir langweilige Stunden verkürzen und Dich täglich an mich erinnern. Ein dicker Kuß! Immer Deine Ditha.‹

Werner hatte die wenigen Worte kaum gelesen, da klopfte es an der Tür, und gleich darauf trat der Bordwart in den Raum. »Ick komme gerade von meiner Einstandsfeier und sah zufällig durchs

Fenster, daß Sie dabei sind, den Inhalt des Paketes zu sichten. Da dachte ick: Schau mal rein. Ich bin schließlich nicht weniger gespannt als Sie, welche Überraschung sich Ihre Freundin diesmal ausgedacht hat.«

»Mensch, Max! Ist ja rührend von Ihnen, meine Sachen auszupacken und fortzuräumen. Das ist nun wirklich nicht Ihre Aufgabe.«

»Ick weiß. Wollte nur ein bißchen helfen. Was hat der ›Alte‹ von Ihnen gewollt?«

»Perwuchin hat hier angerufen und ...«

»Alles weitere können Sie sich schenken«, fiel der Mechaniker ein. »Klarer Fall: Kommissar Arschloch!«

»Genau.«

»Und was hat Ihre Freundin Ihnen geschickt?«

»Bücher!«

Kuhnke war sichtlich betroffen. »Ick hatte gehofft, es sei Schokolade. Die gibt's hier nämlich nicht.«

Werner lachte. »Seien Sie froh, daß es Bücher sind. Ich stelle Ihnen jederzeit gern eins zur Verfügung.«

Der Bordwart hob abwehrend die Hände. »Nee, nee. Wissen sie, ick steh' mit beiden Beinen im Leben. Schon in meiner Jugend hat eine Tante mir gesagt: ›Laß die Finger von Romanen! Was Schriftsteller so schreiben, ist alles erfundenes Zeugs. Nix davon ist wahr.‹ Aber hier in Lipezk, das ist ein Pfundsverein, wa? Ick hab' sogar einen Kumpel von früher getroffen. Wir waren damals beim ›Aero-Lloyd‹ beschäftigt. Die Lufthansa gab's noch nicht. ›Hie Aero-Lloyd‹, schrien die einen, ›Hie Junkers!‹ die anderen. Bis unter dem auffliegenden ›Kranich‹ vom Aero-Lloyd und den Farben ›Gelb und Blau‹ von Junkers die ›Deutsche Luft Hansa‹ gegründet wurde.«

Werner zeigte auf seine Armbanduhr. »Es wird höchste Zeit, daß wir uns in die Falle hauen. Ich möchte nur noch wissen, wann und wo Ditha Ihnen das Paket übergeben hat.«

»Am Tag vor dem Abflug. Ick war gerade dabei, die Motorgondeln zu waschen, als sie mit ihrem Flitzer herangerauscht kam. Natürlich dachte ick, sie wollte zu mir. Aber Sense! War' ne

böse Enttäuschung, das müssen Sie mir glauben. Ick hatte mich schon so gefreut.«

»Quatschkopf! Nur eine Frage noch: Haben Sie ihr etwa geholfen, sich als blinder Passagier an Bord zu schmuggeln?«

Kuhnke sah ihn wie ein treuherziger Spaniel an. »Halten Sie das für möglich?«

Werner schob ihn zur Tür. »Vergessen Sie die Frage. Sie war zu blöd.«

Werner Eggebrecht wurde ausnahmsweise einmal nicht zur gewohnten Zeit wach. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Motorengeräusch ihn weckte. Nach dem neunstündigen Flug und der turbulenten Nacht war es kein Wunder, daß er lange und abgrundtief geschlafen hatte.

Im Kasino stellte er mit Erleichterung fest, daß er nicht der einzige war, der sich noch nach zehn Uhr zum Frühstück einfand. Es sah fast so aus, als sei die Gewohnheit der ehemaligen zaristischen Offiziere, in den Nächten zu zechen und erst gegen Mittag zum Dienst zu erscheinen, vom deutschen Korps übernommen worden. Und wie einstmals, so wurde auch jetzt über das nächtliche Gelage debattiert.

Noch klangen allen die lautstarken Gesänge in den Ohren: ›Heil dir im Siegerkranz‹, ›Die Wacht am Rhein‹ und nicht zuletzt das vor wenigen Jahren vom Reichspräsidenten Ebert zur Nationalhymne erkorene ›Deutschlandlied‹.

Auf die Frage des Leutnants, ob der ›Herr Neukommer‹ in der ersten Nacht einen verheißungsvollen Traum gehabt habe, antwortete Werner: »Die Wirklichkeit war schöner. Bei der Rückkehr in mein Zimmer fand ich einen Brief und ein großes Paket vor, das meine Freundin ›Herrn Kuhnke‹ anvertraut hatte.«

»Gratuliere! Und was hat die Gute Ihnen geschickt?«

»Zweiundzwanzig Bücher, die ich selbstverständlich gern jedem von Ihnen zur Verfügung stelle.«

Einer der Offiziere reckte den Kopf. »Ich hoffe, Sie halten uns nicht für Stubenhocker.«

»Zumindest sehen Sie nicht danach aus.«

»Ist Ihre Freundin Bibliothekarin?« fragte ein anderer.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Na, hören Sie mal. Zweiundzwanzig Bücher!«

Ein dritter feixte: »Ihre Freundin hätte besser daran getan, Ihnen neue Spielkartensätze zu schicken. Unsere sind schon klebrig.«

»Und das, obwohl keine Weiber zwischen uns sitzen!«

Schallendes Gelächter.

»Gestatten, Herr Graf, daß ich mal hinlange?«

»O bitte sehr, wenn ich derweil Ihr »LfG« benutzen darf.«

Es war wie so oft in Männerrunden: Ein doppelsinniges Wort löste eine Kette von Zoten aus.

Werner war froh, daß er das Kasino, ohne mißbilligendes Aufsehen zu erregen, verlassen konnte. Man hatte Verständnis dafür, daß ihn das aufheulende Motorengeräusch von Jagdmaschinen, mit denen Luftkämpfe geübt wurden, nach draußen trieb.

Während er auf die Halle zuing, beobachtete er, wie die Piloten einer Fokker »D XIII« und eines Albatros-»Aeolus« mit vielen kunstfliegerischen Raffinessen versuchten, in eine günstige Schußposition zu kommen. Halber Looping, Abschwung, hochgezogener Turn, steile Pirouette, Rückenflug, halbe Rolle – die Maschinen wurden unnachsichtig den stärksten Belastungen ausgesetzt. Auf dem Flughafen aber achtete kaum jemand darauf. In Lipezk gehörten Luftkampfübungen zum täglichen Brot.

Vor der Halle stand Ingenieur Schulze auf der Tragfläche des »Roland« und diskutierte gerade mit seinem Assistenten über die Anbringung der vorgesehenen Maschinengewehrgondeln. »Ich komme«, rief er, als er Werner gewahrte, und stieg über eine Leiter vom Flugzeug herab. »Alles gut überstanden?«

»Bestens. Oft könnte ich solche Abende allerdings nicht verkraften.«

»Ich ebenfalls nicht. Gott sei Dank ist das hier kein Muß. Nur eine Clique von Unentwegten hockt Nacht für Nacht beieinander. Hauptmann von Schönthal, der Erste Ausbilder, behauptet, daß Rabauken bedenkenloser rangehen.«

Werner schaute unwillkürlich in die Höhe.

»Den ›Aeolus‹ steuert der Hauptmann vorsorglich selbst. Seinen Schülern überläßt er die narrensichere Fokker.«

»Hat der ›Albatros‹ Mucken?«

»Er ist nicht trudelsicher. Vier tödliche Abstürze hatten wir im letzten Jahr. Wir müssen uns die Kiste vorknöpfen. Sogar der Pourlemerite-Träger Emil Thuy ist abgestürzt.«

»Wenn das Trudeln in niedriger Höhe einsetzt, hilft alles Können nichts. Dann fehlt die Zeit, etwas dagegen zu unternehmen.«

Ingenieur Schulze führte Werner in ein kleines Büro im hinteren Teil des Hangars, in dem viele Maschinen abgestellt waren.

»Wie sind die Dinger bloß alle hierhergekommen?«

»In Kisten verpackt via Ostsee und Leningrad.«

»Schon eine tolle Organisation.«

»Zumal wir uns auf Schleichwegen bewegen müssen.«

Der Arbeitsraum des Ingenieurs war bescheiden. Er bot neben zwei Schreibtischen gerade genügend Platz für ein Zeichengerät. An den Wänden hingen die Entwürfe für den Umbau des ›Roland‹ zum Kampfflugzeug.

Ingenieur Schulze deutete auf eine Darstellung, die veranschaulichte, daß die unter den Tragflächen hängenden Motorgondeln nach hinten verlängert und zu konisch geformten Maschinengewehrnestern ausgebildet werden sollten. »Was sagen Sie dazu?«

Werner betrachtete die Zeichnung eine Weile. »Werden die MG-Schützen da nicht Gasmasken tragen müssen? Bei dieser Anordnung stehen die Männer direkt im Luftstrom ...«

»Die Auspuffstutzen werden bis unter die Nester verlängert«, fiel Ingenieur Schulze ein.

»Damit schaffen Sie Abgase, aber keine Öldämpfe fort«, widersprach Werner. »Wir müssen eine andere Lösung finden.«

»Und wie beurteilen Sie die Bombenabwurfvorrichtung?«

Dazu mochte Werner nicht Stellung nehmen. Von militärischen Dingen verstand er nichts. Doch er wunderte sich darüber, daß ein

nach beiden Seiten herauschiebbares Bombenmagazin vorgesehen war, um während des Fluges ›nachladen‹ zu können. Er hielt es für ausgeschlossen, bei einem so komplizierten Mechanismus eine befriedigende Zielgenauigkeit zu erreichen.

Als Werner in Begleitung des Konstrukteurs die Halle verließ, kletterten Hauptmann von Schönthal und dessen Schulungsgegner im Luftkampf gerade aus ihren Maschinen.

»Hätten Sie Lust, mal ein bißchen zu kurbeln?« rief ihm der Ausbilder zu.

»Und ob!« antwortete Werner erfreut.

Der Hauptmann wies auf die Fokker ›D XIII‹ und schnallte seinen Fallschirm ab. »S'il vous plait, monsieur! Bedienen Sie sich. Natürlich werde ich mir erlauben, nachher Manöverkritik zu üben.«

»Dann bitte ich zu berücksichtigen, daß ich vor etwa zwei Jahren meinen letzten Looping gedreht habe.«

»Entschuldigungen haben nur Gültigkeit, wenn sie schriftlich eingereicht werden.« Hauptmann von Schönthal salutierte militärisch. »Á votre sante, monsieur!«

»Prost!« dankte Werner im Davonrollen.

Ingenieur Schulze blickte hinter ihm her. »Ich kenne Eggebrecht aus meiner Zeit in Böblingen.«

»Er scheint gut zu uns zu passen.«

Fünf Minuten später war der Ausbilder anderer Meinung. »Sieht so aus, als hätte der Herr Verkehrspilot Schiß«, mokierte er sich. »Klettert auf tausend Meter! Was soll der Quatsch? Die unerfahrensten Schüler lass' ich bei siebenhundert anfangen.«

Der Konstrukteur deutete nach oben. »Und was sagen Sie jetzt?«

Der Ausbilder war wie erstarrt. »Halber Looping nach vorn?«

»Und schon ist er nur noch siebenhundert Meter hoch!«

»A la bonne heure! Nach vorn hab' ich den Überschlag noch nicht riskiert.«

»Er setzt nochmals an!«

»Tatsächlich! Jetzt bin ich gespannt, wie es weitergeht.«

Es folgte kein spektakuläres, dafür aber ein sehr weich und geschmeidig durchgeführtes Kunstflugprogramm, bei dem besonders die exakt gesteuerten Zeitlupenrollen beeindruckten.

Hauptmann von Schönthal sparte nicht mit Lob, als Werner gelandet war. »Man merkt, daß Willy Stöhr Ihr Lehrer war«, anerkannte er neidlos. »Dessen Präzision ist natürlich von niemandem zu erreichen. Aber immerhin. Den halben Looping nach vorn muß ich unbedingt in mein Programm aufnehmen.«

Werner blickte nachdenklich vor sich hin. »Wenn es Ihnen recht ist, baue ich in das Fahrwerk dieses Fokkers einen kleinen Tank ein und versorge den Motor über einen auf den Kopf gestellten Vergaser mit Benzin, das bei der Fliehkraft nach außen in die gewünschte Richtung fließt und es uns ermöglicht, den Looping nach vorn *voll* durchzuführen.«

Hauptmann von Schönthal schlug ihm auf die Schulter. »Enchante, monsieur Eggebrecht! Sie sind mein Mann!«

Beim Abendessen kam das Gespräch zwangsläufig auf den nach vorn durchgeführten halben Looping, und es entwickelte sich eine heiße Debatte über die Anwendung dieser außerordentlich belastenden Kunstflugfigur im Luftkampf. Werner beteiligte sich nicht an der Diskussion. Für ihn waren Kunstflug und Luftkampf zwei verschiedene Dinge: hier nüchterne Präzisionsarbeit, dort ein von taktischen Überlegungen diktiertes Duell.

Dem Kommandanten entging die Zurückhaltung nicht. »Was ist los mit Ihnen?« wunderte er sich. »Ihre Vorführung hat ein Streitgespräch ausgelöst, und Sie beteiligen sich nicht?«

»Weil ich davon nichts verstehe«, erwiderte Werner.

»Dann wird es höchste Zeit, daß Hauptmann von Schönthal Sie in die Mangel nimmt.«

»Das wäre verlorene Zeit. Außer dem Blindflug und der Navigation mit Hilfe von Funkpeilungen interessieren mich nur technische Probleme.«

»Das sind doch Sachen für Tüftler und nicht für Draufgänger«, warf der Ausbilder unwillig ein. »Und damit alles klar ist: Morgen um zehn Uhr starten wir zu Ihrem ersten Luftkampf!«

Werner schüttelte den Kopf. »Ich bedanke mich für die löbliche Absicht, muß Ihnen aber leider einen Korb geben, da ich niemals mehr riskiere, als unbedingt erforderlich ist. Bei Luftkampfübungen kommen immer wieder Zusammenstöße vor.«

Dieser Antwort folgte ein betretenes Schweigen.

Major Fink war wie vor den Kopf gestoßen. »Um ehrlich zu sein, ich hätte Sie für mutiger gehalten.«

Werner legte sein Besteck zurück. »Dann muß ich Ihnen sagen, daß ich unüberschaubaren Dingen grundsätzlich aus dem Weg gehe. Mit zuwenig Mut hat das nichts zu tun. Im Gegenteil. Mut hat sich allzuoft als ein Kind der Dummheit erwiesen.«

»Das geht zu weit«, brauste Oberleutnant Ballmann auf.

»Ich sehe die Dinge anders«, widersprach Werner. »Wer mehr riskiert, als er verantworten kann, ist dumm. In diesem Sinne bitte ich meine Feststellung zu werten.«

Hauptmann von Schönthal wurde aggressiv. »Vor ein paar Stunden habe ich Ihnen gesagt: ›Sie sind mein Mann!‹ Jetzt bedaure ich, Ihnen dies Kompliment gemacht zu haben.«

»Darf ich den besprochenen Rückenflugvergaser dennoch in den Fokker einbauen?«

»Damit ich in Ihrer Schuld stehe?«

»Mon Dieu, um die von Ihnen so geschätzte französische Sprache zu benutzen, es geht doch darum, daß wir den Looping nach vorn *voll* durchführen können. Dazu gehört übrigens ebenfalls Mut. Sie kennen die Belastungen nicht, die dabei auftreten. Wenn man den nach vorn durchzuführenden Kreis mit dem Zifferblatt einer Uhr vergleicht, haben Sie bei der Position in Höhe der Zahl Vier plötzlich gelbe Punkte vor den Augen. Bei der Zahl Sechs werden sie rötlich, bei sieben verdichten sie sich zu einem grauen Feld, und beginnend mit der Position acht sieht man *nichts* mehr. Erst oben bei der Zahl Zwölf kehrt das Augenlicht zurück.«

»Schluß, meine Herren!« befahl der Kommandeur. »Ich wünsche keinen Streit. Das hindert mich aber nicht, Ihnen, Herr Eggebrecht, unmißverständlich zu sagen, daß Sie sich hier unter Offizieren befinden, die Ehre und Tapferkeit als hohe Güter ansehen und sehr wohl zu verteidigen verstehen.«

Werner haderte mit sich selbst. Es war unvernünftig gewesen, den so mühelos gefundenen Kontakt zum Offizierskorps leichtfertig zu gefährden. Er mußte alles daransetzen, seinen Fehler wiedergutzumachen. Im Gespräch war dies kaum möglich. Er wurde im Kasino in geschickter, freilich niemals verletzender Weise isoliert. Man antwortete auf Fragen, die er stellte, wandte sich selbst aber höchst selten an ihn. Dies kam eigentlich nur vor, wenn ein Thema erörtert wurde, zu dem er, bedingt durch seine Ausbildung zum Verkehrspiloten, besser als ein anderer Stellung nehmen konnte. Dieser Fall trat ein, als der Dolmetscher Kolja Petrowitsch berichtete, daß Lipezk einen Radiosender bekomme, der es dem am gleichen Platz stationierten russischen Aufklärerverband ermögliche, Zielflüge zum Heimathafen durchzuführen.

Da Funkpeilungen den meisten unbekannt waren, wurde Werner gefragt, ob wirklich die Möglichkeit bestehe, mit Hilfe von Rundfunkanlagen ein bestimmtes Ziel anzusteuern.

Er antwortete nicht einfach mit einem »Ja« oder »Nein«, sondern hielt gleich einen ganzen Vortrag über das Navigieren mit funktechnischen Mitteln.

Major Fink schüttelte den Kopf. »Wenn ich mir vorstelle, daß das, was Sie eben entwickelt haben, eines Tages Wirklichkeit werden sollte, verliere ich die Lust am Fliegen. Schrecklich der Gedanke, mit der Hand den Steuerknüppel zu führen und in der anderen einen Rechenschieber zu halten. Nein, dann hänge ich meinen Beruf lieber an den Haken.«

»Das wird nicht notwendig sein«, beruhigte ihn Werner. »Es gibt Formeln, mit deren Hilfe sich in Sekundenschnelle errechnen läßt, welcher Kurs zu steuern ist, um diesen oder jenen Flugplatz ohne Sicht anzufliegen.«

»Jetzt behaupten Sie bloß noch, daß wir in Zukunft unser Ziel schon aus hundert Kilometer Entfernung werden sehen können.«

»Das ist gar nicht so abwegig«, versicherte Werner. »Wenige Tage vor meinem Abflug las ich in einer Fachzeitschrift, daß in Amerika bereits Fernsehgeräte existieren.«

Diese Behauptung hatte zur Folge, daß augenblicklich alle Lampen über den Tischen ins Pendeln gebracht wurden – ein in Lipezk seit Jahr und Tag verabredetes Zeichen dafür, daß das soeben Gehörte als unglaublich angesehen werde.

Für Werner gab es nur einen Weg, das verlorene Terrain zurückzugewinnen: Er mußte durch Leistung überzeugen. Wochenlang arbeitete er gemeinsam mit Ingenieur Schulze und Max Kuhnke an der Ausrüstung der Fokker ›D VIII‹ mit einem Rückenflugvergaser. Dabei stellte er erfreut fest, daß der Bordwart hervorragende handwerkliche Fähigkeiten besaß.

Dennoch ging ein Monat dahin, bis es so weit war, daß der erste Probeflug durchgeführt werden konnte. Und da Werner hoffte, daß das gesamte Offizierskorps zuschauen würde, wenn er die Startzeit bekanntgab, sagte er beim Abendessen, an Hauptmann von Schönthal gewandt: »Ich möchte morgen um zehn Uhr den Testflug mit dem Rückenflugvergaser vornehmen. Wollen Sie das umgerüstete Roß nicht auch gleich besteigen?«

»Selbstverständlich«, erklärte der Ausbilder frostig.

»Ich habe den ›Aeolus‹ immer noch nicht geflogen und würde gern gemeinsam mit Ihnen starten und mir Ihren Looping nach vorn aus der Nähe ansehen.«

»Bitte, ich habe nichts dagegen.«

Jetzt wird auch mein Versuch mit dem ›Albatros‹ von allen gesehen, dachte Werner zufrieden. Mit Ingenieur Schulze hatte er besprochen, was er beabsichtigte, und der Konstrukteur war nach eingehenden Berechnungen zu der Überzeugung gelangt, daß der ›Aeolus‹ die vermutlich eintretende Belastung verkraften könne.

Am nächsten Morgen verlief auch alles so, wie Werner es sich gewünscht hatte. Das Offizierskorps wartete gespannt darauf, einen voll nach vorn durchgeführten Looping zu sehen.

Als Werner sich in der Fokker angeschnallt hatte, kletterte Kuhnke zu ihm hoch. »Toi, toi, toi! Wenn Sie zwei Purzelbäume nach vorn schlagen, bleibt noch genügend Sprit für fünf Minuten Rückenflug.«

Werner schob seine Schutzbrille über die Augen. »Lassen Sie den Motor der ›Aeolus‹ inzwischen warmlaufen.«

Nach dem Start ließ er die Maschine auf zwölfhundert Meter steigen, wo er zunächst eine halbe Rolle drehte, um zu ermitteln, ob der Rückenflugvergaser funktionierte. Der Motor lief einwandfrei.

Halbe Rolle zurück zur Normallage, dann mit stark reduzierter Geschwindigkeit in den Looping hinein. Alles klappte hervorragend. Zwar hatte Werner zeitweilig ein schwarzes Feld vor Augen, doch als die schwierigste aller Kunstflugfiguren beendet war, leuchtete auch für ihn die Sonne wieder am Himmel. Und der erlittene Höhenverlust betrug nur hundert Meter.

Dies veranlaßte ihn, sich in einer Spirale auf fünfhundert Meter hinunterzuschrauben und dort einen zweiten Looping nach vorn einzuleiten, der wiederum mit geringem Höhenverlust beendet wurde. Ohne zu zögern, legte er die Maschine nun auf den Rücken und steuerte mit hoher Geschwindigkeit auf die Halle zu, vor der die Offiziere sich versammelt hatten. In etwa zwanzig Meter Höhe flog er über die Köpfe hinweg, drehte dabei eine halbe Rolle und setzte unmittelbar darauf zur Landung an.

Major Fink ging auf ihn zu. »Mein Kompliment! Ihre Ansicht über die Gefährlichkeit von Luftkampfübungen kann ich jetzt allerdings überhaupt nicht mehr verstehen.«

Hauptmann von Schönthal reichte ihm die Hand. »Ich gratuliere. Mit dem Rückenflugvergaser haben Sie uns einen großen Dienst erwiesen. Ich bin gespannt, wie man sich fühlt, wenn das Blut infolge der Fliehkraft so stark in den Kopf gepreßt wird, daß einem im wahrsten Sinne des Wortes Hören und Sehen vergeht.«

Werner nickte zustimmend. »Ich möchte Ihnen eine Empfehlung geben, die mein Lehrer Willy Stöhr mir in Schleißheim ans Herz legte: ›Saumäßig werden Sie sich fühlen, wenn Sie den ersten Überschlag nach vorn gemacht haben. Dann möchten Sie am liebsten so schnell wie möglich landen. Tun Sie das auf keinen Fall! Zwingen Sie sich zum zweiten Looping! Nur wenn Sie den sofort hinter sich

bringen, weicht die aufgekommene Beklemmung. Im anderen Fall werden Sie die nie wieder verlieren.«

Der Hauptmann tippte an seine Kopfhaube. »Merci, monsieur!«

Zehn Minuten später erreichte der Ausbilder tausend Meter Höhe. Werner flog in gebührendem Abstand neben ihm und erkannte an der sich mit einemmal verringernden Geschwindigkeit der Fokker, daß Hauptmann von Schönthal gedrosselt hatte, um zum Looping nach vorn anzusetzen. Was folgte, war, aus der Nähe gesehen, faszinierend. Im Geiste applaudierte Werner Beifall, als der draufgängerische ehemalige Weltkriegsflieger unverzüglich zum zweiten Looping ansetzte und anschließend auch gleich den dritten durchführte.

Nach einem zweimaligen Kopfüber in das Nichts hinein war Werner stets so mitgenommen gewesen, daß er nur noch den Wunsch gehabt hatte, für eine Weile die Augen zu schließen. Er bewunderte die Beherrschung des Hauptmannes. Doch nun mußte auch er zwei- bis dreimal den Mut aufbringen, sich in ein riskantes Unternehmen zu stürzen.

So ließ er den ›Aeolus‹ kräftig steigen, um in zweitausend Meter Höhe mit dem Experiment zu beginnen, von dem er und Ingenieur Schulze sich Aufklärung über den Grund des gefährlichen Trudeln der ansonsten hervorragenden Albatros-Konstruktion erhofften. Um zunächst zu ermitteln, bei welcher Geschwindigkeit die Luftströmung abreißt und die Maschine in den steuerlosen Absturz übergeht, zog er den Steuerknüppel langsam an sich. Die Geschwindigkeit verringerte sich kontinuierlich, bis ganz plötzlich, ohne daß der Druck auf dem Steuer nachgelassen hatte, bei hundertzehn Stundenkilometern das gefürchtete Trudeln einsetzte. Der ›Aeolus‹ stellte sich auf den Kopf, drehte sich um seine Längsachse in die Tiefe und torkelte dabei wie ein Kreisel, der den Schwung verloren hat. Trotz des Absturzes nahm die Geschwindigkeit nicht zu. Die Höhe aber ging rapide verloren.

Werner stellte die Steuersegmente neutral. Nichts geschah. Der Horizont glich einer schnell rotierenden Scheibe. Die Geschwindigkeit blieb die gleiche. Der Zeiger des Höhenmessers sank auf tausend Meter. Das Flugzeug reagierte auf keinen

Steuerausschlag. Erst als er in seiner Ratlosigkeit den Knüppel ganz nach vorn schob, also ungeachtet des Absturzes zusätzlich Tiefensteuer und gleichzeitig Vollgas gab, ging jäh ein Ruck durch die Maschine. Im nächsten Moment jagte der ›Aeolus‹ ohne Drehbewegung senkrecht der Erde entgegen.

Werner riß den Gashebel zurück und fing das Flugzeug ab. Schweiß stand ihm auf der Stirn. Seine Brillengläser beschlugen.

Mit gemischten Gefühlen sah er dem nächsten Versuch entgegen. Doch es befriedigte ihn, ermittelt zu haben, wie das Trudeln des Albatros-Doppeldeckers überwunden werden konnte. Wenn es kein Zufall gewesen war, wenn Vollgas *und* Tiefensteuer die normale Fluglage wiederhergestellt hatten, würde er diesmal schneller aus der brenzlichen Situation herauskommen. Und dann würde erwiesen sein, daß das Leitwerk des ›Aeolus‹ nicht richtig im Luftstrom lag und einer konstruktiven Änderung bedurfte.

Noch zweimal führte Werner den steuerlosen Absturz herbei, und beide Male gelang es ihm, die Gefahr zu bannen. Nun konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die Fehlerquelle gefunden war. Erschöpft leitete er die Landung ein und rollte zur Halle zurück.

Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften klatschten Beifall. Und der Kommandeur erklärte unumwunden: »Nachdem ich von Ingenieur Schulze erfahren habe, welches Ziel Sie verfolgen, kann ich nur sagen: Endlich verstehe ich, was Sie neulich meinten, als Sie zum Ausdruck brachten, unüberschaubaren Dingen grundsätzlich aus dem Wege zu gehen. Sie haben das Risiko, das Sie heute eingegangen sind, zunächst durch Gespräche mit Ingenieur Schulze überschaubar gemacht. Dann haben Sie eine Höhe aufgesucht, die Ihnen die Möglichkeit bot, notfalls mit dem Fallschirm auszusteigen. Dennoch übertraf Ihr Mut bei weitem jenen, über den wir kürzlich sprachen. Ich werde Oberst a. D. von der Leith-Rolson bitten, Ihre Ernennung zum Leutnant der Reserve zu beantragen.«

Nach diesen Worten hatte Werner das Bedürfnis, dem Offizierskorps gegenüber in jeder Hinsicht Solidarität zu üben. Er erschien zum Abendessen mit glattrasiertem Schädel.

Werners Leben in Lipezk änderte sich von Stund an grundlegend. Er brauchte nicht mehr zu befürchten, daß seine manchmal aus dem

Rahmen fallenden Auffassungen nochmals Unwillen erregten. Eher wurde ihm Narrenfreiheit zugebilligt. Doch er war so klug, seine gefestigte Position nicht auszunutzen. Er zechte gelegentlich tüchtig mit, nahm sich aber das Recht heraus, in der Regel gleich nach dem Abendessen das Kasino zu verlassen. Mit Hilfe von Kuhnke hatte er aus Stahlrohren ein Gestell gebastelt, in das sich ein Segeltuch so aufhängen ließ, daß es eine bequeme Sitzmulde bildete. In dieser machte er es sich allabendlich gemütlich und las mit großem Vergnügen ein Buch nach dem anderen.

Ditha hatte eine gute Auswahl getroffen: Romane, Geschichtswerke und Fachliteratur. Es war typisch für sie, daß sie ihre Liebe auf diese Weise zum Ausdruck brachte. Ihr lag es nicht, Gefühle in Worte zu kleiden, und so war auch in ihrem ersten Brief, den sie Werner via ›Zentrale Moskau‹ schickte, nur zwischen den Zeilen zu lesen, was sie bewegte. Sie schrieb beispielsweise: ›Ich sitze nun oft in Staaken und schaue in Gedanken an Dich von der Terrasse des Restaurants aus jenen Flugschülern zu, die eifrig ihre Platzrunden drehen, um einmal ein so routinierter Pilot zu werden, wie Du es geworden bist.‹

Ganz anders war der Tenor des ersten Schreibens seiner Mutter. Sie schilderte die Sorgen, die sie sich um seinen willen machte, sprach kaum von sich selbst und forderte ihn ›Jungchen‹ dringend auf, sehr vorsichtig und vor allen Dingen nicht zu hoch zu fliegen. Und mit Ausländern solle er nur sprechen, wenn dies unbedingt erforderlich sei. ›Du weißt schon, welche Menschen ich meine‹, folgte in einer Klammer.

Von Margot hatte er ebenfalls Post erhalten. Der Inhalt ihres Briefes war eine Mischung aus mädchenhafter Naivität und unverhohlener Freude an wollüstigen Vorstellungen. Sie malte den letzten Abend, an dem sie die Parkanlage des Lietzensees aufgesucht hatten, so ungeniert aus, daß ihn Lustgefühle überfielen. Im Geiste sah er ihre sinnlichen Lippen, als er las: ›Weißt Du noch, wie Du mich umarmst und geküßt hast? Ich spüre dabei ein Brennen in mir, wie ich es noch nie erlebt hatte. Mein Schoß glühte. Ich hätte nach Dir greifen mögen.‹

Daß ich in der Lage bin, dies zu bekennen, verdanke ich meiner Freundin Lydia, die mir versprochen hat, niemandem zu sagen, daß

ich meine Briefe an Dich in ihrem Zimmer schreibe. Papa kontrolliert mich ja von morgens bis abends. Wundere Dich also nicht, wenn Du hin und wieder auch einen »braven« Brief von mir erhältst. Aber wenn ich mir vorstellen will, daß Du mich umarmst und so leidenschaftlich küßt, daß mir alles wieder brennt, dann gehe ich zu meiner Freundin. Ich meine natürlich, um Dir zu schreiben. Das andere habe ich noch nicht versucht, obwohl ich weiß, daß sich einige Mädchen aus meiner Klasse richtig küssen. Besonders im Schwimmbad unter der Dusche.« Diesem Erguß folgte am Schluß des Briefes der Spruch: »Bist du deines Lebens nicht mehr froh, dann stürze dich ins H_2O !«

Chemieunterricht läßt grüßen, dachte Werner belustigt, las das Geschreibsel aber dennoch mehrere Male und ärgerte sich darüber, daß es Margot und nicht Ditha war, die ihn sehnsüchtig machte.

Träume und Vorstellungen verfolgten ihn in dieser Nacht so sehr, daß er aufstand, sich den Mantel überwarf und nach draußen ging, um frische Luft zu schöpfen und einige Schritte zu gehen.

Es war kurz vor der Dämmerung, die Sterne hatten ihre Leuchtkraft bereits verloren. Das sanfte Licht des anbrechenden Tages verdrängte den Glanz der Nacht. Kein Laut war zu hören. Fern im Osten bildete sich ein kaum wahrnehmbarer grauer Streifen, der sich langsam vergrößerte und seine Farbe wechselte. Zunächst wurde es heller, schäumte dann violett, ging allmählich in ein dunkles Rot über, das nach einer Weile blasser wurde, schließlich rosig schimmerte und sich mit einem hellen Gelb vermischte, aus dem am Horizont ein erster goldener Sonnenstrahl emporstieg. Und wie auf Kommando begann ein nicht enden wollendes Vogelgezwitscher. Fröhlichkeit breitete sich aus. Ein neuer Tag war geboren.

Die Schönheit der Stunde begeisterte Werner. Er nahm sich vor, künftig des öfteren früh aufzustehen, um den Sonnenaufgang zu erleben.

In diesem Augenblick kam der vollbärtige Dolmetscher Kolja Petrowitsch auf ihn zu und sah ihn verwundert an. »Das hab' ich noch nicht erlebt, daß außer mir jemand um diese Zeit auf den Beinen ist. Konnten Sie nicht schlafen?«

»Wie man's nimmt«, antwortete Werner ausweichend. »Aber ich bereue nicht, so früh aufgestanden zu sein. Das Werden eines Tages zu beobachten ist ein echtes Erlebnis.«

»Deshalb halte ich mich fast täglich mit Beginn der Dämmerung im Freien auf. Ich verrichte auf diese Weise gewissermaßen mein Morgengebet. Eigentlich ist es eine ›moljeben‹, eine an unser allmächtiges Väterchen gerichtete Bitte. Mütterchen Rußland darbt und hat viel Fürsprache nötig.«

Werner war beeindruckt. Das faltenreiche Gesicht und der struppige Bart von Kolja Petrowitsch ließen ein Alter vermuten, das er bei weitem noch nicht erreicht hatte. Er war erst vierzig und hatte offensichtlich viel mitgemacht. Doch darüber sprach er nicht.

»Ich würde mir die Stadt gern mal ansehen«, nahm Werner das Gespräch wieder auf, nachdem sie einige Schritte gegangen waren. »Hätten Sie Lust, mich zu begleiten?«

»Jederzeit. Erhoffen Sie sich nur nicht zuviel. Lipezk ist ein unbedeutender Ort.«

»Wann wäre es Ihnen recht?«

Der Dolmetscher schaute zum Himmel hoch, der nun wie zartblaue Seide glänzte. »Heute wird's nicht regnen. Am besten gehen wir um fünf. Dann können Sie die Menschen sehen, die am Abend durch die Straßen flanieren. Auch möchte ich mit Ihnen ein Haus aufsuchen, das Sie interessieren wird. Ich gehe alle paar Wochen dorthin. Mit einem Offizier des Jagdverbandes habe ich es allerdings noch nicht besucht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich fürchte, daß man sich lustig machen könnte. Wir Russen sind da sehr empfindlich.«

Die Worte des Dolmetschers machten Werner neugierig, und was er im Verlauf des Abends zu sehen bekam, war ebenso ungewöhnlich wie einmalig in seiner Art.

Lipezk selbst hatte nichts Besonderes zu bieten. Es gab nur lehmige Straßen und kleine Häuser, die auf den ersten Blick primitiv aussahen, bei näherer Betrachtung jedoch Dinge offenbarten, die das Herz ansprechen. Schon ihre schmalen, von Lattenzäunen

eingefaßten Vorgärten ließen erkennen, daß die Bewohner ihr Heim mit großer Liebe pflegten. Jeder Zentimeter des schweren Bodens war mit Rosen, Heliotropen, Steinkraut, Levkojen und anderen duftenden Blumen bepflanzt. Das braune, vom Schnee vieler Jahre verblichene und teilweise schon grau gewordene Holz der Häuser hatte bei seiner Bearbeitung ebenfalls eine liebevolle Behandlung erfahren. Die Fenster waren von kleinen Schnitzereien gesäumt, die sich an den Türen, Simsen und Giebeln wiederholten. Geradezu rührend muteten die Gardinen hinter den Fenstern an. Die meisten waren aus Papier gefertigt, das in Ermangelung von Stoff vielfach gefaltet und durch Einschnitte mit der Schere zu phantastischen Mustern geformt worden war.

Kolja Petrowitsch freute sich darüber, daß Werner das Bemühen der Menschen über den Wert ihres bescheidenen Besitzes stellte. »Ich habe gehant, daß Sie die Nase nicht rümpfen«, sagte er zufrieden. »Leider tun das die meisten Ausländer. Aber achten Sie jetzt auf die Spaziergänger. Fällt Ihnen da etwas auf?«

Werner betrachtete die einfach gekleideten Passanten. Die Männer trugen durchweg Schirmmützen, die Frauen hatten bunte Kopftücher umgebunden. »Ja«, antwortete er schließlich. »Hier reden alle ungewöhnlich lebhaft miteinander.«

»Gut beobachtet«, lobte der Dolmetscher. »Und ich will Ihnen sagen, warum das so ist. Wegen der schnell wachsenden Städte müssen heute immer mehr Familien in einer Wohnung zusammenleben. Zwangsläufig ist da jeder bemüht, sich, so gut das eben geht, von seinen Hausgenossen zu distanzieren. Um dies zu ermöglichen, werden die Zimmer mit Vorhängen, Schränken und Pappwänden aufgeteilt. Man versucht, sich gewissermaßen ein eigenes Territorium zu schaffen. Doch niemand verfügt über eine wirklich abgeschlossene Privatsphäre, und alle hören und sehen notgedrungen viel Intimes. Um es kurz zu machen: Kein Mensch kann sich ungestört unterhalten. Da hat es sich herausgebildet, daß Männlein und Weiblein am Abend nach draußen gehen, um dort miteinander zu reden.«

»Und die Menschen sind dennoch zufrieden?«

»Warum sollten sie es nicht sein? Jeder hat seine Arbeit, und wirtschaftlich geht es ja mächtig aufwärts. Sie dürfen nicht vergessen, daß der Großteil der Bevölkerung sein tägliches Brot früher viel härter verdienen mußte. Und wer aufmuckte, wurde nach Sibirien deportiert.«

»Ist das nicht auch heute noch der Fall?«

»Gewiß.«

Werner wartete auf eine ergänzende Erklärung, aber Kolja Petrowitsch schwieg.

Eine Weile gingen sie wortlos, bis der Dolmetscher das Gespräch wiederaufnahm. »Unsere Staatsführung ist bestrebt, die Großstädte besonders schön zu gestalten. Die Menschen sollen sich bei ihren Spaziergängen wohl fühlen und an prächtigen Gebäuden erfreuen. Moskau bekommt demnächst sogar eine Untergrundbahn, deren Stationen, wie es heißt, mit kostbarem Marmor verkleidet werden.«

»Wäre es nicht vernünftiger, statt dessen Häuser zu bauen, damit das Gedränge in den Wohnungen aufhört?«

»Diese Frage wird man höheren Orts bestimmt geprüft haben, und man dürfte zu dem Ergebnis gekommen sein, daß es billiger ist, das äußere Bild der Straßen und Städte grandios zu gestalten. Für einen Russen ist es nun einmal sehr wichtig, stolz darauf sein zu können, der fortschrittlichsten aller Nationen anzugehören. Das möchte man nicht nur erzählt bekommen, das will man sehen.«

Larifari, dachte Werner und wartete gespannt darauf, wohin Kolja Petrowitsch ihn führen würde. Als dieser auf eine kleine Hütte zuging, die reichlich altersschwach aussah, hätte er am liebsten den Vorschlag gemacht, zum Flughafen zurückzukehren. Doch gleich nach dem Öffnen der Tür wurde er anderen Sinnes. Dem Eingang gegenüber hing eine von Kerzen erhellte Ikone. Es roch nach gerösteten Kastanien, heißem Öl und Gewürzen aller Art. Aus dem Hintergrund eines nur schwach beleuchteten Raumes drang der weiche Klang einer Harfe.

Der Dolmetscher bekreuzigte sich vor dem Heiligenbild.

Auch Werner entsprach dieser russischen Sitte.

Kolja Petrowitsch raunte ihm aufklärend zu: »Die Schrift unter der Ikone lautet: ›Werk aus dem 14. Jahrhundert‹. Vermerke dieser Art werden angebracht, um darzutun, daß künstlerische und nicht religiöse Gründe dem Bildnis einen Ehrenplatz eingeräumt haben.«

Werner dachte unwillkürlich: Die Befürchtung des Dolmetschers, daß sich einer von unseren Leuten mokieren könnte, ist nicht von der Hand zu weisen. Hauptmann von Schönthal würde jetzt gewiß lästern: ›Sauve qui peut! – Rette sich, wer kann!‹

Ein schmaler, ganz in Schwarz gekleideter Russe erschien und verneigte sich mit der Würde eines Monarchen. Seinem üppigen dunklen Haar und seinen samtschwarzen Augen nach zu urteilen, schien er Armenier zu sein. Er begrüßte Kolja Petrowitsch mit der Wärme eines guten Freundes, wahrte jedoch eine gewisse Distanz. Während des kurzen Wortwechsels war nicht zu erkennen, daß er sich von Kolja Petrowitsch über seinen Begleiter informieren ließ. Dies wurde erst deutlich, als er mit einem verständnisvollen Lächeln anzeigte, daß er gegen den Besucher keinen Einwand erhebe. Gleich darauf führte er seine Gäste in einen nur schwach erhellten Raum, in dem ein junges Mädchen mit anmutigen Bewegungen einer Harfe sphärenhafte Töne entlockte. Er wies auf einige Sitzkissen, und als beide Platz genommen hatten, schob er seine feingliedrigen Hände in die Ärmel seines weiten Gewandes und ging davon.

Der Dolmetscher sagte leise: »Was Iljitsch Abakumov veranlaßt, dieses Haus in höchst seltsamer Weise zu führen, ist für alle, die ihn kennen, ein unlösbares Rätsel. Er scheint vermögend zu sein. Das Mädchen an der Harfe ist seine Tochter. Es ist blind, aber ebenso musikalisch wie seine Söhne, die Sie noch kennenlernen werden.«

Ein etwa zwölfjähriger Junge mit rabenschwarzem Haar und Ringellöckchen über den Ohren erschien und reichte jedem eine kleine Scheibe Brot, die mit einer scharf gewürzten Paste bestachen war.

»Bestellen können Sie hier nichts«, erklärte der Dolmetscher. »Wir befinden uns nicht in einem Restaurant. In diesem Haus treffen sich nur Gleichgesinnte, um die dargebotene Musik zu genießen. Hin und wieder werden kleine Häppchen gereicht. Nie fällt hier ein lautes Wort.«

Verrückt, dachte Werner und fragte, mit einem Blick auf die Ringellöckchen des Jungen: »Ist Iljitsch Abakumov Jude?«

Kolja Petrowitschs Miene wurde streng. »Was ist das für eine Frage? Erkundigen Sie sich bei anderer Gelegenheit auch danach, ob Sie es mit Katholiken, Protestanten, Baptisten oder Presbyterianern zu tun haben? Verständlich kann allenfalls sein, sich nach der Volkszugehörigkeit eines Menschen zu erkundigen. Doch ist es diskriminierend, die Religion in den Vordergrund zu stellen und sie womöglich gar zum Wertmaßstab zu machen.«

»Ich bedaure, daß Sie mich mißverstanden haben«, entgegnete Werner betroffen. »Mich bewog etwas ganz anderes zu meiner Frage.«

Der Dolmetscher sah ihn erwartungsvoll an.

Diesmal war es Werner, der keine ergänzende Erklärung gab.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß das Gespräch durch das Erscheinen einer Russin unterbrochen wurde, die in enganliegender Uniform den Raum betrat und nach kurzem Zögern auf Kolja Petrowitsch zuing.

Dieser erhob sich und begrüßte sie sichtlich erfreut. »Dobriwjätschir, Natalja Uglanow! Aber wir sollten deutsch miteinander reden, damit mein Freund uns verstehen kann«, fügte er leise hinzu. »Darf ich vorstellen?«

Die Russin reichte Werner die Hand und lächelte ihn unbefangen an. »Daß Sie Deutscher sind, habe ich trotz des trüben Lichtes sofort erkannt. Ein Mann mit einer ›Billardkugel‹ kann nur ein Schüler der Jagdfliegerschule sein.«

»Hoppla!« entfuhr es Werner. »Jetzt muß ich einige Fragen stellen. Wo haben Sie Ihr perfektes Deutsch gelernt?«

»Bei meiner Mutter, einer Lehrerin für die deutsche Sprache.«

»Und woher kennen Sie die Geschichte mit der ›Billardkugel‹?«

»Wir sind beide auf dem gleichen Flugplatz tätig. Sie auf der einen, ich auf der anderen Seite.«

Werner strich über seinen rasierten Schädel. »Mein kahler Kopf hat Sie dennoch zu einem Fehlschluß verleitet. Ich gehöre nicht zum Jagdverband, wurde vielmehr als Testpilot hierher beordert.«

Nataljas wasserblaue Augen weiteten sich. »Fliegen Sie womöglich die dreimotorige Maschine?«

»Erraten.«

»Dann sind Sie auch derjenige, der den Looping nach vorn eingeführt und mit dem ›Aeolus‹ Trudelversuche angestellt hat.«

»Stimmt.«

»Wieso wurde Ihnen dann die ›Billardkugel‹ verpaßt?«

»Darüber habe ich noch nicht nachgedacht«, antwortete er ausweichend. Er hatte eigentlich ein Kompliment erwartet.

Kolja Petrowitsch schmunzelte. »Lassen Sie sich nicht ins Bockshorn jagen, Natalja Uglanow. Herr Eggebrecht weiß sehr genau, warum er seine Haarpracht geopfert hat.« Und an seinen Begleiter gewandt: »Meine Landsmännin ist beim russischen Aufklärerverband als Funkerin tätig.«

»Das entspricht nur der halben Wahrheit«, widersprach sie. »Ich bin zwar geprüfte Funkerin, kann aber erst eingesetzt werden, wenn wir einen Peiler bekommen haben. Und das wird noch Monate dauern. Bis dahin bringe ich den angehenden Beobachtern der hiesigen Aufklärerschule das Morsealphabet bei. Unser Kommandant ist der Meinung, daß das nicht schaden kann. Oder denken Sie anders darüber?«

»Im Gegenteil«, versicherte Werner. »Ich vertrete sogar die Auffassung, daß auch Flugzeugführer das Funken erlernen sollten. Zumindest das kleine Einmaleins des ›Dit-dah-dit-dit‹. Hätten Sie nicht Lust, es mir beizubringen? Ich hörte dieser Tage, daß Lipezk einen Rundfunksender erhält. Wenn der Flugplatz auch noch mit einem Peiler ausgestattet wird, ergeben sich phantastische Möglichkeiten. Dann können wir im Fremd- und im Eigenpeilverfahren navigieren.«

»Sie verstehen etwas von der Materie?«

»Ich besitze das ›Große Navigationspatent‹.«

Das Gespräch wurde durch das Erscheinen von drei schlanken Gestalten unterbrochen. Jede hielt eine Geige unter dem Arm. Unverkennbar waren es die Söhne des Juden Iljitsch Abakumov. Der

jüngste mit den Ringellöckchen folgte ihnen und ging zu seiner blinden Schwester, die er aus dem Raum führte.

»Ein bestimmtes Programm gibt es nicht«, flüsterte Kolja Petrowitsch. »Meistens wird mit einer Sonate von Beethoven begonnen.«

Das war auch an diesem Abend der Fall. Und während Melodien von beschwörender Innigkeit erklangen, fand Werner Gelegenheit, Natalja Uglanow unauffällig zu beobachten. Eine Schönheit war sie nicht. Bestechend aber war ihre Frische und Natürlichkeit. Auch besaß sie eine Anziehungskraft, die er sich nicht ohne weiteres erklären konnte. Es mochten ihre strahlendblauen Augen sein, die einen faszinierenden Kontrast zu ihrem dunklen Haar bildeten. Bei längerer Betrachtung wurde eine ungewöhnlich geistige Wachheit erkennbar. Dies fiel Werner besonders auf, als die drei Musikanten die ›Streicherserenade‹ von Tschaikowski mit wechselnden Partien von atemlosem Temperament, todesmatter Schwermut und brütender Träumerei spielten. Die Klänge schienen Natalja unter die Haut zu gehen und fanden ihren Niederschlag in ihrem Mienenspiel.

Während einer Pause, in der kleine Pfannkuchen mit süß-sauren Fischstückchen gereicht wurden, wollte Werner das Gespräch wiederaufnehmen. Aber weder die Russin noch der Dolmetscher hatten Verständnis für ein so profanes Ansinnen. Einem Ohrenschmaus mochte ein Zungenschmaus folgen, doch die Gedanken durften sich nicht abwenden, mußten beim Gehörten verweilen.

Nun gut, dachte Werner, den das Violinspiel bei weitem nicht so beeindruckt hatte wie Natalja Uglanow und Kolja Petrowitsch. Später allerdings, als ein Tanz intoniert wurde, bei dem die Sologeige mit Absicht verstimmt worden war, um dem Spiel einen gespenstischen Charakter zu geben, änderte sich seine Einstellung.

Der Dolmetscher erläuterte: »Saint-Saens: ›Danse macabre‹.«

Werner sah bildhaft, wie der Tod nach Mitternacht zum Tanz aufspielt. Skelette steigen aus den Gräbern und geraten in einen unheimlichen, von wilden Leidenschaften aufgepeitschten Wirbel. Die Geigen, die ihm wegen ihres harten Tons sonst weniger behagten, versetzten ihn in eine nie gekannte Begeisterung, die sich

noch steigerte, als später Zigeunerlieder und jüdische Tänze gespielt wurden. Tremoli und tränenreiche Vibrati flossen dahin. Die Töne wurden schärfer und kratzender, die Geiger ›schmierten‹ oft in unglaublicher Virtuosität über den ganzen Steg hinweg.

Als das Konzert beendet war, erschien Iljitsch Abakumov. Behutsam entfaltete er eine Rolle und sang mit geschlossenen Augen und hin und her schwingendem Körper ein Lied, das wie eine rituelle Anrufung anmutete.

Werner war stark beeindruckt, als der Jude mit seinen Söhnen den Raum verließ. Nach der gemachten Erfahrung wagte er es aber nicht, ein Gespräch zu beginnen.

Auch Natalja Uglanow, Kolja Petrowitsch und alle anderen Gäste blieben eine Weile stumm sitzen, bevor sie sich erhoben. Beim Verlassen des Hauses legte jeder einige Kopeken in ein Körbchen, das sich neben dem Ausgang befand.

Werner hielt einen Rubel für angemessen.

Der Dolmetscher bemerkte dies und sagte betroffen: »Tun Sie das nie wieder! Iljitsch Abakumov wünscht keine Bezahlung. Man gibt, gleichsam als Anerkennung, ein paar Kopeken für die Kerzen, die verbraucht werden. Ein Rubelchen kommt einer Entlohnung gleich.«

»Die Schuld liegt bei Ihnen, Kolja Petrowitsch«, erregte sich Natalja. »Sie hätten Ihren Freund informieren müssen.«

»Ich weiß, ich weiß«, bekannte der Russe. »Aber da ich Iljitsch Abakumov gesagt habe, daß mein Begleiter ein deutscher Pilot ist, wird er Unwissenheit vermuten und nicht beleidigt sein.«

Im Bestreben, noch eine Weile mit Natalja zusammenzubleiben, erkundigte sich Werner, ob er und Kolja Petrowitsch sie zu ihrer Unterkunft begleiten dürften.

»Sehr liebenswürdig«, antwortete sie. »Nach einem Konzert bin ich jedoch gern allein, um die gehörten Melodien nochmals auf mich wirken zu lassen.«

»Ich will Sie nicht bedrängen«, erwiderte er enttäuscht. »Doch wann und wo wäre es möglich, unser Gespräch über das Funkwesen fortzusetzen?«

»In dieser Woche gebe ich vormittags und nachmittags Unterricht«, antwortete Natalja nach kurzer Überlegung. »Hätten Sie am kommenden Montag Zeit? Wir könnten uns auf dem halben Weg von Ihrer zu unserer Dienststelle treffen.«

»Abgemacht. Wäre Ihnen zwei Uhr recht?«

»Einverstanden.«

Nachdem sie sich verabschiedet hatten, fragte Werner den Dolmetscher: »Bestehen irgendwelche Bedenken, daß ich mich mit Natalja Uglanow treffe?«

»Nicht die geringsten«, erklärte Kolja Petrowitsch. »Das Verhältnis zwischen dem deutschen und russischen Verband ist ausgezeichnet. Aber gerade darum möchte ich Ihnen empfehlen, Major Fink zu informieren. Denn wenn Sie und meine Landsmännin anfangen, über Funknavigation zu sprechen, dürfte es bei einem Treffen nicht bleiben. Und es wäre schade, wenn es da eines Tages zu Redereien käme.«

Ein guter Hinweis, dachte Werner und fragte: »Kennen Sie Natalja näher?«

»Nein. Ich weiß nur, daß sie sehr verschlossen ist. Als ich mich erkundigte, wo ihre Eltern leben, zog sie sich wie eine Schnecke in ihr Gehäuse zurück.«

»Gut, daß Sie mir das sagen. Bestimmt hätte ich sie auch nach ihren Eltern befragt.«

»Tun Sie es also nicht. Im übrigen müssen Sie damit rechnen, daß Sie vom Kommandeur des russischen Aufklärerverbandes unter die Lupe genommen werden, wenn Sie sich mit Natalja Uglanow treffen. Denn sie wird – das ist Vorschrift – ihre heute gemachte Bekanntschaft melden. Anderenfalls könnte sie erhebliche Schwierigkeiten bekommen.«

Die Verabredung zwischen Natalja und Werner verlief anders als angenommen. Bei Schießübungen auf Erdscheiben, die Angehörige der deutschen Jagdfliegerschule in einem eigens dafür freigegebenen Gebiet unternahmen, war ein russischer Bauer, der die Grenze des Übungsplatzes mit seinem Panjewagen nicht beachtet hatte, von

einer MG-Garbe tödlich getroffen worden. Das Unglück hatte zur Folge, daß der Tote an ebenjenem Montagnachmittag, an dem Natalja und Werner sich hatten treffen wollen, ein feierliches Begräbnis erhielt. Das gesamte fliegerische Personal der in Lipezk stationierten deutschen und russischen Einheiten nahm daran teil. So trafen sie sich inmitten einer Trauergemeinde, und das von ihnen beabsichtigte Gespräch konnte nicht stattfinden. Dafür lernte Werner beim Verlassen des Friedhofes den Kommandeur des Aufklärerverbandes kennen. Der noch nicht dreißigjährige russische Offizier hatte Natalja um Vermittlung gebeten, als sie ihm meldete, mit wem sie zufällig zusammengetroffen war. Und zwischen dem deutschen Piloten und dem aufgeschlossenen Hauptmann Pawel Subnik, der sich brennend für die Funknavigation interessierte, kam bald ein lebhaftes Gespräch zustande, das Natalja dolmetschte. Wie von selbst entwickelte sich so etwas wie eine Gemeinschaft fanatischer Verfechter zukünftiger navigatorischer Möglichkeiten. Und Werner erklärte sich bereit, mit Hilfe von Natalja den russischen Schülern Unterricht zu erteilen.

Werner Eggebrecht berichtete Major Fink von seinem Gespräch mit Hauptmann Pawel Subnik, und es enttäuschte ihn, daß der deutsche Befehlshaber nicht daran interessiert war, in der Jagdfliegerschule ebenfalls den Funknavigationsunterricht einzuführen.

»Wozu?« entgegnete der Major abwehrend. »Fragen Sie jeden Piloten, der den Weltkrieg erlebt hat. Das Kampfgebiet kannte man wie seine Westentasche. Da brauchte man keine Navigation. Und wenn man im Eifer des Gefechts mal abgetrieben wurde – du lieber Gott –, dann schaute man auf seine Landkarte und ›franzte‹ sich heim.«

Werner fiel es nicht schwer, das Thema zu wechseln. Er war keineswegs davon überzeugt, daß Jagdflugzeuge eines Tages mit Funkgeräten ausgestattet sein würden. Ihm ging es um etwas anderes. Der Winter stand vor der Tür, und er dachte an die zu erwartenden Schneemassen, die den Flugbetrieb zum Erliegen bringen mußten. Es gab nur wenige Maschinen, die über Schneekufen verfügten, und mit ihnen konnten, bedingt durch die

veränderten aerodynamischen Verhältnisse, keine echten Erprobungsflüge unternommen werden. Die Funknavigation hingegen ließ sich am Boden erlernen, und da sie geistig anregte, war ihm die Idee gekommen, auch den deutschen Jagdfliegern Navigationsunterricht zu erteilen. Er hatte gehofft, auf diese Weise ein modernes Funkgerät zu erhalten, das er sich sehnlichst wünschte, weil schon jetzt zu erkennen war, daß ihn die Versuchsflüge mit dem ›Roland‹ nicht auslasten würden. Der Umbau zum Kampfflugzeug konnte allenfalls gerade noch vor Beginn der Schneezeit fertiggestellt werden, so daß sich die eigentliche Erprobung nicht vor dem Frühjahr durchführen ließ.

Insgeheim freute sich Werner über die auftauchenden Schwierigkeiten. Sein innerer Widerstand gegen die ihm übertragene Aufgabe war noch gestiegen, seit er in einer Militärzeitschrift gelesen hatte, welche Rückschlüsse der italienische General Giulio Douhet aus dem wenig erfolgreichen Einsatz der Fliegerverbände im Weltkrieg zog. Der Experte vertrat die Auffassung, ein künftiger Krieg könne nur von einem Staat gewonnen werden, der über eine unabhängige Luftstreitmacht verfüge, deren vordringlichste Aufgabe es sei, binnen kürzester Frist die Luftherrschaft zu erringen. Nach Erreichen des primären Teilzieles müsse das feindliche Hinterland von strategischen Verbänden so lange bombardiert werden, bis die Industrie zerschlagen und die Moral der Bevölkerung unterminiert sei.

Die kalten Überlegungen des Italieners empörten Werner so sehr, daß ihn der übergroße Aufwand, der erforderlich war, um Bomben im Gewicht von 750 Kilogramm zu transportieren, geradezu befriedigte. Bisher hatte ihm das schlechte Verhältnis zwischen Einsatz und Leistung mißfallen, nun jedoch registrierte er mit Genugtuung, daß ein militärisch aufgerüstetes dreimotoriges Großflugzeug nur eine geringe Bombenlast befördern konnte. Richtig wohl wurde ihm ums Herz, als er errechnete, wieviel eine solche Kampfmaschine kostete. Es stand nicht zu befürchten, daß die Menschheit jemals so verrückt sein würde, anstatt für sich selbst hauptsächlich für die Rüstung zu arbeiten. Denn darauf würde die Durchführung des Planes von Douhet hinauslaufen.

Wenn er allerdings die Briefe las, die Margot ihm schickte, drängte sich ihm die Frage auf, ob Verrücktheiten womöglich gerade wegen ihrer Verrücktheit anziehend wirken. In ihrer emotionellen Art schrieb sie über ein aufregendes Buch, das die Freundin im Geheimfach ihrer Eltern entdeckt habe. Es heiße »Die vollkommene Ehe« und schildere alle Möglichkeiten, die das intime Zusammenleben biete. Leider seien die vermutlich interessantesten Partien in lateinischer Sprache abgefaßt – das Buch wäre sonst wohl verboten worden –, aber sie habe schwarz auf weiß gelesen, daß es im Liebesspiel »Les trentedeux positions d’amour« gebe. Und sie stellte die Frage: »War Dir dies bekannt? Ich bin begeistert. Phantastisch ist das! Zweiunddreißig Positionen! Wie herrlich muß es sein, wenn man verheiratet ist! Aber was für Eltern haben wir! Bestimmt sind sie allem, was Freude macht, aus dem Weg gegangen. Ausprobiert haben sie garantiert nichts. Mama durfte früher nicht einmal ihre Fußknöchel sehen lassen. Ein Glück, daß der Weltkrieg frischen Wind nach Europa geweht hat. Jetzt hopst man nicht mehr Polka, sondern tanzt Charleston mit Rücken, die nicht einmal bis zum Knie reichen. Und die Herren haben ihre Vollbrte abrasiert und rauchen nicht mehr stinkende Pfeifen, sondern halten lässig eine Zigarette im Mund. Übrigens heißt es in dem Buch, daß bei körperlicher Vereinigung die Wahl des Lichtes von entscheidender Bedeutung sei. Rot steigern das Begehren! Ach, wäre ich doch schon älter.«

Mit gleicher Post erhielt er von Margot einen weiteren Brief, der, wie sein Inhalt zeigte, diesmal nicht im Zimmer ihrer Freundin verfaßt worden war. »Lieber Werner«, schrieb sie. »Wie geht es Dir? Mir geht es gut. Den Eltern ebenfalls. Jetzt kommt bald der Winter, und wir erleben, daß sich der Herbst, wie Papa es so schön nennt, als Maler betätigt. Der Herbst als Maler! Ist das nicht wunderbar ausgedrückt! Ist der Herbst in Rußland zur Zeit auch noch als Maler tätig? Es wäre schön für Dich, denn die Färbung des Laubes ist eine wahre Augenweide. Wenn es bei euch aber schon geschneit haben sollte, was beinahe anzunehmen ist, dann hat der Herbst seine Malperiode beendet, und wir, die wir den Schnee noch erwarten, tun gut daran, uns mit dem holländischen Maler Pieter Bruegel zu

beschäftigen, dessen Winterbilder anschaulich die kommenden kalten Tage vermitteln.<

Kopfschüttelnd dachte Werner: So ein Biest! Wenn sie ihre erotischen Wallungen nicht loswerden kann, macht sie sich über ihren Vater in einer Weise lustig, die ihn den Kopf auch noch stolz erheben lassen wird.

Da waren Dithas Briefe erfreulicher. Sie unterrichtete ihn über das kulturelle Geschehen. Begeistert schilderte sie die Erstaufführung der ›Dreigroschenoper‹ von Bertolt Brecht, zu der ihre Eltern und sie eingeladen gewesen waren. ›Einfach sagenhaft!<, schrieb sie. ›Allein diese Musik! Und welch eine Moritat! Gauner, Bettler, Huren und Außenseiter auf der Bühne! Am liebsten würde ich mir das Stück gleich noch mal ansehen. Aber das spare ich mir bis zu Deinem Urlaub auf. Schon heute lade ich Dich zu diesem herrlichen Spektakel ein, das wir anschließend mit einem Essen im »Alten Schweden« krönen werden.<

Weiter informierte ihn Ditha über den Tod Klabunds in einem Davoser Sanatorium und über die Verleihung des Goethepreises an Albert Schweitzer. Mit Bedauern hingegen berichtete sie von einer Haßtirade des Frontsoldatenbundes ›Stahlhelm‹ gegen die Deutsche Republik, worüber sich ihr Vater sehr erregt habe. ›Er hat durchaus Verständnis dafür, daß man die Knechtung unseres Vaterlandes beklagt, doch er sieht große Gefahren heraufziehen, wenn propagiert wird, Deutschland müsse von der erlogenen Kriegsschuld gereinigt werden und die Möglichkeit erhalten, Lebensraum im Osten zu gewinnen. »Ich liebe unser Volk«, sagte Paps dieser Tage, »aber ich weiß auch, daß es schnell dazu verleitet werden kann, aus einer Nähmaschine ein ratterndes Gewehr zu machen. Das Talent dazu ist in unserer Nation allemal vorhanden.«<

Eingebettet in Mitteilungen solcher Art, sandte Ditha kleine Liebessignale. So unter anderem: ›In meinem Zimmer hängen drei Kalender, die ich mir selbst zusammengebastelt habe. Der eine begann mit der Zahl 720, der zweite mit 104 und der dritte mit 24. Vom ersten reiße ich täglich, vom zweiten wöchentlich und vom dritten monatlich ein Blatt ab. Auf diese Weise kann ich mit einem Blick feststellen, wie viele Tage, Wochen und Monate noch vergehen müssen, bis wir uns wiedersehen. Sei also weiterhin schön

vorsichtig, und beherzige das Fliegermotto: »Fahrt ist das halbe Leben, die andere Hälfte ist Angabe.«

Dieser Hinweis machte Werner stutzig. Er wußte, daß er den Ausspruch Ditha gegenüber nie getan hatte. Deshalb stellte er in seinem nächsten Brief die Frage: »Woher kennst Du die flapsige Redensart von uns Luftkutschern?«

Ditha antwortete prompt: »Habe ich Dir nicht mitgeteilt, daß ich oft nach Staaken fahre, um mir, in Gedanken an Dich, den Flugbetrieb anzusehen? Da bleibt es nicht aus, daß hin und wieder auch einige der angehenden Piloten auf der Terrasse des Restaurants Platz nehmen und in ihrer Weise quatschen: »Frühstücken ist die schönste Jahreszeit.« – »Heute hier und morgen gestern.« – »Das schlägt dem Faß die Krone ins Gesicht.« – »Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit den Hunden bellen.««

Wieder ganz anders war der Inhalt der Briefe seiner Mutter. Sie machte sich schon weit weniger Sorgen, und zu Werners großer Freude fing sie an, das Leben zu genießen. So schilderte sie ausführlich ein neues Winterkleid, das sie sich gekauft hatte, und sie lobte die Güte des Kaffees in einem kleinen Lokal am Kurfürstendamm, das zwar nicht so elegant wie das »Kranzler« sei, dafür aber auch nicht so teuer.

»Sehr habe ich mich darüber gefreut, daß Du Dir neuerdings manchmal den Sonnenaufgang ansiehst. Das ist besser, als fremde Menschen zu betrachten. Außerdem ist es zu schön, wenn die Sonne langsam sichtbar wird. Von unserem Balkon aus ist das ja auch zu beobachten. Ich werde es jetzt an jedem ersten, zehnten und zwanzigsten des Monats tun. Wenn Du an diesen Tagen ebenfalls nach Osten blickst, sehen wir zur gleichen Zeit den Feuerball über den Horizont steigen. Ist es nicht herrlich, Jungchen, daß uns die Erde solche Möglichkeiten bietet?«

Das ist es gewiß, dachte Werner. Vor allen Dingen aber ist es ein Glück, daß Mama den Zeitunterschied nicht kennt.

Der Winter setzte ungewöhnlich früh ein, und für Werner wurde es zu einem Vergnügen besonderer Art, in den bis zur Hüfte reichenden Pelzstiefeln und im fellgefütterten Mantel durch den

Schnee zum Aufklärerverband hinüberzustapfen, wo er täglich zwei Stunden Navigationsunterricht erteilte. Der ehrgeizige Kuhnke, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, Funkmaschinist zu werden, begleitete ihn und nahm intensiv am Unterricht teil.

Mit der sympathischen Russin und dem aufgeschlossenen Kommandeur saß Werner oft zusammen. Gemeinsam erarbeiteten sie Pläne zur Umrüstung einer Junkers »F 13«, die Hauptmann Subnik aus seinem Maschinenpark zur Verfügung stellte. Nur das Funkgerät stand noch nicht zur Verfügung. Werner wünschte sich eine Anlage, die Fremd- und Eigenpeilung gestattete. Ihm war nicht bekannt, welches Gerät dafür in Frage kam. Doch eines Tages legte ihm der russische Kommandeur die Typenbezeichnungen einiger Neuentwicklungen der Berliner Firma Lorenz vor, deren detaillierte Beschreibungen ihn verblüfften.

Die Betriebsspionage scheint verdammt gut zu funktionieren, dachte er im ersten Moment erschrocken. Aber dann sagte er sich: Nu wot. Hier schauen die Russen ja auch in unsere Töpfe. Hauptsache, wir kommen weiter.

Noch am gleichen Tag sprach er mit Major Fink, der sich bereit erklärte, die »Moskauer Zentrale« um Zuweisung der neuesten Lorenz-Funkgeräte zu bitten.

Werner sah sich schon mit Natalja Uglanow am zweiten Steuer der »F 13« weite Flüge durchführen. Er wollte versuchen, zusätzlich zu den angeforderten Geräten eine kleine, von der Lufthansa entwickelte Zwanzig-Watt-Station zu bekommen, die in die Führerkanzel eingebaut werden sollte, um Kuhnke Gelegenheit zu geben, seine neu erworbenen funktechnischen Kenntnisse in der Praxis zu vervollkommen. Doch in erster Linie ging es ihm darum, die Möglichkeit zu haben, mit Natalja Blindanflüge zu üben. Die begeisterungsfähige Russin imponierte ihm. Er bewunderte ihre Zielstrebigkeit und die Distanz, die sie zu wahren verstand. Schon längst würde er sie nach ihrer Herkunft befragt haben, wenn Kolja Petrowitsch ihm nicht geraten hätte, keinesfalls über ihre Eltern zu sprechen. Zu seiner Verwunderung war sie es selbst, die dieses Thema eines Tages anschnitt.

Der Winter war glücklich überstanden, und Werner, der sich mit Natalja vielfach auf dem Flughafengelände getroffen hatte, unternahm mit ihr einen Spaziergang hinunter zum Woronesch, dessen Wasser milchig dahinflossen. Der Anblick von Weidenkätzchen versetzte beide in eine fröhliche Stimmung, und es war wohl das Erwachen der Natur, das Nataljas Zunge löste. Jedenfalls sagte sie mit einemmal:

»Bitte, haben Sie Verständnis dafür, daß ich mich heute in einer Sache an Sie wende, über die ich noch mit niemandem gesprochen habe – nicht habe sprechen dürfen! Wenn ich es Ihnen gegenüber tue, so, weil ich Ihnen vertraue. Es geht um meine Eltern. Mein wahrer Familienname ist nicht Uglanow. Ich wurde seit meiner Kindheit von einer Lehrerin erzogen, die mir sehr zugetan ist und die in einer ungeheuer wichtigen Stunde vor der Behörde erklärte, ich sei ihr uneheliches Kind.«

»Warum behauptete sie das?«

»Um mich zu retten. Während der Oktoberrevolution wurden die Mitglieder von großbürgerlichen Familien fast alle umgebracht. Mein Vater war Ministerialdirigent, meine Mutter ist adliger Abstammung. Olga von Erben ist ihr deutscher Mädchenname. Mein Vater heißt oder hieß – ich weiß ja nicht, ob er noch lebt – Dschuna Goworow.«

»Lebten Sie nicht bei Ihren Eltern?«

»Doch, wir wohnten in Petrograd, das früher Petersburg hieß und vor einigen Jahren in Leningrad umbenannt wurde. Als sich Anfang 1917 – ich war gerade neun Jahre alt – in Petrograd eine ›Provisorische Regierung‹ bildete, die für die Fortsetzung des Krieges gegen Deutschland an der Seite der Entente eintrat, schickten meine Eltern mich mit der Lehrerin auf unser Gut in Wygonitschi. Sie befürchteten einen Aufstand und wollten mich in Sicherheit bringen. Und es kam tatsächlich zu Schießereien, als Lenin aus der Schweiz nach Rußland zurückkehrte und alles daransetzte, mit den Soldatendelegierten die ›Provisorische Regierung‹ zu stürzen. Sie fegten die Herrschenden aus dem Winterpalais, verfügten die entschädigungslose Enteignung von

Grund und Boden und übten einen grauenhaften Terror aus, dem der Adel und das Bürgertum zum Opfer fielen.«

»Sie fürchten, daß Ihre Eltern ...?«

Natalja hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, kann auch keine Nachforschungen anstellen, weil ich dann meinen wahren Namen preisgeben müßte. Noch heute würde man mich nach Sibirien verbannen. Mir bleibt nichts anderes übrig, als zu hoffen, daß es meinen Eltern gelungen ist, nach Deutschland zu flüchten. An das deutsche Konsulat darf ich mich aus naheliegenden Gründen nicht wenden. Aber vielleicht könnten Sie während Ihres Urlaubs in der Heimat ...«

»Selbstverständlich werde ich dann Ermittlungen anstellen«, fiel Werner ein und legte die Arme wie schützend um Natalja. »Doch warum so lange warten? Ich werde gleich meiner Freundin schreiben ...«

»Um Gottes willen, tun Sie das nicht!« unterbrach sie ihn erschrocken. »Wenn die Post kontrolliert wird, bin ich verloren.«

»Dann suche ich einen anderen Weg. So oder so, das garantiere ich Ihnen, werde ich herausfinden, ob Ihren Eltern die Flucht nach Deutschland gelungen ist.«

»Sie dürfen hier aber mit niemandem darüber sprechen! Jeder Russe müßte unverzüglich Meldung erstatten.«

Ich werde alles daransetzen, ihr zu helfen, nahm Werner sich vor.

Schon wenige Versuchsflüge mit dem zum Kampfflugzeug umgebauten ›Roland‹ machten deutlich, daß alle Bemühungen umsonst sein würden. Nach dem Einbau der Maschinengewehrmuster stand eine Nutzlast von nur 750 Kilogramm zur Verfügung. Das Verhältnis zwischen Aufwand und Leistung war so ungünstig, daß im Grunde genommen auf jede weitere Erprobung hätte verzichtet werden können. Zumal klar zu erkennen war, daß das in Berlin entworfene hinausschiebbare Bombenmagazin niemals richtig funktionieren würde. Ingenieur Schulze, dem die Konstruktion von Anfang an mißfallen hatte, ließ den vertrackten Apparat kurzerhand

ausbauen und entwickelte eine externe Aufhängung, deren Fertigstellung erneut einige Monate in Anspruch nahm.

In dieser Zeit führte Werner die Erprobung von zwei Junkers »W 34« durch, die, in Kisten verpackt, in Lipezk angeliefert worden waren. Beide Maschinen besaßen Funk- und Lichtbildgeräte.

Für Werner und Kuhnke begann eine Zeit intensiver Tätigkeit, die sich über den ganzen Sommer erstreckte. Beide waren glücklich darüber, daß das in den »W 34« vorhandene Funkgerät es notwendig machte, Natalja Ugjanow als Mitarbeiterin zu gewinnen. Der Bordwart konnte nun praktische Erfahrungen sammeln, und Werner genoß es bei vielen Flügen, die Russin neben sich am zweiten Steuer sitzen zu haben. Sie mußte die in die Führerkanzel verlegte Funktaste bedienen, während Kuhnke, dessen manuelle Fertigkeit noch nicht ausreichte, die Abstimmung des in der Kabine eingebauten Gerätes vornahm.

Werners Zuneigung zu Natalja war seit dem vertraulichen Gespräch noch gewachsen, und als er mit ihr in einer Abendstunde wieder einmal das Ufer des Woronesch aufsuchte, sagte sie, während sie einen kleinen Zweig aus einer Weißdornhecke brach: »Als ich Ihnen von meinen Eltern erzählte, erwähnten Sie die Möglichkeit, Ihre Freundin mit Nachforschungen zu beauftragen.«

»Ja, aber Sie haben mich gebeten, dies keinesfalls zu tun.«

»Ich weiß, erwähne es auch aus einem anderen Grund. Gedenken Sie, Ihre Freundin zu heiraten?«

Er zögerte. »Das weiß ich noch nicht.«

Natalja war verwundert. »So etwas muß man doch wissen!«

»Normalerweise schon. In meinem Fall gibt es aber Probleme, die sich nicht ohne weiteres lösen lassen.«

»Als da sind?« fragte sie unbekümmert. »Wir sind uns so nahegekommen, daß ich meine, das Recht zu haben, gewisse Fragen stellen zu dürfen. Außerdem ist es mir ein Rätsel, warum Sie Ihre Freundin nur ein einziges Mal erwähnt und nie über sie gesprochen haben. Also heraus mit der Sprache: Welches Problem macht Ihnen Schwierigkeiten?«

»Das werde ich Ihnen am Schluß verraten«, antwortete Werner nach kurzem Zögern. »Erst möchte ich Ihnen ein Bild von meiner Freundin geben.« Und er begann, Ditha in so glühenden Farben zu schildern, daß Natalja glaubte, einen völlig anderen Menschen vor sich zu haben.

Sie war außer sich. »Jetzt steht mir der Verstand still. Wenn man einen Menschen so sieht wie Sie Ihre Ditha, muß man sehr verliebt sein. Wieso kann es dann ein Problem geben, das sich nicht lösen läßt?«

Werner zuckte die Achseln. »Da ist zum Beispiel meine Mutter. Ihr würde das Herz brechen, wenn sie meine Freundin als Schwiegertochter akzeptieren müßte. Denn Ditha ist Jüdin!«

Sekundenlang war Natalja wie erstarrt. Dann aber erklärte sie erregt: »Ich kann mir nicht vorstellen, daß eine Mutter – aus welchen Gründen auch immer – einen Menschen ablehnt, den ihr Sohn überaus liebt. Wenn Sie ihr klarmachen, daß Sie keine andere Frau heiraten werden, wird sie über kurz oder lang ein Einsehen haben und nachgeben.«

»Sie kennen meine Mutter nicht.«

»Dennoch scheint mir das Problem anderswo zu liegen: nämlich bei *Ihnen*! Nehmen Sie es mir nicht übel, aber mir drängt sich der Verdacht auf, daß Sie Ihre Mutter nur vorschieben, um einer Entscheidung auszuweichen. *Sie* sind es, der Bedenken hat, eine Jüdin zu heiraten, und es kommt Ihnen zupass, daß Ihre Mutter mit einer Antipathie gegen Juden belastet ist. Ich begreife Sie nicht, Werner. Wie können Sie eine Frau, die sich Ihnen hingegeben hat, im Ungewissen lassen? Darüber sollten Sie mal nachdenken. Das scheint mir wichtiger zu sein als die absolute Beherrschung des Blindflugs nach Formeln. Was nützt ein heißes Herz, wenn der Verstand von eisiger Kälte ist?«

Er strich über sein noch stoppeliges Haar. »Jetzt haben Sie mich ebenso zusammengestaucht wie Ditha, als ich meine Zusage, das Kommando hier anzutreten, von der Stellungnahme meiner Mutter abhängig machen wollte.«

Natalja musterte ihn. »Hand aufs Herz: Hätten Sie den Auftrag, nach Lipezk zu gehen, nicht angenommen, wenn Ihre Mutter dagegen gewesen wäre?«

»Im Endeffekt würde ich mich wohl durchgesetzt haben.« »Aha! Und in puncto Liebe soll das anders sein?« Werner hob die Hände. »Ich gebe mich geschlagen.« »Ich aber werde erst zufrieden sein, wenn Sie mir versprechen, Klarheit zu schaffen – so oder so!«

In der folgenden Nacht fand Werner wenig Schlaf. Die Unterhaltung mit Natalja ließ ihn nicht los. Ausgerechnet einem russischen Mädchen war es vorbehalten geblieben, ihm die Augen zu öffnen. War Gedankenlosigkeit die Ursache seines Verhaltens gewesen? Oder war ihm, gewissermaßen mit der Muttermilch, der weitverbreitete Rassen- und Religionswahn so stark eingetrichtert worden, daß er sich von den ihm aufoktroyierten Ansichten nur halb hatte lösen können?

Unwillkürlich erinnerte er sich an ein Gespräch mit Ingenieur Schulze, der bei Anlieferung der neuen Junkersmaschinen enttäuscht gesagt hatte: »Schade, daß wir nicht die schon weiterentwickelte ›W34‹ erhalten haben. Bei der ist die Kanzel nicht mehr offen, sondern mit Glas verkleidet.«

Werner hatte ihn fassungslos angesehen. »Der Führerraum eine geschlossene Kabine? Um Gottes willen. Wenn ich quasi im Wintergarten sitzen soll und mir kein Propellerwind mehr um die Nase weht, hänge ich meinen Beruf an den Haken.«

Ingenieur Schulze hatte gelacht. »Jetzt sind Sie genauso altmodisch wie Major Fink, den Ihre Schilderung über den künftigen Einsatz von Funkgeräten schockierte.«

Seltsam, dachte Werner bei der Erinnerung an diesen Wortwechsel.

Dinge, an die wir uns gewöhnt haben, machen uns offensichtlich Neuerungen gegenüber unaufgeschlossen. Die gleiche Wirkung werden Geschichten haben, die uns in der Jugend aufgetischt wurden. Für die einen ist ein Katholik ein scheinheiliger Frömmeler, der unbedingt in den Himmel kommen will. Für die anderen ist ein Protestant ein widerlicher Ketzer, der nach seinem Tod erst mal im

Fegefeuer nachsitzen muß. Bei Juden ist natürlich alles klar: Gott hat ihnen schwarzes Haar, krumme Nasen und Plattfüße gegeben, damit sie als Wucherer und Blutsauger schon von weitem zu erkennen sind. Wie ganz anders sehen doch unsere Heiligen aus! Goldenes Haar, weißes Gewand, gütiges Antlitz ...

Während Werner noch mit sich haderte und sich schwor, gleich nach seiner Ankunft in Berlin um Dithas Hand anzuhalten, drängte sich Natalja wieder in seine Überlegung. Es mußte eine Möglichkeit geben, ohne sie zu gefährden, schon von Lipezk aus zu eruieren, ob ihren Eltern die Flucht nach Deutschland gelungen war.

Noch am gleichen Tag schrieb er einen Brief an den vor kurzem zum Major ernannten Hauptmann Winter, dem er viel zu verdanken hatte. Er beglückwünschte ihn zu der Beförderung, gab ein kurzes Bild über die eigene Tätigkeit und fragte an, ob mit der Lieferung der über die ›Zentrale Moskau‹ beantragten Lorenz-Funkgeräte noch vor Einbruch des Winters gerechnet werden könne.

»Sollte dies nicht möglich sein«, fügte er hinzu, »dann bitte ich darum, die komplette Anlage in die Dornier einbauen zu lassen, die ich im kommenden Sommer in der Schweiz übernehmen soll. Ich verspreche mir viel von dem neuen Gerät; seine Leistungsdaten wurden mir von Hauptmann Pawel Subnik, dem Kommandanten des hiesigen russischen Aufklärerverbandes, freundlicherweise zur Verfügung gestellt.«

Abschließend ersuchte er darum, ein privates Anliegen vortragen zu dürfen. »Es geht um folgendes«, schrieb er. »Ich lernte wenige Wochen vor meinem Aufbruch nach Lipezk in Berlin ein älteres russisches Ehepaar namens Goworow kennen, dem ich gern schreiben möchte. Aber leider ist mir die Adresse entfallen. Der Vorname des Herrn Goworow ist Dschuna. Seine Frau ist eine geborene von Erben. Ich wäre Ihnen sehr zu Dank verbunden, wenn Sie im Telefon- oder Adreßbuch nachschlagen und mir die Anschrift mitteilen würden.«

Jetzt ist der Stein ins Rollen gebracht, ohne daß ich Natalja erwähnt habe, dachte Werner zufrieden. Selbst bei einer Kontrolle des Schreibens kann kein Verdacht auf sie fallen. Nur ihre Lehrerin und ich wissen ja, daß sie die Tochter der Goworows ist. Natalja

werde ich von meinem Schreiben aber nichts sagen. Sonst könnte ich eines Tages gezwungen sein, bekennen zu müssen, daß ihren Eltern die Flucht nicht gelungen ist.

Gut drei Wochen später schritt Major Winter in Berlin mit mürrischer Miene durch die winkligen Gänge des »Fuchsbaues« am Tirpitzufer, um Admiral a. D. Löhrs über den Brief zu informieren, den er von Werner Eggebrecht erhalten hatte. Er war sich darüber klar, daß der Inhalt des Schreibens den Leiter der Erprobungsstellen beunruhigen würde. Die Erklärung für die vom Piloten geäußerte Bitte, die Adresse eines russischen Ehepaars zu ermitteln, war so unglaublich, daß jeder einigermaßen erfahrene Mensch sofort stutzig werden mußte. Irgend jemand schien Werner Eggebrecht gebeten zu haben, Nachforschungen über die Goworows anzustellen, und es verbitterte den Major, daß sich ein Flugzeugführer, dem er sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, in einer undurchsichtigen Angelegenheit an ihn wandte.

»Papa Löhrs« begrüßte den Abteilungsleiter mit der ihm eigenen Wärme. »Nun, mein Lieber, was führt Sie zu mir?«

»Ich muß über ein Schreiben mit Ihnen sprechen, das ich von Eggebrecht erhielt.«

»Welch ein Zufall!« freute sich der Chef der Erprobungsstellen. »Gerade eben wurde mir seine Personalakte mit dem Vermerk vorgelegt, Oberst a. D. von der Leith-Rolson habe sich entschlossen, dem Wunsch von Major Fink zu entsprechen und Ihren Günstling zum Reserveoffizier vorzuschlagen.«

»Ich fürchte, da werden wir die Bremse ziehen müssen.«

»Wie bitte?«

»Ich habe Ihnen eine unerfreuliche Mitteilung zu machen.« Der Major überreichte Werners Brief. »Urteilen Sie selber.«

Der Admiral überflog das Schreiben und wunderte sich über die Kassandrалаute seines Abteilungsleiters. Dann aber, als er die Passage über den Adressenwunsch zur Kenntnis nahm, röteten sich seine Wangen. »Das ist unfassbar. Ich kann das Gelesene kaum glauben. Eggebrecht wird hervorragend beurteilt. Den Berichten

zufolge leistet er mehr, als wir erwartet haben. Und nun dies! Da muß eine Schweinerei im Gange sein. Oder können Sie sich erklären, wozu er die Adresse braucht?«

»Jemand wird ihn darum gebeten haben.«

»Er verstrickt sich doch hoffentlich nicht in Dinge, die ihn Kopf und Kragen kosten können und uns unter Umständen in eine schiefe Lage bringen.«

»Meines Erachtens ist da schon Schlimmes passiert. Warum sonst diese Anfrage?«

»Moment«, bat Admiral Löhrs und nahm das Schreiben nochmals in die Hand. »Offensichtlich besteht zwischen Eggebrecht und dem Kommandanten des russischen Aufklärerverbandes ein gutes Verhältnis.«

»Das ist zu begrüßen. Aber Hauptmann Subnik ist über die Leistungsdaten der neuesten Lorenz-Funkgeräte beängstigend gut informiert. Die von Eggebrecht erbetene Anlage steckt noch in der Werkserprobung; sie wird erst im Februar/März nächsten Jahres zur Auslieferung gelangen.«

»Sie denken an Werksspionage?«

»Ich kann mir die Sache nicht anders erklären.«

Der Leiter der Erprobungsstellen kniff die Augen zusammen. »Wir wollen nichts überstürzen und gemeinsam überlegen. Zum Beispiel: Warum teilt Eggebrecht uns mit, der russische Kommandant habe ihn über die Leistungsdaten informiert? Dazu besteht doch überhaupt keine Veranlassung. Könnte es nicht sein, daß er uns warnen will?«

Der Major stutzte. »In der Tat, dieser Hinweis hätte nicht gemacht zu werden brauchen.«

»Und es gibt noch etwas, das mich nachdenklich stimmt. Warum bittet Eggebrecht ausgerechnet Sie, seinen Mentor, um die Anschrift? Die hätte er doch ebensogut von seiner Mutter oder Freundin erhalten können. Ich werde das Gefühl nicht los, daß er sich ganz bewußt an *Sie* gewandt hat. Um uns auf etwas aufmerksam zu machen? Wenn das zutreffen sollte, mußte er natürlich die

verschlüsselte Form wählen. Stellen Sie gleich fest, ob es in Berlin ein Ehepaar Goworow gibt.«

»Das habe ich bereits getan. Eine Familie dieses Namens lebt im Tiergartenviertel in einer Villa, deren Inhaberin beim Katasteramt unter dem Namen Olga Goworowa, geborene von Erben, registriert ist.«

»Papa Löhrs« griff sich an die Stirn. »Das wirft meine Überlegung über den Haufen. Denn wenn dieses Paar wirklich existiert, ermittelt Eggebrecht die Anschrift womöglich für eine uns unbekannte Person russischer Nationalität.«

Major Winter nickte. »Genau davon war ich überzeugt, als ich mich auf den Weg zu Ihnen machte. Jetzt bin ich mir aber nicht mehr ganz so sicher. Denn sollte Eggebrecht, wie Sie vermuten, auf eine Werkspionage hinweisen wollen, wird er den Namen Goworow nicht grundlos genannt haben. Laut Adreßbuch ist nämlich ein gewisser Dschuna Goworow Leiter der deutschen Filiale einer amerikanischen Maschinenfabrik, die, wie eine sofort eingezogene Erkundigung ergeben hat, intensiven Handel mit der Sowjetunion betreibt.«

Der Admiral breitete die Arme aus. »Jetzt wird mir wieder wohler. Eggebrecht hat uns zweifellos warnen wollen und wegen der Postkontrolle die verschlüsselte Form gewählt.«

»Das wäre denkbar«, erwiderte der Major vorsichtig. »Dennoch werden wir die Angelegenheit der Spionageabteilung übertragen müssen. Und solange die Hintergründe nicht eindeutig geklärt sind, ist meinem ›Günstling‹ gegenüber, wie Sie sich ausdrückten, größte Vorsicht geboten. Seine Ernennung zum Reserveoffizier sollte auf alle Fälle zurückgestellt werden.«

»Einverstanden«, erkläre Admiral Löhrs. »Bleibt nur noch die Frage: Wie wollen Sie auf den Brief reagieren?«

»Vielleicht wäre es das beste, die erbetene Auskunft zu erteilen.«

»Das ist mir zu gefährlich«, widersprach der Chef der Erprobungsstellen. »Denn wenn wir uns täuschen und Eggebrecht im Auftrag eines Sowjets handelt, dürfen wir ihm keinesfalls behilflich sein. Wir wurden verpflichtet, uns niemals in irgendwelche russische Angelegenheiten einzumischen. Teilen Sie unserem Freund also mit, Sie würden die beantragten Lorenz-Funkgeräte in die ›Do

P< einbauen lassen. Über seine Anfrage verlieren Sie kein Wort. Zweckmäßig könnte es allerdings sein, zu erwähnen, daß ich ihn unmittelbar nach seiner Rückkehr zu sprechen wünsche. Bis dahin dürfe er hier mit keinem anderen Kontakt aufnehmen. Durch diesen Hinweis wird er hellhörig werden und Vorsicht walten lassen, sofern ihn tatsächlich jemand gebeten haben sollte, die gewünschte Adresse zu beschaffen.«

Werner traute seinen Augen nicht, als er Major Winters Schreiben las. Mit keinem Wort wurde auf seine Anfrage eingegangen. Verwunderlicher noch war, daß er die Weisung erhielt, bei seiner Rückkehr mit niemandem in Verbindung zu treten, bevor Admiral a. D. Löhrs ihn gesprochen habe.

Ich scheine in ein Wespennest gestochen zu haben, dachte er beunruhigt. Was kann an meinem Brief so falsch gewesen sein, daß mir anstelle einer kurzen Antwort nur Kälte entgegenschlägt? Irgend etwas wird mir verheimlicht. Und ich hoffte ...

Aber noch ist nicht aller Tage Abend. Wenn ich Ditha bitte ... Nein, das werde ich lieber nicht tun. Die Weisung, zu niemandem Kontakt aufzunehmen, steht unverkennbar in Zusammenhang mit der mir verweigerten Antwort. Ich darf meine Existenz nicht leichtfertig gefährden. In Deutschland würde ich heute keine Anstellung finden.

Politisch ging es in der Heimat drunter und drüber. In Berlin hatte es bei der Maifeier einunddreißig Tote gegeben.

Selbst in Dithas Briefen trat das kulturelle Leben in den Hintergrund. Sie schrieb zwar über den tragischen Tod des Dichters Hugo von Hofmannsthal, der am Tag der Beerdigung seines Sohnes plötzlich verstarb, und sie berichtete von der Verleihung des Nobelpreises an Thomas Mann. Im Gegensatz zu früher aber gewann in ihren Briefen das politische Geschehen die Oberhand.

Unter anderem hatte sie mitgeteilt: »Der Tod des Außenministers Stresemann hat im In- und Ausland große Besorgnis ausgelöst. Nach Auffassung meines Vaters ist die Zukunft Deutschlands nun Ungewisser denn je. Zumal die Weltwirtschaftskrise katastrophale Ausmaße annimmt. Die New Yorker Börse verzeichnete Kurseinbrüche, wie sie noch nie erlebt wurden. Die Aktien fielen

innerhalb von sechs Tagen um fünfzig Milliarden Dollar! Ein Ansturm auf alle Banken war die Folge; ihre Tore mußten geschlossen werden.

Der Börsenkrach brachte vielen Menschen den Ruin. Paps hat jedoch, so hofft er, das Geschäft seines Lebens gemacht. Getreu seinem Motto, daß man an der Börse in der Regel nichts verliert, wenn man nicht gezwungen ist, Anteile zu verkaufen, hat er keine einzige Aktie hergegeben, sondern viele außerordentlich preiswert dazugekauft. Jetzt wartet er in aller Ruhe darauf, daß die Kurse wieder steigen. Spätestens in ein bis zwei Jahren wird das der Fall sein.

Hoffen wir es. Für mich ist jedoch wichtiger, daß die Zahlen auf meinen Kalendern rapide sinken. Sofern Deine Termine nicht über den Haufen geworfen werden, fallen wir uns in sieben Monaten beziehungsweise 27 Wochen oder 210 Tagen in die Arme! Ich habe schon ein großes Programm entworfen. Besonders für die Zeit in der Schweiz. Jeden Wunsch werden wir uns erfüllen. Wir haben uns so lange nicht gesehen, und es könnte schnell der Tag kommen, da Unruhen ausbrechen und uns nichts mehr vergönnt sein wird. Die Arbeitslosenzahl nähert sich der Dreimillionengrenze. Laut YoungPlan hat Deutschland bis 1988 insgesamt 116 Milliarden Mark Reparationskosten zu zahlen. Das ist eine Belastung, die unsere Wirtschaft nicht verkraften kann. Irgendwann wird es einen Knall geben.«

Den schien Margot schon erlebt zu haben. Sie schrieb, daß es zwischen ihr und der Freundin Lydia zu einer bösen Auseinandersetzung gekommen sei, die sie zwingt, ihre Briefe nun auf der Post herunterzukritzeln. Unverblümt erklärte sie: »Der blödsinnige Quatsch, den ich in meinen Schreiben verzapfen muß, die ich Dir offiziell sende, kotzt mich an. Wundere Dich nicht, wenn ich mich mit kontrollierten Briefen kaum noch melde. Im Postraum stehend zu schreiben ist freilich auch kein Vergnügen. Ich werde meine Ergüsse beträchtlich kürzen. Nicht zuletzt, weil ich jetzt auch noch die Haushaltsschule besuchen muß. Meine Eltern bestehen darauf. Und ich dachte schon, nach dem Abitur endlich die Freiheit genießen zu können. Vierzehn Tage lang habe ich das getan. Ich war mit meiner Freundin am Timmendorfer Strand. Erst war es herrlich.

Aber dann haben wir uns verkracht. Ich bin schließlich einfach abgehauen. Und das, obwohl ich Angst hatte, sie könnte meinen Eltern erzählen, was ich Dir heimlich geschrieben habe. Lydia kennt meine Briefe. Sie hat immer darauf bestanden, meine Post an Dich zu lesen. Doch sie wird schon schweigen. Ich weiß ja ganz andere Sachen von ihr. Sollte sie sich einmal an Dich wenden, dann glaube ihr nichts. Es macht ihr Freude, andere zu verführen, und wenn sie ihr Ziel erreicht hat, wird sie rücksichtslos. In Timmendorf hat sie mich schmähsch hereingelegt. Ich will nicht darüber sprechen, aber von Freundschaften habe ich die Schnauze voll. Hoffentlich finde ich bald einen Mann, der mich heiratet. Du wirst von mir nichts mehr wissen wollen. Meine Briefe werden Dir zu sehr mißfallen haben. Lydia hatte mich angestachelt. Sie redete mir ein: »Männer muß man scharfmachen.« Und ich hab' ihr geglaubt, bis ich in Timmendorf Böses erlebte. Deine sehr traurige Margot. <

Verdammte Scheiße, dachte Werner. Sie ist jemandem auf den Leim gegangen und hat nun einen Moralischen. Ich muß ihr helfen. Sie mag leichtsinnig sein, ist im Grunde aber ein anständiger Kerl. Sonst würde sie mir ihren Kummer nicht anvertrauen.

Einige Wochen später gab es auch mit Natalja Probleme, die Werner sich allerdings selbst zuzuschreiben hatte. Eine an sich lächerliche Kleinigkeit brachte die Lawine ins Rollen.

Es begann nach einem Übungsflug im »ZZ-Verfahren« bei dem es ihm erstmals gelang, eine effektive Blindlandung durchzuführen. Natalja hatte ihm im Zielflug eine Peilung nach der anderen gegeben, bis der Platz unmittelbar vor ihnen lag. In ihrer Freude über den gelungenen Anflug hatte sie, noch während Werner zur Halle rollte, ein flaches Fläschchen aus der Knietasche ihrer Fliegerkombi hervorgeholt, den Verschluss aufgeschraubt und verschmitzt gesagt: »Seit Wochen trage ich diesen Wodka bei mir, um mit Ihnen im entscheidenden Augenblick auf das Gelingen Ihrer ersten Blindlandung zu trinken. Nasdorowje!«

»Prost!« erwiderte er angetan, nahm einen Schluck und reichte die Flasche zurück. »Ihr Russen habt schon recht: Wodka, das ist eine kleine Sonne im Bauch!«

Sie küßte seine Wangen nach russischer Sitte. »Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen, Werner.«

Kuhnke zwängte sich durch die schmale Tür zur Führerkanzel. »Und wer küßt mich?«

Natalja reichte ihm das Fläschchen. »Sie werden sich mit dem Wodka begnügen müssen.«

Werner sah sie aufmunternd an. »Wird es nicht Zeit, daß wir beide Brüderschaft schließen?«

»Einverstanden!«

Er drosselte den Motor, so daß die Maschine zum Stillstand kam, zog Natalja zu sich herüber und küßte sie mit heißem Verlangen.

Sie drängte ihn zurück. »Tun Sie das nicht wieder, Werner!«

Er rettete sich mit der Feststellung: »Bei uns nennt man das einen Bruderschaftskuß.«

»Gut, dann sage ich: Tu das kein zweites Mal! Ich müßte sonst jede weitere Zusammenarbeit ablehnen.«

Betroffen versuchte er, sich zu rechtfertigen. »Ihr Russen seid schon komisch. Im Überschwang schluchzt, heult, lacht und tanzt ihr. Wenn wir vor Glück aber mal die Wange verfehlen und den Lippen was zu tun geben, dann entrüstet ihr euch, als hätte man ein Verbrechen begangen.«

»Jetzt unterschiedliche Mentalität ins Spiel zu bringen ist deiner nicht würdig«, wies sie ihn zurecht. »Lassen wir es also dabei bewenden. Porzellan soll man pflegen und nicht zerschlagen.«

Von diesem Tage an änderte sich ihr Verhalten zueinander. Sie waren nicht mehr unbefangen wie bisher. Natalja tat es leid, daß ihre Reaktion, wie sie sich nachträglich eingestand, übertrieben gewesen war. Werner hingegen bildete sich ein, sie sei ihm aus Angst vor sich selbst ausgewichen. Allen Ernstes glaubte er, Natalja erobern zu können, wenn er nur den rechten Augenblick wähle. Es fiel ihm immer schwerer, sich fast täglich mit einer Frau zu treffen, deren Reiz, Intelligenz und Offenheit große Anziehungskraft auf ihn ausübten. Ob er wollte oder nicht, in seinen Träumen und Vorstellungen wurde Natalja zum Lustobjekt, und es nutzte nichts,

daß er sich sagte: Du bist wahnsinnig. *Sie* war es doch, die dich erst voll und ganz an Dithas Seite gestellt hat!

Als der zweite Winter glücklich überstanden war, suchten Natalja und Werner erstmals wieder gemeinsam das stille Ufer des Woronesch auf. Das Erwachen und Sprießen der Natur übermannte seine Gefühle plötzlich, und er tat das Falscheste, was er tun konnte. Er riß sie an sich und küßte sie so leidenschaftlich, daß sie sekundenlang unfähig war zu reagieren. Dann aber stieß sie ihn von sich. Und sie schlug ihm ins Gesicht, als er erneut seinen Arm um sie zu legen versuchte.

Aus! Die schöne Zeit war dahin. Beide verbrämten das Ende ihrer so positiven Zusammenarbeit mit Argumenten, die einleuchtend klangen und die sie auf dem Rückweg zum Flughafen abgesprochen hatten. Er erklärte seinen Kameraden, Natalja Uglanows Kenntnisse in Funknavigation seien inzwischen so umfassend, daß er sie gebeten habe, den bisher von ihm erteilten Unterricht selbst zu übernehmen. Und sie gab in der Aufklärerschule an, sie sehe sich leider gezwungen, dem Wunsch des deutschen Piloten zu entsprechen, weil ihm die Erprobung neu eingetrossener Maschinen nicht mehr die Zeit belasse, sich mit freiwillig übernommenen Aufgaben zu beschäftigen.

Tatsächlich waren zwei neue Flugzeugmuster angeliefert worden, mit denen Werner die verschiedensten Testflüge durchzuführen hatte: eine Junkers »A 48« mit außen angebrachter Bombenaufhängung und einer Sturzflugbremse, die es gestattete, sich senkrecht hinabzustürzen, ohne die gefährliche Erhöhung der Fluggeschwindigkeit zu erfahren; die zweite Maschine war ein ebenso interessantes wie wendiges Jagdflugzeug, das eine neugegründete Firma unter der Bezeichnung Arado »SD II« herausgebracht hatte.

Als Werner das erste Mal in diesem Flugzeug Platz nahm, glaubte er nicht richtig zu sehen. Alle Instrumente und Bedienungshebel waren spanisch beschriftet. »Was hat das nun wieder zu bedeuten?« fragte er Ingenieur Schulze.

Der grinste. »Da uns der Bau von Militärflugzeugen untersagt ist, hat man einen genialen Ausweg gefunden. Der Großindustrielle

Hugo Stinnes produziert unter der spanischen Firmierung ›Arado‹ auf deutsch ›Pflug‹ – landwirtschaftliche Geräte und Jagdeinsitzer, die für Spanien bestimmt sind, versehentlich aber nach Lipezk gelangen.«

Werner schüttelte den Kopf. Doch welches Vergnügen ihm die Erprobung der neuen Maschinen auch bereitete, er wurde nicht damit fertig, daß Natalja sich völlig von ihm abgewandt hatte. Wenn sie sich zufällig trafen, bemühten sich beide, den Bruch zu kaschieren.

Nur der Dolmetscher Kolja Petrowitsch ließ sich nicht täuschen. Er hatte erlebt, daß seine Landsmännin in der Zeit der Zusammenarbeit mit Werner Eggebrecht förmlich aufgeblüht war, und er fürchtete nun, Natalja könne wieder in ihre frühere Teilnahmslosigkeit zurückfallen. Die Gründe der Entfremdung glaubte *er* zu kennen; sie lagen seiner Meinung nach in den unterschiedlichen Welten, in denen beide aufgewachsen waren. In der Hoffnung, Natalja und Werner wieder zusammenbringen zu können, wandte er sich an den Piloten, als dieser sich zwischen zwei Flügen, auf dem Rasen liegend, eine Pause gönnte.

»Was macht Sie in letzter Zeit so eitel?« sprach er ihn an.

»Wie kommen Sie darauf, daß ich eitel geworden bin?«

Der Dolmetscher hockte sich neben ihn. »Wollen Sie etwa grundlos braun werden?«

»Natürlich nicht. Spätestens in drei Wochen fliege ich nach Berlin. Da möchte ich nicht wie Buttermilch und Spucke aussehen.«

»Ich habe also recht: Sie sind eitel geworden.«

»So gesehen, sind wir das alle.«

»Wir Russen weniger«, widersprach Kolja Petrowitsch. »Unsere Frauen zum Beispiel finden es ›nje kulturno‹, wenn man versucht, mit Hilfe von Moderequisiten die eigene Anziehungskraft zu steigern. Die Vorstellung unserer holden Weiblichkeit von einem schönen Leben ist anders als die der Frauen Ihres Landes. Fragen Sie daheim mal ein Mädchen, wem es gleichen möchte. Es wird Ihnen eine attraktive Schauspielerin nennen, der viele Männer zu Füßen liegen. Wenn Sie aber ein russisches Mädchen fragen, werden Sie hören, es möchte so gütig und liebevoll wie die Natascha aus

Tolstois Roman ›Krieg und Frieden‹ sein. Und über Liebe würde es niemals sprechen.«

»übertreiben Sie jetzt nicht?«

»Ich kenne die Verhältnisse in Deutschland, Frankreich, England und so weiter nur aus Gazetten und der westlichen Literatur. Trotzdem wage ich zu behaupten, daß sich die Vorstellungswelt unserer Frauen mit denen in anderen Ländern nicht vergleichen läßt. Das gilt auch für Männer. Wenn's hochkommt, mag einer vielleicht damit protzen, daß er ein Mädchen geküßt hat. Mehr würde er niemals preisgeben. Und wer einer Frau seine Liebe gestehen will, tut dies mit Worten, die er bei einem unserer Dichter gefunden hat. Ein Russe sieht die Vorzüge seiner Angebeteten in seelischen und moralischen Qualitäten. An ihre physischen Eigenschaften denkt er allenfalls in stillen Stunden.«

Werner lachte. »Jetzt mal Hand aufs Herz! Warum erzählen Sie mir das?«

»Weil ich vermute, daß Sie in Verkennung der Welt, in der wir Russen leben, Natalja gegenüber einen Fehler gemacht haben. Möglicherweise nur einen kleinen. In manchen Dingen sind wir überaus empfindlich. Unser Herz zerfließt aber wie Butter in der Sonne, wenn sich eine sanfte Hand auf die Wunde legt, die wir erlitten haben. Bitte, starten Sie nicht in Ihren Urlaub, ohne dies zu bedenken. Unser Väterchen im Himmel wird Sie dafür belohnen.«

Kurz nachdem der Dolmetscher gegangen war, lief Werner zur Werft, in der Kuhnke sich gerade bemühte, einen Bolzen in eine Lagerschale einzupassen. »Ich mache Schluß für heute«, erklärte er aufgekratzt. »Lassen Sie die Arado in die Halle schaffen. Ich muß schnell mal weg.«

Der Bordwart grinste. »Ick ahne, was los ist. Sie wollen beim teuersten Juwelier von Lipezk ein funkelndes Geschmeide als Mitbringsel für ihre Freundin kaufen.«

Werner stutzte. »Mensch, ich habe tatsächlich nichts, was ich ihr mitbringen könnte.«

»Wenn Sie Ihr heißes Herz blubbern lassen, wird Ditha zufrieden sein«, tröstete ihn Kuhnke.

»Wie weit seid ihr mit der Umrüstung des ›Roland‹? Kommt ihr zurecht?«

»Wir bauen gerade vier Fässer á zweihundert Liter so in die Kabine ein, daß sich ihr Inhalt während des Fluges in die Haupttanks umpumpen läßt. Dann können wir bis Königsberg durchfliegen, und ›Kommissar Arschloch‹ kriegt uns nicht zu sehen.«

Werner streifte seine Sommerkombi ab. »Morgen früh starte ich die ›A 4.8‹. Ich möchte mich mal aus fünftausend Meter Höhe senkrecht herabstürzen.«

»Und was haben Sie von so 'ner sexuellen Hilfsbefriedigung? Genausowenig wie ick, wenn ick schnuckelige Zylinderwände mit Lustgefühlen einschleife.«

Da bin ich anderer Meinung, dachte Werner. Wenn ich Natalja nachher sage, daß ich den Sturzkampfbomber morgen in fünftausend Meter Höhe auf den Kopf stelle, wird sie sich das Spektakel nicht entgehen lassen. Und dann werde ich in ihrer Achtung wieder ein bißchen steigen.

Als er später durch die Straßen von Lipezk ging, musterte er neugierig die Vorgärten der Holzhäuser, bis er glaubte, den schönsten Blumengarten entdeckt zu haben. Für ein paar Kopeken erhielt er die Genehmigung, sich einen Strauß zu pflücken.

Die alte Hausbesitzerin, eine richtige ›Babuschka‹, die ihm behilflich war, ließ ihn nicht ohne weiteres davongehen. Erst mußte er ein ›bliny‹, einen kleinen Pfannkuchen, probieren.

›Deduschka‹, das Großväterchen, setzte sich zu ihm. Seine Lieblingsbeschäftigung schien das Kauen von Sonnenblumenkernen zu sein. Jedenfalls spuckte er unentwegt Spelzen auf den Boden. Aber kein Wort kam über seine Lippen. Erst als der Gast aufbrechen wollte, stellte er die Frage: »Swjataja Woda?«

Da Werner sehr wohl wußte, daß hinter dem Wort ›Weihwasser‹ der Wunsch nach Wodka stand, antwortete er: »Nje ssiwodnija. Buduschtschej. – Heute nicht. Nächste Woche.«

Werner kam sich komisch vor, als er mit den Blumen in der Hand über die lehmige Landstraße auf die Baracken des russischen Aufklärerverbandes zuing. Was mochten die Männer von ihm denken? Würden sie glauben, er wandle auf Freiersfüßen? Zum Glück traf er Natalja auf dem Weg zu ihrer Unterkunft.

»Wie schön, daß ich dich treffe«, rief er und schwenkte das Bouquet wie eine Siegesfahne. »Ich wollte zu dir, um dir dieses herrlich duftende Gebinde zu bringen.«

Das Blut stieg ihr in den Kopf.

»Vor allem möchte ich um Entschuldigung für mein unmögliches Verhalten bitten. Kolja Petrowitsch sprach mit mir über die unterschiedlichen Gefühlswelten in Ost und West. Seine Worte haben mich nachdenklich gestimmt. Ich bedauere aufrichtig, daß ich so taktlos war ...«

»Ssst!« unterbrach sie ihn, nahm den Strauß und küßte seine Wange. »Ich bin froh, daß du mir das gesagt hast. Denn nun kann ich dir ein kleines Geschenk für Ditha mitgeben.«

Ihre Worte verblüfften ihn.

Natalja legte die Hand auf seinen Arm. »Das Herz hat Gründe, die der Verstand nicht kennt.«

3

Noch nie hatte Werner dem Ende eines Fluges so angespannt entgegengesehen wie an dem Tag, da er in aller Herrgottsfrühe in Lipezk gestartet war, um den Rohrbach-→Roland, der nun wieder das deutsche Kennzeichen ›D-99i‹ trug, nach Berlin-Staaken zurück zu überführen. Der provisorische Einbau von vier Benzinfässern machte es möglich, ohne Zwischenlandung bis Königsberg durchzufliegen, und Werner hatte errechnet, daß er den ersten Streckenabschnitt in gut sechs Stunden bewältigen würde. Für das Nachtanken und eine kleine Erholungspause veranschlagte er zwei Stunden. Nochmals etwa die gleiche Zeit würde er brauchen, um Berlin zu erreichen – insgesamt also zehn bis höchstens elf Stunden. Trotzdem war er schon um fünf Uhr gestartet. Unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Ortszeiten konnte er so spätestens um zwei Uhr in Staaken landen. Um jeden Preis wollte er Ditha noch an diesem Tag sehen. Der ihm erteilten Weisung zufolge durfte er mit niemandem in Verbindung treten, ohne Admiral a. D. Löhrs zuvor gesprochen zu haben. Dies zwang ihn, von Königsberg aus drei Telefongespräche zu führen. Dem Leiter der Erprobungsstellen mußte er mitteilen, daß er kurz vor zwei Uhr in Staaken eintreffen werde. Ditha wollte er bitten, ihn um vier Uhr im Flughafenrestaurant zu erwarten. Und der Mutter gedachte er zu sagen, daß noch nicht feststehe, ob er in Tempelhof oder in Staaken zu landen habe. Er werde aber auf alle Fälle gegen sieben Uhr abends daheim sein.

Diese falsche Angabe sollte gewährleisten, daß Margot auf keinen Fall am Flughafen aufkreuzte. Er mußte damit rechnen, daß seine Mutter nach dem Anruf sofort zu ihrer Freundin Henriette lief und Margot dann alle Hebel in Bewegung setzte, um ihn auf dem Flugplatz zu begrüßen.

Bei dieser Überlegung war ihm erst bewußt geworden, in was für eine schwierige Lage er geriet, wenn er Ditha gleich erklärte, sich nichts sehnlicher zu wünschen, als sie zu heiraten. Gewiß, er konnte dies anderen gegenüber verschweigen. Falls Margot aber irgendwann das Thema Eheschließung anschnitt, durfte er sie nicht, wie bisher, in dem Glauben belassen, daß er sie eines Tages vielleicht zur Frau

nehmen würde. Er mußte ihr nun gestehen, daß er sich anderweitig gebunden habe.

An seine Mutter wagte er in diesem Zusammenhang nicht zu denken, denn wenn er mit Margot offen sprach, kam er nicht daran vorbei, auch ihr die Wahrheit zu sagen.

War es nicht vielleicht doch besser, Ditha erst später zu eröffnen, daß er die Absicht habe, bei ihren Eltern um ihre Hand anzuhalten? Nein, er hatte Natalja fest versprochen, unmittelbar nach seiner Rückkehr reinen Tisch zu machen. Ausweichen konnte er nicht mehr. Das war auch nicht seine Absicht. Er suchte lediglich nach einem Weg, der es ihm ermöglichte, Ditha das Eheversprechen zu geben, ohne seine Mutter zu schockieren und Margot zu düpiieren. Er stand gewissermaßen vor der Quadratur des Kreises. Ihm blieb nichts anderes übrig, als seinem Vorsatz treu zu bleiben und die daraus resultierenden Mißhelligkeiten in Kauf zu nehmen.

Der erste Streckenabschnitt von rund dreizehnhundert Kilometern wurde in der errechneten Zeit von sechs Stunden und zehn Minuten zurückgelegt. Der Königsberger Flughafen lag wie verwaist da, als die Räder des ›Roland‹ um neun Uhr zwölf Ortszeit deutschen Boden berührten.

»Ich laufe gleich zur Flugleitung, um zu telefonieren«, sagte Werner, als er die Zündung der Motoren ausgeschaltet hatte und seine Kopfhäube abstreifte.

Kuhnke stellte sich auf den Sitz und reckte die Arme. »Mein liebes Fräulein, heute abend ist was los! Mit Klavier und Geige, das garantiere ich Ihnen!«

»Vergessen Sie vor lauter Freude nicht, die Maschine mit Sprit zu versorgen.«

»Icke? Nee, heute werde ick bei duftendem Kaffee und Spiegeleiern vom Restaurant aus zukieken, wie die Tankwarte unseren Vogel versorgen.« Der Bordwart rieb sich die Hände. »Ist das Leben nicht schön? Ick wollte, wir brauchten nicht nach Lipezk zurück.«

Werner schlüpfte aus seiner Fliegerkombi. »Ähnliches hab' auch ich schon gedacht. Aber dann kam mir eine Idee, die ich in die

Tat umzusetzen gedenke. Nichts wird sein, wie es diesmal war. Ganz was Neues werden wir kennenlernen.«

»Mann, was haben Sie vor?«

»Nur soviel kann ich Ihnen verraten: Wir gehen einem großen Abenteuer entgegen.«

»Aber vorher will ick' ne Zuckerpuppe haben, dann nochmals 'ne Zuckerpuppe und wieder und wieder ... Das soll erst mal *mein* großes Abenteuer werden. Danach kann Ihr's an die Reihe kommen.«

Werner schüttelte den Kopf. »Wir treffen uns im Restaurant, Sie Unverbesserlicher.«

Auf dem Weg zur Flugleitung erinnerte er sich an die bunt bemalte russische Holzpuppe, die Natalja ihm als Geschenk für Ditha mitgegeben hatte. In dem hübschen Präsent steckten sieben weitere Puppen, eine immer kleiner als die andere.

Und noch 'ne Zuckerpuppe, ging es ihm durch den Kopf. Und noch 'ne Zuckerpuppe. Ich aber werde heute nacht allein schlafen müssen.

Über die Dienstleitung der Luftaufsicht war Admiral a. D. Löhrs schnell zu erreichen.

»Sie sind schon in Königsberg?« wunderte sich der Vorgesetzte.

»Uns kamen zwei Stunden Zeitgewinn zugute.«

»Ja, richtig. Wann werden Sie in Staaken landen?«

»Zwischen ein und zwei Uhr.«

»Gut, ich bin mit Major Winter rechtzeitig dort.«

Obwohl Werner die Gespräche mit seiner Mutter und mit Ditha als »dringend gegen doppelte Gebühr« angemeldet hatte, dauerte es fast eine Stunde, bis kurz hintereinander beide Verbindungen zustande kamen. Die Nennung seines Namens löste jedesmal Jubel aus. Im Gegensatz zu seiner Mutter, die ihm riet, sich Zeit zu lassen und nichts zu überstürzen, flehte Ditha ihn an, unbedingt pünktlich im Restaurant zu sein, da sie in einer Rechtssache einen für fünf Uhr anberaumten Termin wahrnehmen müsse.

Das fängt ja heiter an, dachte Werner betroffen. Sehnsüchtiger Pilot darf Zuckerpuppe nur etwa eine halbe Stunde betrachten und muß sich dann daheim unter die kalte Dusche stellen.

Bereits kurz nach ein Uhr wurde die Reichshauptstadt überflogen. Werner genoß das vertraute Bild des riesigen Häusermeers. Den weithin sichtbaren Funkturm steuerte er an diesem Tag nicht an. Er wäre dann über Lietzensee gekommen. Dreimotorige Flugzeuge waren noch eine Seltenheit, und die Mutter hätte sofort vermutet, er fliege über ihre Wohnung hinweg und würde früher als angesagt bei ihr eintreffen.

Kuhnke war kaum zu halten, als die Maschine nach der Landung auf die alte Zeppelinhalle zurollte. Er stieg auf seinen Sitz und brüllte aus Leibeskräften: »Das ist die Berliner Luft, Luft, Luft ...«

Später, als sie aus dem Flugzeug gestiegen waren, sagte Werner zu ihm: »Admiral Löhrs und Major Winter erscheinen gegen zwei Uhr, um mit mir über unser weiteres Programm zu reden. Hauen Sie also nicht ab, bevor ich Sie informiert habe.«

»In Ordnung. Wenn Sie mich auf Anhieb finden wollen: Ich sitz' in der Kantine.«

Die Zeit bis zur Ankunft der beiden Herren benutzte Werner, um sich frisch zu machen. Er war gerade zum »Roland« zurückgekehrt, als ein Wagen vorfuhr, dem der Leiter der Erprobungsstellen und Major Winter entstieg.

Werner nahm spaßeshalber Haltung an und meldete in militärischer Form seine Rückkehr aus Lipezk.

»Papa Löhrs« reichte ihm die Hand. »Sie sind ja ein richtiger Soldat geworden.«

»Zumindest in diesem Moment, Herr Admiral.«

»Blendend sehen Sie aus«, begrüßte ihn der Stabsoffizier.

»Ich habe mich in den letzten Tagen oft in die Sonne gelegt, um meiner Freundin zu gefallen.«

Der Leiter der Erprobungsstellen blickte wie suchend um sich. »Haben Sie Ihre Herzdame schon getroffen?«

»Nein, Sie gaben mir ja die Weisung, mit niemandem Kontakt aufzunehmen. Ich habe meine Freundin deshalb gebeten, mich um vier Uhr im Flughafenrestaurant zu erwarten.«

»Ausgezeichnet. Bis dahin haben wir alles besprochen.« Der Admiral schaute von einem zum anderen. »Ich hätte Lust, mir Bewegung zu verschaffen. Wollen wir zu Fuß zum Restaurant gehen?«

»Gerne«, antworteten beide wie aus einem Mund.

»Auf dem Weg dorthin können wir die Angelegenheit klären, die mich zu meiner Vorsichtsmaßnahme veranlaßte.«

Da Werner ahnte, worum es ging, erwiderte er prompt: »Ihr Anliegen dürfte jene Anfrage betreffen, die ich an Ihren Abteilungsleiter richtete, aber nicht beantwortet erhielt. Mir hat das zu schaffen gemacht. Oft habe ich überlegt: Was kann so falsch daran gewesen sein, daß ich mich nach der Adresse eines russischen Ehepaares erkundigte?«

Der Major übernahm die Antwort. »Daran wäre nichts auszusetzen gewesen, wenn Sie nicht behauptet hätten, jenes Paar vor Jahr und Tag kennengelernt zu haben und ihm schreiben zu wollen. Das war so plump, daß wir hellhörig wurden und uns fragten: Was steckt hinter dieser ominösen Geschichte?«

Werner griff sich an den Kopf. »Ich fange an zu begreifen, was ich angerichtet habe. Die Begründung meiner Anfrage war wahrhaftig primitiv, aber ich sah keine andere Möglichkeit, die Namen Goworow und Olga von Erben zu nennen.«

Der Admiral sah ihn prüfend an. »Besteht zwischen der Erwähnung jenes Paares und dem Hinweis auf den Kommandeur des russischen Aufklärerverbandes ein Zusammenhang?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sie nannten Hauptmann Pawel Subnik in Verbindung mit dem neuen Funkgerät von Lorenz. Und zwar in einer Weise, daß wir auf den Gedanken kamen, Sie seien bestrebt, uns in verschlüsselter Form auf eine mögliche Werkspionage aufmerksam zu machen.«

Werner schüttelte den Kopf. »Nein, das war nicht meine Absicht. Der russische Kommandeur hat mit der Sache nicht das geringste zu

tun. Das beste wird sein, ich erzähle Ihnen, was mich veranlaßte, nach dem Ehepaar Goworow zu forschen.«

»Ein vernünftiger Vorschlag«, stimmte ihm der Admiral zu.

Sie hatten das Flughafenrestaurant fast erreicht, als Werner seine ausführliche Schilderung mit den Worten beendete: »Vielleicht verstehen Sie jetzt, daß ich zu einer Ausrede greifen mußte. Nataljas heutigen Familiennamen durfte ich keinesfalls erwähnen. Mir ging es darum, Klarheit zu schaffen. Stellen Sie sich vor, die Eltern würden leben ...«

»Die Flucht nach Deutschland ist ihnen tatsächlich gelungen«, fiel Major Winter ein. »Sie wohnen im Haus der Großeltern im Tiergartenviertel.«

Werner konnte die gute Nachricht kaum fassen. »Mein Gott«, rief er, »wenn Natalja das erfährt ...«

»... wird es schwer für sie werden!« dämpfte der Admiral die aufkommende Freude. »Bedenken Sie, was dann in dem Mädchen vor sich gehen muß! Sie wird nur noch den Gedanken haben: Wie komme ich zu meinen Eltern? An russische Behörden kann sie sich aus den von Ihnen genannten Gründen nicht wenden. Die deutsche Botschaft in Moskau könnte und dürfte Natalja Uglanow nicht helfen. Es mag grausam klingen, aber Sie ersparen ihr große Aufregungen und viel Kummer, wenn Sie ihr verschweigen, was wir in Erfahrung gebracht haben.«

»Das kann nicht Ihr Ernst sein«, begehrte Werner auf. »Wir müssen doch alles tun, um ihr die Möglichkeit zu geben, mit ihren Eltern in Verbindung zu treten.«

»Papa Löhrs« klopfte ihm auf die Schulter. »Es ist lobenswert, daß Sie sich so energisch für die Russin einsetzen. Aber unsere Arbeit in Lipezk darf nicht gefährdet werden. Auf keinen Fall dürfen Sie einer sowjetischen Staatsangehörigen helfen, unzulässige Dinge zu tun.«

»Wir können das Mädchen keinesfalls sich selbst überlassen!« ereiferte sich Werner.

»Wir *müssen* es! So leid es mir tut, ich sehe mich gezwungen, von Ihnen die verbindliche Zusicherung zu verlangen, daß Sie der Russin nicht helfen, sich mit ihren Eltern in Verbindung zu setzen. Nicht die

geringste Unterstützung dürfen Sie ihr gewähren. Ob Sie Natalja Uglanow unter den gegebenen Umständen noch sagen wollen, daß ihre Eltern leben, muß ich Ihnen überlassen. Sollten Sie mir die erbetene ehrenwörtliche Erklärung nicht geben, werde ich Konsequenzen ziehen müssen, die mir nach der guten Zusammenarbeit mit Ihnen sehr leid tun würden. Ich könnte Sie dann nicht nochmals nach Lipezk schicken.«

Das ist Erpressung, schoß es Werner durch den Kopf. Aber er beherrschte sich. Um Zeit zu gewinnen, entgegnete er: »Ihre Forderung ist mir verständlich. Ich werde mich dementsprechend verhalten.« Der Admiral reichte ihm die Hand. »Schön, daß Sie einsichtig sind. Und jetzt werden wir auf Ihre glückliche Rückkehr etwas trinken.«

Während des nachfolgenden Gesprächs auf der Terrasse des Flughafenrestaurants hatte Werner trotz manch erfreulicher Eröffnung, die ihm gemacht wurde, zeitweilig Mühe, den Ausführungen des Admirals zu folgen. Unentwegt mußte er an Natalja denken. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß sie sich selbst überlassen bleiben sollte. Er suchte nach einem Weg, der es ihm erlauben würde, sie mit ihren Eltern zusammenzuführen. Zu seinem Kummer war er im weiteren Verlauf der Unterredung verpflichtet worden, dem Ehepaar Goworow weder einen Besuch abzustatten noch es auf andere Weise über die Tochter zu informieren. Begründet hatte der Leiter der Erprobungsstellen diese Forderung damit, daß Nataljas Eltern – wenn sie erführen, wo sich ihr Kind aufhalte – sofort alle Hebel in Bewegung setzen würden, um es aus Rußland herauszuholen. Dann aber werde die in Lipezk stationierte deutsche Einheit zwangsläufig verdächtigt, sich als Vermittler betätigt zu haben.

Für Werner war es wenig tröstlich, zu erfahren, daß die ersten Testflüge mit der viermotorigen Dornier »Do P« zufriedenstellend verlaufen seien und die Maschine spätestens am 15. Oktober 1930 nach Lipezk überführt werden könne. Insgesamt verfüge er somit über einen Urlaub von mehr als fünf Wochen. Die Reise in die Schweiz und der erforderliche Aufenthalt im Dornierwerk gehe zu

Lasten der ›Wivupak‹. Im übrigen werde sein Vertrag bis Mitte 1933 verlängert und sein Gehalt um RM 120,00 pro Monat erhöht.

»Und Ihre Ernennung zum Reserveoffizier steht unmittelbar bevor«, fügte ›Papa Löhrs‹ hinzu. »Nur eine Bitte habe ich noch: Könnten Sie den ›Roland‹ in den nächsten Tagen nach Rechlin fliegen?«

»Selbstverständlich, Herr Admiral«, antwortete Werner und freute sich schon darauf, mit Ditha einige Tage in dem reizenden kleinen Gasthaus zu verbringen, das ihnen einst so himmlische Stunden beschert hatte. In Gedanken war er nur noch bei ihr, und die Vorstellung, sie am Tag des Wiedersehens womöglich nur für eine halbe Stunde sprechen zu können, machte ihn so ungeduldig, daß er immer wieder auf seine Armbanduhr schaute.

Dies entging dem Admiral nicht. Er erhob sich schließlich schmunzelnd und erklärte: »Die Augen sind der Liebe Tür! Wir wollen Ihre Nerven nicht länger strapazieren und wünschen Ihnen erholsame Stunden und Wochen.«

Werner bedankte sich, und als die Herren gegangen waren, setzte er sich so, daß er die Anfahrt übersehen konnte. Dithas Wagen aber tauchte nicht auf.

Er redete sich ein: Vielleicht ist es ihr gelungen, den Termin vorzuverlegen, damit sie nicht gleich wieder fortmuß.

Ein Klemm-Sportflugzeug, das in Staaken landete und auf das Flughafenrestaurant zurollte, lenkte ihn von seinen Überlegungen ab. Der Pilot trug eine weiße Leinenhaube und eine getönte Schutzbrille. Nach einem kurzen Blick auf die im Freien sitzenden Gäste stellte er den Motor ab, kletterte auf seinen Sitz und stemmte die Hände in die Taille, als wollte er zum Ausdruck bringen: Na, was sagt ihr nun?

Arroganter Kerl, dachte Werner unwillig.

Der in eine schneeweiße Fliegerkombi gekleidete Pilot stieg vom Flugzeugsitz auf die Tragfläche, um von dort federnd auf den Boden zu springen. Die Schutzbrille auf die Kopfhaube schiebend, ging er auf die Terrasse zu.

Den Bruchteil einer Sekunde mokierte sich Werner noch über das Gebaren des offensichtlich sehr jungen ›Aviateurs‹, dann aber

erkannte er, wen er vor sich hatte. »Ditha!« schrie er und schwang sich im nächsten Moment über die Brüstung der Terrasse hinweg.

Sie lief ihm entgegen, warf die Arme um seinen Hals und küßte ihn stürmisch. »Was sagst du dazu, daß ich den Flugzeugführerschein erworben habe?«

Er zog sie an sich. »Du bist ein Teufelsweib!«

»Das sich irrsinnig nach dir sehnt!«

Werner schaute ihr in die Augen. »Träume ich? Oder ist es Wirklichkeit, was ich erlebe?«

»Das wirst du bald wissen.«

»Mein Gott, Ditha! Ich kann's noch gar nicht fassen, daß wir wieder zusammen sind.«

»Und mein A2-Schein beeindruckt dich überhaupt nicht?«

»Im Augenblick kreisen meine Gedanken ausschließlich um andere Dinge. Ich habe dir etwas zu sagen ...«

Von der Terrasse erscholl der Knall eines Sektkorkens.

Sie zog ihn fort. »Du kannst mir erzählen, was du willst, sobald wir den Begrüßungsschluck getrunken haben. Die Flasche, die eben geöffnet wurde, habe nämlich *ich* bestellt! Alles ist bis ins letzte organisiert. «

Er betrachtete sie prüfend. »Daß du so schön bist, hab' ich fast nicht mehr gewußt.«

Ditha hakte sich bei ihm ein. »Nachher kannst du weiter lügen. Erst müssen wir anstoßen!«

»Ich habe vorher aber eine wichtige Frage an dich zu richten! Bist du damit einverstanden, daß ich bei deinen Eltern um deine Hand anhalte?«

Ihre großen Augen starrten ihn an. »O Werner!« Zum zweiten Mal warf sie die Arme um seinen Hals. »Mam und Paps werden übergücklich sein.«

»Und du?«

»Ich schwimme im Meer der Seligkeit.«

»Dann wird's höchste Zeit für mich, den Kraulstil zu üben.«

Ditha stieß ihn in die Seite. »Die lange Abwesenheit scheint dich ganz schön frech gemacht zu haben.«

Er führte sie auf die Terrasse. »Definitiv wirst du das erst später feststellen können. Ich schätze, in drei Tagen. Morgen muß ich mich um Mama kümmern. Übermorgen möchte ich gebadet und frisch rasiert vor deine Eltern hintreten. Und am Donnerstag habe ich den ziemlich klapprig gewordenen ›Roland‹ nach Rechlin zu bringen, wo wir – dein Einverständnis vorausgesetzt – bis Montag oder Dienstag in unserem ›Tuskulum‹ ausspannen und im Müritzsee schwimmen werden.«

»Im Kraulstil, versteht sich«, fügte Ditha keß hinzu. »Aber jetzt«, sie trat an einen Tisch heran, auf dem zwei gefüllte Sektgläser standen und Königin-Pastetchen serviert waren, »übernehme ich das Kommando! Geliebter – sogar die Worcestersauce fehlt nicht –, ich heiße dich von ganzem Herzen willkommen!«

Werner prostete ihr zu. »Ein wunderbares Gefühl, von seiner künftigen Frau bemuttert zu werden.«

Nachdem sie Platz genommen hatten, lehnte Ditha sich mit einem Seufzer zurück. »Ich kann dir nicht sagen, wie ich diese Stunde herbeigesehnt habe.«

Er ergriff ihren Zeigefinger. »Biegt der sich immer noch so unglaublich weit zurück?«

»Jedenfalls, wenn ich ihn warnend erhebe und unmißverständlich fordere: Pastetchen essen!«

»Das lass' ich mir nicht zweimal sagen.«

Sie schlug ihre Serviette auseinander. »Wenn der erste Hunger gestillt ist, entwickle ich unser Festprogramm. Von Rußland wird heute noch nichts erzählt. Meine Eltern müssen dabei sein.« Mit gedämpfter Stimme fuhr sie fort: »Mam und ich wissen inzwischen, wo du warst und was du getrieben hast. Während meiner Ausbildung zum Piloten erfuhr ich so einiges. Da habe ich Paps gedrängt, uns reinen Wein einzuschenken. Natürlich entre nous.« Sie legte ihre Hand auf seinen Arm. »Ich bin ja so glücklich, Werner. Wann glaubst du, werden wir heiraten?«

»Sofort nach meiner nächsten Rückkehr. Ein drittes Mal gehe ich nicht nach ...«

»L, wie Liebe!« fiel sie ein. »Den Namen des Ortes wollen wir in dieser Umgebung nicht nennen.«

»Wie beruhigend, zu wissen, daß deine Wachsamkeit nicht gelitten hat.«

Ditha hob ihr Glas. »Auf daß sich all unsere Wünsche erfüllen!«

Werner stieß mit ihr an.

»Wie lange hast du Ferien?«

»Die Zeit des Aufenthaltes in der Schweiz mitgerechnet: bis zum 15. Oktober.«

»Das sind ja über fünf Wochen!« jubelte sie. »Wieviel stehen uns davon zur Verfügung?«

»Mindestens zwei Drittel.«

»Die gequetschten Tage nicht mitgerechnet«, erklärte Ditha auf der Stelle. »Der Flug nach Rechlin ist Dienstsache und ...« Sie schlug sich vor die Stirn. »Herrje, ich hab' nicht bedacht, daß wir nur bis Samstag am Müritzsee bleiben können. Sonntag ist Wahltag!«

»Na und? Was geht uns das an?«

»Sehr viel! Paps würde dich als Schwiegersohn ablehnen, wenn du deine Stimme nicht der Deutschnationalen Volkspartei gibst.«

»Und warum gerade diesem Verein?«

»Das wird er dir selbst verknusemknispeln.«

»Verdammt komische Sitten und Bräuche, die sich hier eingeschlichen haben.«

Sie betrachtete ihn mit schrägegelegtem Kopf. »Eigentlich siehst du ganz gut aus. Es wird mir schwerfallen, heute nacht ruhig zu schlafen.«

»Können wir nichts dagegen tun?«

»Wir könnten es erzwingen. Aber mit dem Nachgeschmack würden wir nicht fertig. Also wird bis Donnerstag gewartet!«

Er legte den Arm um sie. »Du und Natalja – ihr seid die prächtigsten Mädchen, die ich kenne.«

»Natalja?« Ditha ließ ihre Augenlider flattern. »Sprich, o Herr und Gebieter, ist das deine russische Geliebte?«

»Ich muß dich leider enttäuschen. Natalja ist eine hervorragende Funkerin halbdeutscher Abstammung, der ich viel von dir erzählt habe. Meine Schilderungen gingen ihr so ans Herz, daß sie mich fragte, wann ich dich heiraten würde. Und als ich keine verbindliche Antwort gab, hielt sie mir eine Standpauke, nannte mich ein unmoralisches Individuum und forderte mir das Ehrenwort ab, gleich in der ersten Stunde unseres Wiedersehens ein paar passende Worte an dich zu richten.«

»Ist das wahr? Oder spinnst du ein bißchen vor dich hin?«

»Nein. Wir werden noch oft über Natalja sprechen. Vor allen Dingen mit deinem Vater. Vielleicht findet er einen Weg, ihr zu helfen. Doch nun sollten wir an uns denken und überlegen, wie wir die nächsten Wochen gestalten.«

Ditha wurde lebhaft. »Wie ich dir schon schrieb, habe ich ein exzellentes Programm ausgearbeitet. Du brauchst mir nur noch zu sagen, ob du das Viertel der Zeit, das du deiner Mutter widmen willst ...«

»Stopp!« unterbrach er sie. »Ein Drittel lautet mein Vorschlag!«

»Gut, darüber wird es keinen Streit geben.«

Werner war drauf und dran, Ditha auf der vollbesetzten Terrasse in die Arme zu schließen. »Komm«, forderte er sie auf, »laß uns verschwinden. So halte ich es nicht mehr aus. Wenigstens einmal möchte ich dich nach Herzenslust küssen.«

Sie stellte sich verwundert. »Warum hast du das nicht längst gesagt? Wirf den Propeller der flotten kleinen Klemm an, und ich rolle mit dir in unsere Halle. Dort wirst du Zeit und Muße finden, deine Lustgefühle zu befriedigen.«

»Eine verrückte Idee. Aber hier sitzen wir wirklich auf dem Präsentierteller.«

»Du warst es, der den Treffpunkt vorgeschlagen hat!«

»Ich konnte ja nicht ahnen, daß du mit einem Flugzeug erscheinen und alle Leute auf uns aufmerksam machen würdest.«

Ditha streckte wie erlöst die Arme aus. »Zum Ausgleich werde ich dich am Donnerstag fern jeglichen Publikums aus der Fassung bringen. Und zwar in dem Moment, da du nach Rechlin startest. Dann setze ich mich mit der Klemm neben den ›Roland‹ und passe auf dich auf.« »Und wie erreichen wir den romantischen Gasthof?« »Mit meinem Wagen, den mein Fluglehrer uns bringen wird. Er kann dann die Klemm zurückfliegen.«

»Für dich scheint es kein Problem zu geben, das du nicht im Handumdrehen zu lösen vermagst.«

Im Gegensatz zu der Beschwingtheit, die Dithas und Werners Wiedersehen gekennzeichnet hatte, verlief die Begrüßung zwischen Mutter und Sohn hochdramatisch. Christine Eggebrecht warf die Arme um ihr ›Jungchen‹, schluchzte, stammelte, weinte, verlor halb die Besinnung und wäre zu Boden gesunken, wenn ihr Filius sie nicht daran gehindert hätte. Dem theatralischen Auftritt folgte ein fast noch effektvolleres Capriccio. »Mein Jungchen! Mein Jungchen!« jauchzend, küßte und küßte die Mutter ihren Sohn, der sie schließlich im Kreis durch das Zimmer wirbelte. Dann trat eine Pause ein, gewissermaßen ein largoartiges Intermezzo, das langsam in Molltöne übergang und allen aufgestauten Zärtlichkeiten freien Lauf gewährte.

»Zuletzt habe ich kaum noch glauben können, daß ich dich jemals wiedersehe«, seufzte Mutter Eggebrecht. »Doch die gemeinsam erlebten Sonnenaufgänge – ich bin an jedem ersten, zehnten und zwanzigsten des Monats selbst dann auf den Balkon gegangen, wenn Wolken den Himmel verdeckten –, all diese wundervollen, gemeinsam erlebten Sonnenaufgänge haben mir immer wieder Kraft gegeben. Hast du an den vereinbarten Tagen ebenfalls ...«

»Selbstverständlich, Mama«, flunkerte Werner.

»Und weißt du, was du gleich zu essen bekommst?«

Er drückte seine Nase gegen die ihre. »Ich hab's schon gerochen! Linsen, mit kleingeschnittenen Würstchen darin. Dazu ein kühles Bierchen.«

»Wieso weißt du, daß ich einen Eisschrank gekauft habe?«

»Woher sollte ich das wissen?«

»Du sagtest: *kühles* Bierchen! Aber komm, ich zeige dir die neue Errungenschaft.« Sie schob ihn in die Küche. »Jeden zweiten Tag bringt der Eismann eine frische Füllung. Die Butter wird nicht mehr weich, und immer steht ein kühles Bierchen bereit. Ist das nicht phantastisch?«

»Gewiß. Doch ich finde es noch großartiger, daß du den Eisschrank wirklich gekauft und nicht gedacht hast: Bis jetzt ging es ohne, also komme ich auch weiterhin ohne aus.«

Ihre Augen glänzten. »O nein, Jungchen, die Zeiten sind vorbei. Ich habe mir allerhand geleistet. Zum Beispiel dieses Kleid. Gefällt es dir?«

»Es ist zauberhaft. Ich hab' gleich gesehen, daß es neu ist. Dreh dich mal um.«

Mutter Eggebrecht kicherte. »Ich bin doch kein Mannequin.«

»Dreh dich um, Mama! Ich will dich von allen Seiten bewundern.«

»Wenn du unbedingt willst ...« Sie winkelte den Ellbogen und legte einen Finger an den Mund, wie Vorführdamen es albernerweise tun.

Werner lachte schallend. »Du bist ja ein richtig junges Mädchen geworden.«

»Henriette sagt das gleiche. Aber das ist natürlich Unsinn. Ich rege mich lediglich nicht mehr auf. Wozu?« Sie dämpfte die Stimme. »Weißt du, wieviel Geld wir erspart haben? Über zwölftausend Mark! Wir sind Krösusse geworden!«

Das bedeutet, daß monatlich mindestens fünfhundert Mark nicht abgehoben wurden, überschlug Werner. »Und wovon hast du gelebt?«

Sie gab sich verschämt. »Ein bißchen habe ich noch gearbeitet. Nur ein ganz klein bißchen. Ich muß nun mal etwas zu tun haben. Und meine alten Kunden kann ich unmöglich im Stich lassen.«

»Alles schön und gut, Mama! Du hast mir aber versprochen, nun ein geruhames Leben zu führen.«

»Das tu' ich ja. Nur wenn's zu langweilig wird... Du bist fort, und ich mag nicht dauernd in Kaffeehäusern sitzen. Die ›Berliner

Illustrierte« habe ich abonniert, und ich würde mir gern einen neuen Radioapparat kaufen. Was hältst du davon?»

»Den besorgen wir gleich morgen.«

»Wirklich? Weißt du, Radiohören ist zu schön. Man ist dann nicht so allein. Und es gibt heute Geräte, bei denen man nicht dauernd nachstellen muß. Die haben sogar einen Lautsprecher. Man braucht keinen Kopfhörer mehr aufzusetzen.«

»Wie gesagt, gleich morgen ...«

»Onkel Wilhelm hat sich auch so einen Apparat gekauft«, fiel die Mutter begeistert ein. »Gerade vorige Woche. Wegen der Wahl. Die Ergebnisse werden im Radio laufend durchgesagt.«

Eingedenk des Hinweises, den Ditha ihm bezüglich der Wahl gegeben hatte, fragte Werner: »Welcher Partei wirst du deine Stimme geben?»

»Ich habe Onkel Wilhelm versprechen müssen, die NSDAP zu wählen. Das sind die Nationalsozialisten mit Adolf Hitler an der Spitze. Ein großartiger Redner und bescheidener Mensch. Er trinkt und raucht nicht. Alle sind davon überzeugt, daß er für Ordnung sorgen und Unmoral und Unzucht ausmerzen wird. Auch in der Kultur! Stell dir vor: Hier in Berlin wird eine Oper aufgeführt, in der es an einer Stelle wörtlich heißt: ›Wachte auf, und war geschändet!‹ Ist das nicht entsetzlich? Onkel Wilhelm ist rot angelaufen, als er das hörte. Empört hat er gewettert: ›Da brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn unsere Kinder verderben.‹ Übrigens, Margot macht sich prächtig. Aber jetzt setzen wir uns erst mal auf den Balkon und essen dein Lieblingsgericht.«

Dem Hohenlied vom braven Mann dürfte nun ein Cantus über die Holdseligkeit eines reizenden jungen Mädchens folgen, vermutete Werner. Er täuschte sich, obgleich die Mutter das erwartete Thema schon sehr bald aufgriff. Sie tat es jedoch in einer Weise, die ihn in Erstaunen setzte.

»Margot hat sich sehr verändert«, sagte sie. »Nicht äußerlich. Da ist sie noch attraktiver geworden. Du verstehst schon, was ich meine. Sie ist wirklich ungewöhnlich hübsch. Und in ihrem Wesen hat sie sich sehr zu ihrem Vorteil entwickelt. Vor zwei Jahren war sie noch ein richtiges Schulmädchen. Heute kann man sich wunderbar mit ihr

unterhalten. Aber irgend etwas scheint sie zu bedrücken. Manchmal denke ich: Sie hat das Lachen verlernt, ist so ernst geworden.«

»Seit wann ist sie verändert?« fragte Werner, in Erinnerung an Margots Brief über die Enttäuschung, die ihr die Freundin bereitet hatte.

»Schon seit einem Jahr. Onkel Wilhelm hatte ihr anlässlich des bestandenen Abiturs erlaubt, mit einigen Klassenkameradinnen vierzehn Tage in Timmendorf zu verbringen.«

Klarer Fall, dachte Werner. Da wird sie in Liebe gemacht haben, und der Betreffende hat danach gesagt: Schön war's, doch für eventuelle Folgen komme ich nicht auf.

»Ich habe nichts aus ihr herausbekommen«, fuhr die Mutter fort. »Aber ich glaube, daß während des Urlaubs etwas passiert ist. Jedenfalls will sie plötzlich von ihrer engsten Freundin nichts mehr wissen. Ich würde der Geschichte keine Bedeutung beimessen, wenn Margot seit jener Zeit nicht systematisch jedem Gespräch über dich aus dem Weg ginge. Das ist doch sonderbar, nicht?«

Werner zuckte die Achseln. »Wie man's nimmt.«

»Mir tut das schrecklich leid. Ich erzähle es dir, damit du Bescheid weißt, wenn ihr euch trifft. Du wirst sie doch gewiß einmal einladen. Ich hoffe immer noch ... Hat sie dir eigentlich regelmäßig geschrieben?«

»Bis zuletzt.«

»Ach, Jungchen, es wäre zu schön, wenn ihr beide ...«

»Du kennst meine Auffassung«, unterbrach er die Mutter. »Überdies besteht durchaus die Möglichkeit, daß Margot ganz andere Pläne hat. Du selbst hast gesagt, sie weiche jedem Gespräch über mich aus. Womöglich hat sie sich in einen anderen verliebt und ist gar nicht erpicht auf mich.«

»Das wäre ja noch schöner«, entrüstete sich Mutter Eggebrecht. »Einen Mann wie dich findet sie so schnell nicht wieder.«

»Ein anderes Thema«, bat Werner, obwohl er die Entwicklung insgeheim begrüßte. Wenn er etwas Glück hatte, brauchte er Margot überhaupt nicht zu sagen, daß sie mit ihm nicht mehr rechnen durfte. Dann erübrigte es sich auch, mit der Mutter über Ditha zu sprechen,

und er konnte warten, bis er endgültig nach Deutschland zurückkehrte. Alles würde sich leichter lösen lassen, wenn die Mutter nicht mehr hinter Margot stand. So wie sie sich damit abgefunden hatte, daß er nach Rußland gegangen war, würde sie zu gegebener Zeit auch eine Frau jüdischer Konfession als Schwiegertochter akzeptieren.

Mutter Eggebrecht erhob sich und begann, den Tisch abzuräumen. »Vielleicht solltest du offen mit Margot sprechen.«

»Das wird das richtigste sein«, stimmte Werner ihr zu. »Am besten mache ich gleich morgen einen Spaziergang mit ihr. Weiß sie eigentlich, daß du mich heute erwartet hast?«

Ein verschmitztes Lächeln erhellte das Gesicht der Mutter. »Ich habe behauptet, du kämst erst morgen. Heute wollte ich dich auf keinen Fall mit jemandem teilen.«

Werner ließ es sich am nächsten Morgen nicht nehmen, die Brötchen zum Frühstück zu holen. Es drängte ihn, Ditha anzurufen, ihr einen guten Morgen zu wünschen und sich zu erkundigen, wie sie geschlafen habe.

Der Zufall wollte es, daß er beim Verlassen der Telefonzelle Margot begegnete, die mit einem Strauß Astern aus dem gegenüberliegenden Blumengeschäft heraustrat.

»Hallo, Werner!« rief sie verblüfft und eilte auf ihn zu. »Ich, wollte gerade zu deiner Mutter, um das Meine dazu beizutragen, deinen Empfang würdig zu gestalten. Wieso bist du schon da?«

Er küßte ihre Wange. »Ich traf bereits gestern abend ein. Hatte mächtigen Rückenwind.«

Sie starrte ihn an, als stünde sie vor einem Weltwunder. »Du siehst aus, als läge ein wochenlanger Seeurlaub hinter dir. Aber warum telefonierst du aus dem öffentlichen Fernsprecher? Ihr habt doch einen Apparat.«

»Ob du's glaubst oder nicht: Auf dem Weg, Brötchen zu holen, fiel mir ein, daß ich meinem Bordwart etwas ausrichten muß. Da hab' ich den Telefonkasten rein gewohnheitsgemäß aufgesucht.

Komm, holen wir zusammen die Brötchen. Und dann frühstückst du mit uns.«

Margot schüttelte den Kopf. Ihr seidenweiches blondes Haar glänzte in der Sonne. »Für mich ist schon bald Mittagszeit.«

Sie ist unverschämt hübsch, dachte er. »Eine Tasse Kaffee wird dir nicht schaden.«

»Wenn du so großen Wert darauf legst, komme ich gern mit.«

»Später machen wir einen Spaziergang durch den Park. Du hast mir da einiges geschrieben, über das wir sprechen sollten.«

Ihre Wangen liefen rot an.

Wenigstens das hat sie noch nicht verloren, dachte er. »Du bist jetzt neunzehn geworden, nicht wahr?«

»Worauf willst du hinaus?«

»Auf nichts«, behauptete er und betrachtete sie unauffällig von der Seite. Er bewunderte ihre Figur und dachte: Sie hat etwas, das einen verrückt machen kann.

Mutter Eggebrecht geriet förmlich aus dem Häuschen, als ihr Sohn mit Margot in der Wohnung erschien. »Daß ihr euch getroffen habt! Eine Fügung des Himmels ist das!« frohlockte sie. »Ach, und diese herrlichen Blumen! Ich liebe Astern über alles, und ich danke dir von ganzem Herzen, Kindchen.«

Werner war überzeugt, daß Margot und er kaum zu Wort kommen würden.

Und so war es. Mutter Eggebrecht genoß es, ihr »Jungchen« und die ersehnte Schwiegertochter verwöhnen zu können. Am meisten aber freute sie sich darüber, daß die beiden nach dem Frühstück ein wenig Spazierengehen wollten. Sie brauchte ja nicht abseits zu stehen. Die Kinder würden den Lietzensee-Park aufsuchen, den sie vom Balkon aus gut übersehen konnte.

Da Werner dies wußte, setzte er sich mit Margot auf eine unter Bäumen stehende Bank, wo er das Gespräch mit der unverfänglichen Frage einleitete: »Was ist eigentlich in Timmendorf passiert? Du schreibst, daß du dich mit deiner Freundin überworfen hast.«

Margot zögerte. »Darüber möchte ich nicht sprechen.«

»Und warum nicht?«

»Weil es Dinge gibt, über die man nicht einmal mit sich selbst reden kann.«

»Das klingt schlimm.«

»Ist es auch.«

»Hat deine Freundin dir etwas getan?«

»Es muß dir genügen, daß ich von Lydia nichts mehr wissen will.«

»Hat sie dir einen Freund abspenstig gemacht?«

»Wie kommst du darauf?«

»Du hast mir geschrieben, ihr hättet zunächst wunderschöne Tage verbracht, dann aber habe deine Freundin dich bitter enttäuscht, und es sei zu einem schlimmen Krach gekommen.«

»Das stimmt auch.«

Werner gab sich väterlich. »Hör zu, Margot! Ich spüre, daß du etwas in dich hineinfrißt. Könnte es dir nicht helfen, wenn du dich einmal aussprichst? Vermutlich war da ein Mann im Spiel. Du kannst mir alles anvertrauen. Oder hab' ich ein Geheimnis daraus gemacht, daß ich auf Norderney mit einem Mädchen ...? In den Dünen ist es damals passiert. See und Sonne ... Du weißt schon. Das Blut kommt plötzlich in Wallung. Nicht nur bei Männern. Auch bei Frauen.«

»Du hast Verständnis dafür?«

»Ist doch klar.«

»Denk bloß nicht, ich hätte mich weggeworfen. So war das nicht.«

Unwillkürlich dachte er: Jetzt müßte ich fragen: *Wie* war es denn?

Margot begann, eine Geschichte zu erzählen, die Werner mehr und mehr verwirrte und ihn schließlich die Geduld verlieren ließ. Verwundert hatte er schon aufgehört, als sie kein Hehl daraus machte, in Timmendorf in den ersten Nächten mit Lydia in ihrem gemeinsamen Hotelzimmer in einem Bett geschlafen und das getan zu haben, was auch andere sehnstüchtige Mädchen tun. Doch dann sei Lydias Freund Dodo, ein Klassenkamerad von Werner, aufgekreuzt und habe sich nachts in das Zimmer geschlichen und zu Lydia gelegt.

»Dodo Eisenberg?« fragte er betroffen.

»Ja. Und nachdem er ein paarmal gekommen war, fragte er, ob ich nicht mitmachen möchte.«

»Du hast zugeschaut?«

»Was blieb mir anderes übrig. Natürlich hatte Lydia das Licht stark abgedunkelt. Mit ihrem roten Pullover. Und sie hat, um mich nicht so allein zu lassen, ihre Hand zu mir gelegt, wenn Dodo bei ihr war. Ich wollte das gar nicht, aber sie bestand darauf. Und ich gebe zu, daß ich mich in der Situation nicht mehr wehren konnte. Wenn man zusehen muß ...«

Werner wurde es zuviel. »Du hast dich in Gegenwart von deiner Freundin mit Dodo eingelassen?«

»Nicht freiwillig. Niemals hätte ich das getan. Die beiden haben mich gezwungen, mitzumachen. ›Wenn du nicht mitspielst, kannst du uns eines Tages anzeigen‹, sagten sie. ›Um uns davor zu schützen, müssen wir darauf bestehen, daß du wenigstens einmal...‹ Ich wußte nicht mehr ein noch aus. Verstehst du das?«

»Nein«, entrüstete er sich. »Eine Frau, die sich einem Mann hingibt, ist weder schlecht noch vom Teufel verführt, wie man uns weiszumachen versucht. Läßt sie sich aber aus Lust mit jemandem ein und behauptet hinterher, es nicht freiwillig getan zu haben, sondern gezwungen worden zu sein, dann ist ihr kein Wort zu glauben.«

»Aber ich habe dir doch gerade mein ganzes Vertrauen geschenkt!« begehrte Margot auf. »Du hast mich reingelegt, hast so getan, als hättest du Verständnis dafür, daß ein Mädchen mal stolpern kann. Hätte ich bloß geschwiegen! Ich habe geahnt, daß du nichts mehr von mir wissen willst, wenn du die Wahrheit erfährst. Jetzt wirst du deiner Mutter und meinen Eltern erklären: Mit der will ich nichts mehr zu tun haben. Die hat ja ihre Unschuld verloren, hat in Timmendorf ...«

Werner ergriff ihre Hände. »Jetzt hör mir mal gut zu, Margot! Wenn ich dich heiraten wollte, würde ich über das, was du mir gestanden hast, schon hinwegkommen. Empört bin ich über deine Erzählung. Denn so, wie du die Geschichte darstellst, kann sie nicht abgelaufen sein. Zum Lügen bist du zu dumm. Dies festzustellen ist das eine, was ich dir sagen muß. Das andere: Niemals werde ich über

das zwischen uns Gesprochene mit jemandem reden. Da gebe ich dir mein Wort.«

»Und was sollen wir unseren Eltern auftischen, wenn sie fragen, was mit uns beiden ist?«

»Das gleiche wie bisher. Wir sind gute Freunde.«

»Und wenn ein anderer mich heiraten möchte?«

»Dann solltest du ihm nicht verschweigen, daß du schon mit einem Mann zusammengewesen bist. Erzähl aber um Gottes willen kein Märchen vom Zwang und dergleichen. Sei vernünftig, Margot! Und paß auf dich auf. Ein so hübsches Mädchen wie dich gibt es nicht oft. Wenn du Kummer hast oder Rat brauchst, dann wende dich an mich. Ich bin immer für dich da.«

Als Werner sich von Margot verabschiedet hatte, war er unzufrieden mit sich selbst. Würde es sich nicht rächen, daß er ihre Unerfahrenheit ausgenutzt hatte? Es wäre fairer gewesen, ihr und der Mutter in aller Offenheit zu sagen, daß er eine andere Frau liebe. Dazu aber fehlte ihm der Mut.

Im übrigen, und dessen war er sich bewußt, verdrängte er den wahren Grund seines beständigen Ausweichens und Lavierens. Konnte er wegen seiner Liebe zu einer Jüdin nicht in ein falsches Licht geraten? Auch in ihm arbeitete jener Virus, der seit Generationen so viel Unheil angerichtet hat.

Als Werner in die Wohnung zurückkehrte, eilte ihm die Mutter entgegen. »Nun, was ist?«

Er hob die Schultern. »Ich bin so klug wie zuvor. Margot sagt nicht, was sie bedrückt. Wahrscheinlich – das ist freilich nur eine Vermutung – hat sie in Timmendorf jemanden kennengelernt und ist aus Eifersucht, oder was weiß ich, mit ihrer Freundin in Streit geraten.«

»Das halte ich für ausgeschlossen«, widersprach die Mutter unwillig. »Margot weiß sehr genau, daß ich sie als meine künftige Schwiegertochter betrachte.«

»Mama! Kein junges Mädchen läßt sich einfach dirigieren. Die Liebe geht eigene Wege.«

»Und was ist mir dir? Margot ist ungewöhnlich hübsch. Sie ist aus gutem Haus und wäre die ideale Frau für dich!«

»Wir beide möchten uns aber nicht binden und sind übereingekommen, daß es bei unserer Freundschaft bleiben soll.«

Mutter Eggebrecht rang nach Luft. »Früher hätte sich niemand getraut, so etwas zu sagen. Es ist unmoralisch ...«

»Das ist es nicht!« unterbrach Werner die Mutter. »Wir sind moderne Menschen und sehen die Dinge anders. Deshalb sollten wir das Thema fallenlassen. Machen wir einen Bummel durch die Stadt. Besuchen wir ein Cafe. Gehen wir ins Kino, und essen wir zur Feier des Tages heute abend im Kempinski.«

Die Mutter lenkte ein. »Ach, Jungchen, es ist zu schön, daß du wieder bei mir bist. Aber du hast mir noch gar nicht gesagt, wie lange du bleiben wirst.«

Um sich nicht festzulegen, antwortete Werner ausweichend: »Morgen nachmittag habe ich eine dienstliche Besprechung. Danach findet ein Essen mit meinen Vorgesetzten statt. Am Donnerstag muß ich nach Rechlin fliegen und meine Maschine mit all ihrem Zubehör ordnungsgemäß übergeben. Das wird zwei Tage dauern. Und Sonntag ist Wahltag; da komme ich rechtzeitig zurück. Ab Montag stehe ich dir zur Verfügung, und ich meine, daß uns eine gemeinsame Reise nach Norderney, Juist oder Wangerooge nicht schaden könnte.«

Die Mutter frohlockte. »Du willst mit mir ...? Aber für ein Seebad habe ich nicht die richtige Kleidung.«

»Die kaufen wir eben. Am besten beginnen wir gleich heute mit der Beschaffung all dessen, was du brauchst. Ins Kino können wir immer noch gehen.« Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Ich laufe schnell zur Bank und hole das nötige Kleingeld.«

Verwirrt bat die Mutter: »Laß uns vorher alles in Ruhe überlegen.«

»Einverstanden. Aber Ferien werden gemacht! Und zwar mindestens eine Woche lang!«

»Ach, Jungchen, wer hätte gedacht, daß wir eines Tages zusammen in ein Seebad fahren würden.«

Norderney wird es heißen, ging es ihm durch den Kopf. Ditha wird im gleichen Hotel wohnen. Die Nächte werden uns gehören. Und wenn Mama im Strandkorb sitzt, wird auch über Tag noch ein Stündchen für uns abfallen.

»Du meinst wirklich, daß wir eine ganze Woche ...?«

»Selbstverständlich!« fiel Werner ein. »Danach habe ich in der Schweiz zu tun, wo ein neues Flugzeug auf mich wartet. Von dort komme ich wieder hierher, um nochmals eine Woche bei dir zu bleiben. Spätestens am 15. Oktober muß ich zurückfliegen.«

Mutter Eggebrecht umarmte ihren Sohn. »So viel Zeit hast du für mich?«

»Und was ich dir noch gar nicht gesagt habe: Mein Vertrag wurde bis Mitte 1933 verlängert, das Gehalt um hundertzwanzig Mark pro Monat erhöht! Glaubst du jetzt, daß wir uns den Urlaub leisten können?«

Alles verlief, wie Werner es sich wünschte. Er kam jedoch nicht daran vorbei, am nächsten Mittag einen Anstandsbesuch bei Margots Eltern zu machen. Zu seiner Verwunderung war der sonst schnell aufbrausende Oberstudienrat Hausmann sichtlich bemüht, kein Streitgespräch aufkommen zu lassen. Er lobte Werners fliegerische Tätigkeit und brachte mit bombastischen Worten zum Ausdruck, daß Deutschland dringend unerschrockener Piloten bedürfe. Denn nun werde es nicht mehr lange dauern, bis Hitler an die Macht komme. Aus allen Schichten der Bevölkerung gedenke der tapfere, mit dem EKI ausgezeichnete einstige Gefreite des Weltkrieges ein Heer aufzubauen, das die Alliierten auf Vordermann bringen werde.

»Gott sei Dank!« begeisterte sich der Oberstudienrat mit Stentorstimme. »Das einzige, was unsere Regierung zuwege gebracht hat, ist die erschreckende Krise, in der wir stecken. Dem greisen von Hindenburg blieb nichts anderes übrig, als den Reichstag aufzulösen. Daraufhin beschloß das Kabinett Neuwahlen für den 14. dieses Monats, also für kommenden Sonntag, und du, mein lieber Werner, wirst erleben, daß wir Nationalsozialisten die Sieger sein werden. Ich gehe jede Wette ein, daß wir fünfzig, vielleicht sogar sechzig Sitze erhalten. Und ich«, er hob die Stimme und straffte sich,

als nehme er vor sich selbst Haltung an, »werde künftig als deutscher Reichstagsabgeordneter und Kreisleiter der NSDAP für Deutschlands Wohl kämpfen! Von meiner Tätigkeit als Oberstudienrat lass' ich mich suspendieren. Schweren Herzens, das gebe ich zu. Man hat schließlich Pflichtgefühl im Leib. Doch wenn das Reich ruft, dann schallt das wie ein Donnerhall!«

»Es ist wunderbar, wenn du sprichst«, begeisterte sich seine Frau.

»Wirklich, es ist ergreifend«, bekräftigte Mutter Eggebrecht.

Werner blinzelte zu Margot hinüber.

Über ihr Gesicht glitt ein dankbares Lächeln.

Unwillkürlich dachte er: Es ist erstaunlich, mit wie wenig man viel geben kann. Ich werde Margot zu einem netten Abend einladen. Was sie erzählt hat, ist doch Blödsinn. Ein bißchen die lesbische Tour ist ihr schon zuzutrauen. Aber das andere ...? Höchst unwahrscheinlich.

Margot indessen überlegte: Läßt sich noch was retten? Wenn ich nichts verschweige und alles offen bekenne, wird er vielleicht einlenken. Es war verrückt, zu glauben, ihn mit einer Erzählung aus Dichtung und Wahrheit hilfsbereit und gleichzeitig scharfmachen zu können. Wahrscheinlich wird es mir nicht mehr gelingen, ihn umzustimmen. Aber ich muß es versuchen. Er ist großartig. Es hat ihn überhaupt nicht gestört, daß ich mit einem anderen ...

»Margot darf ja leider noch nicht wählen«, klagte der Oberstudienrat und wandte sich an Werner. »Du wirst deine Stimme gewiß der NSDAP geben. Man könnte es als eine Fügung des Himmels ansehen, daß du im richtigen Augenblick zurückgekommen bist und gewissermaßen an Margots Stelle zur Wahlurne schreitest.«

Mutter Eggebrecht klatschte Beifall. »Ach, das hast du schön gesagt, Wilhelm.«

Er lachte selbstgefällig. »Es könnte wirklich ein Wink des Schicksals sein. Aus Kindern werden Leute.«

Werner unterdrückte eine bissige Entgegnung und fragte Margot: »Darf ich dich einmal zu einem Abendessen ausführen?«

Die dunklen Pupillen ihrer hellblauen Augen schienen sich zu vergrößern. »Du brauchst mir nur zu sagen, wann.«

Die Mütter warfen sich einen bedeutsamen Blick zu.

»Werner hat heute nachmittag eine dienstliche Besprechung«, flüsterte Mutter Eggebrecht ihrer Freundin zu. »Könntest du zu einer Tasse Kaffee zu mir kommen?«

Die hochbusige ›Tante Henriette‹ drückte ihr die Hand. »Liebend gerne, teure Christine.«

Pünktlich auf die Minute erschien Werner am Portal der Villa David Guldens. Außer einer säuberlich verschnürten Schachtel hatte er zwei Blumensträuße bei sich: rote Rosen für Ditha, gelbe für ihre Mutter.

Im Gegensatz zu seinem ersten Besuch wurde die Haustür diesmal von einem Diener geöffnet, der sich erbot, das Papier von den Sträußen zu entfernen. Werner übergab ihm das mitgebrachte Präsent Nataljas mit der Bitte, es in der Diele zu belassen. Dann ließ er sich in den Salon führen.

Die Familie Gölten empfing ihn stehend – der Vater in der Mitte. Werner war verblüfft, und seine Verwunderung steigerte sich noch, als alle drei, fast im Gleichschritt, auf ihn zugen. Ihm blieb nichts anderes übrig, als einen Strauß nach rechts und einen nach links zu reichen. Nach einer kurzen, fast steifen Begrüßung raffte er sich auf, in wohlgesetzten Worten um die Hand der Tochter zu bitten.

David Gölten breitete die Arme aus. »Sei uns willkommen, mein Sohn!«

Um ihre Ergriffenheit zu verbergen, beugte sich die Mutter über die Rosen.

Auch Ditha kämpfte plötzlich mit Tränen. Aber sie besiegte ihre rührselige Anwandlung und kommandierte: »Walte deines Amtes, Werner! Küß meine Eltern, wie sich das gehört, und nimm mich so fest in die Arme, daß mir die Knochen weh tun.«

Die Verkrampfung war schlagartig gewichen, und es begann ein allseitiges Umarmen und Küssen, das erst endete, als der Diener mit perlendem Champagner erschien.

Ditha stieß mit Werner an. »Auf ein schönes gemeinsames Leben!«

Er hob sein Glas. »Ich bin überzeugt, daß wir sehr, sehr glücklich sein werden.«

Die Eltern prosteten ihnen zu. »Auf eure Zukunft!«

Eine erneut aufkommende Gefühlseligkeit wurde von David Gülden unterbunden. »Nun wird Platz genommen«, befahl er. »Und Werner muß erzählen, wie es ihm ergangen ist.« Er klopfte dem Schwiegersohn in spe auf die Schulter. »Daß du offen reden kannst, hast du von Ditha ja schon erfahren. Du brauchst somit nichts zu verheimlichen.«

»Jetzt laß ihn doch erst mal zu sich kommen«, protestierte die Mutter. »Außerdem könnte ich mir denken, daß die beiden zunächst einen Spaziergang durch den Garten machen möchten.«

»Großartig, Mam!« quittierte Ditha. »Dein Vorschlag beweist, daß du mal sehr verliebt gewesen sein mußt.«

»Das bin ich noch heute«, konstatierte Ruth Gülden. »Und ich gestehe, daß auch ich nun gern eine Weile mit Paps allein sein möchte. Reminiszenzen! Es ist die rechte Stunde, um Erinnerungen aufzufrischen. Lauft also los.«

Werner legte den Arm um Ditha und stieg mit ihr die Stufen der Terrasse hinab. »Du hast eine prächtige Mutter.«

»Und einen großartigen Vater!« betonte sie.

»Stimmt.« Er griff in die Tasche seines Jacketts. »Ich hab' etwas für uns! Diese Ringe sollen uns für immer binden! Vor deinen Eltern mochte ich sie nicht ...« Behutsam streifte er ihr einen feinziselierten Ring über den Finger.

»Der sitzt ja wie angegossen«, wunderte sie sich.

»Weil ich den Juwelier aufsuchte, bei dem du damals den Talisman für mich erstanden hast. Und ich täuschte mich nicht: In seiner Kartei befinden sich deine Maße.«

Ditha nahm den zweiten Ring entgegen und steckte ihn an Werners Hand. »Und nun fröne der Lust, die dich am Flughafen überkam.«

Es dauerte lange, bis sie zum Haus zurückkehrten. Zu Werners Erleichterung war Ditha keineswegs verstimmt darüber, daß er um Verständnis dafür gebeten hatte, den Ring daheim vorerst nicht zu

tragen. Sie kannte sein Problem und wollte ihn nicht drängen, die Mutter über seine Verlobung schon jetzt in Kenntnis zu setzen. Dafür hatte er ihr versprochen, gleich nach seiner nächsten Rückkehr aus Rußland reinen Tisch zu machen.

Die Eltern erwarteten das Paar auf der Terrasse.

Der Vater musterte sie wohlgefällig. »Ich habe eben zu Mam gesagt, daß eure Kinder bestimmt sehr hübsch sein werden.«

»Davon bin auch ich überzeugt«, pflichtete Ruth Gülden ihrem Mann bei, fügte jedoch etwas kleinlaut hinzu: »Um so mehr bedrückt mich, was die nationalsozialistische Zeitung *Der Stürmer* über uns schreibt.«

»Ich verstehe nicht, daß du dir dieses Drecksblatt immer wieder besorgst«, schimpfte Ditha. »Was darin geschrieben steht, grenzt an pornographischen Schmutz. Außerdem ist es ein Hetzblatt schlimmster Sorte.«

»Das weiß ich selber«, wies die Mutter sie zurecht. »Ich lese die entsetzlichen Entgleisungen und Verleumdungen schließlich nicht aus Neugier oder zu meinem Vergnügen, sondern um mich rechtzeitig auf das einzustellen, was womöglich eines Tages auf uns zukommt.«

David Gülden wandte sich an Werner. »Ruth befürchtet Ausschreitungen gegen Juden, falls die nationalsozialistische Partei – mit der Möglichkeit müssen wir rechnen – einmal die Regierung übernehmen sollte. Was meinst du dazu?«

»Ausschreitungen im Sinne von Pogromen halte ich für ausgeschlossen«, erklärte Werner ohne Zögern. »Wir leben nicht mehr im Mittelalter. Verfolgungen sind heute undenkbar. Die Zeit der Inquisition liegt weit zurück. Niemand könnte es noch wagen, sogenannte ›Ketzer‹ zu drangsaliieren oder gar auszuweisen.«

»Genau das sage ich seit Jahr und Tag«, stimmte ihm der Vater zu. »Gewalttätigkeiten gegen die Mitglieder anderer Religionen oder Rassen sind im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr möglich.«

»Warum wird denn in den nationalsozialistischen Zeitungen immer wieder vor Juden gewarnt?« insistierte seine Frau.

Er blickte gottergeben zur Decke hoch. »Kaltschnäuzige Berechnung ist das! Man flickt einer Minderheit böse Dinge ans Zeug, um Kritik zu übertönen. Wer Stimmen gewinnen will, muß Prügelknaben an den Pranger stellen. Nur darum geht's. Ausschließlich deshalb werden wir madig gemacht.«

»Und wie wird Hitler sich verhalten, wenn seine Partei den Sieg erringt?«

»Er wird sich sehr schnell umstellen! Das ist bei allen Parteiführern so. Wer an den Drücker kommt, vergißt und muß vergessen, was er versprochen hat. Ihr werdet es erleben: Sollten die Nationalsozialisten jemals die Regierung übernehmen, dann werden sie als erstes die Hetze gegen uns einstellen. Einfach, weil sie unser Kapital und unsere internationalen Verbindungen brauchen. Hitler wird nicht so dumm sein, auf unsere Unterstützung zu verzichten.«

»Schluß mit dem Thema!« begehrte Ditha auf. »Oder soll mir dieser Tag systematisch verdorben werden?« Sie schob Werner auf ein breites Sofa und hockte sich neben ihn. »Jetzt wird erzählt! Andernfalls gibt's heute kein Abendessen, verstanden?«

»Bravo!« Der Vater beeilte sich, seine Frau zu einem Sessel zu führen. »Nur eins möchte ich noch feststellen: Ich hab' im Weltkrieg als Offizier für unsere Heimat gekämpft. Wie sollte meine Familie da gefährdet sein? Aber jetzt schweige ich und bin ganz Ohr.«

»Hoffentlich«, mokierte sich Ditha und rückte näher an Werner heran.

Er schilderte nun in groben Zügen, was er gesehen, getan und erlebt hatte. Über eine Stunde, in der nur gelegentlich kleine Zwischenfragen an ihn gerichtet wurden, ging so dahin. Erst als er von Natalja Uglanow erzählte und kein Hehl daraus machte, daß sie ihn aufgefordert habe, Ditha nicht länger im Ungewissen zu belassen, nahm das Fragestellen kein Ende. Und alle waren bestürzt, als Werner von seiner Unterredung mit Admiral Löhrs und dessen Forderung berichtete, Natalja keinesfalls behilflich zu sein.

»Das ist unglaublich«, empörte sich Ruth Gülden. »Wo kommen wir hin, wenn wir in Not geratenen Mitmenschen nicht mehr beistehen dürfen?«

»Darum geht es hier nicht«, widersprach ihr Mann.

»Doch!« brauste Ditha auf. »Mam hat vollkommen recht. Es ist unmöglich, von Werner zu fordern, daß er sich um das bedauernswerte Mädchen nicht kümmert.«

Der Vater erhob sich und schenkte nach. »Ich verstehe eure Erregung. Sie ist auch berechtigt, und ich bin mit euch der Meinung, daß es unmenschlich ist, Natalja Uglanow nicht zu helfen. Welche Konsequenzen aber ergäben sich für sie, wenn sie bei einer russischen Behörde den Antrag stellen würde, zu ihren Eltern auswandern zu dürfen? Binnen weniger Tage wäre sie nach Sibirien verbannt, weil sie sich durch die Annahme eines falschen Namens strafbar gemacht hat. Der Beihilfe beschuldigt würde auch ihre Wahlmutter; sie würde ebenfalls nach Sibirien abtransportiert.« – »Und einem solchen Staat hilft die ›Schwarze Reichswehr?« erregte sich Ditha.

Der Vater warnte: »Ich bin noch nicht zu Ende, sprach nur von den Folgen, die sich für Natalja Uglanow und deren Erzieherin ergeben. Für Werner würde es wahrscheinlich nicht ganz so schlimm werden, wenn herauskommt, daß er als Informant, Vermittler oder Kontaktmann tätig gewesen ist. Abgesehen von den Schwierigkeiten, die der deutschen Truppe in Lipezk erwachsen könnten – Admiral Löhrs hat mit Recht darauf hingewiesen –, würde Werner zumindest monatelang marternden Verhören ausgesetzt sein. Bei etwas Glück würde er dann eines ungewissen Tages wohl nach Deutschland abgeschoben werden. Doch was würde ihn hier erwarten? Verachtung! Zu Recht, denn er hätte sich über gegebene Weisungen hinweggesetzt. Die Folge: Stellungslosigkeit!«

Ditha richtete sich steil auf. »Geh nie wieder nach Rußland, Werner!« – »Und wovon soll ich leben?«

»Paps wird dir in seiner Firma einen gutdotierten Posten einräumen. «

»Hoi, hoi, hoi!« bremste der Vater.

Auch Werner wurde energisch. »Entschuldige, Ditha, aber zum Prinzgemahl bin ich nicht geschaffen. Und bezüglich der sowjetischen Bestimmungen und Gesetze muß ich dir sagen, daß es dem russischen Volk – soweit ich das beurteilen kann – bei allem Mangel, der drüben herrscht, heute wesentlich besser ergeht als zu

Zeiten der Zaren. Übrigens«, er stand auf, »Natalja bat mich, dir ein Geschenk zu übergeben. Es wird dich wieder fröhlich stimmen.«

Als er den Raum verlassen hatte, raunte der Vater: »Macht's ihm nicht so schwer. Niemand kann tun, was er will. Ein jeder hat sich nach der Decke zu strecken. Und was die Russin anbelangt: Ich kenne das Land und weiß, in welche Gefahr sie geraten würde, wenn man versuchen wollte, ihr zu helfen. Sie muß bleiben, wo sie ist.«

Werner hörte die letzten Sätze und dachte: Da bin ich anderer Meinung. Und wenn es mich Kopf und Kragen kosten sollte: Natalja wird geholfen!

Das kleine Präsent der Russin lockerte die Stimmung tatsächlich schnell auf. Ditha kam aus dem Lachen nicht heraus, als sie der Schachtel eine buntbemalte Holzpuppe entnahm, in der sich weitere sieben Puppen befanden – eine immer kleiner als die andere.

Zu später Stunde wurde Werner vom Chauffeur der Guldens nach Hause gebracht. Trotz des unvermittelt aufgekommenen Gesprächs über die möglicherweise sehr düsteren politischen Aussichten und über das bedrückende Schicksal Natalja Uglanows war der Abend zu einem ausgeglichenen Familienfest geworden. Nur einmal noch hatte es eine kleine Verwirrung gegeben. Ditha hatte sich nicht beherrschen können, als Werner sie in einem günstigen Augenblick leise fragte, ob sie nicht Lust habe, für die Zeit, die er mit seiner Mutter auf Norderney verbringe, ebenfalls dorthin zu kommen.

Ungestüm war sie aufgesprungen. »Das ist *die* Idee! Ich werde einen Tag vor eurer Abreise mit der Klemm losfliegen und im Hotel den Quartiermeister spielen. Die Zimmer bestelle ich gleich morgen früh. Deiner Mutter werden wir unvergeßliche Tage bereiten.«

Die Eltern hatten verwundert von einem zum anderen geblickt.

Werner war nicht weniger irritiert gewesen. »Wir?« hatte er gefragt. »Du willst doch nicht ...?«

»Keine Sorge! Ich wollte lediglich zum Ausdruck bringen, daß ich mich aus dem Hintergrund heraus bemühen werde, euren Urlaub so schön wie möglich zu gestalten.« Dann eröffnete sie ihren Eltern ohne Hemmungen, daß sie die nächsten Tage mit ihrem Verlobten am Müritzsee verbringen und erst am Sonntagnachmittag zurückkommen werde.

»Aber rechtzeitig zur Wahl!« war die einzige Einschränkung des Vaters gewesen.

Dithas Reaktion: »Geht in Ordnung, Paps. Werner ist bereits vergattert! Seine Stimme für die Deutschnationalen ist gesichert!«

»Hugenbergs Dank!« hatte der Vater erwidert.

Gleich am nächsten Morgen erkannte Werner, daß Ditha nicht mehr zu bremsen war. Sie rief ihn ungeniert in der Wohnung an und fragte: »Sind Sie der Lustmolch, der mit seiner Mutter und der Verlobten nach Norderney reisen möchte?«

Einen Moment brauchte er, um seine Verblüffung zu überwinden. »Ja, der bin ich.«

»Fein. Hier ist das Reisebüro Tätärätä. Ihrem Wunsch entsprechend haben wir im Kurhotel Kaiserhof in der ersten Etage ein sehr schönes Zimmer mit Blick auf das Meer für Ihre Frau Mutter reserviert. Sie selbst werden in der zweiten Etage untergebracht. Ebenfalls Ihre Verlobte. Entgegenkommenderweise haben wir Ihnen nebeneinanderliegende Zimmer zugeteilt. Wir wissen allerdings nicht, ob der Schlüssel zur Verbindungstür vorhanden ist. Vielleicht sind Sie so liebenswürdig, einen Dietrich mitzubringen.«

»Mach' ich«, entgegnete Werner, um seine Mutter, die in der Nähe stand, nichts merken zu lassen. »Ab wann sind die Zimmer reserviert?«

»Ab Dienstag, den 16. September, für eine Woche.«

»Herzlichen Dank für die Vermittlung.«

»So billig kommen Sie nicht davon, mein Herr. Wir nehmen ziemlich hohe Gebühren. Ist es Ihnen recht, wenn sich unsere Mitarbeiterin in Norderney mit Ihnen darüber unterhält?«

»Selbstverständlich. Ich zahle bar.«

»Ausgezeichnet. Dann treffen Sie sich mit ihr am besten in der Nacht vom 16. auf den 17.«

Als Mutter Eggebrecht erfuhr, welche Mitteilung das »Reisebüro« gemacht hatte, schmolz sie dahin. »Es wird also wahr, daß ich mit dir in ein Seebad fahre!«

»Hast du geglaubt, ich mache dir was vor?«

»Und im Kaiserhof werden wir wohnen? Dem Namen nach muß es das erste Hotel am Platz sein.«

»Das ist es auch. Freu dich darauf. Und nutz die Zeit, die ich in Rechlin zu tun habe, zum Einkauf der Sachen, die dir noch fehlen. Vergiß vor allen Dingen nicht, daß es an der See um diese Jahreszeit abends kühl wird. Nimm unbedingt eine Strickjacke mit!«

»Ach, Jungchen, an was du alles denkst!«

Wenn du wüßtest, welch ein Motor mich treibt, dachte er. Ditha dreht auf, gibt Vollgas. Da kann sogar einem hartgesottenen Piloten schwindlig werden.

Täglich wurde Werner nun mit irgendeiner Kleinigkeit überrascht. Ditha sorgte sogar dafür, daß in dem bescheidenen Zimmer des romantischen Gasthofes am Müritzsee ein riesiger Herbststrauß stand. Dies zuwege zu bringen war nicht schwierig für sie gewesen. Sie hatte die Blumen in Berlin gekauft und sie dem Fluglehrer übergeben, der ihren Wagen nach Rechlin bringen und das Flugzeug nach Berlin zurückfliegen sollte.

Am Nachmittag startete sie zur verabredeten Zeit gleich hinter dem ›Roland‹ und setzte sich in einem Abstand von etwa dreißig Metern links neben die Verkehrsmaschine.

Kuhnke, der nicht wußte, daß Ditha inzwischen den Flugzeugführerschein erworben hatte, krakeelte wie ein Rohrspatz. »Bei dem da drüben piepst es wohl! Der soll machen, daß er wegkommt.«

»Lassen Sie ihn doch«, beschwichtigte ihn Werner. »Wahrscheinlich will er mal ein großes Flugzeug aus der Nähe sehen.«

Eine halbe Stunde später erregte sich der Bordwart erneut. »Jetzt ist der Kerl ebenfalls in Rechlin gelandet. Ick glaube, der will was von uns.«

Werner schaltete die Zündung aus. »Schon möglich.«

Ditha rollte neben den ›Roland‹, stellte den Motor ab und stieg auf ihren Sitz. »Ich hätte dich jederzeit überholen können.«

»Kein Wunder, du bist ja auch schnittiger gebaut als ich.«

Kuhnkes Nasenflügel blähten sich. »Wat denn, wat denn? Ick kieke eenmal, kieke zweemal und denke: Nanu, Oogen, Fleesch und Beene ...? Det is doch Ihre Freundin!«

»Stimmt.«

»Die hat den Pilotenschein gemacht?«

»Wie Sie sehen.«

Der Bordwart warf sich in die Brust. »Und wissen Sie, warum? Sie will mir imponieren, möchte, daß ich ihr ›Heizer‹ werde.«

Werner gab ihm einen Stoß. »Am Montag, dem 29., treffen wir uns im Dornierwerk in Altenrhein. Dann beginnt wieder der Ernst des Lebens.«

»Sie können sich auf mich verlassen. Aber 'ne Puppe bring' ick mit.«

Ditha und Werner kehrten vom Müritzsee gerade noch rechtzeitig vor Schließung der Wahllokale nach Berlin zurück. Traumhafte Stunden und Tage lagen hinter ihnen. Der erste Liebeshunger war gestillt.

Mutter Eggebrecht genoß es, den Abend mit ihrem Sohn zu verbringen. Sie saßen auf dem Balkon und suchten das Wohnzimmer erst auf, als im Lautsprecher des neuen Radioapparates der Rundfunksprecher meldete, in den nächsten Stunden würden laufend Wahlergebnisse durchgegeben. Die Wahlbeteiligung sei sehr hoch gewesen, und es zeichne sich ein unerwartet großer Sieg der Nationalsozialisten und der Kommunisten ab, wohingegen die gemäßigten Parteien voraussichtlich die Verlierer sein würden.

»Hitler wird siegen!« frohlockte Mutter Eggebrecht. »Er wird uns aus der Misere herausführen!«

»Ich beurteile die Lage etwas anders«, entgegnete Werner nicht ohne Grund. »Vielleicht sprichst du mit Onkel Wilhelm über die bisherige Verlautbarung. Es würde mich interessieren, was er dazu sagt.«

Die Mutter sah ihn verwundert an. »Warum fragst du ihn nicht selber?«

»Ich möchte Margot jetzt nicht begegnen. Hinter mir liegen anstrengende Tage.«

Die Mutter klopfte ihm verständnisvoll auf die Schulter. »Ja, dann lauf ich schnell mal zu Onkel Wilhelm rüber. Mein Gott, wird der sich freuen! Er hat den Sieg vorausgesagt. Von Politik versteht er wirklich sehr viel.«

Kaum hatte Mutter Eggebrecht die Wohnung verlassen, da rief Werner Ditha an.

Am Apparat meldete sich ihr Vater. Er fragte gleich: »Hast du den ersten Kommentar zur Wahl gehört? Für die Deutschnationale Volkspartei sieht es mies aus. Der große Sieger scheint die NSDAP zu werden.«

»Machst du dir Sorgen?«

»Nicht direkt. Aber dieser Hitler hat unstreitbar eine gewisse Begeisterung ausgelöst. Er verbannt die Lethargie, weckt neue Hoffnung, bringt etwas in Bewegung. Verglichen mit ihm, sind die anderen Parteiführer blasse Gestalten – völlig ohne Charisma. Und um ganz ehrlich zu sein: Nationalsozialisten sind mir immer noch lieber als Kommunisten.«

Werner atmete auf. »Ich befürchtete schon, du würdest den Kopf hängenlassen.«

»Sehe ich so aus? Ich übergebe, Ditha zerzt an der Strippe.«

»Wie geht's dir?« rief sie. »Rufst du aus der Telefonzelle an?«

»Nein, Mama ist zu ›Onkel‹ Wilhelm gegangen. Wir können also in Ruhe miteinander reden. Zumal es mich erleichtert, daß ihr euch keine Sorgen macht.«

»So ist das nicht. Wir wissen sehr genau, daß es für uns nicht gut aussieht. Aber wir lassen uns nicht verrückt machen. Wer wie gebannt dasitzt, wird von der Schlange gefressen.«

»Bravo! Und ich füge hinzu: Wer stark ist, verzagt nicht und gewinnt! Hast du inzwischen mit der Wetterwarte gesprochen?«

»Ja, alles in bester Ordnung. Riesiges Hochdruckgebiet. Ich starte um zwei Uhr. Nach der Landung rufe ich dich gleich an. Ich melde mich als Sekretärin des Kurhotels Kaiserhof.«

Werner blies einen Kuß in die Sprechmuschel. »Sei vorsichtig, Ditha! Flieg immer schön am Bahndamm entlang. Du weißt ja: linkes Rad, rechte Schiene!«

»Aber die Geleise hören in Norddeich auf!«

»Dann peilst du am besten den Leuchtturm von Norderney an und fliegst direkt auf ihn zu. Bestimmt erreichst du dann die Insel.«

»Mensch, Werner, darauf wäre ich nie gekommen. Gut, daß du mich angerufen hast.«

Daß Ditha auf Norderney nicht ganz im Hintergrund bleiben würde, erkannte Werner bereits, als das Schiff, das die Mutter und ihn zur Insel brachte, auf der Hälfte der kurzen Seestrecke von einem Klemm-Sportflugzeug überflogen und mehrfach umkreist wurde.

Im Hotel folgten weitere Überraschungen. Werner befand sich erst wenige Minuten in seinem Zimmer, als Ditha, mit dem Häubchen eines Stubenmädchens auf dem Kopf, erschien und unterwürfig fragte: »Darf ich dem Herrn das Bett zurechtmachen?«

Er starrte sie entgeistert an: »Hast du denn nur Dummheiten im Kopf?«

»Fast nur«, flötete sie, überreichte einen Schlüssel und deutete auf die Zwischentür. »Den Dietrich können Sie sich ersparen, mein Herr. Die Dame, die drüben einquartiert ist, zittert Ihnen schon entgegen. Eine Flasche steht bereits im Eiskübel. Beeilen Sie sich also nach dem Diner.«

Werner wäre dieser Empfehlung gern gefolgt, doch Ditha selbst war es, die ihn daran hinderte. Völlig unbefangen ging sie nach dem Essen im Speisesaal auf den Tisch zu, an dem Mutter und Sohn saßen. Unmittelbar vor ihnen stellte sie sich plötzlich überrascht und rief: »Mensch, Werner! Bist du es wirklich? Wir sind uns ja eine Ewigkeit nicht mehr begegnet. Wie geht es dir?«

»Ausgezeichnet«, antwortete er verwirrt. »Wir haben uns tatsächlich vor Jahren das letzte Mal gesehen.« Er wandte sich an die Mutter. »Mama, darf ich dir Fräulein Gülden vorstellen? Sie erlernte das Fliegen, als ich auf Norderney stationiert war.«

Mutter Eggebrecht fiel ein Stein vom Herzen. Sie hatte schon Unangenehmes befürchtet. »Ach, daher kennen Sie meinen Sohn. Wollen Sie sich nicht einen Moment zu uns setzen?«

»Wir sollten auf die Terrasse gehen«, schlug Werner erfreut vor.

Ditha reagierte anders, als er erwartet hatte. Sie beugte sich über die Mutter. »Haben Sie herzlichen Dank für die Einladung, gnädige Frau. Leider habe ich eine Verabredung. Vielleicht können wir uns morgen oder übermorgen zusammensetzen. Ich bin gespannt darauf, einiges über die Tätigkeit Ihres Sohnes zu erfahren.« Sie wandte sich an Werner. »Hast du eine feste Anstellung erhalten?«

»Ja, ich hatte Glück.« – »Das war es nicht allein«, erklärte Mutter Eggebrecht stolz. »Mein Sohn ist ungewöhnlich tüchtig!«

»Stimmt«, bekräftigte Ditha. »Er gilt allgemein als hochqualifizierter Pilot.«

Die Mutter legte den Kopf in den Nacken. »Sonst hätte er die hervorragende Stellung bei der deutsch-russischen Fluggesellschaft bestimmt nicht bekommen!«

In Dithas Augen lag Schalk. »Das freut mich für dich, Werner. Hoffentlich ist dein Vertrag auch in finanzieller Hinsicht zufriedenstellend.«

Mutter Eggebrecht kam ihrem Sohn zuvor. »Und ob! Er verdient mehr als ein Oberstudiendirektor! Mit Recht, denn das Risiko, das er eingeht, ist ungleich größer. Bei vielen Maschinen muß er feststellen, ob auch alles richtig funktioniert.«

Werner stieg das Blut in den Kopf. »Bitte, Mama, darüber wollen wir nicht sprechen.«

Ditha reichte der Mutter die Hand. »So ist er. Immer bescheiden. Doch jetzt muß ich laufen. Auf Wiedersehen bis morgen oder übermorgen.«

Mutter Eggebrecht schaute wohlwollend hinter ihr her. »Eine reizende Person. Natürlich kann sie Margot nicht das Wasser reichen. Aber sie ist sehr apart und hat, wie es scheint, ein offenes Wesen.«

Nun war es an Werner, kräftig ins Hörn zu blasen. »Genau das ist es, was alle an ihr schätzen.«

Die Mutter blickte nachdenklich vor sich hin. »Sie ist wirklich sehr nett. Ich freue mich darauf, mich mit ihr zu unterhalten.«

Werner machte sich Sorgen. Deutlich hatte sich gezeigt, daß Ditha nichts dem Zufall überließ. In klarer Absicht war sie auf den Tisch zugegangen, aus nüchterner Berechnung hatte sie behauptet, verabredet zu sein. Und realistisches Kalkül veranlaßte sie am Abend, als sie mit Werner allein war, den Eindruck zu erwecken, als würde nicht die geringste Gefahr bestehen, wenn die Mutter sie an einem der nächsten Tage auffordern sollte, sich zu ihr zu setzen. In Wirklichkeit ging es ihr darum, die günstige Gelegenheit zu nutzen, die der gemeinsame Aufenthalt auf Norderney bot. Sie kannte Werner und fürchtete, er würde auch noch in zwei Jahren davor zurückschrecken, der Mutter offen zu bekennen, daß er eine Jüdin zu heiraten beabsichtige. So zielstrebig er in seinem Beruf war – in allem, was die Mutter betraf, dachte er nicht an sich und seine Zukunft. Dann schob er anstehende Probleme vor sich her. Hier wünschte Ditha einen Wandel herbeizuführen. Immer wieder hatte sie sich in den letzten Tagen gesagt: Weshalb zwei weitere Jahre nutzlos vergehen lassen? Warum nicht sofort durch Offenheit Klarheit schaffen?

Sie wußte, daß ihr Plan Gefahren barg. Die lang ersehnten Ferien konnten schnell in einer Katastrophe enden. Dieses Risiko wollte sie eingehen. Sollte Werner ihr Vorgehen verdammen, dann war ihm, und leider auch ihr selbst, nicht mehr zu helfen.

Noch schwankte Ditha, noch zögerte sie. Doch das änderte sich, als sie zwei Tage später die Morgenzeitung las.

Die Sorge über den niederschmetternden Wahlsieg der Nationalsozialisten, die nach zwölf Reichstagssitzen nun hundertseven Mandate erhalten hatten, wurde von einer Nachricht verdrängt, die nicht weniger sensationell war. In einem Prozeß gegen drei Offiziere, die des Hochverrats angeklagt waren, versicherte der als Zeuge aufgerufene Parteiführer Adolf Hitler, er verfolge seine Ziele ausschließlich auf legalem Wege. Niemals würde er versuchen, die Verfassung durch einen gewaltsamen Umsturz außer Kraft zu setzen.

Obgleich diese Mitteilung nichts mit Dithas Vorhaben zu tun hatte, schöpfte sie plötzlich Kraft und entschloß sich, ihren heiklen Plan zu verwirklichen. Sie begab sich am Nachmittag auf die Hotelterrasse, wo Werner mit seiner Mutter saß, und erklärte ohne lange Vorrede: »Ich hoffte, Sie hier zu treffen, gnädige Frau. Natürlich auch mein fliegerisches Vorbild. Doch wenn ich mit Werner rede, geraten wir schnell ins Fachsimpeln. Als Frau möchte man auch mal etwas anderes hören.«

Mutter Eggebrecht schmolz dahin. »Kommen Sie, mein Kind. Ich darf Sie doch so nennen?«

»Selbstverständlich.«

»Schon mehrfach habe ich Umschau nach Ihnen gehalten.«

Dithas große Augen heischten um Vergebung. »Es tut mir leid, ich hatte Verpflichtungen.«

»Das kann ich mir denken. Ein Mädchen wie Sie findet man nicht alle Tage.«

Ditha gab sich verlegen. »Sehr liebenswürdig, mir das zu sagen.«

Werner lachte verkrampft. »Was ist los mit euch? Beide seid ihr anders als sonst. Mama macht Komplimente – Ditha wird schüchtern. Daß ich das erlebe!«

Mutter Eggebrecht wischte seine Worte mit einer unwilligen Handbewegung fort. »Hören Sie nicht auf ihn. Sie haben übrigens einen hübschen Namen, Ditha! Den habe ich noch nie gehört.«

»Er ist mir geblieben. Mit ein oder zwei Jahren, als ich anfang zu sprechen, nannte ich mich – so erzählen es meine Eltern – eines Tages ›Di-ta‹. Ich konnte meinen Namen wohl nicht artikulieren. Meine Mutter machte aus ›Di-ta‹ dann Ditha, gewissermaßen eine Koseform meines Vornamens Judith.«

Die Mutter horchte auf. »Judith? Sie haben einen jüdischen Vornamen?«

»Ja.«

»Stört Sie das nicht?«

»Keineswegs. Ich bin Jüdin!«

Mutter Eggebrecht war wie erstarrt. »Mein Gott! Es tut mir leid ... Ich konnte nicht ahnen ... Sie können ja nichts dafür, daß Sie Jüdin sind. *Ihnen* kann man keinen Vorwurf machen.«

»Was redest du da?« ereiferte sich Werner.

»Sei nicht so streng«, wies Ditha ihn zurecht. »Deine Mutter hat vollkommen recht. Niemand kann dafür, daß er als Katholik, Protestant, Jude oder Mohammedaner geboren wird.«

»Genau das ist meine Meinung«, pflichtete ihr Mutter Eggebrecht bei. »Aber es tut mir leid, daß Sie ... Sie waren mir so sympathisch.«

Ditha reckte den Kopf. »*Waren?*«

»Nun ... Ich ... Sie müssen mich verstehen. Für mich ist plötzlich alles anders.«

»Ich wüßte nicht, was sich für Sie geändert haben könnte«, entgegnete Ditha. »Sie sind weiterhin Werners Mutter. Vielleicht sind Sie Katholikin ...«

»O nein, wir sind Protestanten. Hat mein Sohn Ihnen das nicht gesagt?«

»Warum hätte er das sollen?«

»Da sieht man, wohin wir in Deutschland gekommen sind. Religionen und Rassen spielen keine Rolle mehr.«

Ditha versuchte, das Gespräch zu entschärfen. »Sie werden einen Menschen doch nicht nach seiner Religion oder Rasse beurteilen.«

»Wonach denn sonst?« beehrte Mutter Eggebrecht auf. »Es gibt viele Religionen und Rassen, die Böses im Schilde führen.«

»Jetzt ist es genug!« empörte sich Werner. »Das gilt auch für dich, Ditha! Meine Mutter freute sich auf eine Unterhaltung mit dir ...«

Sie verlor die Nerven. »Da wußte deine Mutter noch nicht, daß ich Jüdin bin. Wenn das aber von solcher Wichtigkeit ist, wird es höchste Zeit, das Gespräch zu beenden.« Abrupt sprang sie auf und stürzte davon.

Werner schlug auf den Tisch. »Da siehst du, was du angerichtet hast, Mama! Wie konntest du so beleidigend werden?«

»Ich?« Die Mutter trumpfte auf: »Eine Beleidigung ist es, eine Jüdin an *meinen* Tisch zu bringen! Oder hast du vergessen, daß mich ein Ahasver ruinierte?«

»Mach nicht immer wieder eine ganze Rasse dafür verantwortlich, daß du einem jüdischen Geldschneider in die Hände gefallen bist. Die gibt es auch unter Christen.«

»Bei den Juden kommt aber hinzu, daß sie unrein sind! Eindeutig hat Onkel Wilhelm erklärt: »Juden sind keine Arier und haben kein reines Blut.« Darum nennen Nationalsozialisten es auch »Rassenschande«, wenn Arier sich mit Juden einlassen.«

Werner hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten. »Was Onkel Wilhelm behauptet, ist hirnerkrankter Unsinn.«

»Nein, wir Deutsche können stolz darauf sein, daß wir Arier sind.«

Er legte die Hand auf den Arm der Mutter. »Jetzt hör mir mal einen Moment zu, Mama. Arier nennt man die Träger der indogermanischen *Sprache*. Benannt werden sie nach ihren östlichen und westlichen Vertretern, nämlich den Indern und den Germanen. Das Wort Arier ist eine *sprachwissenschaftliche* Bezeichnung. Wenn die Nationalsozialisten sich erdreisten, diesen Begriff in die Rassenlehre einzuführen, dann ist das eine unverantwortliche Verfälschung.«

Mutter Eggebrecht rang nach Luft. »Willst du etwa behaupten, Hitler sei ein Lügner? Das lasse ich nicht zu!«

Werner erhob sich. »Mich wird das nicht daran hindern, jetzt Fräulein Gilden aufzusuchen und mich bei ihr zu entschuldigen.«

Die Mutter schaute wie gelähmt hinter ihm her. Sie hätte ihn zurückrufen mögen, brachte jedoch kein Wort über die Lippen. War es denn falsch gewesen, was sie gesagt hatte?

Noch während sie sich dies fragte, sah sie im Geiste ihren Sohn am Lietzensee aus einem grünen Sportwagen steigen. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen. Die Fahrerin war Ditha Gilden gewesen! Mit ihr war er damals nach Borkum geflogen! Und jetzt verbrachte er ihretwegen die Ferien auf Norderney!

Bei dieser Erkenntnis trat ein kaum begreiflicher Wandel in Mutter Eggebrecht ein. Der Junge ist zwei Jahre in Rußland

gewesen, sagte sie sich. Wahrscheinlich weiß er nicht, wohin mit seinen Kräften. Da hat er sich nach einem Weib geseht. In seiner Not hat er nach der Jüdin gegriffen. Da braucht man keine Skrupel zu haben.

Nun gut, soll er sich austoben. Hauptsache, er achtet Margot. Auf keinen Fall darf sie erfahren, was hier geschehen ist.

Kurz entschlossen ging sie zur Rezeption, um sich nach dem Zimmer von Ditha Gülden zu erkundigen. Die Auskunft, die ihr erteilt wurde, sagte ihr genug. Dithas Zimmer lag neben dem ihres Sohnes.

Mein armes Jungchen, dachte Mutter Eggebrecht verwirrt. Muß sich mit einer Jüdin einlassen! Ein Glück, daß er hier nicht bekannt ist. Von mir wird niemand etwas erfahren. Wenn er in zwei Jahren aus Rußland zurückkehrt, wird Margot seine Frau, dafür werden Henriette und ich sorgen.

Werner vermutete richtig, als er annahm, daß Ditha in ihr Zimmer geflüchtet sei. Sie blies aber nicht etwa Trübsal, rechnete vielmehr mit seinem Erscheinen und schenkte sich gerade einen Doornkaat ein.

»Brauchst du auch ein Schnäpschen?« rief sie, sich unbekümmert stellend.

Er ging auf sie zu. »Ohne Alkohol sind deine Eskapaden wohl kaum zu verkraften.«

Sie reichte ihm ein Glas.

Er leerte es in einem Zug. »Hast du versehentlich gesagt, daß du Jüdin bist, oder war das eine bewußte Provokation?«

»Weder – noch«, antwortete sie, ohne zu überlegen. »Ich habe dir daheim versprochen, Verständnis dafür zu haben, daß du unsere Verlobung bis auf weiteres verschweigst. Damit werde ich aber nicht mehr fertig. Du mutest mir zuviel zu. Ich war begeistert, als du den Vorschlag machtest, ich sollte dich hierherbegleiten. Wie dich, so trieb auch mich die Sehnsucht. Doch dann saß ich allein im Speisesaal und mußte zusehen, wie du dich mit deiner Mutter unterhältst, wie ihr scherzt und miteinander lacht. Da ist mir der

Kragen geplatzt. Nachts kommt er in mein Zimmer, tobte es in mir. Am Abend verleugnet er mich. Ich hab's einfach nicht mehr ausgehalten und mir gesagt: Jetzt spiel' ich va banque. Sollte Werner mich nicht verstehen, dann ist es nicht schade, ihn zu verlieren. Dann lieber heute Schluß als morgen. Hugh, ich habe gesprochen.«

Er umarmte sie. »Zumindest einen Vorteil hat dein Vorgehen: Mama kennt dich jetzt wenigstens. Und ab heute stehe ich ihr nur noch am Vormittag und zu den Mahlzeiten zur Verfügung. Die Nachmittage gehören dir. Und zwar für jeden sichtbar! Die Zeit des Versteckspiels ist vorbei!«

»Dann war es ja richtig, alles auf eine Karte zu setzen.«
»Goldrichtig war das. Außerdem bewundere ich deinen Mut.« »Der sich allmählich auch auf dich zu übertragen scheint!« Werner küßte Ditha. »Wie heißt es so schön? Mut hat auch der lahme Muck.«

Mutter Eggebrecht war nicht wiederzuerkennen. Die Liebe zu ihrem Sohn hatte ihre enge Denkweise verdrängt. Sie respektierte mit einemmal, daß er Mann geworden war. Ihr Herz aber blutete, als sie ihn am folgenden Nachmittag mit Ditha zum Strand hinuntergehen sah. In ihrem Schmerz dachte sie empört: Wenn es denn unbedingt sein muß, soll er in Gottes Namen eine Jüdin mißbrauchen. Das ist weniger verwerflich, als eine Christin zu schänden.

Nur einen Gedanken hatte sie noch: Zurück nach Berlin.

Den gleichen Wunsch hegte Ditha, wenngleich aus anderen Gründen. Der erste nicht verheimlichte Spaziergang mit Werner hatte ihr gezeigt, daß er Wort hielt. Zufrieden war sie trotzdem nicht. Und da sie spürte, daß auch er bedrückt war, fragte sie ihn bei einem Drink in der Bar: »Wie fühlst du dich jetzt?«

»Beschissen«, antwortete er geradeheraus.

Sie rückte näher an ihn heran. »Mir geht es nicht anders. Wir werden hier keine frohe Stunde mehr erleben, weil wir deine Mutter für etwas strafen, das wir angezettelt haben. Es sollten *ihre* Ferien sein! Wir wollten uns die Nächte stehlen. Das aber genügte mir plötzlich nicht mehr. Ich drehte durch. Deshalb ziehe ich die Konsequenz und fliege morgen nach Berlin zurück. Du kannst dich dann voll und ganz um deine Mutter kümmern.«

Werner griff nach Dithas Hand. »Du hast ein großes Herz. Ich werde Mama gleich sagen, welchen Entschluß du gefaßt hast. Das wird sie beeindrucken und ihr eines Tages helfen, dich in die Arme zu schließen.«

Mutter Eggebrecht frohlockte insgeheim, als Werner ihr beim Abendessen eröffnete, Ditha werde die Insel am nächsten Morgen verlassen. Sie war überzeugt, daß er ein Machtwort gesprochen hatte. Und wenn er hundertmal versuchte, die Jüdin in ein helles Licht zu stellen, sie war anderer Meinung. In ihrem Jungen steckte germanischer Geist. Das hatte er jetzt bewiesen. Er war ein echter Deutscher! Margot und er würden eines Tages prächtige blonde, blauäugige Kinder haben.

›Eine große Zukunft liegt vor uns‹, hatte Onkel Wilhelm am Tag nach der Wahl gesagt. ›Schon bald wird Deutschland die ganze Welt beherrschen. Wer weiß, vielleicht ist es gut, daß Werner Rußland kennenlernt. Denn wir werden große Teile dieses riesigen Reiches zu unserer Kolonie machen. Sorge dafür, daß er der Partei beitrifft! Wer jetzt Mitglied wird, sitzt später am Drücker!‹

Eingedenk dieses Hinweises versuchte Mutter Eggebrecht nach dem Abflug von Ditha, ihren Sohn von der Wichtigkeit des Eintritts in die NSDAP zu überzeugen. Werner wollte davon nichts wissen. Um einer neuerlichen Auseinandersetzung aus dem Weg zu gehen, brachte er dies aber nicht offen zum Ausdruck. Der Preis, den er dafür zu zahlen hatte, war hoch. Er mußte nun in vielem nachgeben. Die Mutter kostete ihren vermeintlichen Triumph weidlich aus, und er brachte es nicht über sich, ihr die Freude an ihrem fälschlich angenommenen Sieg zu nehmen.

So wurden die letzten Tage auf Norderney zu keiner wirklichen Erholung, und beide waren erleichtert, als die Rückfahrt angetreten werden konnte. In ihrer Enttäuschung über die verkorksten Ferien verlor Mutter Eggebrecht auf dem Schiff unvermittelt die Beherrschung. Mit einem letzten Blick zur Insel hinüber erboste sie sich: »Sodom und Gomorrha!‹ Der biblische Ausruf beweist, daß die Lasterhaftigkeit der Juden zu allen Zeiten die gleiche gewesen ist. Du brauchst dir also wegen der mit Judith verbrachten Nächte

keine Gedanken zu machen. Niedere Rassen leben nun mal im Pfuhl der Sünde.«

Werner konnte seine Empörung nicht zurückhalten. »Schweig!« schrie er die Mutter an. »Oder willst du mit Gewalt zerstören, was uns noch verbindet?«

Erschrocken erkannten beide, daß sich zwischen ihnen ein gefährlicher Spalt aufgetan hatte.

Während der Bahnfahrt nach Berlin waren Mutter und Sohn bestrebt, die Aufregungen der letzten Tage zu verdrängen. Um sich abzulenken und die Mutter auf andere Gedanken zu bringen, schilderte Werner erstmals in breiter Form, welche Aufgabe er in Rußland übernommen hatte. Den Ort Lipezk erwähnte er allerdings mit keinem Wort.

»Ich wußte ja so vieles noch nicht«, wunderte sich Mutter Eggebrecht.

»Weil ich bisher weder Zeit noch Muße fand, dir ausführlich zu berichten. Nach meiner Rückkehr haben wir nie so ungestört und lange zusammengesessen wie heute.«

»Ja, auf der Hinfahrt waren wir keine Minute allein im Abteil. Von dieser Natalja hätte ich natürlich gern noch mehr gewußt.« Sie dämpfte ihre Stimme. »Hast du dich mit ihr eingelassen?«

»Aber Mama!« entrüstete sich Werner, nicht ganz reinen Gewissens.

Die Mutter seufzte. »Gott sei Dank! Man weiß ja nicht, wie Mädchen reagieren. Auf alle Fälle rate ich dir dringend, mit Margot nicht über Natalja zu sprechen. Sie könnte eifersüchtig werden, weil du ja noch einmal für drei Jahre nach Rußland fliegen mußt.«

Jetzt geht es wieder los, dachte er unwillig.

»Und, Jungchen, bitte versprich mir, Margot nicht zu sagen, wen du in Norderney getroffen hast. Das muß unser Geheimnis bleiben. Von mir wird niemand etwas erfahren. Eher würde ich mir die Zunge abbeißen.«

Werner fiel es schwer, zu begreifen, daß die Mutter zu seiner Verbündeten geworden war. »Gut«, sagte er. »Ich werde ebenfalls nicht reden.«

»Und du wirst Margot einmal einladen?«

»Das habe ich ihr versprochen.«

Die Mutter lehnte sich wie erlöst zurück. »Es wird alles gut werden, Jungchen.«

Er nützte die günstige Gelegenheit, um das Programm für die nächsten Tage festzulegen. Scheinheilig stellte er die Frage: »Glaubst du, daß Onkel Wilhelm seine Einwilligung geben wird, wenn ich mir mit Margot auch einen Film ansehe?«

Mutter Eggebrecht wurde lebhaft. »Das ist eine gute Idee! Und wegen Onkel Wilhelm brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Das erledigen Tante Henriette und ich. An welchem Tag möchtest du Margot einladen?«

Werner legte die Stirn in Falten. »Laß mich überlegen. Morgen, also Mittwoch, habe ich den ganzen Tag im Amt zu tun. Am Abend wird wahrscheinlich wieder ein gemeinschaftliches Essen stattfinden. Am Donnerstag hätte ich Zeit für Margot. Am Freitag möchte ich mit dir einen ausgiebigen Stadtbummel machen. Samstag fahre ich für eine Woche in die Schweiz. Anschließend komme ich nochmals für acht Tage nach Berlin. Und am 15. Oktober überführe ich die neue Maschine direkt vom Bodensee nach Rußland.«

»Wie du das alles im Kopf hast«, staunte die Mutter. »Es ist ein Genuß, dir zuzuhören, wenn du Pläne schmiedest. Und was Margot anbelangt: Ihr könnt am Donnerstag zusammen ausgehen. Dafür werde ich sorgen. Um wieviel Uhr wollt ihr euch treffen?«

»Am besten um drei. Dann können wir vor dem Kino noch in ein Cafe gehen.«

»Sehr schön«, stimmte die Mutter zu. »Ach, ich bin so froh, daß du Margot einen richtig netten Tag machen willst.«

Hauptsache, ich bin für morgen entschuldigt, ging es ihm durch den Kopf. Gleich nachher werde ich Ditha anrufen. Werner tat dies, kaum daß er mit der Mutter in die Wohnung zurückgekehrt war. Er

ging an den Apparat, wählte Dithas Telefonnummer und verlangte, als David Gülden sich meldete, Major Winter zu sprechen.

Der Schwiegervater in spe lachte. »Ich werde ihn sofort verständigen. Er ist allerdings zur Zeit im Stimmbruch.«

»Das macht nichts. Ich möchte mich nur erkundigen, ob es bei der für morgen angesetzten Besprechung bleibt.«

»Das wird Ihnen der Herr Major selbst sagen. Ich verbinde.«

»Hallo!« rief Ditha und bemühte sich, ihrer Stimme einen dunklen Klang zu geben.

»Spreche ich mit Major Winter?«

»Und das im Herbst!«

»Guten Tag, Herr Major. Ich wollte mich erkundigen ...«

»Für morgen ist alles arrangiert«, unterbrach sie ihn. »Frühstück um neun Uhr mit den Eltern. Anschließend bummeln wir ein bißchen durch die Stadt, essen irgendwo eine Kleinigkeit, sehen uns einen Film an, bummeln wieder ein bißchen, und am Abend besuchen wir die ›Dreigroschenoper‹. Danach Theatermenü im ›Alten Schweden‹. Einverstanden?«

»Gewiß. Ich werde mich pünktlich bei Ihnen melden. Hoffentlich können wir alles an einem Tag erledigen.«

»Das glaube ich kaum«, schnurrte Ditha.

»Nun gut. Ich denke, wir werden nach meiner Reise in die Schweiz noch Gelegenheit finden, die eine oder andere offenstehende Frage zu klären. Dann bis morgen, Herr Major.«

»Rauscht Mama heran?«

»So ist es, Herr Major. Auf Wiedersehen.«

Die Mutter sah ihn an. »Läuft alles so, wie du es dir wünschst?«

»Ja, es ändert sich nicht.«

Das Frühstück im Kreis der Familie Gülden begann anders, als Werner es sich vorgestellt hatte. Dithas Eltern waren der Meinung, ihre Tochter habe Mutter Eggebrecht auf Norderney unter günstigen Umständen kennengelernt und sich ausgezeichnet mit ihr verstanden. Wohl hatte sie bekannt, daß Werners Mutter nicht wisse, welche

Rolle sie im Leben ihres Sohnes spiele, mit keinem Wort aber hatte sie die peinliche Auseinandersetzung erwähnt. Ihre Eltern waren deshalb der Meinung, der Weg in die Zukunft sei trefflich geebnet.

Um so erstaunlicher war es, daß Ditha Werner über ihre Schwindelei nicht in Kenntnis setzte. Er hatte sich einmal gebrüstet, Piloten verstünden es in jeder Lage, schnell zu reagieren, und es reizte sie, die Probe aufs Exempel zu machen. Doch er erkannte ihre Absicht und verbarg seine Verwunderung. Ihr imponierte dies, und so wurde es ein vergnügtes Zusammensein, das nicht einmal eine Trübung erfuhr, als das Gespräch auf die Nationalsozialisten kam. Hitlers Erklärung vor dem Reichsgericht hatte Wunder gewirkt.

»Von einem Mann, der versichert, die Verfassung niemals anzutasten und die Regierungsgewalt legal erringen zu wollen, haben wir nichts zu befürchten«, bekräftigte David Gülden seine Auffassung. »Es würde mich allerdings erschrecken, wenn die hundertsieben Abgeordneten der NSDAP, wie nun zu hören ist, in ihrer braunen Uniform in den Reichstag einmarschieren sollten.«

»Da bin ich anderer Meinung«, widersprach Ditha. »Ich hoffe sogar, daß die Kerle diesen Fehler begehen. Denn dann werden sie bei der nächsten Wahl in den Keller rutschen!«

»Da könntest du recht haben«, pflichtete ihr der Vater bei. »Ein uniformierter Einmarsch in den Reichstag würde jeden demokratisch gesinnten Deutschen empören. Meinst du nicht auch, Werner?«

»Ich war zu lange fort, um mir ein Urteil erlauben zu können«, wich er aus.

»Schluß!« protestierte Ditha. »Nationalsozialisten haben unverzüglich von unserer Frühstückstafel zu verschwinden! Sprechen wir von Liebe und was dazugehört.«

»Und was gehört dazu?« fragte Ruth Gülden.

Ditha gab ihr einen Kuß. »Das gehört dazu! Komm, Werner, wir verziehen uns. Ich habe dringend einiges mit dir zu besprechen.«

Die Eltern lachten.

»Du wirst es eines Tages nicht ganz leicht haben«, prophezeite David Gülden dem Schwiegersohn in spe.

Ditha nahm Werner bei der Hand. »Hauptsache, er wird glücklich.«

Im Garten zog er sie an sich. »Um Klarheit zu schaffen: *Ich* habe tatsächlich über etwas sehr Ernstes mit dir zu sprechen. Warum hast du deinen Eltern den Disput mit meiner Mutter verschwiegen? Und weshalb hast du mich mit keinem Wort informiert?«

Ditha umarmte Werner. »Zu eins: Ich habe meinen Eltern nicht die Wahrheit gesagt, weil ich ihnen Kummer ersparen möchte. Soviel ich weiß, sagst du deiner Mutter aus ähnlichem Grund auch nicht alles. Zu zwei: Ich wollte feststellen, ob du wirklich schnell reagieren kannst. Mein Kompliment: Du warst großartig. Aber nun habe ich eine Frage: Wann küßt du mich endlich?«

Werner bewies erneut, daß er schnell zu reagieren verstand.

An Dithas eigenwilligem Vorgehen nahm Werner keinen Anstoß. Er war zwar im ersten Moment erschreckt gewesen, hatte sich jedoch keine Sorgen gemacht. Bei ihr führte letzten Endes immer alles zu einem guten Ergebnis. Durch ihre Eskapade auf Norderney war sogar die Mutter zu seiner Verbündeten geworden. Er hätte somit durchaus zufrieden sein können, wenn seine Gedanken nicht ständig zu Natalja Uglanow gewandert wären. Die Vorstellung, ihr nicht helfen, nicht einmal sagen zu dürfen, was er über ihre Eltern erfahren hatte, verfolgte ihn so sehr, daß er daran dachte, sich seiner Braut anzuvertrauen, um mit ihr zu überlegen, wie der einzige Ausweg, den er zu sehen glaubte, besritten werden könne.

Einige Male hatte er ihr schon offen sagen wollen, was er plante, doch immer wieder war er im letzten Moment zu der Auffassung gelangt: Ein riskantes Vorhaben muß allein entwickelt und durchgeführt werden. Und dennoch, ihm fehlte jemand, der mit ihm überlegte, wie er vorgehen sollte.

Erst nach dem unvergeßlichen Erlebnis der ›Dreigroschenoper‹ warf er beim nachfolgenden lukullischen Mahl im ›Alten Schweden‹ plötzlich alle Bedenken über Bord. Vielleicht inspirierte ihn der anarchistische Zynismus, der von Brechts Bühne über das Publikum hinweggefeht war. Jedenfalls wandte er sich während des Essens mit einemmal an Ditha. »Ich muß mit dir über Natalja sprechen!«

Sie sah ihn verwundert an.

»Es gibt eine reelle Chance, ihr zu helfen.«

Ditha vergaß zu kauen, was sie gerade in den Mund geführt hatte.

»Weißt du, ich habe mir geschworen, Natalja aus ihrer hoffnungslosen Lage zu befreien. Wie, das steht in den Sternen geschrieben. In meiner Empörung über die Aussichtslosigkeit ihrer Lage habe ich den Schwur einfach geleistet.«

Ditha legte ihr Besteck zurück. »Du trägst dich mit dem Gedanken, Natalja auf illegale Weise zu helfen?«

»Ich sehe keine andere Möglichkeit.«

Ditha schien um Zentimeter zu wachsen. »Du hast wirklich vor, aktiv zu werden?«

»Deshalb wende ich mich an dich. Ich brauche jemanden, mit dem ich darüber reden kann. Wenn man allein grübelt, kommt man immer wieder zum Ausgangspunkt zurück. Du hast Ideen, Ditha! Wenn wir gemeinsam alle Möglichkeiten durchdenken ...«

»Werner!« bestürmte sie ihn mit glänzenden Augen. »Wenn ich dich nicht schon lieben würde – in dieser Stunde hättest du mich gewonnen.« Sie ergriff seine Hand. »Es ist großartig, daß du entschlossen bist, Natalja beizustehen. Wer Menschen hilft, hilft Gott! Und es macht mich glücklich, daß du dich an mich gewandt hast. Bis zu deiner Abreise werden wir jetzt täglich überlegen, wie du am geschicktesten vorgehen könntest.« Sie schob ihr Besteck fort. »Ich kann vor lauter Aufregung nichts mehr essen.«

»Hast du nicht etwas Angst?«

»Leider viel zuviel. Aber Angst läßt sich überwinden.«

»Du bist eine wunderbare Frau.«

»Und ich möchte mit Napoleon ausrufen: ›Voilà un homme!««

Mit Margot verbrachte Werner einen recht angenehmen Nachmittag und Abend. Sie zeigte sich von ihrer besten Seite. Er wurde allerdings ein bißchen eifersüchtig, als er feststellte, daß ihr gutes Aussehen Männer wie Frauen gleichermaßen beeindruckte. In so starkem Maße hatte er dies bei Ditha nie erlebt. Als störend

empfand er jedoch, daß Margot sich ihrer Schönheit zu sehr bewußt war; das machte sie leider immer wieder arrogant. Ihre Überheblichkeit verlor sie eigentlich nur, wenn sie sich nicht beobachtet fühlte. Dann war sie erfrischend natürlich, konnte sie sich echt freuen und auch herzlich lachen.

Zum Abendessen suchten sie den ›Zigeunerkeller‹ auf, und hier lösten ungarischer Wein und sehnsuchtsvolle Pußtaklänge zu später Stunde Margots Zunge zu einem Geständnis, mit dem sie offensichtlich versuchte, verlorenes Terrain zurückzugewinnen. Für Werner hingegen war es peinlich, daß sie das Thema ›Ferien in Timmendorf‹ nochmals anschnitt.

»Bitte, verstehe mich«, beschwor sie ihn, als er abwehrte. »Es drängt mich, eine Lüge fortzuschaffen, die ich dir aufgetischt habe, um mich interessant zu machen. Ich hatte mir von meiner Erzählung eine ganz andere Wirkung erhofft.«

Verwundert fragte sich Werner: Was ist das für krauses Gerede?

Margot begann eine Schilderung, die alles auf den Kopf stellte, was sie über die gemeinsam mit ihrer Freundin und deren Freund Dodo verbrachten Nächte erzählt hatte. Sie behauptete jetzt, sie habe Werners Klassenkameraden zufällig in Timmendorf getroffen, und dieser sei in den folgenden Nächten ihretwegen in das Zimmer gekommen. Ja, sie habe sich ihm hingegeben, das könne und wolle sie nicht leugnen. Für Lydia, die im Nebenbett geschlafen habe, sei das natürlich aufreizend gewesen, und Dodo habe versprochen, seinen Freund Egmont Coubertin, der sich ebenfalls in Timmendorf aufgehalten habe, beim nächsten Mal mitzubringen. Doch der hätte einen Sonnenbrand gehabt und deshalb nicht kommen können. Und dann sei es passiert: Die Freundin habe sich rücksichtslos an Dodo herangemacht und ihn ihr weggenommen. Sie sei daraufhin sofort abgereist, denn die beiden hätten vorgeschlagen, weiterhin zu dritt ... Das habe sie keinesfalls gewollt. »Jetzt bin ich froh, daß du die Wahrheit kennst«, schloß sie ihre nun etwas glaubhafter klingende Geschichte. »Es wäre furchtbar für mich gewesen, wenn du, so fern von der Heimat, denken würdest, ich hätte getan, was ich dir zuerst erzählt habe.«

Werner wußte nicht, was er entgegnen sollte. Aber irgend etwas mußte er sagen. »Es ist gut, daß du dich korrigiert hast«, brachte er schließlich hervor.

»Wirst du manchmal an mich denken?«

»Natürlich«, antwortete er und sinnierte: Wenn ihr Verstand ihrem Aussehen entsprechen würde, wäre sie eine verdammt begehrenswerte Frau.

»Ich darf dir doch weiterhin schreiben, ja?«

»Gewiß«, antwortete er. »Ich fürchte nur, du wirst es bald leid werden.«

Margot brachte ihre hellblauen Augen voll zur Wirkung. »Worauf willst du hinaus?«

»Auf das miese Postamt, das du zum Schreiben aufsuchen mußt.«

»Ach, das nehme ich gern in Kauf.«

»Von mir darfst du aber keine Briefe erwarten.«

Sie gab nicht nach. »Auch nicht hin und wieder ein paar Zeilen?«

»Nun gut«, lenkte er ein. »Gelegentlich ein Kartengruß.«

»Und wie wirst du reagieren, wenn ich dir sehr oft und ausführlich schreibe?«

Er hob die Schultern. »Warten wir es ab.«

Sie berührte seine Hand. »Der Tag mit dir war wunderschön, Werner. Ich werde ihn in meinen Träumen oft erleben. Nur etwas fehlt mir noch: ein nettes Wort zum Abschied.«

Er betrachtete sie nachdenklich. »Ich mag dich sehr gern, Margot. Wirklich sehr gern. Genieße das Leben, ohne Dummheiten zu machen.«

Nach einem anstrengenden Tag mit der Mutter sehnte Werner den Augenblick herbei, der ihn mit Ditha für eine Woche in die Schweiz bringen sollte. Er hatte alles getan, um seiner Mama schöne Stunden zu bereiten, doch das Zusammensein mit ihr war zu einer Belastung geworden. Immer und immer wieder hatte sie versucht, Margot ins Gespräch zu bringen. Es bewegte sie, daß ihre Freundin Henriette sie gleich in der Frühe aufgesucht und ihr berichtet hatte, Margot sei

überglücklich nach Hause gekommen und habe in den höchsten Tönen von der traumhaften Einladung geschwärmt, die Werner in ›ganz reizender Weise‹ gestaltet habe. Margot sei allerdings nicht bereit gewesen, Details preiszugeben, aber das kenne man ja bei jungen Mädchen. Vielleicht gelinge es ihr, Werners Mutter, den Sohn etwas auszuhorchen. Dies nun hatte Mutter Eggebrecht mit solcher Beharrlichkeit betrieben, daß Werner manchmal nahe daran gewesen war, die Beherrschung zu verlieren. Nicht zuletzt, weil die Mutter seit der Rückkehr von Norderney ohnehin jede ihr günstig erscheinende Gelegenheit nutzte, sich langatmig über Margots wertvollen Charakter auszulassen. Außerdem hatte sie es sich nicht verkneifen können, ihm an dem Abend, da er, wie sie glauben mußte, von einer dienstlichen Besprechung zurückkehrte, die Zeitung *Der Stürmer* mit dem Hinweis in die Hand zu drücken: »Hier hast du schwarz auf weiß, wie verderbt die Juden sind.«

Trotz seiner Liebe zur Mutter erleichterte ihn der Gedanke, sie in den nächsten Tagen nicht zu sehen. Sie hingegen ließ es sich nicht nehmen, ihr ›Jungchen‹ gemeinsam mit Margot zum Bahnhof zu bringen.

Ditha war wohlweislich schon frühzeitig in den Schlafwagen eingestiegen und beobachtete die Abschiedsszene heimlich durch einen Türspalt. Dabei stellte sie sich unwillkürlich die Frage: Weshalb ist Werner von diesem bildhübschen Mädchen eigentlich nicht angetan?

Nicht ohne Grund blieb Werner am Türfenster stehen, bis der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte. Erst danach suchte er das Schlafabteil auf, wo Ditha vom Zugbegleiter gerade heiße Würstchen und einige Flaschen Bier entgegennahm.

»Heute mal ganz was anderes«, begrüßte sie ihn. »Ich habe einen Heißhunger auf normale Kost.«

Er umarmte sie. »Für Überraschungen bist du immer gut.«

Sie küßte seine Nasenspitze. »Paps' Fahrer hat vor zwei Stunden aus Sankt Gallen angerufen. Er erwartet uns am Bahnhof. In der Nähe vom Flughafen Altenrhein hat er in einem Gasthof Zimmer für uns reserviert.«

»Hoffentlich liegen die nicht weit auseinander.«

»Du wirst ja wohl noch ein paar Meter gehen können, wenn du mir gute Nacht sagen willst.«

»Gegebenenfalls laufe ich sogar kilometerweit!«

»Gut, das zu wissen. Dann wird es dir auch nichts ausmachen, wenn ich dich nach dem Verzehr der Würstchen auf den Gang hinausschicke, damit ich mich in Ruhe zurechtmachen kann.«

Es gab nichts, was Ditha nicht organisiert hatte. In Sankt Gallen erwartete sie der Chauffeur ihres Vaters mit einer schweren Maybach-Limousine. Ihrer Weisung gemäß hatte er außerhalb von Rorschach eine Unterkunft gewählt, die direkt am Bodensee lag und an den kleinen Gasthof am Müritzsee erinnerte. Dort frühstückten sie am Montagmorgen gemeinsam mit dem Fahrer, der sie anschließend zu dem nur wenige Kilometer entfernten Flughafen brachte.

Am Pförtnerhaus wurden sie von Kuhnke erwartet. Voller Stolz stellte er seine »Puppe« vor. Sehr viel Wasserstoff und Farbe. Danach schickte er das Mädchen ins Hotel zurück. »Lauf nicht soviel herum«, riet er ihr beim Abschied. »Penn dich aus, und freu dich auf den Abend. Ick versprech' dir, daß du wieder Rösti bekommst.« Und kaum war die »Puppe« abgefahren, stieß er Werner vor die Brust. »Toll, wa?«

Ein Pilot in verblichener Fliegerkombi kam auf sie zu. »Mein Name ist Rene Butti«, sagte er in einem etwas harten und dennoch ungemein freundlich anmutenden Tonfall. »Ich bin Chefpilot dieses Werkes und freue mich, Ihnen die »Do P« übergeben zu können.«

Werner stellte vor. Ditha mit dem Zusatz: »Meine Braut. Sie hat den Sportflugzeugführerschein.« Und Kuhnke mit der Klassifizierung: »Ein ausgebuffter Bordwart, der in Kürze das Patent des Funkmaschinisten erhalten wird.«

Der Schweizer schaute zu Kuhnke hinüber. »Bei den vielen Funkgeräten, die in der »P« eingebaut sind, müssen Sie allerhand auf dem Kasten haben. Die modernsten Apparaturen wurden installiert. Ich möchte nur wissen, wofür? Das Flugzeug ist doch als Bomber gedacht.«

Werner nickte. »Wir sollen aber auch funknavigatorische Versuchsflüge durchführen.«

»Isch wahr? Ja, dann ist das etwas anderes. Am besten gehen wir gleich zur Maschine. Sie ist startbereit. Falls Sie keine besonderen Wünsche haben, ist die Überführung sofort möglich.«

»Nur das nicht«, entgegnete Werner. »Mindestens eine Woche möchten wir die schöne Schweiz genießen.«

»Ha, das kann ich verstehen«, freute sich Rene Butti. »Jedes unserer Kantöner hat einen Freundschaftsvertrag mit dem Herrgott abgeschlossen. Das wirkt sich sehr positiv aus.«

Werner brachte das Gespräch auf die ›Do P‹ zurück. »Ihrem letzten Bericht zufolge stand noch nicht fest, ob Napier- oder Siemens-Motoren eingebaut werden.«

»Wir erhielten rechtzeitig Siemens-›Jupiter‹-Motoren mit je 525 PS Leistung.«

Dithas Augen weiteten sich. »Das sind ja zusammen 2100 PS!«

»Die dringend erforderlich sind«, belehrte sie der Chefpilot. »Das Flugzeug wiegt immerhin zwölfhundert Kilogramm. Und der Ausschreibung gemäß darf die Geschwindigkeit nicht unter 210 km/h liegen.«

»Wie groß ist die Reichweite?« erkundigte sich Kuhnke.

»Je nachdem«, antwortete Rene Butti. »Bei einer Nutzlast von dreizehnhundert Kilogramm etwa tausend Kilometer.«

Werner schnitt eine Grimasse. »Für die funknavigatorische Erprobung wären mir zweitausend lieber.«

Der Chefpilot kratzte sich hinter dem Ohr. »Wenn als Nutzlast zusätzlich dreizehnhundert Kilogramm Benzin aufgenommen werden, könnte Ihr Wunsch in Erfüllung gehen.«

»Wäre genügend Platz für entsprechende Behälter vorhanden?«

»Ohne weiteres, solange keine Bombenschächte eingebaut sind. Schauen wir uns die Sache an Ort und Stelle an.« Er wies auf einen beigefarbenen Schulterdecker mit dem Kennzeichen ›3O2‹. Das Leitwerk zeigte das Schweizer Hoheitszeichen ›CH‹. Auf den Tragflächen befanden sich je zwei Motoren in Tandemanordnung; die vorderen mit Zug-, die hinteren mit Druckluftschrauben.

»Die Maschine ist ja noch größer als der ›Roland‹«, staunte Ditha.

Der Chefpilot nickte. »Die Spannweite beträgt dreißig Meter, die Länge fünfundzwanzig, die Höhe sieben Meter dreißig.«

Die Ausmaße erdrückten Ditha um so mehr, als die vier auf den Tragflächen montierten Motoren beängstigenden Ungeheuern glichen. Auch alles andere an der Maschine war ihr unheimlich. Im Rumpf gab es keine Fenster, sondern Bullaugen wie bei einem Schiff.

Werner schaute zur Führerkanzel hoch. »Nur ein Laie wird nicht erkennen, daß es sich um eine Landversion des Flugbootes ›Superwal‹ handelt.«

»Stimmt«, erwiderte der Chefpilot. »Das Fahrwerk wirkt allerdings ein bissili plump, obwohl wir die Räder windschlüpfig verkleidet haben. Aber die ›P‹ ist wendiger als der ›Superwal‹. Wollen wir sie gleich schaukeln?«

»Gerne«, antwortete Werner.

Rene Butti wies auf den vorn im Bug eingebauten MG-Stand. »Wenn's Ihnen recht ist, Fräulein Gülden, können Sie dort Platz nehmen. Eine bessere Sicht finden Sie in keinem Flugzeug. Brille und Haube kann ich Ihnen besorgen.«

Seine Aufforderung ließ ihre Beklemmung weichen. »Nicht notwendig«, antwortete sie. »Wir haben unsere Fliegerausrüstung im Wagen.« Schon beim Einstieg in den fast viereckigen Rumpf wurde Werner klar, daß eine wechselseitige Ausrüstung ohne weiteres möglich sein würde.

Kuhnke schnüffelte an Holmen und Spanten herum, stellte diese und jene Frage und kam schließlich zu dem verblüffenden Ergebnis: »So leid es mir tut, ick muß bis zu unserem Abflug nach Rußland in der Schweiz bleiben. Denn wenn ick den Einbau der Zusatztanks nicht persönlich überwache, kenn' ick mich während des Fluges nicht richtig aus.«

»Und was wird aus Ihrer ›Puppe‹?« fragte Ditha belustigt.

»Die muß mir natürlich Gesellschaft leisten. Ein Glück, daß ick sie mitgenommen habe. Wenn die jetzt in Berlin säße ...«

»Schluß, Sie Quasseltante!« unterbrach ihn Werner. »Holen Sie schnellstens unsere Klamotten.«

Knapp eine Stunde später schob Werner die vier Gashebel der ›Do P‹ bis zum Anschlag vor. Die Motoren heulten auf. Rene Butti hatte auf dem zweiten Führersitz Platz genommen. Ditha saß vorne im Bug.

Kuhnke hockte im Durchstieg zur Führerkanzel. Außer den Instrumenten konnte er nichts sehen. Aber das störte ihn nicht. Er rechnete damit, daß der Chefpilot höchstens zwei bis drei Einweisungsflüge vornehmen und dann aussteigen würde. Von diesem Augenblick an gehörte ihm der zweite Führersitz.

Zu Werners Verwunderung stieg die Maschine mit solcher Leichtigkeit, daß er schon nach wenigen Minuten tausend Meter Höhe erreichte. »Großartig!« rief er und wies auf das Variometer, das immer noch 4 m/sec Steigen anzeigte.

»Vergessen Sie nicht, daß wir ohne Nutzlast fliegen!«

Werner drehte eine Kurve nach rechts und nach links. Der Bodensee lag wie eine mattglänzende Scheibe unter ihnen.

Ditha schien sich im Schützenstand pudelwohl zu fühlen. Immer wieder schaute sie mit strahlender Miene zur Führerkanzel zurück. Nur etwa zwei Meter trennten sie von den Piloten.

Werner nahm die vier Gashebel zurück und leitete eine Spirale ein. »Sie wollen schon landen?« fragte der Chefpilot verwundert.

»Ja. Die Maschine liegt wie ein Brett in der Luft. Ich möchte sehen, wie sie sich beim Anschweben mit wenig Fahrt verhält. Bei schlechten Wetterlagen komme ich gern zu kurz und ziehe mich langsam an die Platzgrenze heran. Gibt's starke Lastigkeitsveränderungen?«

»Nur minimy.«

Werner ließ die Maschine bis auf fünfzig Meter über den Bodensee herabsinken. Dann schob er die Gashebel wieder etwas vor und zog sich mit geringer Fahrt an das Flugfeld heran. Erst als die Rasenfläche unmittelbar vor ihm lag, drosselte er die Motoren voll, und wenig später berührten die Räder den Boden.

»Ha, das haben Sie sehr gut gemacht«, lobte Rene Butti und wandte sich an den Bordwart.

»Excusez! Ich möchte aussteigen und Ihnen meinen Platz überlassen.«

Kuhnke grinste. »Wir sind große Klasse, wa?«

»Wie lange möchten Sie fliegen?« erkundigte sich der Chefpilot.

»Zunächst werde ich ein paar Platzrunden drehen, danach einen Steigflug bis auf Gipfelhöhe durchführen. Ein bißchen wollen wir ja auch die herrliche Schweizer Bergwelt genießen.«

»Das ist recht. Und das Wetter ist wie geschaffen dafür. Also ...« Rene Butti tippte an seine Kopfhaube. »Auf Wiederluege. Und daß ich's nüt vergess': Ich bin beauftragt, Sie und Ihre Begleitung zum Lunch einzuladen.«

Kuhnke rutschte auf den zweiten Führersitz. »Ick weiß nicht, was ick mehr bewundern soll: die phantastische Sicht, die wir hier haben, oder den geringen Lärm der Motoren.«

»Hier vorne ist es himmlisch«, rief Ditha. »Wenn man nicht zurückschaut, glaubt man, ohne Flugzeug dahinzuschweben.«

Der Bordwart schnallte sich an. »Von mir aus kann's losgehen.«

Werner rollte zur Platzgrenze, wendete die Maschine und gab Vollgas. Zum zweiten Mal genoß er es, keinen Motor vor sich zu haben und das Brausen der vier Propeller hinter sich zu hören.

Die »Do P« erfüllt meine Erwartungen, dachte er zufrieden. Mit ihr wird es mir gelingen, meine weitgesteckten Pläne zu verwirklichen. Diesmal werde ich nicht jahrein, jahraus in Lipezk herumhocken. Und Natalja – Natalja wird oft neben mir sitzen. Dithas Idee, ihr vorerst nichts zu sagen, ist richtig. Auch Kuhnke werde ich noch nicht einweihen. Es genügt, wenn beide erst später erfahren, was gespielt wird.

Das Glücksgefühl, das Werner beim Erproben des neuen Flugzeugmusters empfand, regte seine Phantasie an und ließ ihn an Dinge denken, die noch in weiter Ferne lagen.

Nur drei Platzrunden führte er durch, dann gab er Höhensteuer und flog den Rhein entlang auf die Glarner Alpen zu. Schon nach dreizehn Minuten waren zweitausend Meter erreicht, aber bald

darauf wurde erkennbar, daß die Steigleistung mit zunehmender Höhe rapide abnahm. Bereits in 3500 Metern war die Gipfelhöhe erreicht.

Dies enttäuschte Werner. Er gedachte, den Russen einen Plan vorzutragen, der seiner Schätzung nach eine Mindesthöhe von 4500 Metern voraussetzte. Ein Blick auf die Benzinstandmesser zeigte ihm, daß die Tanks bis »zum Stehkragen« gefüllt waren. Es stand somit zu hoffen, daß sich nach Verbrauch einer gewissen Menge noch einiges herausholen ließ.

Beim Mittagessen berichtete Rene Butti, daß es keine Schwierigkeit bereite, bis spätestens zum 11. Oktober sechs Zusatztanks á zweihundert Liter in die »Do P« einzubauen. Das Umfüllen in die Hauptbehälter könne über elektrische Pumpen erfolgen. Allerdings müsse die Maschine spätestens am nächsten Morgen der Werft zur Verfügung stehen. Werner erkannte, daß er seinen Zeitplan ändern mußte. Es war dringend erforderlich, vor dem Start nach Rußland einen längeren Navigationsübungsflug durchzuführen, damit Kuhnke mit den eingebauten Funkgeräten so weit klarkam, daß Lipezk bei schlechter Wetterlage im Eigenpeilverfahren angeflogen werden konnte. Er entschied sich deshalb für einen sofortigen Probeflug.

»Wie lange werden Sie brauchen, um sich am Boden mit dem Peilgerät vertraut zu machen?« fragte er den Bordwart.

»Längstens 'ne Stunde«, antwortete Kuhnke. »Mit der Funkanlage würde es nicht so schnell gehen.«

»Dann fahren Sie gleich zum Werksgelände. Wir kommen nach. Um drei Uhr starten wir zu einem Übungsflug auf die Sender Zürich und Stuttgart.«

Der Chefpilot horchte auf. »Da sich das Peilgerät im Rumpf befindet, wäre der zweite Führersitz frei. Wenn es Ihnen recht ist, würde ich gern mitfliegen.«

»Einverstanden«, erwiderte Werner, obwohl er lieber Ditha an seiner Seite gesehen hätte. »Ich werden Ihnen schnell erklären, welche Aufgabe ich Kuhnke stellen will. Er soll mir zu irgendeinem Zeitpunkt unmittelbar hintereinander sagen, in welchem Winkel er

die Sender Stuttgart und Zürich anpeilt. Der Schnittpunkt der beiden Linien, die sich aus den ermittelten Gradzahlen plus/minus Kompaßkurs, Luvwinkel und so weiter ergeben, ist unser Standort.«

»Wie einfach«, frotzelte Ditha.

»Das ist reine Übungssache«, versicherte Werner. »Es ist übrigens auch möglich, mit Hilfe einer bestimmten Formel den genauen Abstand vom Sender zu ermitteln.«

Rene Butti musterte Werner prüfend. »Würden Sie sich bei schlechter Wetterlage bedingungslos darauf verlassen?«

»Hundertprozentig!«

Der Chefpilot wiegte den Kopf. »Mir scheint, wir nähern uns in navigatorischer Hinsicht einem Punkt, an dem die Fliegerei in einen phantastisch anmutenden Bereich gerät.«

Im Verlauf des Übungsfluges stellte Kuhnke unter Beweis, daß er ein gelehriger Schüler Natalja Uglanows war. Er hatte erstaunlich viel bei ihr gelernt. Was ihm noch fehlte, war die manuelle Fähigkeit des Funkens. Aber er brauchte die Morsetaste ja noch nicht zu betätigen. Mit der »Do P« kam eine Blindlandung vorerst ohnehin nicht in Frage. Es mußte nur gewährleistet sein, daß Lipezk auch bei weit herabhängenden Wolken zielsicher angeflogen werden konnte, und das war im Eigenpeilverfahren möglich.

Werner hatte nun keine Bedenken mehr, das neue Flugzeug selbst bei schlechter Wetterlage nach Rußland zu überführen. Er hätte deshalb getrost die von Ditha geplante Reise durch die Schweiz antreten können. Eine innere Stimme riet ihm jedoch, sich zumindest noch einen Tag im Dornierwerk aufzuhalten, um sich über konstruktive Details zu informieren. Sein Entschluß blieb nicht ohne Folgen, denn er stellte fest, daß in Altenrhein ein Flugzeug gebaut wurde, wie er noch keines gesehen hatte. Die Konstruktion der Maschine wich insofern von allen anderen Typen ab, als bei ihr die Räder nach dem Start eingezogen werden konnten. Die Flugleistung erfuhr dadurch eine gewaltige Steigerung. Es wurde mit einer Geschwindigkeit von 250 km/h und einer Gipfelhöhe von nahezu 5000 Metern gerechnet.

»Von wem wurde die ›Do F‹ in Auftrag gegeben?« erkundigte sich Werner.

»Von Admiral Löhrs«, antwortete der Chefpilot.

In seiner Überraschung fragte Werner: »Hätten Sie Lust, die Maschine zu gegebener Zeit nach Lipezk zu überführen?«

Rene Butti wurde lebhaft. »Und ob!«

»Ich werde Sie in Vorschlag bringen und darauf hinweisen, daß Schweizer Piloten – bedingt durch die schwierigen fliegerischen Verhältnisse in ihrer alpinen Heimat – über eine besondere Qualifikation verfügen. Vielleicht gelingt es mir, etwas für Sie zu tun.«

Ditha war verständlicherweise nicht erbaut, als Werner ihr eröffnete, zwei weitere Tage in Altenrhein bleiben zu wollen. Sie ging auf seinen Wunsch aber gern ein, als er ihr schilderte, um wieviel leichter es mit der neuen Maschine für ihn sein würde, all das zu bewerkstelligen, was er sich wegen Natalja in den Kopf gesetzt hatte. Sie wollte zufrieden sein, wenn er seine Pläne durchführen konnte, und es freute sie, daß er ihr versicherte, den Aufenthalt in der Schweiz um die zusätzlich im Flugzeugwerk verbrachten Tage zu verlängern und den ursprünglich für die Mutter eingeplanten Urlaub dementsprechend zu verkürzen.

»Ich weiß sowieso nicht, was ich daheim tun soll«, hatte er hinzugefügt. »Wir werden uns in Berlin höchstens noch einmal treffen können. Und zwar an dem Tag, da ich morgens eine Besprechung mit Admiral Löhrs und Major Winter habe. Der Nachmittag und Abend gehört dann dir und deinen Eltern. Die übrige Zeit muß ich mich um Mama kümmern, obwohl es für mich kaum noch erträglich ist, mir immer wieder anhören zu müssen, welch prächtige Schwiegertochter Margot doch wäre.«

Ditha registrierte diese Feststellung mit einer gewissen Befriedigung, aber Mutter Eggebrecht tat ihr auch leid. Um ihrem Sohn die kostspielige Berufsausbildung zu ermöglichen, hatte sie jahrelang Tag und Nacht gearbeitet. War die Entfremdung von Mutter und Sohn nicht auf ihr eigenwilliges Vorgehen in Norderney zurückzuführen?

Sie versuchte, sich von dieser Vorstellung zu befreien, und es half ihr sehr, daß Werner in den folgenden Tagen oft über die in drei Jahren bevorstehende Heirat sprach.

»Die Vorbereitungen überlasse ich ganz dir«, sagte er, als sie eines Abends am Ufer des Bodensees entlanggingen. »Das einzige, um das ich bitte: Gib unserem Heim einen Rahmen, der *meinem* Einkommen entspricht.«

Ditha rückte näher an ihn heran. »Ich würde es niemals wagen, einen anderen Maßstab anzulegen.«

»Und du wirst dich einschränken können?«

»Das wage ich zu bezweifeln«, bekannte sie in aller Offenheit. »Wozu auch, solange das nicht erforderlich ist. Paps' Vermögen aus der Ferne zu betrachten ist langweilig. Es ist viel lustiger, einen Teil davon auszugeben. Wer über Moneten verfügt und wie eine Kröte darauf sitzt, ist ein armseliger Tropf.«

Werner zuckte die Achseln. »Schwer, etwas dagegen zu sagen. Dennoch solltest du damit beginnen, dir nicht jeden Wunsch einfach zu erfüllen.«

Ditha hob die Hand wie zum Schwur. »Das ist eine Formulierung, die nichts Konkretes aussagt und somit ohne weiteres akzeptiert werden kann.«

»Du bist unverbesserlich.«

»Möchtest du mich anders haben?«

»Ein ›bisseli‹, würde Rene Butti sagen.«

Ein herrlicher Altweibersommer verschönte die Urlaubstage in der Schweiz. Im komfortablen Wagen der Familie Gölten ließen sich Ditha und Werner durch ein Land fahren, das Armut nicht zu kennen schien. Die freundlichen Bewohner, ihre adretten Häuser, sauberen Straßen und gepflegten Gärten beeindruckten sie ebenso sehr wie die imposante Bergwelt mit den schneebedeckten Gipfeln, saftiggrünen Weiden, sich schon bunt färbenden Wäldern und den glasklar schimmernden Seen. Und dennoch wollte keine Hochstimmung aufkommen; sie wurde verdrängt vom Gedanken an die bevorstehende Trennung für fast drei Jahre. Ganz anders als in jenen

Tagen, da Werner sich voller Freude über die erhaltene Anstellung auf den ersten Flug nach Rußland vorbereitet hatte, legte sich nun Wehmut über beide. Gewiß, vieles wurde dadurch auch inniger. Die Stunden und Tage wurden intensiver erlebt, die Zeit aber eilte wie mit Siebenmeilenstiefeln dahin.

Als die Urlaubswoche ihrem Ende entgegenging, fragte Ditha bedrückt: »Könnten wir nicht doch noch einen Tag zulegen?«

»Nein«, erklärte Werner mit fester Stimme. »Für Mittwoch vormittag ist die Besprechung mit Admiral Löhrs und Major Winter anberaumt. Am Nachmittag komme ich, wie besprochen, zu euch. Donnerstag, Freitag und Samstag muß ich mich um Mama kümmern. ›Ach, Jungchen«, hat sie vorhin am Telefon geklagt, ›ich kann mir schon denken, warum du nicht rechtzeitig zurückgekehrt bist.««

Ditha senkte den Kopf. »Es war egoistisch von mir, noch einen weiteren Tag herauschinden zu wollen.«

Er blickte nachdenklich vor sich hin. »Ich werde für Freitag eine erneut notwendig gewordene Besprechung erfinden. Dann haben wir die Möglichkeit, noch ein paar Stunden durch die Stadt zu bummeln.«

Ihr Gesicht erhellte sich. »Die Vorstellung, dich in den Tagen vor deiner Abreise nicht mehr zu sehen, erdrückte mich schier.«

Er streichelte ihre Hand. »Am Freitagnachmittag stehe ich ausschließlich dir zur Verfügung. Und den Abend hängen wir auch noch dran.«

Daheim wurde Werner von der Mutter so überschwänglich begrüßt, daß ihm ihre am Telefon gemachte Bemerkung, sich schon denken zu können, warum er zur verabredeten Zeit nicht zurückgekehrt sei, unverständlich schien. Sie gab sich, als habe es ihr nichts ausgemacht, daß er die Reise um zwei Tage verlängert hatte. Ihre Worte waren von einer Herzlichkeit, die jeden Gedanken an eine Verstimmung ad absurdum führte. Verwundert fragte er sich: Was mag der Grund für ihr verändertes Wesen sein? Steht nüchterne Berechnung dahinter? Oder ist sie einsichtig geworden?

Werner hoffte dies. Er wurde jedoch eines Besseren belehrt, als er auf seinem Nachttisch ein Buch entdeckte, das die Mutter gewiß nicht ohne Grund dorthin gelegt hatte. Es war der antisemitische

Roman ›Die Sünde wider das Blut‹ von Artur Dinter. Dieses in der Schule vom Ordinarius zur Pflichtlektüre gemachte Elaborat hatte ihm einst eine schlechte Note eingebracht, weil er – mehr im Scherz als aus Protest so vermessen gewesen war, einen Vortrag über das Buch mit den Worten zu beginnen: »Artur Sünder: ›Die Dinte wider das Blut‹.«

Mit Bestimmtheit glaubte Werner sagen zu können, daß der Roman seiner Mutter bis dahin unbekannt gewesen war. Wenn sie diesen nun auf den Nachttisch gelegt hatte, mußte sie ihn von Oberstudienrat Hausmann erhalten haben und den Wunsch hegen, ihm, dem Sohn, ohne das Thema anzuschneiden, ihre Meinung kundzutun. Um so beachtlicher fand er es, daß sie ihn liebevoll empfangen und im Verlauf des Abends kein Wort über Politik oder Judentum verloren hatte. Ihr Interesse hatte ausschließlich dem Flugzeug gegolten, das er nach Rußland überführen sollte. Vergeblich versuchte er zu ergründen, was sie so verändert hatte. Doch was es auch sein mochte, er war glücklich über ihr offensichtliches Bestreben, das Zusammensein so harmonisch wie möglich verlaufen zu lassen. Er tat es ihr gleich, und dies fiel ihm um so leichter, als nicht ein einziges Mal das Thema ›Margot‹ angeschnitten wurde.

Etwas Entscheidendes muß passiert sein, sagte er sich, und er bedauerte nun beinahe, das Zusammensein mit der Mutter um jenen Nachmittag verkürzen zu müssen, den er Ditha in einer euphorischen Anwandlung zusätzlich versprochen hatte. Natürlich bereute er diese Zusage nicht, aber er hatte ein schlechtes Gewissen, als er der Mutter eröffnete, daß Major Winter ihn um eine nochmalige Unterredung gebeten hatte.

»Dein Beruf ist wichtiger als alles andere«, entgegnete sie selbstlos. »Außerdem haben wir ja noch den ganzen morgigen Tag für uns. Am Abend bringe ich dich dann mit Margot wieder zum Schlafwagen. Es muß schön sein, im Bett liegend seinem Ziel entgegenzufahren.«

»Ja, das ist wirklich sehr angenehm«, bestätigte er und staunte über das Geschick, das die Mutter entwickelte. Kein Loblied über die begehrenswerte Tochter ihrer Freundin. Kommentarlos ging sie über Margot hinweg und begeisterte sich statt dessen über die Fahrt im

Schlafwagen. Wie nebenbei aber hatte sie zum Ausdruck gebracht, wer ihn zum Bahnhof begleiten würde.

Ditha war erleichtert, als sie von Werner erfuhr, daß der erstaunliche Wandel der Mutter auch in den nächsten Tagen angehalten hatte. Dennoch blieb eine gewisse Skepsis in ihr. Sie hielt es für möglich, daß Mutter Eggebrecht nur einen neuen Weg beschriftet. »Täusch dich nicht«, warnte sie Werner. »Deine Mama wird weiterhin versuchen, ihr Ziel zu erreichen. Nun allerdings, wie es scheint, auf klügere Weise. Ihre Trumpfkarte ist und bleibt Margot.«

Er lachte. »Nu wot«, sagen die Russen. Mama wird eines Tages einsehen, daß ich eigene Wege gehe. Reden wir von etwas anderem.«

»Der Ausgang der Besprechung mit Admiral Löhrs und Major Winter interessiert mich ohnehin viel mehr«, bekannte Ditha. »Vor meinen Eltern, die sich große Sorgen machen würden, wenn sie erführen, was du vorhast, konnten wir ja nicht reden.«

»Dabei besteht nicht die geringste Gefahr, und es trifft sich ausgezeichnet, daß der Admiral mit meinem Vorschlag, das Schwergewicht auf die Erprobung der Funkgeräte zu legen, durchaus einverstanden ist. Er gibt sich keinen Illusionen hin und weiß genau, daß die ›Do P‹ ebenso unbefriedigende Ergebnisse bringen wird wie der ›Roland‹. Für den Luftverkehr konzipierte Maschinen lassen sich nun einmal nicht einfach zu Bombern umbauen. ›Betrachten Sie die ›Do P‹ als eine Vorstufe zur ›Do F‹, sagte er mir. ›Lehrgeld muß überall gezahlt werden. Mir kann es also nur recht sein, wenn Sie den nicht gerade billigen Versuchsträger zur Untersuchung der Verwendbarkeit moderner Navigationshilfsmittel heranziehen.« Ausdrücklich hat er mich berechtigt, die vorgesehenen Langstreckenflüge durchzuführen. Sobald ich weiß, wann die Maschine zur Auslieferung gelangt, bringe ich beim Kommandeur des sowjetischen Aufklärerverbandes das Gespräch auf die Möglichkeit des Rußstreuens über den Bergen von Pamir. Bestimmt wird er mir jede Unterstützung gewähren. Und dann passiert mit Natalja eben eines Tages das, was wir besprochen haben. Auf den Gedanken, es könnte sich um ein abgekartetes Spiel handeln, wird niemand kommen.«

Dithas Augen glänzten. »Ich halte dir die Daumen.«

»Und ich danke dir dafür, daß du auf die entscheidende Idee gekommen bist.«

Sie schmiegte sich an ihn. »Soll ich dich nicht doch bis Breslau begleiten?«

Er schüttelte den Kopf. »Du weißt, warum ich das nicht möchte. Um diese Jahreszeit ist mit schlechten Wetterlagen zu rechnen. Übrigens hat Major Winter mir versprochen, dich sofort anzurufen, wenn er über Funk die Mitteilung von meiner Landung in Lipezk erhält.«

»Hast du ihm gesagt, daß wir verlobt sind?«

»Voller Stolz habe ich das verkündet!«

Sie reckte sich. »Wie mich das beruhigt. Jetzt habe ich wenigstens einen Zeugen!«

Während Ditha sich bemühte, ihren Schmerz über die bevorstehende lange Trennung nicht erkennen zu lassen, legte Mutter Eggebrecht es darauf an, den letzten Stunden eine verwirrende Note zu geben. Ohne ihren Sohn davon in Kenntnis zu setzen, hatte sie Margot zum Abschiedskaffee eingeladen, und als es Zeit wurde, zum Bahnhof zu gehen, verließ sie den Raum mit dem Hinweis, sich schnell noch zurechtmachen zu wollen. »Ein paar Minuten werde ich euch ja wohl allein lassen dürfen«, fügte sie girrend hinzu.

Abgekartetes Spiel, dachte Werner. Ditha hat recht. Mama hat die Waffen gewechselt. Sie lobt ihre ›Traum-Schwiegertochter‹ nicht mehr, bringt sie aber als Trumpfkarte ins Spiel.

Er täuschte sich nicht. Kaum war er mit Margot allein, da näherte sie sich ihm. »Darf ich eine letzte Bitte an dich richten?«

»Nur zu«, antwortete er. »Ob ich sie erfüllen kann, ist eine andere Sache.«

»Ich bin sehr bescheiden geworden«, hauchte Margot. »Ich möchte lediglich, daß ein Abschiedskuß dein Versprechen besiegelt, mit niemandem über das zu reden, was ich dir anvertraut habe.«

Es wäre kindisch, nun den Prüden zu spielen, fand Werner und breitete die Arme aus. »Wohlan denn! Aber du weißt ja, was die Griechen lehrten: ›Nicht zu sehr!‹«

»Ich pfeif auf die Griechen«, entgegnete Margot und küßte ihn mit solcher Leidenschaft, daß ihm der Atem wegblieb. Sie preßte sich an ihn, ließ ihn ihre Brust und Schenkel spüren, bis offensichtlich wurde, daß er sich nicht mehr gegen sie auflehnte. »Auf Wiedersehen«, flüsterte sie wie erlöst. »Ich glaube, wir beide werden diesen Augenblick nie vergessen.«

In Altenrhein goß es in Strömen. Der Bodensee lag in dichtem Dunst. Angesichts der verheerenden Wetterlage war Werner froh, daß er den Navigationsübungsflug mit Kuhnke bereits durchgeführt hatte.

Der Bordwart war nicht wiederzuerkennen. »Gott sei Dank, daß Sie da sind!« rief er erfreut. »Mischt wie weg von hier. Ick bin schon völlig durchgedreht.«

»Nanu«, staunte Werner. »Sie haben doch 'ne Puppe und ...«

»Erinnern Sie mich nicht an die!« fiel Kuhnke ihm ins Wort. »Betrogen hat se mich, während ick im Werk war. Mit 'nem Schweizer! Aber ick hab' mich gerächt. Nur die Hälfte hab' ick ...« Er schnippte mit dem Finger. »Schwamm darüber. Mit Rene Butti hab' ick am Samstag noch einen Probeflug gemacht. Alles in bester Ordnung. Die elektrischen Benzinpumpen sind 'ne prima Sache – direkt vom Führersitz aus zu bedienen. Am besten hauen wir gleich ab. Die Tanks sind gefüllt. Ick war schon bei der Wetterwarte. In Breslau ist die Wolkenuntergrenze vierhundert Meter. Zur Zeit herrscht Rückenwind. Wahrscheinlich auch morgen auf der Strecke nach Lipezk.«

»Sie scheinen es ja mächtig eilig zu haben.«

»Weil ick *mein* Abenteuer hinter mich gebracht hab' und wissen möchte, was nun passiert. Bei unserer Rückkehr nach Deutschland sagten Sie, in Lipezk würde beim nächsten Mal alles viel spannender werden. Wat haben Sie vor?«

»Wir werden in erster Linie hochinteressante Langstreckenflüge durchführen. Details erzähle ich Ihnen später. Jetzt muß ich erst mit dem Meteorologen sprechen. Wenn die Wetterlage es erlaubt, starten wir noch heute.«

Kuhnke stieß einen Jauchzer aus. »Und am Abend find' ich bestimmt 'ne Puppe. Die letzte Nacht in Deutschland muß mit Pauken und Trompeten gefeiert werden.«

Nachdem Werner sich von Rene Butti verabschiedet hatte, startete er mit der CH-joz zum Flug nach Breslau. Da in den Wolken geflogen werden mußte, ließ er die Maschine gleich auf 2200 Meter steigen. Die größte Erhebung auf der vor ihnen liegenden Strecke betrug 1700 Meter.

In der Höhe wurde es so kalt, daß Pilot und Bordwart bedauerten, ihre fellgefütteten Winterkombinationen nicht bei sich zu haben. An diesem Tag waren aber nur sechshundert Kilometer zurückzulegen. Auf der Route Breslau-Lipezk würden sie es leichter haben. Da gab es keine Berge, genügte eine Flughöhe von fünfhundert Metern.

Obwohl Kuhnke ziemlich fror, war er in bester Stimmung. »Wenn Sie eine Peilung haben wollen, brauchen Sie es nur zu sagen«, rief er nach knapp einer Stunde Flugzeit. »Ich hab' die Karte genau studiert. Prag liegt auf unserem Kurs.«

Werner blickte auf die Blindfluginstrumente. »Gut, versuchen wir eine Abstandsbestimmung.«

Der Mechaniker verließ den zweiten Führersitz und stieg in den Rumpf zurück. »Ich bleibe gleich am Peilrahmen, um Ihnen zu gegebener Zeit die Gradzahlen zuzurufen. Bei hundert liegt Prag querab.«

Zufrieden dachte Werner: Nie im Leben hätte ich es für möglich gehalten, daß Kuhnke sich in navigatorischer Hinsicht so prächtig entwickeln würde. Bis er das Funkpatent erhält, steht uns gottlob Natalja zur Verfügung. Natalja! Schade, daß ich ihr die Wahrheit vorerst verschweigen muß.

Es dauerte eine Weile, bis der Bordwart rief: »Wir stehen in Höhe von Prag! Errechnete Geschwindigkeit: 240km/h!« Er kehrte in die Kanzel zurück und nahm wieder auf dem zweiten Führersitz Platz. »Klappt prima, wa?«

»Ausgezeichnet. Landung in Breslau: vierzehn Uhr zweiunddreißig.«

Vierzig Minuten später führten sie die nächste Abstandsbestimmung durch, und genau zur errechneten Zeit stieß die Maschine in fünfhundert Meter Höhe über Breslau aus den Wolken. Die Feuerprobe war bestanden.

Das Wetter war zu schlecht für einen Spaziergang durch Breslau. Werner zog es vor, so früh wie möglich zu Bett zu gehen. Er wollte am nächsten Morgen sehr zeitig aufstehen. Bis Lipezk waren es fünfzehnhundert Kilometer, und es war zu berücksichtigen, daß der Flug nach Osten führte. Die Zeitdifferenz betrug zwei Stunden.

Vom Hotel aus rief er seine Mutter und Ditha an. Zu seinem Leidwesen dominierte in beiden Gesprächen das politische Geschehen.

»Mein Jungchen!« jubelte Mutter Eggebrecht, kaum daß sie die Stimme ihres Sohnes vernahm. »Dein Anruf krönt diesen bedeutungsvollen Tag. Die hundertseven Abgeordneten der NSDAP sind in der braunen Uniform geschlossen in den Reichstag einmarschiert! Es war phantastisch! Ich gehe gleich zu Onkel Wilhelm. Für ihn muß es erhebend gewesen sein, das alles als Abgeordneter mitzuerleben. Du hättest doch in die Partei eintreten sollen.«

»Gibt es für dich denn kein anderes Thema mehr?« erregte sich Werner. »Ich rufe dich an, um mich von dir zu verabschieden, und du redest vom Einmarsch der Nationalsozialisten in den Reichstag.«

Es dauerte eine Weile, bis die Mutter reagierte. »Ach, Jungchen«, erwiderte sie milde, »steh dem Leben etwas aufgeschlossener gegenüber! Neben der Fliegerei gibt es doch noch andere Dinge.«

Ditha dagegen fragte ihn als erstes, wie der Flug verlaufen sei, und es machte sie glücklich, als Werner sagte, er habe nie zuvor eine Strecke mit solcher Sicherheit im Blindflug zurückgelegt.

»Weißt du«, erläuterte er, »bis jetzt war ich meistens etwas verkrampft. Das ist anders geworden. Ich sitze locker und danke meinem Schöpfer, daß ich die Erfahrung sammeln konnte, die ich nun besitze. Man braucht doch jahrelang Glück, um nicht in einer kritischen Situation vom Himmel zu fallen.«

»Ich bin froh, daß du das einsiehst«, erwiderte Ditha angetan. »Und ich verspreche dir, zu beherzigen, was deine Worte *mir* zu verstehen geben: Sei vorsichtig!«

Nach einer Weile wurden auch Liebes- und Abschiedsworte gestammelt, bis Ditha plötzlich, als müßte sie sich von einer Beklemmung befreien, die Frage stellte: »Hast du die Nachrichten

gehört?« Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: »Die Nationalsozialisten haben es tatsächlich gewagt, in Uniform in den Reichstag einzumarschieren. Paps ist außer sich. ›Hitler trägt auf zwei Schultern‹, sagte er vorhin. ›Ein Politiker, der schwört, die Verfassung zu achten, seinen Männern aber gestattet, sich im Parlament über alle bestehenden Bestimmungen hinwegzusetzen, ist keines Vertrauens würdig.«

»Und ich erlaube mir festzustellen, daß dies kein Thema für ein Abschiedsgespräch ist«, entgegnete Werner ruppig.

»Das finde ich doch!« protestierte Ditha. »Oder wollen wir nach deiner Rückkehr nicht heiraten? Wenn die Herren der NSDAP weitermachen, wie sie heute angefangen haben, wird das kaum möglich werden. Nach dem schockierenden Auftritt der Nationalsozialisten steht zu befürchten, daß ernst gemeint ist, was *Der Stürmer* schreibt: ›Juden raus! Juda verrecke! Schlagt sie tot, diese Bande, die schon Christus ans Kreuz genagelt hat!«

»Bitte, Ditha, glaub so etwas nicht! Das ist dummes Geschwätz.«

»Wir sind dennoch besorgt.«

»Dein Vater bestimmt nicht.«

»Die Attacken im *Stürmer* nimmt er natürlich nicht ernst. Trotzdem will er nun Maßnahmen treffen, um uns abzusichern. Jedenfalls wird er alle deutschen Aktien abstoßen und ausländische Papiere kaufen.«

Werner lachte. »Solange er sich auf solche Weise absichern kann, besteht für euch kein Grund zur Sorge. Und vergiß nicht, daß ich auch noch da bin!«

Ditha frohlockte: »Das ist das Schönste, was du mir zum Abschied sagen konntest.«

Oft dachte Werner auf dem Flug nach Lipezk an sein letztes Gespräch mit Ditha, aber immer wieder drängte er die Gedanken an sie schnell zurück. Er durfte sich nicht ablenken lassen. Auf der ganzen Strecke herrschte dichte Bewölkung. Voraussichtlich mußte er sechseinhalb Stunden im Blindflug zurücklegen, wobei ihm zustatten kam, daß er mit der ›Do P‹, die das Schweizer

Hoheitszeichen führte, das polnische Territorium überfliegen und das Ziel auf direktem Kurs ansteuern durfte.

Nach einer Stunde Flugzeit kroch Kuhnke in den Rumpf zurück, um eine Peilung zu nehmen. Um sieben Uhr vierzig meldete er: »Der Sender Warschau liegt querab!«

Werner kontrollierte die Streckenkarte und registrierte erfreut: »Wir haben den gleichen Rückenwind wie gestern und bewegen uns wieder mit 240 km/h über Grund. Bis wir Minsk passieren, werden weitere anderthalb Stunden vergehen. Kommen Sie also wieder vor.«

Der Bordwart kehrte auf den zweiten Führersitz zurück und brummte verdrossen: »Blöde ›Waschküche‹! Die ganze Zeit nur auf Zeiger und Skalen kicken ist verdammt langweilig.«

»Nicht, wenn Sie sich das Gelände vergegenwärtigen, das wir überfliegen«, widersprach Werner. »Gedanken können alles beleben.«

»Sie haben gut reden. Stellen sich einfach vor, Ihre Braut säße neben Ihnen. Ich wollte, mir würde mal so was Schnuckeliges wie Ihre Ditha über den Weg laufen. Dann tät' ich auch heiraten.«

Werner grinste. »Sie werden mir direkt sympathisch.«

Kuhnke rieb sich das Kinn. »Ich hab' schon überlegt, ob ich nicht versuchen soll, bei Natalja anzuklopfen.«

Nur keine Komplikationen, schoß es Werner durch den Kopf. »Da müssen Sie aber sehr vorsichtig zu Werke gehen. Sie wissen ja, wie Natalja sich angestellt hat, als ich ihr nach unserer ersten Blindlandung einen Bruderschaftskuß gab. Russinnen können ganz schön eisig sein.«

»Dann muß man sie eben auftauen.«

»Lassen Sie lieber die Finger davon. Unsere Zusammenarbeit mit Natalja darf keine Störung erfahren. Ohne sie könnte ich meine Pläne nicht verwirklichen.«

Pausenlos dröhnten die Motoren. Die Wolken waren so dicht, daß zeitweilig das Ende der Tragfläche nicht zu sehen war.

Um neun Uhr vierundzwanzig meldete Kuhnke: »Kommissar Arschloch läßt grüßen! Minsk liegt querab.«

»Die Zeit stimmt fast auf die Minute. Die Linie Kiew-Smolensk werden wir um zehn Uhr fünfzehn passieren.«

»Dann leiste ich Ihnen erst mal wieder Gesellschaft.«

Auch die nächste Peilung deckte sich mit der vorausberechneten Zeit. Kuhnke wurde lebhaft wie nie zuvor, und er hatte vor Aufregung rote Wangen, als er zwei Stunden später begeistert rief: »Ick hab' den Sender Moskau erwischt! Zwar nur mit Lautstärke eins, aber immerhin: Wir liegen im Moment genau querab.«

»Dann erreichen wir unser Ziel wie errechnet um zwölf Uhr fünfundvierzig MEZ. Nehmen Sie gleich eine Peilung von Lipezk.«

Bald darauf meldete der Bordwart: »Das Minimum steht!«

Werner ließ die Stoppuhr anlaufen und erflog eine Abstandsbestimmung, aus der er ersah, daß der russische Heimathafen in fünfzehn Minuten erreicht sein würde. »Sobald die Peilung um sechzig Grad gewandert ist, kommen Sie vor«, wies er Kuhnke an. »Zwei Minuten später stoße ich durch die Wolken. Hoffentlich bekommen wir früh genug Erdsicht.«

Beiden schlug das Herz nun doch schneller. Theoretisch mußte alles klappen. Was aber, wenn die Wolken sehr tief hingen?

Als dreizehn Minuten vergangen waren, nahm Werner etwas Gas zurück, um langsam Höhe zu verlieren.

»Sechzig Grad!« schrie der Bordwart und zwängte sich in die Führerkanzel.

Der Höhenmesser sank um hundert Meter. Die Struktur der Wolken veränderte sich nicht.

»Ick hab' ganz kurz einen Acker gesehen!« rief Kuhnke.

Werner führte das Steuer behutsam nach vorn. Das Weiß der Wolken wurde grau – ein Zeichen dafür, daß sie sich der Erde näherten. Gleich müssen wir es geschafft haben, dachte er eben, als sie aus den Schwaden herausglitten und unmittelbar vor ihnen die Häuser von Lipezk lagen.

»Hurra!« brüllte der Bordwart.

Die Flughöhe betrug nur noch zweihundert Meter. Werners Hände waren naß vor Erregung. Das Steuer kräftig andrückend, jagte er in

fünfzig Meter Höhe dem Flugfeld entgegen, legte die Maschine in eine Kurve und umkreiste den Platz einige Male.

Erste Schneeflocken fielen aus den Wolken.

Werner setzte zur Landung an. »Wir haben mehr Glück als Verstand gehabt.«

»Durch meine Kehle wird gleich 'ne Menge Wodka gluckern!« freute sich Kuhnke.

Noch während die ›Do P‹ auf die Hallen der deutschen Jagdfliegerschule zurollte, eilten von allen Seiten Piloten und Mechaniker herbei. Ein Flugzeug mit vier Motoren in Tandemanordnung hatte man noch nicht gesehen. Auch war bekanntgeworden, daß Major Fink via Berlin über Kurzwelle die Meldung vom Start der Maschine zum Nonstopflug von Breslau nach Lipezk erhalten hatte.

Der Kommandeur grüßte zur Kanzel hinauf. »Nur sechs Stunden und fünfzehn Minuten haben Sie gebraucht! Und das ohne Erdsicht! Es lebe die Funknavigation, von der ich nichts wissen wollte!«

»Und es lebe Harry Fiel!« ergänzte ein junger Leutnant.

Verwundertes Aufhorchen.

»Was hat der Filmheini mit dem Flug zu tun?« polterte der deutsche Befehlshaber.

Der Offizier lachte. »Finden Sie nicht, daß die Maschine wie Harry Fiel aussieht? Die drehenden Propeller hinter der Rumpfnase erinnern an die Brille dieses verrückten Regisseurs und Tierdompteurs.«

Der Vergleich war absurd, hatte aber zur Folge, daß die ›Do P‹ in Lipezk fortan ›Harry Piel‹ genannt wurde.

Werner stieg auf den Sitz und hob die Arme. »Herzlichen Dank für den umwerfenden Empfang.«

In Wirklichkeit bewegte ihn etwas anderes. Es war ihm gelungen, nach einem Flug, der über fünfzehnhundert Kilometer führte, mit Hilfe von Eigenpeilung genau über der angesteuerten Ortschaft aus den Wolken herauszustößen. Er war sich bei weitem nicht so sicher gewesen, wie es nun aussah. Viel Überwindung hatte es gekostet, das

Risiko einzugehen. Doch jetzt, da es geschafft war, fühlte er sich leicht wie eine Feder.

Werner versuchte, Natalja zu entdecken. Als er sie inmitten einer russischen Gruppe stehen sah, winkte er lebhaft zu ihr hinüber.

»Kommen Sie, Natalja! Diese Maschine verfügt über Funkgeräte, die Ihr Herz höher schlagen lassen werden. Kuhnke brennt darauf, sie Ihnen zu zeigen.«

Ihr Gesicht erhellte sich.

Major Fink rief: »Eigentlich wollte ich diesen seltsamen Vogel als erster besteigen. Angesichts Ihrer funknavigatorischen Leistung lasse ich unserer russischen Meisterin natürlich den Vortritt.«

»Der Rumpf ist geräumig genug, um mehreren Personen Platz zu bieten. Bringen Sie auch Hauptmann Subnik gleich mit.«

Diese Aufforderung entsprang der plötzlichen Befürchtung, sein Zuruf könne Natalja falsche Hoffnungen wegen ihrer Eltern gemacht haben. Um keinen Preis wollte er in den nächsten Minuten allein mit ihr sein.

Kuhnke glaubte, Werner habe Natalja seinetwegen aufgefordert, an Bord zu kommen. Zufrieden streifte er seine Kopfhaube ab. »Ich werde mich bei passender Gelegenheit revanchieren.«

Beide kletterten in den Rumpf zurück.

Major Fink reichte ihnen die Hand. »Niemand hätte ich es für möglich gehalten, daß man mit Hilfe von Peilungen so exakt navigieren kann. Deshalb freut es mich ganz besonders, Ihnen sagen zu können, daß auf meinem Schreibtisch zwei Ernennungsurkunden liegen. Sie, Eggebrecht, wurden zum Leutnant der Reserve ernannt. Und Sie, Kuhnke, zum Feldwebel der Reserve.«

»Ich werd' schwach«, stöhnte der Bordwart.

Major Fink zog Natalja, die ihm mit dem russischen Kommandeur gefolgt war, an sich heran. »Vermutlich sind Sie sehr froh, die beiden wiederzusehen.«

Sie nickte. »Der Hinweis auf die neuen Funkgeräte hat meinen Pulsschlag beträchtlich erhöht.« Unbekümmert küßte sie Werner nach russischer Sitte auf die Wangen.

Kuhnke drängte sich vor und begrüßte Natalja mit zwei schmatzenden Küssen.

»Nicht übertreiben!« warnte der deutsche Befehlshaber amüsiert und reichte Pawel Subnik die Hand. »Vermutlich wird sich unser Kontakt infolge verstärkter funktechnischer Bemühungen in Zukunft noch vertiefen.«

Natalja übersetzte.

Der Kommandeur bedankte sich und fügte einige leiser gesprochene Worte hinzu.

Auch Natalja dämpfte ihre Stimme. »Der Hauptmann versichert Ihnen, daß das gute Verhältnis der deutschen Einheit durch den nun bei uns eingesetzten Kommissar Grischa Rakosi keine Veränderung erfahren wird.«

Werner war froh, daß Natalja unter den gegebenen Umständen nicht die Frage an ihn richten konnte, die ihr wahrscheinlich auf der Zunge brannte. Aber ihn beschäftigte auch der Kommissar, von dem die Rede gewesen war. Würde der seinen weitgesteckten Plänen, die sich nur in Zusammenarbeit mit Natalja und dem russischen Aufklärerverband durchführen ließen, ebenso aufgeschlossen gegenüberstehen wie der begeisterungsfähige Kommandeur Pawel Subnik. »Was halten Sie von Grischa Rakosi?« fragte eben deutscher Befehlshaber, nachdem er ihm in der Kanzel einige neue Instrumente erläutert hatte.

Der Major zuckte die Achseln. »Schwer zu sagen. Er kreuzte vor einer Woche überraschend hier auf. Das ist so die Tour der Apparatschiks. Sie legen es darauf an, Nervosität zu verbreiten.«

Werner deutete auf eine seitlich stehende russische Gruppe. »Vermutlich hält sich der Herr dort drüben auf. Sollten wir ihn nicht einladen, die Maschine zu besichtigen?«

»Im Hinblick auf Ihre Vorhaben könnte das vorteilhaft sein.« »Sie sind über meinen Aufgabenkreis informiert?« »Admiral Löhrs hat mir ausführlich geschrieben.« Werner beugte sich zum Durchstieg hinunter und bat Natalja, den Kommissar einzuladen, das Flugzeug zu besichtigen. »Damit er sich nicht zurückgesetzt fühlt!« fügte er hinzu.

Sie eilte gleich los, und wie er später von ihr erfuhr, war sie so klug, Grischa Rakosi zu erklären, Major Fink habe darum gebeten, auch ihn einzuladen.

Die Wirkung war nicht zu übersehen. Der stämmige Kommissar gab sich ungemein freundlich und war sichtlich beeindruckt, als Werner, dessen Ausführungen Natalja übersetzte, ihm geschildert hatte, auf welche Weise es möglich gewesen war, ohne mit einer Bodenstelle in Funkverbindung zu stehen, genau über Lipezk aus den Wolken herauszustoßen. In seiner Begeisterung ergriff er die Hand des Piloten. »Phantastisch ist das! Ich gratuliere Ihnen. Die Methode müßte an unseren Schulen gelehrt werden.«

»Eine großartige Idee«, stimmte ihm Werner zu. »Und Ihr Aufklärerverband könnte sie verwirklichen.«

Grischa Rakosi sah ihn fragend an. »Wie meinen Sie das?« »Nun, wenn Ihr Vorschlag höheren Orts aufgegriffen würde, ließe sich der hiesigen Einheit ohne weiteres eine Navigationsschule angliedern. Ich wäre bereit, den praktischen Unterricht zu übernehmen. Die neuen Funkgeräte müssen ohnehin erprobt werden. Vier bis fünf Schüler könnten jederzeit mitfliegen und von Natalja Uglanow in funktechnischer und von mir in flugnavigatorischer Hinsicht unterwiesen werden. Das erfordert allerdings weite Flüge. Aber wahrscheinlich wird Ihre Idee in Moskau auf taube Ohren stoßen.«

Die Augen des Kommissars wurden stechend. »Sie täuschen sich, Towarischtsch Eggebrecht! Rußland ist das fortschrittlichste Land der Erde, und ich bin gewiß, daß meine Idee in die Tat umgesetzt wird.«

Er spricht schon von *seiner* Idee, frohlockte Werner insgeheim.

»Raffiniert eingefädelt«, raunte Major Fink ihm zu. »Nur so kann man sich bei den Towarischtschi durchsetzen.«

»Was hat er gesagt?« fragte der Kommissar mißtrauisch.

Natalja behauptete ohne Bedenken: »Der deutsche Befehlshaber forderte den Piloten auf, Ihnen jede Hilfe zuteil werden zu lassen.«

»Chorocho! Serr gutt! Ich danken!« radebrechte Grischa Rakosi. »Spasibo bolschoje!«

Als die Offiziere das Flugzeug verließen, flüsterte Werner Natalja zu: »Ich glaube, wir haben viel erreicht.«

Sie sah ihn erwartungsvoll an. »Konntest du etwas über meine Eltern ermitteln?«

»Ja und nein«, antwortete er. »Die Recherchen sind noch nicht abgeschlossen. Ditha, von der ich dich herzlich grüßen soll, versucht zur Zeit ... Aber das muß ich dir im Zusammenhang erzählen. Wann und wo können wir uns treffen?«

»Wenn ich mich morgen nachmittag mit den Funkgeräten vertraut mache, hätten wir Gelegenheit ...«

»Gut, ich komme um drei Uhr und Sorge dafür, daß Kuhnke eine Weile verduftet.«

Natalja sah ihn prüfend an. »Sei ehrlich: Du hast nichts feststellen können.«

»Noch nichts *Konkretes*.«

Sie berührte seinen Arm. »Mach mir nichts vor. Bittere Wahrheiten zählen in Rußland zum täglichen Brot.«

Er legte die Hand auf ihre Schulter. »Ich täusche dich nicht, Natalja. Nach allem, was wir in Erfahrung gebracht haben, scheint es so zu sein, daß deinen Eltern die Flucht aus Rußland gelungen ist.«

Wie bei der ersten Ankunft in Lipezk kam Werner Eggebrecht auch diesmal nicht daran vorbei, bis tief in die Nacht im Kasino zu zechen. Doch anders als früher drehten sich die Gespräche nun hauptsächlich um politische Dinge. Der überwältigende Wahlsieg der NSDAP bewegte die Gemüter, und niemand nahm Anstoß daran, daß die nationalsozialistischen Abgeordneten uniformiert in den Reichstag einmarschiert waren. Unwillen erweckte lediglich die Farbe der Parteikleidung. Man hätte lieber graue Uniformen gesehen. Im übrigen fand man es ganz gut, daß die »Quasselbude des Reiches« ins Wanken geriet. Auch versprachen sich die meisten Offiziere von einer Regierungsübernahme durch national gesinnte Parteien eine Vergrößerung der Reichswehr. Bessere Aufstiegsmöglichkeiten würden die Folge sein.

»Oberst a. D. von der Leith-Rolson wird bestimmt reaktiviert und zum General befördert werden«, prophezeite Oberleutnant Ballmann, kurz ›Balli‹ genannt.

»Und Sie hoffen, bald Hauptmann zu sein?« flachste ein Fähnrich.

»Nun ja, der Beförderungssegen würde uns allen zugute kommen.«

Major Fink mischte sich ein. »Reden wir über vernünftige Dinge. Welches Erprobungsprogramm soll mit der ›Do P‹ zunächst durchgeführt werden? Ich stelle die Frage, weil Oberst von der Leith-Rolson die neue Maschine möglichst bald in Fili oder Jagi besichtigen möchte.«

»Und ich brenne darauf, Moskau kennenzulernen«, begeisterte sich Werner.

Der Befehlshaber schüttelte den Kopf. »Daraus wird nichts. Die Metropole ist uns verwehrt. Wir dürfen nur auf dem früheren Gelände von Junkers oder auf dem Platz unserer Forschungsanstalt in Jagi landen. Ich würde Fili vorschlagen. Dort bauen die Sowjets verschiedene Flugzeugtypen, die für Sie und Ingenieur Schulze interessant sein werden.«

»Einverstanden. Wir sollten den Trip aber gleich in den nächsten Tagen hinter uns bringen, damit die Maschine so schnell wie möglich umgerüstet werden kann.«

Der Flugingenieur machte ein bedenkliches Gesicht. »Selbst wenn wir Tag und Nacht arbeiten – bis die Bombenschächte eingebaut sind und die Bewaffnung installiert ist, liegt der Schnee hier so hoch, daß nicht mehr gestartet werden kann.«

Werner stützte die Arme auf den Tisch. »Dennoch werden wir während des ganzen Winters fliegen! Ich hab' nämlich einen Plan, den ich dem hier eingesetzten Kommissar vortragen werde. Ab Frühjahr übernehmen wir in Zusammenhang mit der Ermittlung der Leistungsfähigkeit unserer Funkgeräte die praktische Ausbildung russischer Navigationsoffiziere. Als Äquivalent dafür muß die sowjetische Einheit die Ost-West-Startbahn den ganzen Winter über schneefrei halten. Dann sind wir in der Lage, uns monatelang intensiv mit der Erprobung des Bombers zu beschäftigen – Monate, die uns sonst verlorengehen.«

Ingenieur Schulze nickte anerkennend. »Gut gebrüllt, Löwe. Ob die Sowjets da aber mitspielen ...?«

»Davon bin ich überzeugt«, versicherte Major Fink. »Unser frischgebackener Leutnant der Reserve hat den Kommissar nämlich gleich nach der Landung so gründlich eingeseift, daß er seinen Plan akzeptieren wird.«

»Aldann.« Der Flugingenieur sah Werner fragend an. »Könnten wir bei der augenblicklichen Wetterlage nach Fili fliegen?«

»Hundert bis zweihundert Meter Wolkenuntergrenze sind ausreichend, wenn Natalja Uglanow das Funkgerät bedient. Die Flugsicherung ist dann gewährleistet. Und wir werden während des Fluges dem russischen Kommissar demonstrieren, welche Möglichkeiten eine exakte Funknavigation bietet.«

»Sie wollen ihn mitnehmen?« fragte der Befehlshaber überrascht.

»Warum nicht? Sie, Herr Major, setzen sich hinter das zweite Steuer. Für Natalja Uglanow läßt Ingenieur Schulze vor dem Funkgerät einen Sessel einbauen. Kuhnke erhält einen Kartentisch mit Sitzgelegenheit. Hinter den beiden werden weitere vier Sitze montiert, auf denen Pawel Subnik, Grischka Rakosi, unser hochverehrter Herr Ingenieur Schulze und Kolja Petrowitsch Platz nehmen. Der Dolmetscher soll den russischen Offizieren alles übersetzen, was zwischen Natalja Uglanow, Kuhnke und mir gesprochen wird. Ich garantiere Ihnen, daß der Kommissar uns nach dem Flug jeden Wunsch erfüllt.«

Major Fink kniff die Augen zusammen. »Mir scheint, die Idee ist Ihnen nicht eben erst gekommen.«

»Stimmt. Ich habe mir in den letzten Wochen allerhand Gedanken darüber gemacht, wie wir unsere sowjetischen Freunde becirren könnten.«

»Und uns!« fügte der Befehlshaber hinzu. »Doch wie auch immer: Ich akzeptiere Ihren Vorschlag.«

Der erste Schritt für Natalja ist getan, dachte Werner. Jetzt muß ich sie nur noch eine Weile vertrösten.

Der Abend brachte für Werner zwei große Überraschungen. Kurz vor Mitternacht meldete ein Unteroffizier dem Major, Berlin habe

soeben über Kurzwelle den Empfang der am Spätnachmittag infolge fehlenden Funkkontaktes ›blind‹ ausgestrahlten Ankunftszeit der ›Do P‹ bestätigt und hinzugefügt: »Braut des Piloten verständigt.«

Augenblicklich brach ein gewaltiges Hallo aus.

»Unerhört, uns zu verschweigen, daß Sie sich verlobt haben«, rief der Major. »Das kostet Sie einige Extrarunden! Wir werden Ihre Braut auf der Stelle hochleben lassen. Wie ist ihr Name?«

»Ditha.«

Der Befehlshaber stutzte. »Den Namen hab' ich noch nie gehört.«

Werner erinnerte sich an die Reaktion seiner Mutter auf Norderney. Den Bruchteil einer Sekunde kämpfte er mit sich, bevor er frei heraus erklärte: »Ditha ist eine Koseform von Judith. Meine Braut ist Jüdin.«

»Aha!« rief Oberleutnant ›Balli‹ im Kölner Dialekt. »Dann hat se Jeld an de Föß.«

Erleichtert darüber, daß niemand Anstoß an der Herkunft seiner Braut nahm, konterte Werner übermütig: »Außer Geld verfügt se auch über ein prächtiges Fahrgestell. Und se besitzt den Az-Schein.«

»Machen Sie Witze?« fragte der Major.

»Nein. Meine Verlobte ist eine begeisterte Sportfliegerin.«

»Muß ja ein tolles Mädchen sein.«

»Das gerade einundzwanzig Lenze zählt. Gleich nach meiner nächsten Rückkehr werden wir heiraten.«

Major Fink legte den Arm um Werner. »Sie sind ein kluges Bürschchen. Jüdinnen sollen treu bis in den Tod sein.« Er erhob sich und griff nach seinem Glas. »Meine Herren! Wir trinken auf das Wohl des jungen Paares. In Kameradschaft segnen wir einen ungewöhnlichen Fliegerbund. Ex, meine Herren!«

Die zweite Überraschung erlebte Werner, als er zu später Stunde sein Zimmer aufsuchte. Wieder hatte Ditha es verstanden, mit Hilfe von Kuhnke ein Paket nach Lipezk zu schmuggeln. Sie schrieb:

›Angesichts der großen Aufgaben, die Du Dir gestellt hast, wäre es verfehlt, Dir auch diesmal geistige Nahrung zu senden. Mir

scheint es nun wichtiger zu sein, deine Nerven zu stärken, und da Kakao ein wertvoller Nährstoff ist, sende ich Dir vier luftdicht verschlossene Blechdosen mit je 250 kleinen Schweizer Schokoladentäfelchen, von denen Du täglich eines verzehren und dabei an mich denken sollst. Nach meiner Rechnung reicht die gewählte Menge bis zum Juni 1933. Da Du voraussichtlich »schon« im Mai oder April des genannten Jahres zurückkehrst, kannst Du die verordnete Medizin unbesorgt Tag für Tag einnehmen.

Zu tausend Schokoladentäfelchen gehören natürlich tausend Küsse. Ich gebe sie Dir hiermit. Für immer Deine Ditha.«

Zeitiger als mit Kuhnke verabredet, ging Werner am nächsten Nachmittag zum Flugzeug, um Gelegenheit zu haben, eine Weile allein mit Natalja zu reden. Kuhnke paßte das nicht. Doch als der Pilot ihm erklärte, seine weitgesteckten Pläne nur mit Hilfe des Kommissars durchführen zu können, den Natalja »chloroformieren« solle, lenkte er auf der Stelle ein.

»Ick verschwinde, Käpten.«

Werner schüttelte unwillig den Kopf. »Wie oft muß ich Ihnen noch sagen, daß mir dieser Titel nicht zusteht!«

»Das ist ja die Ungerechtigkeit! Sie haben alle Bedingungen erfüllt ...«

»Eben nicht! Man muß unter anderem dreißig Jahre alt sein! Ich habe also bis 1934, noch gut drei Jahre, zu warten. Und nun hauen Sie ab!«

»Aye, aye, Sir!«

Werner holte aus der Maschine eine Streckenkarte und legte sie auf die Dämpfungsfläche des Leitwerks, um zu gegebener Zeit den Eindruck erwecken zu können, als unterhalte er sich mit Natalja über navigatorische Probleme. Es dauerte nicht lange, bis die Russin erschien. Ihr Gesicht war blasser als sonst, ihre hellblauen Augen blickten unstedt. Offensichtlich hatte sie eine schlechte Nacht gehabt.

»Du hast mich in eine entsetzliche Unruhe gestürzt«, waren ihre ersten Worte. »Immer wieder höre ich dich sagen: »Es scheint so zu sein, daß deinen Eltern die Flucht aus Rußland gelungen ist.« Was, so

frage ich mich seitdem, kann den Anschein einer gelungenen Flucht erwecken? Entweder ...«

»Moment«, unterbrach er sie. »Es tut mir leid, wenn ich mich mißverständlich ausgedrückt habe. Ich wollte zum Ausdruck bringen, daß Ditha und ich nicht ganz ohne Hoffnung sind. Es gibt nämlich einen Hinweis, der den Rückschluß gestattet, daß deine Eltern nach der Oktoberrevolution zumindest einmal in Berlin gewesen sind.«

»Das würde ja bedeuten ...«

»Laß dir nichts anmerken!« fiel Werner ihr ins Wort und breitete die Merkatorprojektion aus, die er auf das Leitwerk gelegt hatte. »Beuge dich mit mir über die Karte.«

»Ich hab' mich schon gefangen«, beruhigte sie ihn. »Erzähl weiter! Was spricht dafür, daß meine Eltern in Berlin gewesen sind?«

»Konkret folgendes: Deine Großmutter starb 1918, und ihr Grundbesitz wurde zwei Jahre später deiner Mutter überschrieben. Das erfordert entweder die persönliche Anwesenheit des Erbberechtigten oder die eines legitimierten Anwalts.« Werner hatte sich über den Sachverhalt genau informiert. Im weiteren Verlauf des Gesprächs aber behauptete er Dinge, die nicht der Wahrheit entsprachen. »Das Katasteramt, das ich aufsuchte, verweigerte mir jegliche Auskunft, weil ich nicht in der Lage war, mich als Familienmitglied auszuweisen. Ich konnte somit nicht klären, ob deine Mutter oder ein Anwalt die Übertragungsurkunde unterzeichnet hat. Im Grunde genommen ist das auch nebensächlich. Von Bedeutung ist, daß die Villa der Verstorbenen deiner Mutter zugesprochen wurde. Hätte sie sich 1920 in Rußland aufgehalten, wäre die Umschreibung unmöglich gewesen.«

Natalja rückte näher an Werner heran. »Ich bin ganz aufgeregt. Deine Beweisführung ist einleuchtend.«

»Für mich nur zum Teil«, schränkte er vorsorglich ein. »Denn es ergibt sich die Frage: Warum wohnt deine Mutter nicht in dem Haus?«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe die Nachbarn befragt«, flunkerte er weiter. »Seit Jahren lebt niemand darin. Lediglich einmal hielten sich ein Herr und eine Dame einige Tage in der Villa auf.«

»Das könnten meine Eltern gewesen sein.«

»Sprechen Sie französisch?«

»Natürlich. Am Hof des Zaren wurde ausschließlich en français parliert. Warum fragst du?«

»Weil eine der Nachbarinnen behauptet, die beiden hätten französisch gesprochen. Und da viele russische Emigranten in Paris leben, hat Ditha an die Einwohnermeldeämter sämtlicher Arrondissements geschrieben und um Auskunft gebeten, ob in ihren Karteien ein Monsieur Goworow oder eine Madame Goworowa geführt wird. Ich werde sofort benachrichtigt, wenn etwas Positives zu melden ist. Natürlich in verschlüsselter Form.«

»Am liebsten würde ich dich jetzt umarmen. Wie soll ich dir und Ditha nur danken?«

»Unser schönster Lohn wäre es, wenn es gelingen sollte, deine Eltern ausfindig zu machen. Schraub deine Erwartungen nur nicht zu hoch!«

Nataljas Finger fuhr über die Landkarte. »Mach dir deswegen keine Gedanken. Bis heute gab es nicht den geringsten Lichtblick für mich. Meine Lage hat sich also wesentlich verbessert. Doch jetzt mußt du von Ditha erzählen. Habt ihr euch verlobt?«

»Ich hätte sonst nicht gewagt, dir wieder unter die Augen zu treten. Sie und ihre Eltern würden dich mit offenen Armen empfangen, wenn du Rußland verlassen könntest.«

»Das wird leider niemals möglich sein. Allein ein Antrag auf Ausreisegenehmigung würde genügen, mich nach Sibirien zu verbannen. «

»Dann ein anderes Thema. In den nächsten Tagen soll ich diese Maschine in Fili vorführen. Wir werden Hauptmann Subnik und Kommissar Rakosi einladen, an dem Flug teilzunehmen. Du sollst dabei den Funkverkehr übernehmen. Im Hinblick auf meine Pläne ist es wichtig, vor den Genossen die Zuverlässigkeit der Navigation mit Hilfe von Fremd- und Eigenpeilungen unter Beweis zu stellen.«

Natalja unterdrückte ein aufsteigendes Lachen. »Towarischtsch Grischa Rakosi hat gestern abend bereits in den höchsten Tönen von dir geschwärmt.«

»Um so besser. Mit seiner Unterstützung werden wir alles erreichen.«

Ihre Augen nahmen einen verräterischen Glanz an. »Ganz schön gerissen!«

Der von Oberst a. D. Leith-Rolson gewünschte Flug nach Fili bei Moskau fand wenige Tage später statt. Werner nahm, wie mit Major Fink besprochen, die Gelegenheit wahr, den russischen Offizieren die Anwendungsmöglichkeiten der unterschiedlichen Funk- und Peilsysteme vorzuführen. Er versprach sich viel von dieser Demonstration, doch seine Erwartungen wurden noch übertroffen. Es klappte einfach alles. Sogar das Wetter spielte mit. Gestartet wurde bei leichtem Schneefall. Die Wolkenuntergrenze betrug dreihundert Meter. Für die im Fliegen ohne Sicht unerfahrenen Passagiere war es ein beklemmendes Gefühl, schon kurz nach dem Abheben vom Boden dichte Nebelschwaden an den Bullaugen der Kabine vorbeiziehen zu sehen.

Der Befehlshaber des deutschen Jagdverbands hatte am zweiten Steuer Platz genommen, alle anderen in der Kabine. Kuhnke saß am Peilrahmen, Natalja Uglanow bediente das Funkgerät.

Kommissar Grischa Rakosi wurde nervös, beruhigte sich aber, als Natalja nach etwa zehn Minuten Flugzeit rief:

»Lipezk peilt uns unter rechtweisend 343 Grad. Wir befinden uns genau auf Kurs.«

Später meldete der Bordwart: »Radiosender Tula liegt querab! Geschwindigkeit über Grund demnach 210 km/h.«

»Ich komme zum gleichen Ergebnis«, bestätigte die Funkerin. »Ankunft in Fili somit um elf Uhr fünfundzwanzig.«

»Kontrolle durch Eigenpeilung«, forderte Werner, und nachdem Kuhnke ihm mehrmals verschiedene Gradzahlen zugerufen hatte, bedankte er sich mit dem Hinweis: »Zeit stimmt! Bis Fili sind es noch fünfundvierzig Minuten. Anflug von Westen. Erbitte QGH.«

»Was heißt das?« erkundigte sich der Kommissar.

»So nennt man das Durchstoßverfahren«, erklärte Natalja. »Wenn der Peilflugleiter das Motorengeräusch über sich hört, läßt er ›QGH‹ funken – eine Codebezeichnung, die besagt: ›Sie befinden sich jetzt genau über dem Platz.‹«

Pünktlich auf die Minute stieß Werner über dem Flugfeld von Fili in zweihundert Meter Höhe aus den Wolken heraus, und es war ein glücklicher Zufall, daß dieser Vorgang von einer Gruppe hoher Beamter beobachtet wurde, die Oberst a. D. von der Leith-Rolson zur Besichtigung der ›Do P‹ eingeladen hatte.

Zwischen den sowjetischen Apparatschiks und Kommissar Rakosi kam es zu einem lebhaften Gespräch. Er brüstete sich damit, die Anwendung des Durchstoßverfahrens erbeten zu haben, um sich von der guten Zusammenarbeit der Besatzung persönlich überzeugen zu können. Denn er beabsichtige, die Erfahrungen des Deutschen auf dem Gebiet des Blindfluges in großem Rahmen mit dem Ziel einzusetzen, dem Aufklärerverband eine Navigationsschule anzugliedern. Nach ersten Verhandlungen, die er geführt habe, glaube er sagen zu können, daß das viermotorige Dornier-Flugzeug für diesen Zweck ohne Anfall von Unkosten zur Verfügung gestellt werde. Wahrscheinlich müsse man lediglich den Treibstoff liefern. Und davon habe man ja genug.

»Gewonnen«, sagte Werner, als Natalja ihm in einem günstigen Augenblick Rakosis Großsprecherei schilderte. »Außer Benzin muß er aber noch etwas liefern. Was, wirst du erfahren, wenn ich mich nach unserer Rückkehr in Lipezk mit ihm unterhalte.« Er wandte sich an Ingenieur Schulze, mit dem er die Maschinen besichtigen wollte, die in Fili gebaut wurden. »Gehen wir.«

Oberst a. D. von der Leith-Rolson, ein älterer Offizier von der Statur Hindenburgs, hatte Verständnis dafür gezeigt, daß sich der Pilot und der Ingenieur für fremde Flugzeuge interessierten und die Vorführung der eigenen Maschine dem Bordwart überließen. Und was die beiden zu sehen bekamen, setzte sie in Erstaunen. Die Russen bauten unter der Bezeichnung ›Istrebitelje-7‹ nicht nur den Heinkel-Jagdeinsitzer ›HD 37‹, für den sie die Lizenz erworben hatten. Sie fabrizierten auch ohne Genehmigung den zweimotorigen

Heinkel-Bomber ›HD 20‹, der 1926 konzipiert und als ›Luftbildflugzeug‹ deklariert worden war. Der sowjetische Konstrukteur N. Polikarpow nannte das mit geringfügigen Änderungen versehene Flugzeug schlicht ›TB 2‹.

»Tabula zwo«, lästerte Ingenieur Schulze. »Zweite Auflage.«

»Eine ziemliche Frechheit.«

Werners Begleiter zuckte die Achseln. »Das Vorgehen ist anders zu beurteilen, wenn man bedenkt, wie großzügig man uns auf allen Gebieten entgegenkommt. Allein, daß wir hier sind ...«

»Geschenkt!« fiel Werner ein. »Sie haben vollkommen recht.«

Der Flugingenieur deutete auf die Motoren der russischen Maschine. »Die ›Istrebitelje-7‹ ist mit dem Hochleistungs-BMW ausgerüstet, und die ›TB 2‹ verfügt über hervorragende amerikanische ›Whirlwind‹-Motoren. Alle Welt nennt die Sowjets Verbrecher, liefert ihnen jedoch, was sie wünschen. Und warum ist das so? Weil die Verlogenheit dominiert! Wo das Geschäft beginnt, hört der Charakter auf, und wo der verlorengegangen ist, beginnt die Politik.«

Werner klopfte Ingenieur Schulze auf die Schulter. »Ihre Übertreibung macht das Unverständliche durchsichtiger als eine langatmige Analyse.«

Noch während des gemeinsamen Mittagessens brachte Kommissar Grischa Rakosi, der den hohen Moskauer Beamten offensichtlich imponieren wollte, das Gespräch auf *seinen* Plan, dem Lipezker Aufklärerverband eine Navigationsschule anzugliedern. »Wir haben ja schon darüber gesprochen«, wandte er sich an Werner Eggebrecht. »Sie waren so großzügig, sich bereit zu erklären, die praktische Ausbildung zu übernehmen. Wann glauben Sie damit beginnen zu können?«

Kolja Petrowitsch übernahm das Übersetzen.

Werner hörte in aller Ruhe zu und antwortete schließlich, sich verlegen stellend: »Leider können wir sehr viel später anfangen, als ich dachte. Unser Flugingenieur bedeutete mir, daß die ›Do P‹ nicht mit Schneekufen ausgerüstet werden kann. Versuchsflüge mit der

zum Bomber umgebauten Maschine werden somit erst im Frühjahr stattfinden können. Das bedeutet: Die Erprobung der Funkgeräte muß bis zum übernächsten Frühjahr verschoben werden – es sei denn, Ihre Dienststelle brächte es fertig, während des ganzen Winters eine Startbahn schneefrei zu halten. Das aber dürfte unmöglich sein.«

Es trat ein, was zu erwarten stand. Der Kommissar erklärte im Brustton der Überzeugung, für ihn, wie für jeden Sowjet, gebe es nichts, was nicht durchführbar sei. Der Generalsekretär der KPdSU, Genosse Jossif Wissarionowitsch Stalin, habe dies bewiesen. Aus unsäglichem Elend führe er das russische Volk einer glänzenden Zukunft entgegen. »Da wäre es eine Schande«, ereiferte er sich, »wenn wir, seine glühenden Verehrer, nicht in der Lage wären, eine sechs- bis siebenhundert Meter lange Startbahn von Schnee und Eis zu befreien.«

»Da, da!« begeisterten sich die Behörden-Apparatschiks. »So ist es!«

»Ich werde deshalb anordnen, die Startbahn Tag und Nacht frei zu schaufeln! Dann können Sie während des Winters die Entwicklung des Bombers vorantreiben und im Sommer die Versuchsflüge mit den Funkgeräten absolvieren. Was halten Sie davon?«

»Auf der von Ihnen vorgeschlagenen Basis ließen sich tatsächlich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen«, antwortete Werner erfreut. »Aber ist es zu verantworten, Menschen bei eisiger Kälte, Schnee und Sturm eine Sisypusarbeit verrichten zu lassen?«

Kommissar Grischa Rakosi bewies, daß er in dialektischer Hinsicht glänzend geschult war. »Erstens«, erwiderte er, »würden unsere Leute keine sinnlose Arbeit zu leisten haben wie jener Sisyphos, der von Zeus dazu verurteilt wurde, auf einen Berg einen Felsbrocken zu rollen, der jedesmal wieder hinunterrollte. Und zweitens lehnt sich kein echter Sowjet gegen eine Arbeit auf, die im Interesse des Aufstiegs unseres Volkes geleistet werden muß.«

Erneut riefen die anwesenden Genossen zustimmend: »Da, da! So ist es!«

Die Augen des Kommissars brannten. »Über dem Eingang der Navigationsschule wird ein Transparent mit der Aufschrift hängen: ›Der Kommunismus ist das Glück der ganzen Menschheit!«

Towarischtschi! Es lebe der Genosse Jossif Wissarionowitsch Stalin!«

Nichts konnte Werner noch daran hindern, den einmal eingeschlagenen Weg konsequent zu verfolgen. Außer der Erweiterung seiner fliegerischen Kenntnisse wünschte er die vielen kleinen Punkte vorzubereiten, die es möglich machen sollten, Natalja eines Tages, ohne Gefahren heraufzubeschwören, zu ihren Eltern zu bringen.

Zunächst war die Umrüstung der ›Do P‹ zum Kampfflugzeug vorzunehmen. Daß die Zusatztanks und die provisorisch im Rumpf verankerten Sitze entfernt werden mußten, war selbstverständlich. Zu Kuhnkes Entsetzen gab Werner aber auch die Weisung, die Funkanlage komplett auszubauen. Der Bordwart beruhigte sich freilich schnell, als er erfuhr, daß die Apparatur Natalja zur Verfügung gestellt werden solle, damit sie ihre Schüler im Unterrichtssaal in der Bedienung der Geräte unterweisen könne.

Während der Vorbereitungen, die sich über einige Wochen hinzogen, erreichte Lipezk die Nachricht vom Start des zwölfmotorigen Dornier-Flugbootes ›Do X‹ zu einem ersten Streckenflug von Deutschland nach Holland. Hundert Passagiere beförderte die Maschine. Ihre Spannweite betrug achtundvierzig Meter; die Geschwindigkeit 240 km/h.

Die Diskrepanz der Leistungen zwischen der ›Do X‹ und der ›Do P‹ verstimmte Werner. »Ein ausgesprochen primitives Vehikel hat man uns angedreht«, erregte er sich. »Wie ist es möglich, daß zwei so unterschiedliche Flugzeuge in ein und derselben Werft hergestellt werden?«

»Weil es sich um völlig verschiedene Konzeptionen handelt«, belehrte ihn Ingenieur Schulze. »Hier eine Kriegsmaschine, deren Bau uns untersagt ist, dort ein Verkehrsflugzeug, das keinen hemmenden Vorschriften unterliegt. Was meinen Sie, welch grandiosen Bomber unsere Konstrukteure entwerfen würden, wenn ihnen die Hände nicht gebunden wären. Garantiert stünde uns dann außer der größten und schnellsten Verkehrsmaschine der Welt

innen kürzester Frist auch das tragfähigste und rasanteste Kampfflugzeug aller Nationen zur Verfügung.«

Nach diesem Gespräch war Werner nicht mehr unzufrieden, mit der Erprobung eines ›primitiven Vehikels‹ beauftragt zu sein. Es stimmte ihn nun froh, daß aus der ›Do P‹ kein brauchbares Kriegswerkzeug werden würde. Verglichen mit dem umgebauten Rohrbach ›Roland‹ waren lediglich die drei Verteidigungsstände besser angeordnet. Auch die Bombenabwurfsvorrichtung schien sinnvoller zu sein. Der Aufwand war jedoch immer noch viel zu groß.

Dennoch erleichterte es ihn, als Ende November endlich mit den Versuchsflügen begonnen werden konnte. Kommissar Grisca Rakosi hatte Wort gehalten und dafür gesorgt, daß eine breite Startbahn zur Verfügung stand.

Zur Besatzung zählten jetzt auch zwei MG-Schützen und ein erfahrener Beobachter aus dem Weltkrieg, der in der Bugkanzel Platz nahm, um über dem Abwurfsgelände mit einem sextantähnlichen Gerät Messungen vorzunehmen. Auf den Schnee des weiten Versuchsfelds hatte er verschiedenfarbige Tücher legen lassen. Seinem Kommando entsprechend sollten mit Zement gefüllte Übungsbomben abgeworfen werden, an denen sich Rußpatronen befanden, so daß die Einschlagstellen vom Flugzeug aus zu erkennen waren und ihr Abstand von den Farbtüchern gemessen werden – konnte.

Aber schon am ersten Tag gab es Schwierigkeiten: Die Bomben verklemmten sich beim Herausfallen aus dem Schacht. Ingenieur Schulze ließ Abweisbleche anbringen, die das Übel zwar beseitigten, die Geschwindigkeit des Flugzeuges jedoch um fast 15 km/h reduzierten. Des weiteren mußte der Abwurfschacht geändert werden. Und als dies geschehen war, schneite es wochenlang so sehr, daß trotz freigeschaufelter Startbahn Übungsflüge unmöglich wurden.

An einem dieser Tage erhielt Werner die erste Post, und zwar gleich einen ganzen Stapel. Vier Schreiben waren von Ditha, je zwei von der Mutter und von Margot. Irgendwo mußte es eine Panne gegeben haben. Briefe, die schon vor Monaten in Deutschland

aufgegeben worden waren, trafen zusammen mit der ebenfalls verspäteten Weihnachtspost ein. Werner nützte die Gelegenheit, sich bei Kerzenlicht eine beschauliche Stunde zu bereiten und nachzuholen, was ihm in den vergangenen Festtagen schmerzlich gefehlt hatte.

Im Gegensatz zu früher waren Dithas Mitteilungen weniger sachlich. Wohl informierte sie ihn wie üblich über alle möglichen Vorgänge, darüber hinaus aber erging sie sich in breiten Schilderungen über ihren Tagesablauf, über ihre Sehnsüchte, Wünsche und Hoffnungen. Nie hatte sie so klar zum Ausdruck gebracht, wie sehr sie ihn liebte. Ihre Briefe waren voller Zärtlichkeit. Er mußte sich zwingen, auch die Post von der Mutter und Margots zu lesen, nahm sich aber vor, Dithas Briefe abschließend noch einmal Zeile für Zeile zu genießen.

In ihrem ersten Schreiben haderte Mutter Eggebrecht mit ihrem Sohn. Er habe, schrieb sie, bei seinem Anruf aus Breslau nicht das geringste Verständnis dafür aufgebracht, daß die sich unverkennbar abzeichnende nationale Erhebung des deutschen Volkes sie zutiefst bewege. Ob er denn überhaupt nicht erkenne, daß die Zeit reif für Neues sei.

In ihrem Weihnachtsbrief verzichtete die Mutter freilich darauf, Werner Vorwürfe zu machen. Sie gab sich vielmehr besorgt wegen des ›Schauprozesses‹, der in der Sowjetunion gegen konterrevolutionäre Kreise geführt wurde. ›Sei deshalb vorsichtig, Jungen!‹ riet sie ihm. ›Gehe jedem Russen aus dem Weg.‹

Dieser Scheiß-Oberstudienrat, Kreisleiter und Reichstagsabgeordnete Hausmann macht Mama total verrückt, erregte sich Werner. Ihre Worte müssen von ihm stammen. Er wird aus ihr eines Tages noch ein Flintenweib machen.

Ihm war die Lust vergangen, Margots Briefe zu lesen. Aber dann sagte er sich: Vielleicht ist es gut, erst einmal dem Gesäusel eines liebestollen Mädchens zu lauschen, bevor ich mich wieder Ditha zuwende.

Zu seiner Verwunderung täuschte er sich. In unverhohlen glücklicher Stimmung berichtete Margot von einer Versöhnung mit ihrer Freundin Lydia, obwohl diese nach wie vor mit Dodo

Eisenberg liiert sei. Aber das mache ihr nichts mehr aus. Sie weine ihm keine Träne nach, denn er wäre ohnehin nicht der richtige Mann für sie gewesen.

Zum Weihnachtsfest schickte sie ihm eine gräßlich bunte Darstellung des Stalles von Bethlehem mit dem Jesuskind. Sie schien sich Mühe gegeben zu haben, das Kitschigste aufzutreiben, was zu bekommen war. Und unter dem Vordruck ›Fröhliche Weihnachten und ein gesegnetes neues Jahr‹ hatte sie schlicht vermerkt: »Ich werde an beiden Abenden an Dich denken.«

Kurz und bündig, dachte Werner und begann damit, Dithas Briefe nochmals in Ruhe zu lesen. Dabei entdeckte er versteckte Liebesbeweise, die ihm bei der ersten Lektüre entgangen waren. Und wieder registrierte er mit Freude, daß sie die politische Entwicklung in Deutschland völlig überging. Allem Anschein nach hatten sich die Wogen der Erregung über das provozierende Verhalten der nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten gelegt. Auch schien ihr Vater sein Kapital in Sicherheit gebracht zu haben, denn sie erwähnte an einer Stelle: ›Paps ist die geplante Transaktion gelungen. Ein beruhigendes Gefühl!‹ Die nachfolgenden Sätze blieben ihm jedoch unverständlich. Sie schrieb: ›Im britischen Unterhaus wurde darüber debattiert, in welcher Weise die Regierung ihr Mandat über Palästina ausüben soll. Premierminister MacDonald plädierte für einen Plan, der die Ansiedlung von zehntausend arabischen Familien vorsieht. Später sollen Araber und Juden gleichmäßig angesiedelt werden. Ob das gutgeht? Wir brauchen doch einen eigenen Staat, in den wir uns notfalls zurückziehen können. <

Werner begriff den Sinn dieser Mitteilung nicht. Politik hatte ihn nie interessiert. Besorgt fragte er sich: Wie verängstigt müssen die Juden sein, wenn sie allen Ernstes daran denken, aus einer zivilisierten Welt in ein Land zu ziehen, das außer Sonne und Sand kaum etwas zu bieten hat.

Die Ankunft der sehnlichst erwarteten Post hatte das Stimmungsbarometer im Lager der Deutschen gewaltig steigen lassen. Auch das Wetter zeigte sich plötzlich von seiner heitersten Seite. Der Himmel leuchtete kobaltblau. Wo am Tage zuvor noch

tristes Grau vorgeherrscht hatte, wurde die Sonne von gleißendem Schnee nun so stark reflektiert, daß dunkle Brillen die Augen schützen mußten. Kaum glaublich aber war, daß das russische Arbeitskommando die Startbahn trotz des wochenlangen Unwetters täglich benutzbar gehalten hatte.

An den Rändern türmten sich zwar beachtliche Wälle, doch die hohen Tragflächen der ›Do P‹ waren dadurch nicht gefährdet.

Als Werner sich in aller Herrgottsfrühe die Startbahn ansah, glaubte er an eine Halluzination. Die Kolonnen, die in mühseliger Tag- und Nachtarbeit riesige Schneemengen fortgeschafft hatten, lustwandelten über das freigeschaufelte Gelände wie über die Promenade eines Winterkurortes. Vergessen war die Zeit des Schuftens. Sie hatten Großartiges geleistet und betrachteten sich nun als ›Helden der Arbeit‹.

Kommissar Grischa Rakosi stolzierte zwischen den Männern. »Na, was sagen Sie, Towarischtsch Eggebrecht?« rief er dem Piloten zu.

Werner antwortete radebrechend: »Grandios, was Ihre Leute zuwege gebracht haben.«

Der Kommissar grunzte: »Sowjet narod, bestes von Kosmos.«

»Na klar! Und wir können nun endlich starten.«

Eine Stunde später schob Werner vier Gashebel bis zum Anschlag vor und ließ die ›Do P‹ auf der ziemlich holprigen Startbahn dahinjagen. Die Räder schleuderten Eisbrocken zu den Seiten, bis die Maschine abhob und dröhnend in den glasklaren Morgen aufstieg.

Der Beobachter blickte über den Rand der Bugkanzel zur Besatzung zurück und hob den Daumen.

Werner tat das gleiche. Die Anflüge auf die neu ausgelegten Farbstreifen im Bombenabwurfsgelände konnten beginnen. Er rechnete mit ebenso unbefriedigenden Ergebnissen wie bisher, und es überraschte ihn, als ihm der Experte am Abend einige Diagramme vorlegte und in gehobener Stimmung erklärte: »Ich glaube, endlich eine Formel gefunden zu haben, nach der sich der Vorhaltewinkel für jede Flughöhe errechnen läßt.«

Über zwei Wochen herrschte phantastisches Winterwetter. Bei wolkenlosem Himmel und klirrender Kälte verging kein Tag, an dem nicht von früh bis spät geflogen wurde. Zur Freude der Jagdflieger kam auch ihnen die freigeschaufelte Startbahn zugute. Sie mußten nur aufpassen, daß ihre niedrigen Tragflächen die seitlichen Wälle nicht streiften. Deren Beseitigung war nicht möglich, weil der hochgeschaufelte Schnee unter der eigenen Last zu Eis geworden war.

Dies brachte Werner auf den Gedanken, schon jetzt eine wichtige Voraussetzung zur Durchführung der Endphase seines Planes zur Entführung von Natalja Uglanow zu schaffen. Die günstige Gelegenheit, das ihn bewegende Thema auf unverfängliche Weise zur Sprache zu bringen, wollte er sich nicht entgehen lassen. Er griff zum Telefonhörer und bat Natalja um eine Unterredung mit dem Kommissar.

»Gibt es etwas Besonderes?« fragte sie verwundert.

»Wie man es nimmt. Es besteht die Möglichkeit, daß Towarischtsch Rakosi wieder eine für uns interessante Idee entwickelt. Ich möchte übrigens Kuhnke mitbringen, damit technische Fragen gegebenenfalls an Ort und Stelle geklärt werden können.«

»Bin gespannt, was du diesmal ausgebrütet hast.«

»Nichts Weltbewegendes. Sprich dennoch gleich mit dem Genossen Kommissar.«

Der war sofort bereit, den Piloten und seinen Bordwart zu empfangen, und er sorgte dafür, daß ein heimelig summender Samowar heißen Tee spendete. Mit ausgestreckten Armen ging er beiden entgegen. »Was führt Sie zu mir, Towarischtschi?«

Natalja Uglanow übersetzte.

Werner antwortete: »Die fast zu Eis gewordenen Schneemauern zu beiden Seiten der Startbahn haben mich auf den Gedanken gebracht, daß man versuchen sollte, sie mit Hilfe der Sonne ein wenig zum Schmelzen zu bringen.«

Grischa Rakosi lachte aus vollem Hals. »Wollen Sie etwa riesige Brenngläser aufstellen?«

»Nein, ich möchte Ruß streuen.«

»Wie bitte?«

»Sie haben richtig gehört«, fuhr Werner gelassen fort. »Verschmutzter Schnee schmilzt schneller als sauberer. Da wäre es doch gut, einmal festzustellen, ob die Sonne bei Lufttemperaturen von minus zwanzig bis dreißig Grad, wie sie zur Zeit herrschen, in der Lage ist, berußten Schnee in flüssiges Wasser zu verwandeln.«

»Sie hoffen, die Wälle auf diese Weise beseitigen zu können?«

»Nein, das dürfte unmöglich sein. Ich möchte lediglich wissen, um wieviel berußter Schnee schneller schmilzt als sauberer. Vielleicht könnte man der russischen Landwirtschaft helfen, wenn man die schneebedeckten Felder vom Flugzeug aus mit Ruß bestreut.«

»Towarischtsch Eggebrecht!« fiel der Kommissar vorwurfsvoll ein. »Man kann doch nicht die Sowjetunion unter eine Rußdecke legen, bloß um das Land etwas früher schneefrei zu bekommen.«

»Das ist richtig«, pflichtete ihm Werner bei. »Dennoch müßte sich die Tatsache, daß verschmutzter Schnee die Wärme der Sonne geradezu aufsaugt, in irgendeiner Form zum Nutzen der Menschheit auswerten lassen.« Grischka Rakosi schlürfte seinen Tee. »Und wie könnte man das bewerkstelligen?«

»Wenn ich das wüßte, wäre ich ein gemachter Mann. Aber die Sowjetregierung, die ja viele Projekte beherzt anpackt, sollte sich mit dieser Frage mal beschäftigen. Ich las kürzlich, ein russischer Bewässerungsingenieur sei zu der Überzeugung gelangt, man könne zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meer Lebensraum für *siebenhundert Millionen Menschen* schaffen, wenn die sibirischen Ströme Ob und Jenissej in den Aralsee umgeleitet und Stichkanäle in die angrenzenden Wüsten getrieben würden.«

»Ja, das ist ein grandioses Projekt«, erwärmte sich der Kommissar. »Unser Irrigationsingenieur Dawydow versucht mit immer neuen Zahlen zu belegen, daß sein Plan realisierbar sei. Ich bin anderer Meinung. Sein Vorhaben ist zu phantastisch, um verwirklicht werden zu können.«

»Dann muß eben jemand kommen, der eine Nummer kleiner strickt und etwas vorschlägt, das sich durchführen läßt. In

Turkmenistan, Usbekistan und Südkasachstan werden zur Bewässerung der Wüsten riesige Staudämme und viele hundert Kilometer lange Kanäle gebaut, die schon im übernächsten Jahr geflutet werden sollen. Einige Wissenschaftler befürchten, der Wassernachschub aus den Bergen Pamirs könnte nicht ausreichen, um alle im Bau befindlichen Staubecken und Kanäle zu füllen, ohne den Pegel der Flüsse gefährlich sinken zu lassen. Aber wer weiß, vielleicht bestreut eines Tages jemand die Gletscher Pamirs mit Ruß, um die Schneeschmelze zu beschleunigen.«

Grischa Rakosi sprang auf wie von der Tarantel gestochen. »Lassen Sie mich einen Moment nachdenken«, rief er und lief zum Fenster, wo er eine Weile gegen die Scheibe trommelte. »Ja und dreimal ja! Wir müssen den Versuch machen! So schnell wie möglich lass' ich an der Startbahn und über dem Bombenabwurfsgelände Rußbestreuung vornehmen. Falls das Ergebnis positiv ist, werde ich ein Projekt entwickeln, bei dessen Verwirklichung Sie drei, meine Freunde, eine entscheidende Rolle spielen sollen.«

Werner zwinkerte zu Natalja und Kuhnke hinüber. »Ich ahne, was in Ihrem Kopf vorgeht, Genosse Kommissar.«

Grischa Rakosi drehte sich um und stemmte die Fäuste in die Taille.

»Sie wollen dem ›Dach der Welt‹ mehr Wasser entlocken, als es bisher jährlich geliefert hat.«

Der Kommissar gab sich bescheiden. »So kann man es formulieren. Doch ich würde es anders nennen. Mir geht es ausschließlich darum, dem sowjetischen Volk zu dienen und unserem großen Genossen Generalsekretär Jossif Wissarionowitsch Stalin zu helfen, das zu verwirklichen, was er 1923 in einer Rede proklamiert hat: Turkestan zu einer mustergültigen Republik und zum Vorposten der Revolutionierung des Ostens zu machen. Gleich morgen werde ich dem Zentralkomitee ein Memorandum übermitteln, das nicht ohne Wirkung bleiben wird.«

»Großartig!« konstatierte Werner, »Mir ging es aber nur darum, hier einen kleinen Versuch anzustellen.«

»Dem steht nichts im Wege. Noch heute telefoniere ich mit Moskau. Bestimmt gibt es Fabriken, in denen viel Ruß anfällt, der so oder so fortgeschafft werden muß.«

»Dann wollen wir Sie nicht länger aufhalten, Genosse Kommissar. Wir haben ohnehin noch einiges mit Natalja Uglanow zu besprechen. In spätestens drei Wochen ist es nämlich soweit, daß wir die ›Do P‹ für die geplanten Navigationsflüge umrüsten können. Bis dahin müssen wir die Funkgeräte zurückbekommen.« Er wandte sich an die Russin. »Würdest du den Einbau überwachen?«

»Gerne.«

»Hättest du Zeit, uns zu begleiten, um einige Details zu klären?«

Sie blickte zum Kommissar hinüber. »Falls Sie einverstanden sind ...«

»Da brauchen Sie mich doch nicht zu fragen, Genossin Natalja Uglanow. Im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten sind die Wünsche unserer deutschen Freunde grundsätzlich zu erfüllen. Über meinen neuen Plan bitte ich aber bis auf weiteres absolutes Stillschweigen zu bewahren.«

Als sie die Verwaltungsbaracke verlassen hatten, stöhnte Kuhnke: »Ich versteh' nur noch Bahnhof. Was Sie da aufs Tapet gebracht haben, geht über meinen Horizont.«

Natalja tröstete ihn: »Auch ich habe nicht herausgefunden, welchen Kurs unser Kapitän steuert. Dennoch dürfte er es fertiggebracht haben, Kommissar Rakosi einen Floh ins Ohr zu setzen.«

Werner zog seine Fellmütze tiefer in die Stirn. »Hoffen wir's. Denn wir brauchen zwei Jahre Zeit, um einen Plan zu verwirklichen, den Ditha und ich nach vielerlei Überlegungen entwickelt haben. Ich werde euch gleich einen groben Überblick geben. Laßt euch aber nicht anmerken, daß wir über private Dinge sprechen. Für Außenstehende muß es aussehen, als fachsimpelten wir.« Er bückte sich und zeichnete zwei sich kreuzende Linien in den Schnee. »Vor allen Dingen du, Natalja, darfst in den nächsten Minuten durch keine Geste verraten, was in dir vorgeht.«

Ihre Augen weiteten sich. »Hast du von Ditha eine gute Nachricht erhalten?«

»Gehen wir über die Startbahn«, wich er aus. »Hinter dem Schneewall sind wir vom russischen Lager aus nicht zu sehen.«

Natalja wurde nervös. »Laß mich nicht zappeln, Werner!«

»Das ist nicht meine Absicht. Wir müssen nur sehr vorsichtig sein. Denn es geht um dich und deine Eltern.«

Die Funkerin wurde blaß. »Sie leben?«

»Ja!«

Wie um einen Aufschrei zu verhindern, griff sie sich an den Mund.

Kuhnke schüttelte den Kopf. »Nun versteh' ick nicht mal mehr Bahnhof.«

Natalja gelang es kaum, sich wieder in die Gewalt zu bekommen. »Seit wann weißt du das?«

Werner tat so, als demonstrierte er eine Flugphase. »Ich erfuhr es schon am Tag meiner Rückkehr nach Berlin, durfte aber aus Gründen, die ich dir noch nennen werde, nicht reden.«

»Alles, was du erzählt hast, war gelogen?«

»Nennen wir es sinnvolles Phantasieren. Ich mußte bis heute schweigen, weil es keinen Menschen gibt, der auf eine ungewöhnlich freudige Nachricht nicht lebhaft reagiert. Du würdest vor Glück aufgeschrien haben, wenn ich dir bei unserer Ankunft eröffnet hätte: Deine Eltern leben!«

Natalja suchte Halt. »Bitte, bleibt einen Moment stehen. Mir zittern die Knie.«

»Da siehst du, wie gut es war, daß ich geschwiegen habe! Ob Aufschrei oder Schwächeanfall – an jenem Tag hätte sich jeder der Anwesenden gefragt: Was ist da los? Von Stund an hätte man vermutet, es bestünden irgendwelche Beziehungen zwischen uns. Deinen Vorgesetzten hätte das zu denken gegeben, und es wären Gespräche aufgekommen, die es ausschließen würden, dich eines Tages zu deinen Eltern zu bringen.«

Natalja schrie auf. »Das hältst du für möglich?«

»Sofern es dir gelingt, dein Herz in den nächsten zwei Jahren nicht nochmals so frei hüpfen zu lassen wie gerade jetzt. Du zerstörst sonst, was ich aufbauen will, um dich aus diesem Land herauszubringen. Und zwar auf eine Weise, die ausschließt, daß jemand auf den Gedanken kommen kann, Kuhnke oder ich oder sonstwer aus dem deutschen Lager habe dir bei der Flucht geholfen. Auf niemanden darf auch nur der geringste Verdacht fallen.«

Natalja wurde wie vom Fieber geschüttelt. »Hör auf! Es ist zuviel für mich!«

»Dann wirst du hoffentlich verstehen, wie richtig es war, dir bis jetzt die Wahrheit vorzuenthalten. Wenn du demnächst freier, gelockerter und fröhlicher als bisher auftrittst, wird man das auf die Vorbereitungen zu den in Kürze beginnenden Navigationsflügen zurückführen.«

Kuhnke rieb sich die Nase. »Ich kann nicht mehr folgen.«

Werner klopfte ihm auf die Schulter. »Sie kommen gleich an die Reihe.«

Natalja riß sich zusammen. »Es geht schon wieder. Ich werde nicht nochmals versagen.«

Werner warf ihr einen aufmunternden Blick zu. »Ich kann deine Reaktion verstehen. Und nun wollen wir Kuhnke über deine Familiengeschichte informieren.« So knapp wie möglich, und dennoch keinen wesentlichen Punkt außer acht lassend, schilderte Werner, was Natalja ihm vor Jahresfrist anvertraut hatte und welche Weisung ihm von Admiral a. D. Löhrs und Major Winter gegeben worden war. Er nannte auch die Gründe, die den Vorgesetzten bewogen hatten, ihm strikte Zurückhaltung abzuverlangen. Da habe er sich vorgenommen, allen vernünftigen Argumenten zum Trotz einen Weg zu finden, der es ermögliche, Natalja mit ihren Eltern zusammenzubringen, und es sei letztlich Ditha zu verdanken, daß sich aus vielerlei Diskussionen ein absolut sicherer Plan entwickelt habe, dessen Verwirklichung allerdings Geduld erfordere. Über einen langen Zeitraum hinweg seien die unterschiedlichsten Flüge durchzuführen, damit niemand vermuten könne, daß zwischen den einzelnen Unternehmungen und Nataljas Verschwinden ein Zusammenhang bestehe.

Kuhnke griff sich an die Stirn. »Langsam geht bei mir die Stalllaterne an. Die Masche mit dem Ruß verstehe ick aber immer noch nicht.«

»Genau das will ich erreichen. Niemand darf auf den Gedanken kommen, daß unsere Navigationsflüge und die ›Rußmasche‹ sich ergänzen. Ihr sollt natürlich erfahren, was ich plane. Noch in diesem Sommer absolvieren wir mit der ›Do P‹ die in Aussicht genommenen Langstreckenflüge, um das Terrain zu sondieren, auf dem Nataljas Flucht eingeleitet werden soll. Im Winter knöpfen wir uns die ›Do F‹ mit dem einziehbaren Fahrwerk vor, die spätestens im September angeliefert wird. Mit ihr gehen wir im Frühjahr 1932 wieder auf weite Strecken, und irgendwann werden wir drei einen ersten Sondierungsflug über die Gletscher Pamirs durchführen.«

Natalja blieb wie angewurzelt stehen. »Du hast allen Ernstes vor, da oben Ruß zu streuen?«

»Warum hätte ich Rakosi sonst wohl den Floh ins Ohr gesetzt?«

Kuhnke lachte. »Die Sache fängt an, interessant zu werden. Ick seh' schon, wie die Geschichte vor sich geht: Unsere heißgeliebte Funkerin purzelt über dem ›Dach der Welt‹ aus der Maschine, und niemand kann auf die Idee kommen, wir hätten sie entführt.«

Die Dummrederei des Bordwarts brachte Werner in Rage. »Können Sie denn nur Stuß reden?«

»Das war doch ein Scherz.«

»Erzähl weiter«, wandte sich Natalja an Werner.

»Da gibt es nicht mehr viel zu sagen. Im Winter 32/33 beenden wir die Erprobung der ›Do F‹. Danach, voraussichtlich in den ersten Märztagen, fliegen wir drei – diesmal *ohne Schüler!* – zum Rußstreuen zu jenem Ort, den wir als günstige Basis ausgemacht haben. Einige Wochen später starten wir dann in Lipezk mit gefüllten Zusatzbehältern zum Nonstopflug nach Berlin!«

»Und ich sitze mit in der Maschine?« fragte Natalja verwirrt.

»Selbstverständlich. Wie wir das bewerkstelligen, bleibt vorerst mein Geheimnis. Mach dir aber gelegentlich schon Gedanken darüber, wo du für eine Weile untertauchen könntest, ohne von jemandem gesehen zu werden.«

Kuhnke stieß einen Pfiff aus. »Nachtigall, ick hör' dir trapsen! Ohne es zu ahnen, bin ick der Lösung verdammt nahe gekommen. Weiß Gott, den Trick wird niemand durchschauen. Unser Herzekind muß sich aber gut verstecken, sonst kommt Väterchen Stalin und zieht ihr das Höschen stramm.«

»Mir ist nicht zum Scherzen zumute!« schimpfte Werner. »Ihr wißt jetzt in etwa, was ich vorhabe, und ich hoffe, ihr habt Verständnis dafür, daß ich meine Karten noch nicht voll aufdecke.«

»Haben wir«, erklärte der Bordwart. »Und ich schwöre, daß wir unsere Genossin Natalja aus diesem verdamnten Land herausbringen.«

Sie gab ihm spontan einen Kuß.

Werners Gesicht entspannte sich. »Eigentlich wird's höchste Zeit, daß auch zwischen euch beiden die förmliche Anrede fällt.«

Augenblicklich zog Kuhnke eine flache Flasche aus der Tasche. »Erinnern Sie sich, Natalja? Damals, als unser Herr und Gebieter seine erste Blindlandung machte, drückten Sie ihm ein Pülleken in die Hand und sagten, Sie trügen es schon lange bei sich, um zu gegebener Zeit einen Schluck anbieten zu können. Das hab' ick mir gemerkt.« Er öffnete den Verschuß und reichte ihr das Fläschchen. »Auf gute Kameradschaft! Na sdorowje!«

»Und was ist mit euch beiden?« fragte Natalja.

Werner stieß den Bordwart vor die Brust. »Einverstanden?«

»Na klar.«

Nach dem Gespräch mit Natalja und Kuhnke fühlte sich Werner wie von einer Zentnerlast befreit. Zuerst war er erschrocken darüber gewesen, daß der Flugkamerad intuitiv erkannt hatte, welchen Weg er einzuschlagen gedachte. Dann aber waren seine Bedenken gewichen. Es konnte nur von Vorteil sein, wenn der Bordwart über eine Kombinationsgabe verfügte, die ihn in kritischen Situationen in die Lage versetzte, Gefahren frühzeitig zu erkennen.

In der Zeit, da die ›Do P‹ umgerüstet wurde, informierte Werner sich allmorgendlich beim Meteorologen des Jagdverbandes über die Großwetterlage. In Lipezk verging der Winter nur langsam,

dreihundert Kilometer südlich herrschten jedoch bereits vorfrühlingshafte Temperaturen. Und nochmals dreihundert Kilometer weiter luden das Schwarze und das Asowsche Meer fast schon zum Baden ein. Er fieberte dem Tag entgegen, an dem der erste Fernflug angetreten werden sollte. Würde es im letzten Moment nicht noch heißen: »Die Benzinkosten stehen in keinem vertretbaren Verhältnis zu der geringen Anzahl von Schülern, die an den Flügen teilnehmen können? Er fürchtete, irgendein Hindernis könnte seine Pläne plötzlich über den Haufen werfen.

Über die politische Entwicklung in Deutschland war er durch Ditha bestens informiert. So auch darüber, daß die Nationalsozialisten den Reichstag geschlossen verlassen und erklärt hatten, es nicht verantworten zu können, »im Haus des organisierten Vertragsbruchs ihre Zeit zu vertrödeln«. Dithas Kommentar: »Das radikale Vorgehender Abgeordneten hat manchen Nationalsozialisten ermuntert, es seiner Führerschaft gleichzutun. Mit der Begründung, es verletze die Ehre eines Deutschen, sich von einem Juden verhören zu lassen, hat ein Wachtmeister einen Gerichtsrat erschossen, der verpflichtet war, ihn zu befragen. Andere Mitglieder der NSDAP ermordeten einen Bürgerschaftsabgeordneten. Die Regierung versucht nun, dem politischen Extremismus mit einer Notverordnung beizukommen.«

Wenn Werner solche Mitteilungen las, dankte er seinem Schöpfer dafür, daß ihn das Schicksal nach Lipezk verschlagen hatte. Zumal es ihm gelungen war, die ihm ursprünglich zugedachte Aufgabe wesentlich zu erweitern. Welcher Pilot konnte schon sagen: So, nun fliege ich ein paar Monate durch die Gegenden, die ich kennenlernen möchte und die meinen Erfahrungsschatz erweitern sollen! Da durfte es ihn nicht stören, daß seine Mutter den Auszug der nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten als einen grandiosen Sieg der NSDAP wertete. In ihrem Brief hieß es: »Stell dir vor, Jungchen: Dreimal wurde »Sieg Heil« gerufen, bevor unsere disziplinierten Parteiführer im Gleichschritt den Saal verließen. Wir leben in einer großen Zeit, gehen einer Wende entgegen, die Deutschland an die Spitze aller Nationen stellen wird!« Es ist erstaunlich, wie verschieden man die Dinge betrachten kann, dachte Werner. Doch ich will froh sein, in dieser »großen Zeit« nicht

arbeitslos in Deutschland zu sitzen. Hoffentlich tritt bis Mitte 1933 eine Besserung ein. Ohne gesicherte Position würde ich es nicht wagen, Ditha zu heiraten. Trotz solcher Überlegungen war er überzeugt, nach seiner Rückkehr eine seinen Leistungen entsprechende Stellung zu erhalten. Er hatte viel dazugelernt, und Admiral a. D. Löhrs sowie Major Winter waren ihm wohlgesinnt. Auch würden alle ›Maulwürfe‹, wie die in Lipezk tätigen Mitglieder der ›Schwarzen Reichswehr‹ genannt wurden, sich gegenseitig helfen.

Werner war deshalb in gehobener Stimmung, als er am Morgen des ersten Langstreckenfluges den Unterrichtssaal des Aufklärerverbandes aufsuchte, um noch einmal in wenigen Worten die Aufgaben zu umreißen, die von den Schülern in den nächsten Tagen gelöst werden sollten. Natalja hatte diese abschließende Zusammenkunft erbeten und ihm empfohlen, dabei in einer kurzen Ansprache die Tatkraft des Kommissars vor versammelter Mannschaft zu würdigen.

Werner beherzigte ihren Rat. Dennoch gab es einen peinlichen Zwischenfall, als er nach einer Eloge auf den Kommissar den sachlichen Teil mit den Worten einleitete: »Während die vier Navigatoren Standortbestimmungen im Fremdpeilverfahren vornehmen, hat mich der Aspirant, der hinter dem zweiten Steuer Platz nimmt, mit Hilfe von Eigenpeilungen geradenwegs nach Zarizyn zu führen.«

»Zarizyn heißt heute Stalingrad!« korrigierte ihn Natalja.

»Wieso hat er das nicht gewußt?« polterte Grischa Rakosi.

Werner wies auf seine Streckenkarte. »Ich kenne die kyrillischen Buchstaben inzwischen gut genug, um lesen zu können, daß hier *Zarizyn* und nicht *Stalingrad* steht.«

Der Kommissar lief rot an. »Woher haben Sie die Karte?«

»Ich erhielt sie vom Verwalter des Magazins Ihres Verbandes.«

Grischa Rakosi, der erst seit sieben Monaten in Lipezk tätig war und somit für frühere Schlampereien nicht verantwortlich gemacht werden konnte, empörte sich: »Wie ist so etwas möglich? Vor fast sechs Jahren wurde Zarizyn zu Ehren unseres Genossen Generalsekretär Jossif Wissarionowitsch Stalin in Stalingrad

umbenannt, und das Lager einer Fliegerschule dieses Mannes gibt veraltete Karten aus?«

»Die wurden vor genau drei Jahren gedruckt«, sagte Werner, als Natalja übersetzt hatte. »Hier, unter den Zeichenerklärungen ist das Herstellungsjahr aufgeführt.«

Prompt wettete der Kommissar: »Es ist eine Schande, daß einer Staatsdruckerei solch gravierender Fehler unterläuft. Noch heute werde ich Moskau anrufen und für Abstellung sorgen. Aber es freut mich, daß unseren Verband keine Schuld trifft.«

Typisch, dachte Werner. Ändern wird sich hier so schnell nichts. Hauptsache, man kann anderen die Schuld zuschieben. Den Betroffenen macht das eh nichts aus. Die denken kaltschnäuzig: Nu wot. Was soll's.

Er ahnte nicht, daß er sein Urteil schon in den nächsten Tagen revidieren würde, denn er bekam Dinge zu sehen, die das Gegenteil bewiesen.

Der erste Navigationsflug führte bei wolkenlosem Himmel zunächst über ein Gelände, das sich von anderen russischen Distrikten nicht unterschied. Das Terrain blieb flach, zeigte hin und wieder wellenartige Hügel und war durchweg von Sonne bedeckt. Die Flüsse glichen schwarzen Adern, auf denen silberne Sonnenreflexe wie in wollüstiger Aufgeregtheit miteinander tanzten.

Werner genoß das Bild der sich friedlich darbietenden Landschaft, die nur an Flußrändern und einigen Seen langsam aus ihrem Winterschlaf zu erwachen schien. Später, nach gut einer Flugstunde in südöstliche Richtung, folgten weite Felder mit tauendem schmutziggrauem Schnee.

Nach anderthalb Flugstunden wandelte sich das Landschaftsbild fast übergangslos. Die Felder waren plötzlich schneefrei. Das Wasser der Flüsse glänzte nicht mehr, floß nun milchigbraun dahin. Überschwemmte Gebiete folgten. Verbannt waren die tanzenden Reflexe. Etwas Unheimliches lastete jetzt über den ungeheuren Wassermassen, die sich mehr und mehr ausbreiteten.

Werner erinnerte sich daran, daß die Flüsse Rußlands ein erstaunlich geringes Gefälle aufweisen und der Höhenunterschied der Wolga, der sie sich näherten, über 3500 Kilometer hinweg nur 270 Meter beträgt.

»In elf Minuten muß Stalingrad querab liegen«, rief der neben ihm sitzende Schüler zu Natalja Ugjanow zurück. »Wenn wir in neun Minuten um neunzig Grad nach Backbord einschwenken ...«

»... befinden wir uns zwei Minuten später über dem Rundfunksender der Stadt«, führte Werner den Satz zu Ende und wies voraus.

»Unglaublich,, welche Breite die Wolga während der Schneeschmelze hat. Viele Kilometer dürften es sein.«

Natalja kroch halb in die Führerkanzel hinein und blickte eine Weile in die Flugrichtung. »Die Nebenflüsse – ›Wolosyki‹, ›Kleine Wolgen‹, genannt – sind im Hauptstrom untergegangen. Ich hab' mir oft gewünscht, den längsten Fluß Europas einmal zu sehen.«

»Und ich träume seit meiner Jugend davon, das ›Dach der Welt‹ zu Gesicht zu bekommen.«

»In ein paar Tagen geht dein Wunsch in Erfüllung. Doch ich muß zurück. Die Pflicht ruft. Wir haben Rostow an der Strippe.«

Werner schaute nach Südosten, wo sich das Landschaftsbild innerhalb weniger Kilometer in einer Weise veränderte, daß man hätte meinen können, auf einen anderen Planeten geraten zu sein. Soweit das Auge reichte, breiteten sich Steppe und Wüste aus. Und mitten hindurch floß die Wolga.

Unwillkürlich überlegte er: Warum werden von den riesigen Wassermengen dieses Flusses nicht Teile in die Trockengebiete abgeleitet? Ist die Verdunstung hier zu groß? Er zog seine Karte zu Rate. Seine Vermutung wurde bestätigt. Überall waren Salzpflanzen verzeichnet.

»Anflug auf Astrachan?« fragte der Schüler.

Werner nickte.

Das auf dem rechten, sehr viel höheren Ufer der Wolga gelegene Stalingrad machte einen tristen Eindruck. Am Rande der Stadt befanden sich neue Industrieanlagen, deren Bau wahrscheinlich

Stalin angeordnet hatte. Darum vermutlich auch die Umbenennung der Stadt.

Werner warf einen Blick auf die Borduhr. Kaum zu glauben, dachte er. Nach einem Flug von nur gut zwei Stunden haben wir den Winter hinter uns gebracht und fliegen in warmer Luft über ein Steppengebiet, das sich bis zum Kaspischen Meer erstreckt. Doch die Landschaft wurde nicht eintönig. Der Flug führte entlang der Wolga. Zwischen dem Hauptstrom und seinen mehrere hundert Meter breiten Nebenarmen lag ein fruchtbares Land, das allerdings wegen der alljährlich auftretenden großen Überschwemmungen kaum bewirtschaftet werden konnte. Zu beiden Seiten des Flußgewirrs breitete sich trostlose Steppe aus. Überall gab es Salzseen, und selbst der hellbraune Sand, der manchmal silbrig schimmerte, war von Salzadern durchzogen.

Westlich und östlich der Flugroute gab es noch keine Funkstationen. Standorte konnten deshalb nur mit Hilfe von Rundfunksendern im Eigenpeilverfahren ermittelt werden, und Werner staunte über die hervorragenden Leistungen, die Nataljas Schüler erbrachten. Für ihn waren die Langstreckenflüge Mittel zum Zweck. Sie dagegen dachte auch jetzt noch, da sie wußte, welche Pläne er verfolgte, in erster Linie an die ihr zugefallene Aufgabe und fühlte sich verpflichtet, ihren Schülern eine erstklassige Ausbildung zu erteilen. Sie handelte absolut im Geist des neuen Rußland.

Bei kräftigem Südwind, der die Geschwindigkeit stark reduzierte, erreichten sie nach weiteren zwei Flugstunden den Ort Jenotajewsk. Hier wurde Werner zum ersten Mal bewußt, daß er sich Vorderasien näherte. Ein buddhistischer Tempel gab der kleinen Stadt sein Gepräge.

Im letzten Streckenabschnitt vor Astrachan sichtete er auf beiden Seiten des nun annähernd acht Kilometer breiten Stromes weit auseinander liegende Jurten kalmückischer und kirgisischer Nomaden, deren Schaferden trotz der spärlichen Steppengräser gutes Fleisch und erstklassige Wolle liefern.

Als das Kaspische Meer am Horizont auftauchte, forderte Werner Natalja auf, den Funkverkehr für eine Weile den Schülern zu überlassen und sich neben ihn zu setzen. Sie sollte das imposante

Flußdelta gemeinsam mit ihm erleben. Kuhnke bat er, später in die Kanzel zu kommen und dann in Zusammenarbeit mit den Schülern einen ordnungsgemäßen Anflug auf Astrachan zu dirigieren.

Nataljas hellblaue Augen glänzten, als sie das Delta vor sich liegen sah. Beim Näherkommen aber verwirrten sie die vielfachen Verzweigungen, die sich über hundertzwanzig Kilometer erstrecken. Fünfhundert Flußarme strömen dem Meer entgegen, und mittendrin liegt Astrachan auf einer hügeligen Insel.

Der Blick auf die Stadt war faszinierend. Am meisten überraschte die Verschiedenartigkeit der einzelnen Bezirke, die so gar nicht zusammenpaßten.

Besonders auffallend war der ›Kreml‹, die alte Festung Astrachans, und die sogenannte ›Weiße Stadt‹. In beiden Bereichen gab es nur Gebäude aus Stein. In den Vorstädten hingegen waren die Häuser ausschließlich aus Holz gebaut. Zwischen ihnen verliefen schlammige Wege. Doch überall erhoben sich Moscheen und Kirchen. Die fünf Kuppeln der auf dem höchsten Hügel im ›Kreml‹ erbauten orthodoxen Kathedrale beherrschten das Bild Astrachans, das ungezählte Obst- und Weingärten wie ein aus Blumen geflochtener Kranz umgaben.

Werner konnte es kaum erwarten, die Stadt zu besichtigen. Schon eine Stunde nach der Landung saß er mit der gesamten Besatzung auf einem vom staatlichen Reisebüro zur Verfügung gestellten Panjewagen.

Der erste Weg führte zu einem Fischkombinat, wo der Fremdenführer zu beweisen versuchte, daß Hausen, eine Störart von besonderer Größe, seit dem Regierungsantritt Stalins wesentlich mehr Rogen als früher lieferten. Im Brustton der Überzeugung versicherte er, die Qualität des sowjetischen Kaviars sei weitaus besser als die des in zaristischen Zeiten gewonnenen.

Werner kaufte gleich zwei Kilo zu einem Spottpreis und lud die Besatzung zu einem lukullischen Mahl ein.

Kein Wunder, daß die Fahrt durch Astrachan in bester Stimmung verlief. Der ›Kreml‹ und die ›Weiße Stadt‹ waren aber bei weitem nicht so attraktiv, wie es vom Flugzeug aus den Anschein gehabt hatte. Und die ›Sloboden‹, wie die Vorstädte genannt werden,

erwiesen sich als grauenhaft schmutzig. In den nach orientalischer Art gebauten Bazaren herrschte ein unheimliches Völkergemisch. Großund Kleinrussen, Kosaken, Armenier, Kirgisen, Grusinier, Perser, Kalmücken, Kisilbachen, Griechen, Tschuwaschen und Tataren handelten, diskutierten und feilschten so gestenreich und laut miteinander, daß man den Eindruck gewinnen konnte, alle Welt habe sich zerstritten.

Der Besuch Astrachans war nervenaufreibend. Doch am Rande der Stadt gab es idyllische Plätze und sorgfältig angelegte Gärten, in denen Pfirsich- und Aprikosenbäume in voller Blüte standen. Auf Plantagen wurden Zucker- und Wassermelonen begossen. Der pastellblaue Himmel versank am Horizont in goldenem Dunst. Die Luft war geschwängert vom Duft vieler Küchengewürze, auf deren Anbau sich die Tataren spezialisiert hatten.

»Mir fällt es schwer, zum Flughafen zurückzukehren«, sagte Werner, nachdem sie in einer Laube kühlen Obstsaft getrunken und die sie umgebende Ruhe genossen hatten. Der Lärm der Stadt hörte sich aus der Ferne wie das Summen von Bienen an.

»Alles zu seiner Zeit«, widersprach Kuhnke. »Nun kommt der Kaviar an die Reihe! Und dazu stifte ick zur Feier des Tages ein paar Flaschen Krimsekt.«

Für den nächsten Tag hatte Werner den Navigationsschülern die Aufgabe gestellt, ihn über Baku nach Aschchabad zu dirigieren. Außer den Bodenfunkstellen und Rundfunksendern der beiden Orte konnten nur die Radiostationen von Tiflis und Teheran angepeilt werden, und Natalja wie Kuhnke bemühten sich, die Leistungsfähigkeit der Geräte in diesem funktechnisch etwas schwierigen Raum einer gewissenhaften Prüfung zu unterziehen.

Da nach wie vor heftiger Südwind wehte, dauerte der siebenhundert Kilometer weite Flug nach Baku fast viereinhalb Stunden. Er verlief aber nicht eintönig, obwohl ausschließlich über Wasser geflogen wurde. Die Färbung des Kaspischen Meeres wechselte in steter Folge. Dunkelblaue, dann wieder giftig- oder hellgrüne Strömungen gingen zeitweilig in zartblaue Pastelltöne über. Vom Sturm hochgepeitschte Wogen schillerten blaugrün und

trugen Schaumkämme wie Silbernerze auf den Schultern. Überall durchfurchten kleine persische und turkmenische Boote mit gebogenen Masten und hellen Segeln das Meer.

Werner ließ die Maschine auf dieser Route nicht über fünfzig Meter steigen. Er genoß es, das Spiel der Wellen und ihre wechselnde Färbung zu beobachten, und manches Mal, wenn er über einen der leichten Segler hinwegjagte, bedauerte er es, die Grüße der lebhaft winkenden Seeleute nicht erwidern zu können.

Phantastisch wurde es, als die sechzig Kilometer in das Meer hineinragende Halbinsel Apscheron mit dem ölzentrum Baku ins Blickfeld rückte. Hier zeigte das Wasser ungewöhnlich hellgrüne, manchmal auch gelbliche Strömungen, aus denen eine Unzahl von dunklen Bohrtürmen herausragte. Auf der Nordseite der Halbinsel wehten aus Gasquellen jene »ewigen Feuer«, die schon von den Parsen und Medern verehrt worden waren und dem Land seinen Namen gegeben hatten: »Aserbajdschan – »Hüter der Flamme«.

Das auf der Südseite von Apscheron gelegene Baku wirkte asiatisch. Enge Gassen und Häuser mit flachen Dächern zogen sich in Terrassen einen Hügel hinauf, auf dessen Gipfel die Ruinen eines in grauer Vorzeit erbauten Palastes und einer Moschee wie blindgewordene Zeugen einer großen Vergangenheit standen.

Die Stadt beeindruckte die Besatzung nicht so wie Astrachan. Völlig uninteressant mutete der Hafen mit seinen europäisch aussehenden Gebäuden an.

»Trotzdem würde ick mich dort wohler fühlen als in den Gassen der Altstadt«, rief Kuhnke. »Da stinkt's bestimmt ganz fürchterlich.«

Werner war anderer Meinung. »An die Düfte des Orients mußt du dich gewöhnen. Ich finde es aufregend, in fremde Länder zu kommen und alle möglichen Gerüche zu schnuppern.«

Der Bordwart schnitt eine Grimasse. »Ick wills' ertragen, wenn es am Flughafen wenigstens Bier gibt. Ist doch verdammt warm geworden. «

Sein Wunsch ging auf ungewöhnliche Art in Erfüllung. Zwei Deutsche, die ein neben dem Flughafen gelegenes Lager verwalteten, hatte das Dröhnen der vier Motoren ins Freie getrieben. Sie staunten

nicht schlecht, als sie hörten, daß die Besatzung des gelandeten Flugzeuges Landsleute waren.

»Wo kommt ihr her?« fragte einer der beiden.

»Aus Astrachan«, antwortete Werner.

»Steht ihr auch im Dienst eines deutschen Unternehmens?«

»Nein, wir bilden russische Navigationsschüler aus.«

Verblüffung, fast Entsetzen. »Ihr seid für die Sowjets tätig?«

Kuhnke nickte. »Warum nicht? Hauptsache, die Kohlen stimmen. Gibt's bei euch Bier?«

»Na klar! Wir laden euch sogar dazu ein. Fliegende Deutsche haben wir in Baku noch nicht getroffen. Bleibt ihr länger hier?«

»Nein, wir wollen nur tanken und etwas essen. Dann geht's weiter nach Aschchabad.«

Der ältere der beiden schnappte nach Luft. »An einem Tag von Astrachan nach Aschchabad?« Er wandte sich an seinen Kameraden. »Hol schnell ein paar Flaschen.«

»Was treibt ihr in Baku?« erkundigte sich Werner.

»Wir sind Angestellte einer Erkelenzer Maschinenfabrik, die Bohrtürme herstellt. Die Sowjets wissen deutsche Werkmannsarbeit zu schätzen, haben selbst aber auch allerhand auf dem Kasten. Unsere neueste Konstruktion basiert auf der Erfindung eines ihrer Ingenieure.«

»Das ist ja mal ganz was Neues«, staunte der Bordwart. »In technischer Hinsicht liegen die Russen sonst um Jahrzehnte zurück.«

»Nicht im Bereich der Ölförderung. Seit dem Herausschmiß der Engländer hat sich hier vieles geändert.«

Werner stutzte. »Die Briten hatten Baku besetzt?«

»Ja. Ein Sohn des schwedischen Industriellen Alfred Nobel begann hier vor vielen Jahren mit der Ausbeutung des Ölvorkommens. Hinter ihm stand der berühmte Bankier Rothschild, dessen Aufseher ein unmenschliches Regime führten. Die Arbeitszeit war auf vierzehn bis sechzehn Stunden festgelegt. Das konnte nicht gutgehen. Es kam zum Generalstreik und schließlich zu Barrikadenkämpfen, bei denen zwei Drittel der Anlagen zerstört

wurden. Daraufhin besetzten die Briten die Stadt, um Rothschilds Interessen zu verteidigen. 1920 erzwangen die Sowjets aber den Abzug. Seitdem wird hier in Ruhe gearbeitet. Und zwar mit Aggregaten, bei denen sich nur die Spitze des Bohrgestänges dreht, während beim üblichen Verfahren die gesamte Rohrlänge bewegt werden muß. Lizenzen der russischen Erfindung werden bereits in alle Welt verkauft.«

Werner erinnerte sich daran, daß er vor zwei Tagen gedacht hatte: In Rußland wird sich so schnell nichts ändern. Pustekuchen!

Von Baku nach Aschchabad waren nochmals siebenhundert Kilometer zurückzulegen, nun jedoch in ostsüdöstlicher Richtung. Zunächst mußte das Kaspische Meer überquert werden, und als dessen Ostufer nach gut einer Flugstunde erreicht war, zeigte sich bald, daß die weitere Strecke über Einöden und Wüsten führte. Durch dieses nur gelegentlich von dürrer Saksaulgestrüpp und Steppengräsern bewachsene Gebiet zieht sich ein Trockengraben, ›Usboi‹ genannt, dem Werner mit Spannung entgegensah. Er hatte in einem historischen Roman gelesen, dieser auf der ganzen Erde einmalige und geologisch nicht erklärbare Graben sei keinesfalls auf eine Hebung oder Senkung des Landes zurückzuführen; wahrscheinlich habe Dschingis-Khan in seinem unerbittlichen Kampf um die Stadt Gurgentsch es fertiggebracht, den früher in das Kaspische Meer fließenden Amu-Darja in den Aralsee umzuleiten. Tatsächlich wurde am Rand der Wüste Kara-Kum ein breiter Einschnitt sichtbar, der dem eines ausgetrockneten Flusses glich. Über sechshundert Kilometer wand sich das von Salzablagerungen bedeckte Trockenbett vom Oberlauf des Amu-Darja bis zum Kaspischen Meer hin. – »Wie mag Dschingis-Khan die Ableitung eines riesigen Flusses wohl bewerkstelligt haben?« fragte Kuhnke.

Werner zuckte die Achseln. »Das dürfte ein ewiges Rätsel bleiben. Auf alle Fälle eine tolle Leistung.«

Natalja war anderer Meinung. »Mir läuft es kalt über den Rücken«, erregte sie sich. »Der Usboi dokumentiert, wieviel Elend Usurpatoren über die Menschheit bringen. Hier muß einst blühendes Land gewesen sein, denn ›Kara-Kum‹ heißt ›schwarze Erde‹. Jetzt ist

es der Name einer Wüste.« Wenige Stunden später, noch weit vor Aschchabad, entdeckte Werner einen zweiten, diesmal allerdings neuen ›Trockengraben‹, den eine nicht abzuschätzende Menge von Arbeitern mit Schaufeln, Körben und Handkarren anlegten – siebenhundert Kilometer lang. Gewiß war der Tag nicht mehr fern, da von diesem Kanal aus ein riesiges Trockengebiet bewässert werden würde.

Angesichts der in glühender Hitze wie Ameisen arbeitenden Kolonnen drängten sich Werner Fragen auf, die ihn nicht mehr losließen. Wer waren die Menschen, die dort unten schufteten? Einige Hunderttausende schienen es zu sein. Waren es politisch Andersgläubige, deren Leidensweg als ›gerechte Strafe‹ angesehen wurde?

Eine widersinnig erscheinende Parallele kam ihm in den Sinn. Nobel und Rothschild hatten in Baku eine vierzehn- bis sechzehnständige Arbeitszeit diktiert. Beutet jedes Regime den Menschen aus?

Werner konzentrierte sich auf den Flug. Aschchabad rückte heran. Der an sich unbedeutende Ort lag in einem oft heimgesuchten Erdbebengebiet, und viele seiner Gebäude waren erst vor zwei Jahren wieder einmal zerstört worden. Warum Aschchabad über einen Flugplatz mit Bodenfunkstation verfügte, war ihm nicht klar. Die Anlage des Kanals und der Wiederaufbau der Stadt mochten Gründe dafür sein.

Nach einem von den Navigationsschülern mustergültig dirigierten Anflug landete Werner ziemlich ermattet auf dem glühendheißen Boden des Flughafens.

»Zufrieden?« fragte Natalja, als er die Motoren abgestellt hatte.

»Nicht ganz«, antwortete er. »Der Schüler, der an der Strippe saß, hat vergessen, bei Aufnahme des Funkverkehrs den Zeitvergleich vorzunehmen. Die Differenz zu Moskau beträgt zwei Stunden!«

Das Blut schoß ihr in den Kopf. »Wie konnte ich das übersehen?«

»Komm mal her«, forderte er sie auf.

Natalja schob sich halb in die Kanzel hinein.

Werner küßte ihre Wange. »Damit du nicht nochmals verlegen wirst! Beim nächsten Mal erwisch' ich deinen Mund!«

Spuren des letzten Erdbebens gab es in Aschchabad kaum noch. Die Straßen konnte man freilich nicht gerade sauber nennen. Kuhnke meckerte darüber wie über fast alles, was er auf der Fahrt in die Stadt zu sehen bekam. Schon den Pferdewagen, auf dem die achtköpfige Besatzung eng zusammengedrängt hockte, hatte er eine ›Todesfalle‹ genannt. Und den alten, stark nach Knoblauch riechenden Turkmenen auf dem Bock, der unentwegt auf seinen klapprigen Gaul einredete, schimpfte er ein ›Stinktief‹.

»Vergiß nicht, daß wir uns im Orient befinden«, wies Werner ihn zurecht. »Nach außen hin mutet hier alles schmutzig an. Aber hinter den Fassaden – ich weiß das aus Reisebeschreibungen – entdeckt man oft blitzsaubere Wohnungen.«

Die Zimmer des ›Hotels‹, in dem sie übernachteten, belehrten ihn eines Besseren. Doch kann in einem Gasthof ohne Fensterglas alles picobello sein? Daß aus der ›Duschewa‹ kein Wasser floß, war gewiß unerfreulich, doch am Fenster rankten wunderschöne Rosen, von denen Werner gleich eine abschnitt, um sie Natalja im ›Speisesaal‹ zu überreichen.

Er hätte dies besser nicht getan. Natalja wurde zum zweiten Mal an diesem Tag puterrot, und die Schüler lachten, als hätte der Pilot sich einen köstlichen Scherz erlaubt.

Kuhnke hingegen blickte grimmig drein, bis er wie selbstverständlich an den gedeckten Tisch trat, aus einer Karaffe ein Glas mit Wasser füllte und es vor Nataljas Platz stellte.

Werner staunte. Vor allen Dingen darüber, daß die Schüler diesmal nicht lachten. Anscheinend erachteten sie die Geste des Bordwirts als eine der Rose gewidmete Aufmerksamkeit. Dafür hatten sie Verständnis. Einer Frau den Hof zu machen, empfanden sie offenbar als komisch. Etwas formell bat er zu Tisch. Um das unvermittelt eingetretene Schweigen zu überbrücken, fragte er Natalja, ob sie wisse, warum Turkestan neuerdings Turkmenistan genannt wurde.

»Ja«, antwortete sie so lebhaft, daß Werner sich vorstellen konnte, wie sie in der Schulbank gesessen und begierig dem Geschichtslehrer gelauscht hatte. »Unter dem Begriff Turkestan wurden früher alle Völker zusammengefaßt, die zwischen dem Kaspischen Meer und der chinesisch-russischen Grenze lebten. Stalin teilte dieses Gebiet in die Republiken Usbekistan, Tadschikistan, Kirgisien, Turkmenistan und Kasachstan auf. Heute leben die Menschen in den neugeschaffenen Republiken als zufriedene Bürger der Sowjetunion. Ihre alten Bräuche haben sie abgelegt.«

Daß dem nicht so war, mußte Natalja erkennen, als sie am nächsten Tag, an dem nicht geflogen wurde, mit Werner, Kuhnke und den Navigationsschülern die Stadt besichtigte. Die Turkmenen jedenfalls dachten nicht daran, auf althergebrachte Sitten und Bräuche zu verzichten. Ihre Frauen trugen nach wie vor knöchellange seidene Hosen unter weiten Gewändern, und die Männer hatten sich weder von ihrer ›Tjubetejka‹ getrennt, einer reich bestickten runden Kopfbedeckung, noch dachten sie daran, ihre Pascha-Allüren aufzugeben. Ihrem Gehabe nach schienen sie Könige zu sein. Selbst die Bauern auf dem Markt erweckten diesen Eindruck. Wie große Zauberer schlitzen sie Melonen mit einer leichten Drehung des Handgelenks rundherum auf.

Kuhnke griff sich unwillkürlich an den Hals. »So schnell, wie die ihr Messer handhaben, kann kein Mensch sehen.«

Natalja machte sich über ihn lustig. »Was ist nun mit dem Schmutz und Dreck, über den du gestern so geklagt hast?«

»Na ja«, lenkte er ein, »der erste Eindruck war verheerend. Jetzt sehe ick die Dinge anders und kann nur noch staunen.«

Sie blieben vor einer Händlerin stehen, die in der Hocke auf einem Teppich saß. Alles an ihr glitzerte. Die Seide ihres blauen Überwurfs war mit silbernen Pailletten verziert.

Werner stieß Natalja an. »Hättest du nicht Lust, dich mal so zu kleiden?«

»Lieber nicht«, antwortete sie. »Bei meiner Ungeschicklichkeit würde ich in den schönen Gewändern wie ein aufgedonnerter Trampel aussehen.«

»Na, hör mal«, protestierte Kuhnke. »Wenn ick an dein flinkes Händchen beim Funken denke ...! Da bist du so geschickt, daß ick mit den Ohren schlackere.«

»Was ist eigentlich los mit dir?« wunderte sie sich. »Du machst neuerdings ständig Komplimente.«

Er grinste. »Bei der Hitze redet man schnell dummes Zeug.«

»Mal ganz was anderes«, warf Werner ein. »Mich reizt es, in einem turkmenischen Lokal zu essen. Was haltet ihr davon?«

»Sehr viel«, antwortete Natalja. »Ich stelle bestimmt keine großen Ansprüche, aber die gestrige Hotelkost ließ zu wünschen übrig.«

Auch die Navigationsschüler stimmten Werners Vorschlag zu, und am Mittag wurde in einem nur spärlich erhellten Raum, der von Brat- und Kochdünsten geschwängert war, auf einem Teppich Platz genommen. Halb ausgestreckt! In dieser Lage zu essen bereitete erhebliche Schwierigkeiten, doch man gewöhnte sich daran und schlabberte die Suppe schließlich einigermaßen vorschriftsmäßig vom Teller.

Als Hauptgang gab es halbrohes Hammelfleisch-Schaschlik, das mit den Händen zu essen war. Es schmeckte großartig. Sogar der dem Knoblauch abholde Kuhnke stöhnte voller Wonne. Nach diesem Genuß wurde es freilich problematisch. Weder Wasser noch Servietten standen zur Verfügung. Es blieb nichts anderes übrig, als die fettig gewordenen Finger abzulecken. Nu wot. Was soll's.

Am nächsten Morgen klappte gar nichts. Der alte Turkmene erschien um eine Stunde zu spät. Dann brach beim Tanken, das wegen der Hitze und der dadurch bedingten Ausdehnung des Benzins erst in der Frühe vorgenommen werden durfte, an einer der beiden Handpumpen der Schwengel, und Kuhnke brauchte eine Weile, bis er den Schaden provisorisch behoben hatte. Das zwang Werner zur Änderung des Flugprogramms. Es war zu riskant, in den Abend hineinzufiegen. Er strich den geplanten Anflug auf Taschkent und forderte von den Schülern, ihn via Buchara nach Samarkand zu dirigieren. Von dort aus werde er Kurs auf das ›Dach der Welt‹ nehmen.

»Wie weit wir dieser Route folgen, hängt von der Steigleistung unserer Maschine ab«, fügte er hinzu. »Obwohl die Tanks bis dahin um zwei Drittel geleert sein dürften, werden wir vermutlich nur eine Höhe von 3500 Metern erreichen. Funkverkehr wird mit den Bodenstationen von Samarkand, Taschkent, Namangan und Frunse aufgenommen. Nach Rückkehr aus den Bergen landen wir in Samarkand. Gesamtstrecke: siebzehnhundert Kilometer. Wir werden also acht bis neun Stunden unterwegs sein.«

Vom Augenblick des Starts an verlief alles nach Wunsch. Die ›heilige Stadt‹ Buchara wurde nach gut zwei Stunden überflogen, und hier konnte Werner ein zweites Mal erkennen, daß sich in Rußland doch sehr viel änderte. Fast hundert künstlich angelegte Teiche, aus denen die Bevölkerung seit Jahrhunderten das über den Schachrud herbeigeführte Wasser schöpfte, waren auf Anordnung der Sowjets zugeschüttet worden und hatten das bis dahin wegen seiner Typhus- und Choleraepidemien verrufene Buchara von diesen Plagen befreit.

Phantastisch war der Anblick der annähernd vierhundert Moscheen mit ihren hohen Minaretten. Im Geiste sah Werner die Muezzin mit vor den Mund gehaltenen Händen die Gläubigen zum Gebet aufrufen. Am meisten ins Auge sprang die zweiunddreißig Meter hohe Kuppel der Moschee Mirgharab. Auch die alte Befestigungsmauer mit ihren spitzen Türmen war unschwer zu erkennen.

Er bedauerte, das geschichtsträchtige Buchara nicht besichtigen zu können, tröstete sich aber damit, daß er am Abend in Samarkand sein würde.

Einen ersten Eindruck von dieser kulturhistorischen Stadt gewann er beim Überfliegen. Die von zahlreichen Kanälen durchzogene Umgebung mutete an wie ein Garten Eden, hinter dem sich eine höllische Wüste ausbreitete. Der Horizont flimmerte im glühenden Dunst, unter dem Flugzeug aber lagen grüne Wiesen, wohlbestellte Äcker, Melonenplantagen und mustergültig angelegte Rebengärten.

Schon der nur hundert Kilometer südlich von Samarkand gelegene 5200 Meter hohe Tschilatorga machte deutlich, daß es keinen Sinn haben würde, Kurs auf die Bergriesen zu nehmen. Die niedrigsten

Höhenzüge lagen über 3500 Metern und konnten mit der ›Do P‹ nicht überflogen werden. Werner folgte deshalb dem Serawschantal und gab Weisung, die jeweilige Position durch Funkpeilungen zu ermitteln und ein Protokoll über den Flugverlauf zu erstellen.

Die bizarren Formen der vor ihnen liegenden Berge sprachen dafür, daß sich die großen Gebirgssysteme vom Tienschan bis zum Hindukusch vor Jahrmillionen durch Aufeinanderprallen zu gewaltigen Höhen getürmt hatten. Auffallend war die ungewöhnliche Reinheit der Luft und die Kahlheit der Gebirge bis in die Täler hinein. Nur vereinzelt wuchsen Weiden und Zwergbirken. Die Atmosphäre war so klar, daß die Sicht weit über zweihundert Kilometer betrug. Einige Höhenrücken schienen in greifbare Nähe gerückt. Die kühle Luft schenkte der Besatzung eine willkommene Erleichterung.

Als Natalja mit Kuhnke den Platz wechselte, war ihre erste Frage an Werner: »Hat das ›Dach der Welt‹ deine Erwartungen erfüllt?«

»Teils, teils«, antwortete er. »Ich habe es zu sehen bekommen, konnte aber nicht einmal seine winzigen Ränder überfliegen. Mit der ›Do F‹ wird das anders. Mit der werden wir in fünftausend Metern manchen Gletscher mit Ruß bestreuen können.«

Es war naheliegend, daß Natalja das Thema nach der Landung nochmals aufnahm. »Hast du wirklich vor, dort oben Ruß zu streuen?« fragte sie, als Werner trotz der heranrückenden Abenddämmerung mit ihr und Kuhnke auf eine verwitterte Holzhalle zuing, die aus unerfindlichen Gründen seine Aufmerksamkeit geweckt hatte. Sie lag am Rand des Flughafens, direkt an einem der vielen kleinen Nebenflüsse des Serawschan.

»Du weißt, warum es mir ernst damit ist«, antwortete er.

»Solange du uns aber keinen reinen Wein einschenkst, sind wir auf Vermutungen angewiesen, die zwangsläufig immer wieder Fragen aufwerfen. Mach also Schluß mit deiner Geheimniskrämerei. Sag uns, was du vorhast.«

Werner öffnete die schloßlose Tür der verwahrlosten Halle. »Einen Moment noch. Dieser Schuppen, der offensichtlich nicht mehr benutzt wird, könnte in meinem Plan zum Dreh- und Angelpunkt werden.« Er schaute prüfend in das Innere der Halle.

»Eine ausgezeichnete Lagerstätte für die Rußsäcke und ein prächtiges Versteck für dich! Wasser ist gleich nebenan. Bei unserer nächsten Landung wird Max die Tür mit einem Schloß versehen, das von innen und außen geöffnet werden kann. Wir sprechen gleich nachher mit dem Flughafenleiter.«

»Jetzt langt's mir!« begehrte Kuhnke auf. »Warum soll Natalja sich in diesem dreckigen Loch verstecken?«

Werner führte sie hinter den Schuppen. »Setzen wir uns an den Fluß. Bis der Wagen die Schüler ins Hotel gebracht hat und uns abholt, wird noch einige Zeit vergehen. Da können wir in Ruhe miteinander reden.«

Die Sonne war bereits untergegangen. Im Westen leuchtete der Himmel golden. »Ist das nicht ein phantastischer Anblick?«

»Komm zur Sache!« forderte der Bordwart.

Werner hockte sich ins Gras. »Ich werde euch nun in alles einweihen. Zuvor aber noch eine Frage an Natalja: Hast du dir inzwischen Gedanken darüber gemacht, wo du dich zu gegebener Zeit für eine Weile verstecken könntest?«

»Die Angelegenheit ist geklärt.«

»So, daß nichts passieren kann?«

»Erinnerst du dich an Iljitsch Abakumov und seine musikalischen Söhne?«

»Selbstverständlich.«

»Er kannte, das habe ich bisher verschwiegen, schon *vor* dir meinen wahren Familiennamen. Auch er segelt unter falscher Flagge. In Petrograd zählte er zu den vermögendsten Bürgern. Als Kunsthändler kam er mehrfach zu uns ins Haus. Obwohl ich zu jener Zeit noch klein war, erkannte ich ihn gleich, als ich in Lipezk zum ersten Mal einen seiner Musikabende besuchte. Ich sprach ihn an. Er geriet in Panik, doch er beruhigte sich, als ich mich ihm zu erkennen gab. Dann erzählten wir uns, wie es uns ergangen war. Er hatte vorgehabt, mit seiner Frau und den fünf Kindern via Sewastopol über das Schwarze Meer in einen der angrenzenden Staaten zu fliehen, um von dort nach Frankreich zu gelangen. Aber seine Frau erlitt in Lipezk einen Schlaganfall. An eine Weiterreise war nicht mehr zu

denken. Zwei Jahre verbrachte Irina Abakumova gelähmt im Bett. Dann starb sie. Ihr Mann hätte seinen ursprünglichen Plan nun durchführen können, doch er brachte es nicht übers Herz, das Grab seiner Frau allein zurückzulassen.« Natalja zupfte an einem Grashalm. »Ich kann mich bei ihm verstecken, solange ich will.«

Werner wandte sich an Kuhnke. »Bis zum September bringen wir die geplanten sechs großen Navigationsflüge mit insgesamt dreißig Schülern hinter uns. Im Winter erproben wir die neue ›Do F‹ mit dem einziehbaren Fahrwerk. Im Frühjahr 1932 geht's wieder auf Langstrecken-Tournee, wobei wir jedes Mal fünfzig bis hundert Rußsäcke mitnehmen, die wir in diesem Schuppen lagern. Wir finden bestimmt keinen für unsere Zwecke geeigneteren Flughafen. Im Winter 1932/33 bereiten wir dann unseren letzten Trip ohne Schüler mit möglichst viel Ruß vor, der in Papiersäcke gefüllt wird, wie sie in der Zementindustrie üblich sind.«

»Und wie soll das Streuen vor sich gehen?« fragte Natalja.

»Aus jedem der staubfest verschlossenen Säcke wird ein Schlauch mit einem Kupplungsstück herausragen, welches mit einem einzigen Griff an ein Rohr angeschlossen werden kann, das zu den Auspuff stutzen der beiden Motoren führt. Der dort herrschende Unterdruck saugt den Ruß aus den Säcken und bläst ihn ins Freie. Ingenieur Schulze erstellt bereits eine Fertigungszeichnung.«

»Und was geschieht nach dem letzten Flug?« insistierte Kuhnke.

»Etwas ganz Einfaches. Natalja verbringt die folgende Nacht in diesem Schuppen. Wir wundern uns dann am nächsten Morgen darüber, daß sie nicht erscheint. Naheliegend, daß wir einen Angestellten des Hotels beauftragen, sie zu wecken. Aber – o Schreck, o Graus – das Bett der Dame ist leer und unbenutzt! Wir melden die peinliche Geschichte dem Flughafenleiter und bitten um Verständnis dafür, daß wir den Rückflug unter den gegebenen Umständen verschieben. Vermutlich ein amouröses Abenteuer, erklären wir. Um jeden Preis müsse verhindert werden, daß sich für die tüchtige Funkerin schwerwiegende Konsequenzen ergäben. Am nächsten Tag die gleiche Leier, doch tags darauf platzt uns der Kragen. Wir erstatten offiziell Anzeige und sagen, daß wir am folgenden Morgen starten werden – ob mit der Ungetreuen oder ohne

sie. Daß Natalja in dieser Nacht unser Luftgefährt heimlich besteigt, brauche ich nicht zu erwähnen. In Lipezk, wo wir beim letzten Büchsenlicht ohne Funkvorausmeldung landen werden, verschwindet Natalja gleich hinter den Hallen und mogelt sich zu Iljitsch Abakumov durch.«

Kuhnke spitzte die Lippen. »Kompliziert, aber gut durchdacht. Wenn Natalja einige Tage später des Nachts ungesehen in die zum Nonstopflug nach Deutschland startbereit gemachte Maschine einsteigt, kommt niemand auf den Gedanken, daß wir etwas mit ihrem Verschwinden zu tun haben.«

Natalja blickte gedankenverloren vor sich hin. »Ein russisches Sprichwort lautet: ›Vor einer rechten Schmiede wird recht beschlagen.« Mir scheint, ich hab' den richtigen Schmied erwischt.«

»Stimmt!« bekräftigte Werner. »Doch er ist weiblichen Geschlechts! Trinken wir nachher auf Dithas Wohl.«

Samarkand wurde für Werner zu einem aufreizenden Ärgernis. Er hatte sich vorgestellt, einen Tag lang berühmte Moscheen und Medressen besichtigen zu können, aber gleich beim Frühstück verlangte ein Apparatschik, Kuhnkes und seine Papiere zu sehen. Dagegen wäre nichts einzuwenden gewesen, wenn der Beamte nach Prüfung der Dokumente nicht hintergründig erklärt hätte:

»Chorocho, Sie und Ihr Bordwart haben ohne Zweifel die Erlaubnis, über Rußland zu fliegen. Doch mit keinem Wort ist hier erwähnt, daß Sie berechtigt sind, sowjetische Städte zu besuchen.«

»Und wo sollen die Towarischtschi zwischen den Flügen essen und schlafen?« erregte sich Natalja.

»Gut, gut! Ich sehe ein, daß beides notwendig ist, auch wenn dies in den Dokumenten nicht vermerkt wurde. Einen Besuch der Stadt darf ich aber nur in Begleitung eines Fremdenführers gestatten. Der Einfachheit halber werde ich selbst die Führung übernehmen. Kostet ein Rubelchen pro Person.«

Dieser unverschämte Preis wäre gern in Kauf genommen worden, wenn der ›Herr Geldschneider‹, wie Kuhnke ihn nannte, den Wünschen seiner ›Gäste‹ entsprochen hätte. Wohl zeigte er ihnen in

der Altstadt den Righistan-Platz mit den halb verfallenen historischen Lehrstätten. Er ging mit ihnen auch zur riesigen Medresse-i-Chanym, die allen Glanz verloren hatte und an die Mumie einer dahingeschiedenen Schönheit erinnerte. Unerträglich jedoch war es, sich angesichts des Niederganges der letzten Zeugen einer überragenden Kultur anhören zu müssen, die Sowjetunion würde niemals derlei Bauwerke errichten, ohne ihnen die dringend erforderliche Stabilität für Tausende von Jahren zu geben.

»Doch Fehler, die in früheren Zeiten gemacht wurden, haben auch ihr Gutes«, betonte der Fremdenführer. »Sie ermöglichen es uns, der Jugend eindringlich vor Augen zu führen, was einst alles falsch gemacht wurde. Sie, Towarischtschi Germanski, werden dies erkennen, sobald wir die Neustadt aufsuchen, von deren Mittelpunkt die Straßen strahlenförmig in alle Richtungen verlaufen. Das hat es im alten Samarkand nicht gegeben. Und warum nicht? Weil zu jener Zeit unser großer Genosse Stalin noch nicht lebte.«

Werner hätte sich die Haare raufen mögen. Natalja, die den kaum faßlichen Unsinn übersetzen mußte, tat ihm leid. »Sag dem Kerl, die Hitze bekomme uns nicht. Wir möchten uns in einem der Bäder am Serawschan erfrischen.«

Aus dem Baden wurde nichts. Man befand sich in Usbekistan! Schon im Hotel hatte man sich darüber empört, daß Natalja, eine Frau, beim Essen mit Männern an einem Tisch saß. Das war unerhört. So etwas gab es nicht einmal bei Hochzeiten. In Usbekistan feiern die Herren der Schöpfung grundsätzlich unter sich; die Weiber haben daheim zu bleiben. Gegen eine Uniformierte konnte man natürlich nicht einschreiten, aber wenn sie es wagen sollte, ›ihr Fleisch‹ in einem Bad zur Schau zu stellen, würde man ihr die Kehle durchschneiden. Also verzichteten auch Werner und Kuhnke darauf, sich in die Fluten des Serawschan zu stürzen. Natalja begab sich in ihr Zimmer, um säuberliche Flugberichte zu schreiben. Das wiederum veranlaßte Kuhnke, sich trotz der großen Hitze in Ermangelung von Bier einige Gläser Wodka zu genehmigen. Und Werner haute sich auf die Falle, um zu entspannen und vor sich hin zu dösen.

Die Flüge und der dauernde Klimawechsel hatten ihm zugesetzt. Zur Decke hochstarrend, sinnierte er: Morgen werde ich beim

Fliegen an die Grausamkeiten Tamerlans denken, der einst hier residierte. Dann werde ich froh sein, beim Anblick der Landschaft an kein Elend erinnert zu werden. Vom Flugzeug aus scheint die Welt in Ordnung zu sein. Kein noch so grausames Geschehen hinterläßt eine anhaltend sichtbare Veränderung. Nirgendwo ist festzustellen, daß Dschingis-Khan in dieser Gegend über zehn Millionen Menschen umbringen ließ, daß Tamerlan den Befehl erteilte, stets alle Bewohner einer Stadt, die sich nicht kampfflos ergab, bis auf das kleinste Kind zu töten. »Probenvorstellungen des Jüngsten Gerichts« nannte er sein unmenschliches Vorgehen.

Trotz solch aufwühlender Gedanken und der drückenden Hitze fiel Werner in einen abgrundtiefen Schlaf, aus dem er erst am folgenden Morgen erwachte. Die Natur hatte ihr Recht verlangt.

Der nächste Tag wurde wieder sehr anstrengend. Erneut waren siebzehnhundert Kilometer zurückzulegen. Es begann der Rückflug nach Lipezk. In Tiflis sollte die letzte Zwischenlandung vorgenommen werden. Obwohl endlos erscheinende Wüsten überquert werden mußten, gab es einige markante Punkte, die dem in der Hitze träge werdenden Hirn neue Impulse verliehen.

So Chiwa. Das Volk des »Landes der Niederung« hatte einst mit den Parthern einen Teil des Perserreiches gebildet und sich in König Xerxes' Heer durch Kampfgeist hervorgetan.

Nach dem Überfliegen des Kaspischen Meeres und der zum Teil sehr gebirgigen Provinz Dagestan wurde Tiflis infolge starken Rückwindes fast anderthalb Stunden früher erreicht, als Werner errechnet hatte. Sehr zur Freude der Besatzung. Nach der Glut des Tages lechzte jeder danach, sich in einem der berühmten Bäder der Hauptstadt Grusiniens zu erfrischen.

Vom Flugzeug aus machte Tiflis einen bezaubernden Eindruck. Die Stadt lag in einem Talkessel und wuchs zu beiden Seiten der Kura terrassenförmig die Hänge hinauf. Die Ruinen einer imposanten Festungsanlage überragten den Ort, dessen orientalischer Teil von engen Gassen durchzogen war. Manche Kirche, Kathedrale und Moschee kündete von einstigem duldsamen Nebeneinander, Reichtum und großer Gläubigkeit. Dagegen wirkte die neue

russische Stadt trotz ihrer beachtlichen Parkanlagen, breiten Straßen und palastähnlichen Gebäude nicht sonderlich einladend.

Werners Interesse galt der Altstadt, aber schon bei der Flugleitung wurde ihm bedeutet, daß er und Kuhnke nicht berechtigt seien, ihre Unterkunft in Tiflis ohne Fremdenführer zu verlassen. Und der Towarischtsch von Intourist erklärte ohne Umschweife, die orientalischen Distrikte seien nicht sehenswert, schmutzig und eine Brutstätte für Krankheiten. Er werde ihnen das fortschrittliche Militärhospital, den botanischen Garten, das Regierungsgebäude und moderne Straßen zeigen. Da zog Werner es vor, mit Kuhnke und Natalja, die in Tiflis ebenfalls in keinem Bad geduldet worden wäre, gleich den Gasthof aufzusuchen, der ihnen zugeteilt worden war.

»Mies, mieser, am miesesten«, schimpfte der Bordwart beim Anblick der Fassade. Drinnen aber erhellte sich seine Miene. Es gab Bier! Dafür war er bereit, selbst Kakerlaken in Kauf zu nehmen.

Die letzten 1750 Kilometer nach Lipezk führten zunächst an der Ostküste des Schwarzen Meeres entlang, dann über die »Straße von Kertsch« und das Asowsche Meer hinweg nach Nikolajew, wo direkter Kurs auf den Heimathafen genommen wurde. Nur 750 Kilometer waren nun noch zu bewältigen, und jeder war froh, der drückenden Hitze entflohen zu sein. Nördlich der Halbinsel Krim wurde es sogar empfindlich kühl. Mit ungläubigem Staunen blickten sie auf Schneeflächen, die große Teile des Landes nach wie vor bedeckten. Niemand aber sehnte in dieser Stunde den Sommer herbei. Man träumte davon, sich in weichen Kissen zu rekeln und die wärmende Decke über die Schulter zu ziehen.

Als die Entfernung nach Lipezk noch gut eine Stunde betrug, meldete Natalja: »Der Peiler erbittet schon jetzt die genaue Landezeit.«

Werner grinste. »Kann mir denken, warum. Der Herr Kommissar möchte uns empfangen, um sich selbst feiern zu können. Machen wir's auf die Minute haargenau. Rakosi soll mächtig *stolz* auf *sich* sein.«

»Bist du es nicht auch ein bißchen?«

»Nein«, antwortete Werner. »Das Wort ›stolz‹ benutze ich nur im ironischen Sinn. Wie eben. Ich kann es nicht leiden, weil es ständig mißbraucht wird. Der Vater ist stolz auf den Sohn, der Sohn stolz auf den Vater. Warum eigentlich? Dauernd sind wir auf alles mögliche stolz. Wir sind stolz darauf, Deutscher, Russe, Engländer, Franzose oder Italiener zu sein. Und stolz wenden wir uns von denen ab, die gestolpert sind. Stolz sind wir auf Besitz ...«

»Es genügt«, unterbrach ihn Natalja. »Ich brauche die Landezeit.«

Werner kontrollierte die letzte Peilung. »Sechzehn Uhr zweiunddreißig.«

»Danke, ich bin stolz auf dich.«

Verwundert fragte er sich: Was ist mit ihr? Ist sie womöglich stolz auf ihre Eltern, denen es noch rechtzeitig gelang, sich ohne sie in Sicherheit zu bringen? Ist sie stolz auf den Sowjetstaat, der ihr kostenlos die Ausbildung gewährte? Sie ist doch intelligent. Warum begreift sie nicht, daß mir dummer Stolz mißfällt?

Als Werner zur vorhergesagten Zeit in Lipezk landete, hatte sich das russische Korps in Reih und Glied vor einer der deutschen Hallen versammelt. Hochrufe wurden geschmettert, denen eine Ansprache des Kommissars folgte, der ›in aller Bescheidenheit‹ versicherte, stolz darauf zu sein, daß seine Idee, dem Aufklärerverband eine Navigationsschule anzugliedern, von Erfolg gekrönt sei. Und er fügte hinzu:

»Ich bin glücklich, unseren deutschen Freunden sagen zu können, daß der von mir ersonnene weitere Plan in Moskau mit Beifall aufgenommen wurde. Spontan hat man mir jede Unterstützung zugesichert. Wir stehen vor einer großen Wende!«

»Prächtig, prächtig«, mokierte sich Werner, als Natalja, die zwischen Kuhnke und ihm in der Flugzeugkanzel stand, Grischa Rakosis Worte übersetzte.

Sie reagierte unwillig. »Unser hoher Chef erwartet ein paar Worte von dir!«

Werner winkte den Dolmetscher Kolja Petrowitsch an das Flugzeug heran. »Übersetzen Sie: Die Idee des Kommissars, uns auf eine weite Reise zu schicken, hat sich als richtig erwiesen. Nur so

können Navigationsschüler einer harten Probe unterzogen werden, und es freut mich, feststellen zu dürfen, daß keiner von Natalja Uglanows Zöglingen versagt hat. Allen kann das Funknavigationspatent erteilt werden. Angesichts dieser positiven Bilanz ist es meinem Bordwart und mir ein Bedürfnis, öffentlich zum Ausdruck zu bringen, daß wir uns keinen besseren und tüchtigeren Flugkameraden als Natalja Uglanow wünschen können. Ihnen, Kommissar Grischa Rakosi, aber gebührt höchste Anerkennung. Im Namen aller sage ich Ihnen unseren herzlichsten Dank. Und was die angedeutete Wende anbelangt: Auch wir konnten schon etwas Vorarbeit leisten.«

Noch am gleichen Abend mußte Werner seinen Kameraden stundenlang erzählen, was er gesehen und erlebt hatte. Erst als er auf die für ihn eingegangene Post hinwies und erklärte, er wolle endlich erfahren, wie es seiner Mutter und seiner Braut ergehe, wurde er in Gnaden aus dem Offizierskasino entlassen.

Ditha teilte ihm in zwei temperamentvollen Briefen mit, daß sie sich restlos wohl fühle. »Ich bin einfach in Hochform«, schrieb sie. »In jeder Hinsicht: geistig, körperlich und seelisch. Deine Post hat mir mächtig Auftrieb gegeben. Ich zweifle nicht mehr daran, daß Dir gelingen wird, was Du Dir vorgenommen hast.

Unabhängig davon ist hier etwas geschehen, das mich hoffnungsfroh in die Zukunft blicken läßt. Hitler und seine Partei haben empfindliche Rückschläge erlitten. Im sächsischen Landtag verlor der nationalsozialistische Innenminister Frick durch Mißtrauensantrag seinen Posten. Am gleichen Tag geriet der SA-Führer Stennes mit der Parteileitung in Konflikt. Er wurde abgesetzt und gründete die »Nationalsozialistische Kampfbewegung Deutschlands«. Das bedeutet Spaltung der NSDAP! Wir können wieder ruhig schlafen.«

Außer dieser Passage gab es in beiden Briefen kein weiteres Wort über das politische Geschehen. Ditha erging sich vielmehr in Liebesbezeugungen, wie Werner sie nie zuvor von ihr vernommen hatte. Sie ließ die gemeinsam verlebten Stunden Revue passieren und machte kein Hehl daraus, daß sie vor Sehnsucht schier vergehe.

Als Werner den Brief der Mutter öffnete, rechnete er mit allerlei Klagen. Doch er täuschte sich. Beim Lesen mußte er sogar mehrfach hellauf lachen.

Dabei klangen ihre ersten Worte geradezu bedrohlich. »Ich bin am Ende!« schrieb sie. »Was ich im Augenblick durchmache, kannst Du nicht ermessen. Margot hat ihre Eltern verlassen! Es ist unfäßlich. Dieses undankbare Geschöpf ist zu ihrer Freundin gezogen, die mit einem Mann zusammenlebt, ohne mit ihm verheiratet zu sein. Doch es kommt noch schlimmer. Ihrer Mutter hat sie gesagt, daß sie Lydia

liebe. *Richtig liebe!* Hast Du so etwas schon gehört? Unkeuschheit zwischen zwei Frauen! Sodom und Gomorrha! Wohin sind wir gekommen? Tante Henriette tut mir schrecklich leid. Onkel Wilhelm ist nicht wiederzuerkennen. Er sitzt da und findet keine Worte. So eine Schande! Es muß entsetzlich für ihn sein. Ihn trifft der Schicksalsschlag ja nicht nur als Vater, sondern auch als Kreisleiter der NSDAP. Wie soll er damit fertig werden? Zumal ihm die Hände gebunden sind. Denn wenn er versuchen sollte, seine noch nicht volljährige Tochter polizeilich zurückholen zu lassen, würde die Sache an die große Glocke gehängt werden. Eine Katastrophe wäre das. Der Vater, ein glühender Nationalsozialist, die Tochter sittlich verkommen! Onkel Wilhelm könnte dann nicht mehr Reichstagsabgeordneter sein. Das Herz würde ihm brechen. Er lebt doch nur noch für Adolf Hitler und kämpft dafür, dessen Ideale zu verwirklichen.

Natürlich ist zu bedenken – Onkel Wilhelm hat mir dies anvertraut –, daß Unzucht zwischen Frauen nicht strafbar ist. Das allein beweist, wie verderbt unsere Gesetze sind. Für Margot könnte es ja ein Glück sein. Aber da ist noch etwas viel, viel Schlimmeres. Tante Henriette gegenüber hat die Schamlose eine Äußerung getan, die vermuten läßt, daß sie nicht nur mit ihrer Freundin Unkeusches treibt.

Du wirst nun endlich begreifen, wie wichtig es ist, daß Hitler für Ordnung und Sauberkeit sorgt. Ich bewundere diesen Mann von Tag zu Tag mehr. Er trinkt und raucht nicht, ißt nicht einmal Fleisch, lebt wie ein Mönch und rackert sich von morgens bis abends ab, um unser Volk in lichte Höhen zu führen. Und dann kommt ein so verderbtes Wesen wie Margot ...

Um ehrlich zu sein: Ich ahnte seit langem, daß es mit ihr einmal schiefgehen wird. Ich werde nie vergessen, wie sie damals, als Du die Anstellung bekommen solltest, kaltherzig erklärte, sie sei nicht bereit, Dir in die Fremde zu folgen! Da erkannte ich ihr wahres Wesen.

Vielleicht hättest Du Margot retten können. Darum habe ich immer wieder versucht, euch zusammenzuführen. Ihr wäret ein wunderbares Paar gewesen. An Deiner Seite wäre sie niemals

gestrauchelt. Doch Du wolltest ja nicht hören, hast Dich mit einer Jüdin abgegeben!

Ist das jetzt die Strafe dafür? Gottes Mühlen mahlen langsam, aber trefflich fein. Geh in Dich, Jungchen! Vielleicht ist noch nicht alles verloren. Auch eine Magdalena fand auf den rechten Weg zurück. Schreibe Margot! Ihre Adresse findest Du am Schluß des Briefes. Fordere sie auf, sofort zu den Eltern zurückzukehren! Wenn Du sie dazu bewegen kannst, hast Du ein gottgefälliges Werk getan. Und wenn Du es nicht für Tante Henriette und Onkel Wilhelm tun willst, dann tu es für die NSDAP, die einen Reichstagsabgeordneten auf keinen Fall verlieren darf. Es geht um Deutschland!

Die Naivität seiner Mutter nahm erschreckende Ausmaße an. Werner zweifelte nicht daran, daß der Herr Reichstagsabgeordnete, dessen Unduldsamkeit und Intoleranz ein gerüttelt Maß dazu beigetragen hatten, Margot aus der elterlichen Wohnung zu treiben, die Mutter in unerträglicher Weise beeinflusste. Gern hätte er etwas dagegen unternommen, aber kann man naivem Glauben mit Vernunft beikommen?

Er faßte den Entschluß, Farbe zu bekennen. Ohne zu zögern, schrieb er der Mutter: »Dein Brief, der mich zunächst ratlos machte, hat mir die Erkenntnis aufgedrängt, daß ich vor Dir nichts mehr verschweigen darf.

Tante Henriette und Onkel Wilhelm mögen schockiert sein, aber mir ist es schleierhaft, weshalb *Du* Deinen Brief mit den Worten beginnst: »Ich bin am Ende.« Margot ist nicht *Deine* Tochter! Im übrigen ist es kein Verbrechen, die Wohnung der Eltern zu verlassen.

Du bezeichnest es als schlimm, wenn ein unverheiratetes Paar in einer Wohnung zusammenlebt. Ich gebe zu, es ist nicht alltäglich. Aber ist nur das Alltägliche gut?

Noch mehr empörst Du Dich darüber, daß Margot bekannt hat, ihre Freundin »richtig zu lieben«. Du nennst es »Unkeuschheit zwischen zwei Frauen« und schimpfst: »Sodom und Gomorrha!« Mit welchem Recht, Mama? Die Befriedigung des Geschlechtstriebes zwischen Frauen wurde schon vor unserer Zeitrechnung von der griechischen Dichterin Sappho, die auf der ägäischen Insel Lesbos lebte, recht eindeutig geschildert. Wir sprechen deshalb heute von

der »lesbischen Liebe«, die, wie Du richtig schreibst, in unseren Breiten nicht strafbar ist. Daraus zu schließen, unsere Gesetze seien »verderbt«, geht zu weit. Eher muß man bedauern, daß die gleichgeschlechtliche Liebe zwischen Männern nicht ebenfalls straffrei ist.

Außerdem hat niemand das Recht, schlecht über Menschen zu reden, die in sexueller Hinsicht anders veranlagt sind, als man es selber ist. Solange kein öffentliches Ärgernis erregt wird, gibt es keinen Grund, sich zu alterieren. Veranlagungen werden uns ebenso in die Wiege gelegt wie Charaktereigenschaften.

Damit möchte ich dieses Thema beenden. Ich werde Margot schreiben, wenn auch nicht in Deinem Sinn. Denn dann würde ich nichts erreichen. Ich kenne sie genau. Wir haben immer offen miteinander, gesprochen. Mit ihren Eltern konnte sie das nicht. Onkel Wilhelm ist durchdrungen von dem Geist, der Zucht und Ordnung predigt, aber Streit und Unruhe heraufbeschwört und eine Überheblichkeit züchtet, die Völker in Abgründe stürzt. Margot hat nur Strenge erfahren. Sie hatte zu gehorchen und den Mund zu halten. Da konnte es nicht ausbleiben, daß sie eines Tages davonrannte. Ihre Sehnsucht nach Freiheit wuchs mit der Reife und weckte sexuelle Sehnsüchte. Du nennst sie nun ein »undankbares Geschöpf«, eine »Schamlose«, ein »verderbtes, sittlich verkommenes Wesen«. Nein, Mama, das ist Margot nicht. Sie ist das Ergebnis einer unverantwortlichen Erziehung, sprich: Unterdrückung.

Doch nun zu der Erkenntnis, die sich mir durch Dein Schreiben aufgedrängt hat. *Du* hast mich zu keiner Stunde unterdrückt, hast mich stets gefördert. Und dennoch bin ich gewissermaßen aus dem Ruder gelaufen. Ich habe mich aber nicht, wie Du schreibst, mit einer Jüdin »abgegeben«. Die Dinge liegen anders, und es ist meine Schuld, daß Du mein Verhältnis zu Ditha Gilden verzerrt siehst. Ich war nicht ehrlich zu Dir. Im Bestreben, Dir nicht weh zu tun, verschwieg ich, daß ich Ditha liebe, seit wir uns während meiner Tätigkeit auf Norderney kennenlernten. Ich hätte dies bekennen und Dir offen sagen müssen, daß wir heiraten wollen und uns bei meinem letzten Aufenthalt in Berlin verlobt haben. Ich verheimlichte Dir dies, um Dich zu schonen, wollte mich Dir erst nach meiner endgültigen Rückkehr aus Rußland anvertrauen. Nun aber hat mir

Margots Fortgang von den Eltern gezeigt, wohin es führt, wenn aus mangelndem Vertrauen oder falscher Rücksichtnahme verschwiegen wird, was ausgesprochen werden muß. Darum schreibe ich Dir heute in aller Offenheit, und ich appelliere an Dein Mutterherz, Ditha nicht abzulehnen, nur weil sie anderer Konfession ist.

Glücklicherweise bist Du nicht so engstirnig wie Onkel Wilhelm. Deine Abneigung gegen Juden ist keiner krausen Ideologie entsprungen. Du hast das Pech gehabt, erleben zu müssen, daß ein »Ahasver«, wie Du Dich ausdrückst, Deinen Hof versteigern ließ. Daß Du darüber nicht hinwegkommst, ist verständlich. Aber wodurch warst Du verschuldet? Gabst Du nicht mehr Geld aus, als Du verdientest, weil Du mir eine erstklassige Ausbildung geben und das Fliegen ermöglichen wolltest? Es mag grausam sein, auf diesen Punkt, der mir nur Vorteile gebracht hat, hinzuweisen. Die Gerechtigkeit fordert jedoch, sich den Tatsachen nicht zu verschließen.

Auch solltest Du nicht vergessen, daß Du von Ditha sehr angetan warst, als Du sie kennenlerntest. Richtig geschwärmt hast Du von ihr.

Du hast Dich sogar darauf gefreut, mit ihr ein längeres Gespräch zu führen, nanntest sie eine »reizende Person«!

Bedenke das, Mama! Durchschneide jetzt nicht irgendwelcher Vorurteile wegen den Faden, der uns bindet. Ich werde Ditha nach meiner Rückkehr heiraten, und ich möchte dies im Einvernehmen mit Dir tun. Gib uns Deinen Segen. Ditha ist ein sauberes Mädchen. Ihre Eltern sind prächtige Menschen, mit denen Du Dich gut verstehen wirst, wenn Du nicht dem unheilvollen Einfluß von Onkel Wilhelm ausgesetzt bist. Er hat der eigenen Tochter das Leben in der Familie vergällt. Dein Mitgefühl sollte deshalb nicht ihm, sondern Tante Henriette und Margot gelten.<

Nach diesem schwerwiegenden Brief schrieb Werner gleich auch an Margot. Er redete nicht lange um den heißen Brei herum, begann vielmehr mit dem auflockernden Hinweis: »Das sind ja schöne Geschichten, die man von Dir hört. Mama war so frei, mich über Deine lesbischen Gelüste zu informieren. Sie bat mich, wie könnte es anders sein, Dir den Kopf zu waschen und Dich aufzufordern, sofort

zu den Eltern zurückzukehren. Doch so borniert bin ich nicht. Ich habe Verständnis dafür, daß Du abgehauen bist. Glückauf also mit Lydia. Und grüß Dodo von mir, obwohl wir uns nie verstanden haben. Seine Gedanken kreisten um Mädchen, die meinen um Motoren.

Aber Spaß beiseite. Daß Du es bei Deinem Vater nicht aushalten konntest, ist mir klar. An Deiner Stelle hätte ich schon früher die Konsequenzen gezogen. Ich weiß, das ist leichter gesagt als getan. Gewisse Voraussetzungen müssen gegeben sein. Eines aber solltest Du nicht vergessen: Deine Mutter hat nun zweifaches Leid zu tragen. Sie ist an ihren Mann gebunden, und Dich hat sie verloren. Langer Rede kurzer Sinn: Kauf einen Strauß Blumen, geh zu Deiner Mutter und sag ihr, der Kontakt zwischen euch beiden werde nie abreißen. Du würdest sie regelmäßig besuchen. Dein Vater brauche auch nicht zu fürchten, daß die Art der Befriedigung Deiner sexuellen Gelüste jemals publik wird – es sei denn, er würde die Schnauze aufreißen. Das tut er natürlich nicht. Mama schrieb, er zittere um sein Reichstagsmandat. Gönnen wir ihm dieses »Selbstbefriedigungspöstchen«.

Beherzige meinen Rat, Margot. Grundlos Brücken hinter sich abzureißen ist nicht gut. Irgendwann braucht jeder mal Hilfe. Auch Du! Laß bald von Dir hören.<

Bestimmt wird Margot positiv reagieren, dachte Werner, als er das Schreiben in einen Umschlag steckte. Hätte ich beschwörend auf sie eingeredet, würde sie sich aufgelehnt haben.

Er gab sich nicht der Illusion hin, die Mutter durch ein offenes Bekenntnis mild stimmen zu können. Allein der Tenor seines Briefes mußte sie empören und ihren Widerstandsgeist wecken. Genau das wollte er erreichen. Nur so konnte sie mit dem Schmerz fertig werden, den er ihr hatte zufügen müssen. Wäre er weniger kraß vorgegangen, hätte sie sich die Augen ausgeweint. Nun war sie herausgefordert und hatte die Möglichkeit, ihm gründlich die Leviten zu lesen. Und je mehr sie sich über ihn empörte, um so weniger würde sie mit Ditha hadern.

Die Last, die Werner seit der heimlichen Verlobung getragen hatte, war mit einmal gewichen. Bei seiner Rückkehr nach

Deutschland brauchte er nun nicht mit einer Beichte zu beginnen. Vieles würde einfacher werden.

Ditha informierte er mit der gleichen Post. Er tat es nicht zuletzt, weil er mit der Möglichkeit rechnete, die Mutter könnte die Initiative ergreifen und sich an sie wenden.

Was hatte sein Vater im Scherz gern gesagt? »Es ist ein Kreuz mit den Weibern!« Wahrhaftig, dachte Werner, leicht ist es nicht. Heute abend werde ich mir einiges hinter die Binde gießen.

In der folgenden Woche wurde zu einem zweiten großen Navigationsübungsflug gestartet, der über die gleiche Strecke führte und neue Eindrücke und Strapazen brachte. Dennoch fragte sich Werner immer wieder, ob er seiner Mutter gegenüber nicht zu rücksichtslos vorgegangen war. Er sah sie im Geiste daheim auf dem Balkon sitzen und auf den Lietzensee-Park hinunterschauen, dessen Bäume nun wahrscheinlich das erste Grün zeigten. In ihrer Empörung über seinen Brief würde sie tagelang das Haus nicht verlassen. Sie konnte unheimlich stur sein. Ihr Haar würde sie wieder in der Mitte gescheitelt tragen, um möglichst herb auszusehen.

Natalja spürte, daß Werner wie verwandelt war. Irgend etwas schien ihn zu belasten. Sie fragte ihn deshalb in Alma-Ata, das er in Erweiterung des Programms angeflogen hatte: »Wie wär's, wenn wir in Lipezk wieder einmal gemeinsam einen musikalischen Abend besuchten?«

Er zeigte auf eine ganz aus Holz gebaute orthodoxe Kirche. »Wieso kommt dir gerade hier der Gedanke?«

»Weil ich dich nicht wiedererkenne. Du gehst durch die Stadt, als wärst du blind. Oder ist dir aufgefallen, daß hier alles blitzt und glänzt? Die Straßen und Häuser sehen aus, als würden sie täglich geschrubbt. Es gibt wunderschöne Gärten...«

»Ich halte meine Augen schon offen«, fiel Werner ihr mißgelaunt ins Wort. »Weder die Trottoirs mit den eingelassenen bunten Rabatten noch die säuberlich aufgeschichteten Waren der Händler sind mir entgangen. Auch nicht das freundliche »Sdrawstwutje«, mit dem hier jeder begrüßt wird.«

»Dennoch bist du verändert«, beharrte Natalja,. »Sprich dich aus! Wir sind allein. Kuhnke hat alle Hände voll zu tun, um die Vergaser zu säubern.«

»Man soll eben nicht ungefiltert tanken.«

»Weich mir nicht aus! Gibt's Ärger mit Ditha?«

»Nein, mit Mama.«

»Hast du ihr endlich reinen Wein eingeschenkt?«

Werner erzählte, was die Mutter ihm mitgeteilt und wie er darauf reagiert hatte.

Natalja hakte sich bei ihm ein. »Gut, daß du die Wahrheit gesagt hast. In dieser Hinsicht habe ich dich nie verstanden.«

»Vergiß nicht, daß sie meine Mutter ist.«

»Die damit nicht das Recht erworben hat, dein Leben in ihr genehme Bahnen zu lenken. Das wird sie auch gar nicht wollen. Sie versucht nur, sich durchzusetzen. Das ist ganz natürlich. Doch sie wird einen Pflock zurückstecken, sobald sie merkt, daß du zu Ditha stehst. Dein Fehler war es, nicht von vornherein klare Verhältnisse zu schaffen.«

»Du bist nicht der Meinung, daß ich zu schroff vorgegangen bin?«

Natalja schüttelte den Kopf. »Im Gegenteil. Ich bin überzeugt, daß deine Mutter nun Angst bekommt, dich zu verlieren. Es mag noch einige Geplänkel geben, aber die müßt ihr eben durchstehen.«

Werner zog Natalja an sich. »Ich sah vorhin, daß es in einem der hiesigen Cafes richtigen Mokka gibt. Wollen wir?«

»Unter der Voraussetzung, daß du nicht mehr so verkniffen dreinschaust. «

Nach der zweiten großen Navigationsexpedition, die wieder zufriedenstellend verlief, legte Werner eine dreiwöchige Pause ein, um mit anderen Maschinen dringend notwendige Erprobungsflüge durchzuführen.

Zu ebendieser Zeit erhielt seine Mutter den ersten Brief, den er ihr schweren Herzens geschickt hatte. Ohne eigentlichen Grund wagte sie es nicht, den Umschlag zu öffnen. Eine innere Stimme

sagte ihr, daß Unheil auf sie zukomme. Seit dem Debakel auf Norderney wurde sie das Gefühl nicht los, daß sie auf einen Konflikt mit ihrem Sohn zusteuerte. War dieser Augenblick nun gekommen? Ihr Herz klopfte so heftig, daß sie sich entschloß, einen ›Bärenfang‹ zu trinken. Aber auch das scharfe ostpreußische Getränk gab ihr nicht den Mut, den Brief zu lesen. Sie setzte sich auf den Balkon.

Den ganzen Vormittag blieb Mutter Eggebrecht draußen sitzen und grübelte vor sich hin. Erst gegen Mittag, nachdem sie sich einen zweiten ›Bärenfang‹ gestattet hatte, fand sie die Kraft, den Umschlag aufzuschneiden. Doch kaum hatte sie den ersten Absatz gelesen, da faltete sie die Blätter erschrocken wieder zusammen. Sie hatte sich nicht getäuscht. »Mein Gott!« stöhnte sie. »Er will nichts mehr *verschweigen*? Hat er ein liederliches Verhältnis mit Margot gehabt?«

Sie mußte sich zwingen, den Brief weiterzulesen, doch das war schwerer, als sie angenommen hatte. Die schlimmsten Worte wagte der Junge ihr zu schreiben. Mit Obszönitäten warf er geradezu um sich: Befriedigung des Geschlechtstriebes, gleichgeschlechtliche Liebe, sexuelle Sehnsüchte. Hatte er denn den Verstand verloren? Er schwelgte ja förmlich in Widerwärtigkeiten.

Ihr Entsetzen wandelte sich in helle Empörung, als sie las, was ihr Sohn über Ditha Gölten und sein Verhältnis zu ihr schrieb. Völlig außer sich schlug sie auf den Tisch. Nein, Jungchen, niemals werde ich gestatten, daß du eine Jüdin heiratest! Niemals! Eher will ich sterben. Doch dazu wird es nicht kommen, denn die Zeit ist auf meiner Seite. Spätestens in einem Jahr übernehmen die Nationalsozialisten die Regierung. Onkel Wilhelm hat's gestern noch gesagt. Dann werden Ehen mit Ausländern, Juden und anderem Gesindel verboten und Ditha Gölten muß Deutschland verlassen. Alle Zigeuner und Juden müssen dann verschwinden, und es wird für Ordnung gesorgt. »Jawohl!« Sie schlug in ihrer Erregung mit der Hand nochmals auf den Tisch. »Für Ordnung wird gesorgt!«

In diesem Augenblick schrillte die Türglocke dreimal kurz hintereinander. Das kann nur Henriette sein, dachte Mutter Eggebrecht erschrocken. Ausgerechnet jetzt! Hoffentlich riecht sie den Alkohol nicht. Sie atmete schnell einige Male kräftig durch und wedelte mit der Hand vor dem Mund.

Zum zweiten Mal ertönte die Glocke.

»Ich komme!« rief sie, streifte die Schürze ab und eilte zur Haustür.

Tatsächlich stand Henriette Hausmann vor ihr. Mit ausgebreiteten Armen und freudeglänzenden Augen rief sie: »Christine! Ein Wunder ist geschehen! Margot ist mit einem Strauß Blumen zu mir gekommen! Und weißt du, wer das zuwege gebracht hat? Werner! Er wurde zum Retter in der Not! Laß dich umarmen, Christine. Was du für uns getan hast ...« Sie schluchzte. Tränen rannen ihr über die Wangen.

Mutter Eggebrecht war fassungslos. Werner hatte Margot bewogen ...? Wie reimte sich das mit seinem unflätigen Brief zusammen? »Komm herein«, bat sie verwirrt. »Setzen wir uns auf den Balkon.«

»Wilhelm ist ein Stein vom Herzen gefallen!«

»Margot ist zurückgekehrt?«

»Nein, das nicht. Sie wird mich von nun an aber regelmäßig besuchen. Und sie hat mir fest versprochen, über ihr Verhältnis mit Lydia Stillschweigen zu bewahren. Es besteht also keine Gefahr, daß Wilhelm in irgendeiner Weise belastet wird. Er kann weiterhin unbesorgt für die Partei tätig sein.«

In ihrer Ratlosigkeit fragte Mutter Eggebrecht: »Ist Wilhelm wirklich davon überzeugt?«

»Was denn sonst? Er hat mich vor Freude in die Arme genommen und gejubelt: ›Der Herrgott steht auf unserer Seite! Jetzt ist erwiesen, daß Margot eigenes Blut niemals verraten wird.««

»Und es macht euch nichts aus, daß sie Unkeuschheiten treibt?«

»Doch, natürlich«, versicherte Henriette Hausmann und legte wie beschwörend die Hand auf ihren hohen Busen. »Du weißt, wie entsetzlich das für uns ist. Aber ein Modus vivendi ist besser als ewige Schande. Werner wäre ohne Zweifel der ideale Mann für Margot gewesen. Er scheint ja jetzt noch großen Einfluß auf sie zu haben. Sonst wäre sie nicht sofort zu mir gekommen. Erst heute morgen hat sie seinen Brief erhalten.«

Mutter Eggebrechts Lippen wurden zu einem Strich. »Dann hat er uns am gleichen Tag geschrieben.« Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen. Mochten Henriette und Wilhelm zu Kreuze kriechen – sie würde das nicht tun. Das erwartete ihr Jungchen auch gar nicht. Er hat mehr Charakter als diese Hausmanns. Was er über Onkel Wilhelm geschrieben hat ...

Für sie brach eine Welt zusammen. Wie sollte sie sich nun verhalten? Auf den Mann ihrer Freundin würde sie nicht mehr hören. Seine Ansichten über Moral und Sittlichkeit galten offensichtlich nur außer Haus. Und so was war Reichstagsabgeordneter! Wenn Hitler das wüßte!

In gedrückter Stimmung suchte Werner das Ufer des Woronesch auf. Er wollte allein sein. Am nächsten Morgen sollte zum dritten Navigationsfernflug gestartet werden. Es beunruhigte ihn, daß er bis zur Stunde weder von der Mutter noch von Ditha Post erhalten hatte. Nur Margot hatte ihm gleich nach Erhalt des Briefes geschrieben. Sie begnügte sich freilich mit den wenigen Worten:

›Herzlichen Dank für den erteilten Rat. Ich war bei Mama. Daheim herrscht wieder eitel Freude und Seligkeit. Toll, wie schnell und einfach das geht. Von Lydia soll ich Grüße ausrichten. Dodo läßt Dir bestellen, er werde sich auch weiterhin gern mit Mädchen beschäftigen und überläßt Dir das Herumfummeln an Motoren. Jeder nach seiner Fassung. Es ist schön, wenn man Verständnis füreinander hat.‹

In der Frühe des nächsten Morgens startete Werner zum dritten Navigationsflug. Diesmal sollte Taschkent angesteuert werden.

Dort angekommen, erboste sich Werner darüber, daß Kuhnke und er, obwohl Natalja sie begleitete, die Altstadt mit ihren dreihundert Moscheen und vielen Medressen wiederum nur mit einem Fremdenführer aufsuchen durften. Er entschloß sich deshalb, nur noch in Aschhabad und Samarkand zu übernachten. In Aschhabad, wo die Männer wie Könige durch die Stadt stolzierten, die Frauen verführerisch schöne Gewänder trugen und das Hammelschaschlik so köstlich geschmeckt hatte, wurden ihnen keine Vorschriften

gemacht. Und in Samarkand befand sich die halb verfallene Holzhalle, auf die zu gegebener Zeit nicht verzichtet werden konnte.

Bei der Rückkehr nach Lipezk fand Werner die ersehnten Briefe von der Mutter und Ditha vor. Welchen sollte er zuerst lesen? Nach einigem Zögern öffnete er Dithas Brief, und es erleichterte ihn, daß sie sein Handeln billigte und begrüßte. In einigen Nachsätzen brachte sie allerdings auch ihr Mitgefühl für Mutter Eggebrecht und ein Mißbehagen darüber zum Ausdruck, daß ausgerechnet Margots Verhalten die notwendige Klärung herbeigeführt habe. Einschränkend hatte sie hinzugefügt: »Ohne den Brief Deiner Mutter gelesen zu haben, möchte ich mir kein Urteil erlauben. Der Ton macht bekanntlich die Musik. Vermutlich war er so schrill, daß Du Dich zu einem offenen Bekenntnis gezwungen sahst.«

Dieser zurückhaltenden Stellungnahme folgte eine überraschende Mitteilung: »Paps war in der letzten Woche in Spanien. Sein Kollege, der für Westeuropa zuständige Generalagent der schwedischen Kugellagerfabrik, starb plötzlich, und Paps wurde beauftragt, in Madrid die Interessen der Gesellschaft wahrzunehmen. Er flog mit der Lufthansa nach Barcelona. Von dort ging es weiter mit der Bahn. Paps ist von Spanien begeistert, obwohl es in politischer Hinsicht dort nicht gerade zum besten steht. Die linken Parteien verlangen den Rücktritt des Königs. Zur Zeit regiert ein monarchistisches Kabinett. Mit einigen wichtigen Ministern konnte Paps interessante und erfolgreiche Gespräche führen. Er ist von dem Land und seinen Bewohnern so angetan, daß er nach seiner Rückkehr sagte: »Falls es in Deutschland wirklich einmal brenzlich für uns werden sollte, dann wandern wir nach Spanien aus. Meine Vorfahren kommen von dort – Ende des 15. Jahrhunderts wurden sie mit fast zweihunderttausend anderen Juden aus dem »Reich der Katholischen Könige« vertrieben. Es würde sich ein Kreis schließen, wenn wir in das Land meiner Väter zurückkehren.«

Obwohl ich hoffe, unsere Heimat niemals verlassen zu müssen, werde ich vorsorglich nun doch Spanisch lernen. Mein Englisch ist fast perfekt. Hebräisch spreche ich ebenfalls sehr gut. Wenn die spanische Sprache hinzukommt, können wir uns in vielen Ländern verständigen. Denn ich will mit Dir durch die halbe Welt reisen! Du siehst schon jetzt so viel, und ich hocke, abgesehen von einigen

kleinen Flügen, dauernd in Berlin. Paps muß übrigens in vierzehn Tagen nach Moskau. Schade, daß ihr euch dort nicht treffen könnt.«

Es folgten, wie immer, die unterschiedlichsten Informationen. Den Schluß bildeten einige Verliebtheiten, die Werner in eine gehobene Stimmung versetzten. Doch als er las, was die Mutter ihm schrieb, blieb ihm fast die Luft weg.

»Mein armes Jungchen«, begann der Brief. »Wie kann man sich so verrennen. Hast Du durch Deinen langen Aufenthalt in unzivilisierter Welt den Überblick verloren?

Meine Würde verbietet es mir, auf Deinen Brief näher einzugehen. Ich nehme lediglich zu Deiner Heiratsabsicht Stellung und teile Dir mit, daß Du Ditha Gülden auch dann nicht heiraten könntest, wenn ich bereit wäre, Dir meine Zustimmung zu geben. Bis Du nach Deutschland zurückkehrst, dürften die Nationalsozialisten die Regierung übernommen haben. Dann werden Eheschließungen zwischen Ariern und Juden nicht mehr geduldet. Stell Dich darauf ein! Zieh die Konsequenzen, und nimm Abschied von jenem Menschen, der uns zu entzweien droht. Warte nicht, bis man euch gewaltsam trennt. Die Reinheit der Rasse unseres Volkes erfordert, daß Juden und Zigeuner Deutschland verlassen.

Die Unflätigkeiten in Deinem Brief sehe ich Dir nach. Deine Dich immer liebende und zu jedem Opfer bereite Mama.«

Werner war so außer sich, daß er der Mutter noch in der gleichen Stunde schrieb: »Deine Rechnung geht nicht auf! Wenn es in Deutschland wirklich so werden sollte, wie Du glaubst, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als von Dir und der Heimat Abschied zu nehmen und mit Ditha ins Ausland zu gehen. Für Dich, meine arme Mama, würde das bedeuten, daß Du Deinen Sohn für immer verloren hast. Und das nur, weil Du nicht bereit bist, Juden als gleichberechtigt anzusehen. Es wird der Tag kommen, an dem Du und Deine Nationalsozialisten es bereuen werden, so intolerant gewesen zu sein.

Die von Dir erbrachten Opfer werde ich niemals vergessen. Ich gebe aber auch die Hoffnung nicht auf, doch noch den erbetenen Segen zu erhalten.«

Werner gab sich keinen Täuschungen hin. Er rechnete damit, daß die Mutter ihm überhaupt nicht mehr schreiben würde. Jedenfalls bis Weihnachten nicht. Dann mochte sie vielleicht schwach werden.

Diese Vorstellung bedrückte ihn so sehr, daß ihn nichts mehr interessierte. Kuhnke versuchte ihn aufzuheitern, erreichte aber das Gegenteil. Werner ging so weit, Oberleutnant Ballmann, den er auf die ›Do P‹ umgeschult hatte, aufzufordern, mit der soeben teilüberholten Maschine einen Probeflug durchzuführen. Das war unzulässig und gehörte zu seinen Obliegenheiten. Der erboste Bordwart bat Natalja um Hilfe. Sie ahnte, was geschehen war. Nach vielem Hin und Her gelang es ihr, Werner zu bewegen, sie zu einem der musikalischen Abende im Haus Iljitsch Abakumovs zu begleiten.

Natalja hatte den richtigen Vorschlag gemacht. Die Virtuosität der drei Geiger faszinierte ihn mehr als beim ersten Mal. Am meisten aber beeindruckte ihn, was Abakumov, mit dem er sich, gedolmetscht von Natalja, vor dem Konzert unterhielt, auf seine Frage antwortete, ob es für ihn und seine Familie nicht gefährlich sei, die einer militärischen Einheit angehörende Funkerin für eine Weile in seinem Heim zu verstecken.

Der Russe antwortete mit gütiger Stimme: »Nein, wir haben nichts zu befürchten. Mit dem Tod meiner Frau verloren meine Kinder und ich unser höchstes Gut. Für uns kann nichts mehr gefährlich werden. Wir haben nur darauf zu achten, unsere Seele nicht zu verlieren.«

Bei diesen Worten wurde Werner klar, welche Fehler seine Mutter und er machten. Vielleicht fand sich doch noch ein Ausweg. Bis dahin wollte er sich wieder intensiv um seine Aufgaben kümmern. Er war froh, daß noch drei Langstreckenflüge vor ihm lagen, die ihn ablenken würden.

Aber dann geschah etwas Unerwartetes. Die Weltwirtschaftskrise erreichte im Juli 1931 ihren Höhepunkt und führte zu unüberwindlichen Schwierigkeiten im internationalen Zahlungsverkehr. Viele eilten an die Bankschalter, um letzte Ersparnisse abzuheben. Die ›Darmstädter und Nationalbank‹, eines der angesehensten europäischen Kreditinstitute, sah sich gezwungen, die Zahlungen einzustellen. Eine Kettenreaktion war die Folge. Um den totalen Zusammenbruch der Wirtschaft zu verhindern, verfügte

die deutsche Regierung die vorübergehende Schließung aller Banken und Börsen. Die Zahl der Arbeitslosen stieg auf über vier Millionen.

Besorgt bat Werner den Befehlshaber der deutschen Jagdfliegerschule, über Funk bei Major Winter anzufragen, ob auch das Geldinstitut, an das die monatlichen Zahlungen überwiesen wurden, in Schwierigkeiten geraten sei. Er erhielt eine beruhigende Nachricht und schrieb der Mutter unverzüglich: ›Ich habe eben erfahren, daß unsere Ersparnisse nicht gefährdet sind. Mach Dir also keine Sorgen, und vergiß unseren Disput. Wir gehören zusammen und sollten trotz unterschiedlicher Auffassungen versuchen, einander zu verstehen. Ich werde mir jedenfalls große Mühe geben. Am besten lassen wir das strittige Thema bis zu meiner Rückkehr fallen. In Eile! Dein Werner.‹

Diese kurze Mitteilung kreuzte sich mit dem Brief der Mutter, die verzagt schrieb: ›Du wirst vom Zusammenbruch vieler Banken gehört haben. Soweit ich das beurteilen kann – Onkel Wilhelm hat sich persönlich erkundigt –, haben wir bis heute kein Geld verloren. Was morgen geschieht, weiß ich nicht. Wie soll ich mich verhalten? Die Ersparnisse abheben und zu Hause aufbewahren? Nun auch dies noch!

Könnten wir nicht wieder zusammenfinden? In Geldsachen bin ich zu unerfahren. Deinem Glück will ich gewiß nicht im Wege stehen. Wäre es nicht das beste, alles, was wir uns vorgeworfen haben, zu vergessen und neu anzufangen? Laß uns nach Deiner Rückkehr in Ruhe miteinander reden. Ich wäre froh, wenn Du meinem Vorschlag zustimmen würdest. Deine Dich liebende, unglückliche Mama.‹

Werner fiel ein Stein vom Herzen. Gott sei Dank, dachte er erleichtert. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß monetäre Dinge uns wieder zusammenführen könnten. Kaum zu glauben.

Mit neuem Elan stürzte sich Werner in seine Aufgaben. Er erprobte eine Maschine nach der anderen und brachte die letzten drei Langstreckenflüge so schnell wie möglich hinter sich, um vor Eintreffen der neuen ›Do F‹ mit dem nun schon verwittert aussehenden ›Harry Piel‹ noch einmal vier Wochen lang den gezielten Bombenabwurf zu üben. Aber auch die mit der Zeit besser

werdenden Ergebnisse konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß die ›Do P‹ als Kampfflugzeug völlig ungeeignet war. Dennoch hing sein Herz an dieser Maschine, und es war für ihn ein beinahe feierlicher Akt, als er nach gründlicher Überholung der Motoren zusammen mit Kuhnke den letzten Kontrollflug durchführte.

Das Leitwerk zeigte bereits wieder das Hoheitszeichen ›CH‹, und am Rumpf glänzte in neuer Farbe die helvetische Registernummer.

Der Schweizer Pilot Rene Butti, der in wenigen Tagen mit dem neuen Flugzeug erwartet wurde, sollte den ausgedienten Veteran in ordnungsgemäßem Zustand übernehmen.

Daraus wurde nichts. Am Schluß des Überprüfungsflugs unterlief Werner ein Fehler, der ihm selbst unbegreiflich blieb. Er vergaß, daß alle Zusatztanks und Funkgeräte ausgebaut waren und die Maschine wesentlich an Gewicht verloren hatte. Ihr Gleitwinkel war folglich günstiger geworden, und sie sackte nicht, wie bisher, in der letzten Flugphase schwerfällig zu Boden, sondern schwebte und schwebte dicht über das Landefeld dahin. Werner traf keine Anstalten durchzustarten. Erst als Kuhnke ihm zurief: »Wir kommen zu weit!«, erkannte er die Gefahr, über den Rand des Flugplatzes hinauszuschießen. Zum Gasgeben war es zu spät. Das Flugzeug hatte bereits zuviel Fahrt verloren und wäre beim Durchstarten unweigerlich abgestürzt. Ihm blieb nichts anderes übrig, als das kleinere Übel zu wählen.

»Brandhähne schließen!« schrie er und zog das Steuer an sich.

Der Bordwart haute vier Hebel nach unten und schlug auf den Hauptzündschalter.

Die Maschine jagte über das Rollfeld hinaus in eine Mulde hinein und stieß mit dem Bug auf die gegenüberliegende Böschung. Es krachte ohrenbetäubend. Das Instrumentenbrett schob sich hoch. Die Tandemmotoren auf der Backbordseite lösten sich aus ihren Verankerungen und sausten am Führersitz vorbei in den Graben. Die rechte Tragfläche brach. Aufwirbelnder Staub raubte jede Sicht.

»Nix wie raus!« brüllte Kuhnke.

Sie hieften sich gegenseitig auf den Rumpf und liefen zum Leitwerk, dessen Dämpfungsfläche abgeknickt war.

Werner riß sich die Schutzbrille vom Kopf. »Verdammte Scheiße!«

»Wie ist das passiert?«

»Ich muß geschlafen haben.«

»Das Ende unseres treuen Vogels hatte ick mir ja anders vorgestellt.«

»Rene Butti wird entsetzt sein. Wie kommt der jetzt in die Schweiz zurück?«

Kuhnke klopfte ihm auf die Schulter. »Erfreulich, daß du dir um andere Gedanken machst. Das ist besser, als sich in Selbstvorwürfen zu gehen. Jeder macht mal einen Fehler.«

»Man wird mich ganz schön zusammenstauchen.«

»Nu wot. Das ist leichter zu ertragen, als mit gebrochenen Knochen im Bett zu liegen. Wenn Du im letzten Moment Gas gegeben hättest, wären wir abgeschmiert und müßten uns die Radieschen von unten ansehen.«

Werner fuhr sich durch die Haare. »Wie konnte mir ein so blödsinniger Fehler unterlaufen? Mein Selbstbewußtsein ist schwer angeknackst. «

Der Bordwart grinste. »Das kann unter Umständen von Vorteil sein.«

Noch während sie den Schock zu verdrängen suchten, raste der Unfallwagen herbei.

Beide kletterten vom Rumpf hinunter.

Major Fink und Ingenieur Schulze sprangen aus dem Fahrzeug.

»Das ist ja ein tolles Ding!« rief der Befehlshaber. »Nichts abbekommen?«

Werner schüttelte den Kopf. »Gott sei Dank nicht.«

»Dann kann ich mir ja erlauben, mich über Sie lustig zu machen.« Der Major lachte schallend. »Daß ausgerechnet *Ihnen* das passiert ist, wird ein schamloses Freudegeheul auslösen. Der große Held der Lüfte fabriziert Kleinholz! Wer hätte das gedacht! Sind Sie eingeschlafen, oder haben Sie an Ihre Braut gedacht?«

»Wahrscheinlich trifft beides zu«, antwortete Werner.

»Das wird sie einige Runden kosten!«

»Ick werde ebenfalls eine schmeißen«, erklärte Kuhnke. »Bin schließlich mitschuldig, hatte vergessen, darauf aufmerksam zu machen, daß die ›Do P‹ immer noch über keine Bremsen verfügt.«

»Die nächste Runde übernehme ich«, ergänzte Ingenieur Schulze. »Hier wurde nämlich eine Meisterleistung vollbracht. Die Maschine ist nicht nur total zerstört, sondern obendrein in einen Graben gesetzt, der einen Abtransport erübrigt. Ein paar Fuhren Sand – und nichts ist mehr zu sehen.«

Major Fink feixte. »Mein lieber Eggebrecht, wir werden Sie mit einem Diplom für ›mustergültig herbeigeführte Flugzeugzerstörung‹ auszeichnen.«

Werners Miene entspannte sich. »Wer den Schaden hat, der spottet jeder Beschreibung.«

Tatsächlich wurde er in den nächsten Tagen von morgens bis abends gefoppt. Niemand ließ sich die Gelegenheit entgehen, den ›Herrn Verkehrspiloten‹ anzuflachsen. Doch Werner war so vernünftig, sich an dem Spiel zu beteiligen. Er gab Antworten, die zum Lachen reizten.

Die Hänselei erfuhr ihren Höhepunkt, als eines Spätnachmittags die erwartete ›Do F‹ mit eingezogenem Fahrwerk im Tiefflug über Lipezk hinwegbrauste.

»Na, werden Sie es riskieren, den Vogel zu übernehmen?« wurde er gefragt.

»Am besten lassen Sie die Räder drinnen. Der Rumpf brems bestimmt sehr schnell.«

»Ich würde Kuhnke mit der Landung beauftragen«, stichelte ein anderer. »Der ist absolut zuverlässig.«

Die Fopperei nahm kein Ende, und Werner war froh, als Rene Butti ihn mit den Worten begrüßte: »Admiral Löhrs erzählte mir von Ihrem Pech und glaubte, mich trösten zu müssen, weil ich nun nicht zurückfliegen kann. Dabei hab' ich mich richtig gefreut. Von oben lernt man Länder kennen, nicht aber Land und Leute. Ich bin froh, mit der Bahn fahren zu können.«

Werner drückte ihm die Hand. »Mir fällt ein Stein vom Herzen. Hatten Sie einen guten Flug?«

»Das Wetter war erstklassig. Ich habe in Minsk eine Zwischenlandung vorgenommen, obwohl dies nicht erforderlich gewesen wäre. Das Benzin hätte ausgereicht, doch ich wollte ein bissili schnuppern. So schnell komme ich ja nicht wieder nach Rußland.«

»Haben Sie in Minsk etwa getankt?« fragte Werner verwundert.

»Freili.«

»Und es hat keine Schwierigkeiten gegeben?«

»Im Gegenteil. Während die Tanks gefüllt wurden, hat mich der Kommissar zum Essen eingeladen.«

»Wurde mit oder ohne Filter getankt?«

»Das weiß ich nicht, ist mir auch egal. Die schweren Motoren ziehen kleine Wassertropfen ohne weiteres durch den Vergaser. Dann gibt's halt hin und wieder mal ein Platscherli. Mich stört das nicht. Aber bei euch Deutschen muß ja jede Vorschrift buchstabengetreu befolgt werden.«

»Und wie ist das bei euch Schweizern?«

»Wir nehmen einiges vielleicht noch genauer, sind dabei jedoch recht flexibel.«

Das ist es, dachte Werner. Flexibel muß man sein.

Schon nach dem ersten Start mit der zweimotorigen ›Do F‹ war Werner von den Flugeigenschaften dieser als ›Bomber‹ deklarierten Maschine begeistert. »Ein Rennpferd!« urteilte er emphatisch. Die Räder konnten in die Motorgondeln eingezogen werden, die Geschwindigkeit betrug 250 km/h, die Gipfelhöhe über fünftausend Meter. Das waren beachtliche Verbesserungen. Dennoch erwies sich sehr bald, daß auch dieses Flugzeugmuster für Kriegszwecke nicht geeignet war. Jedenfalls machte Werner nach vierzehntägigen Testflügen Kuhnke gegenüber die hämische Bemerkung:

»Ich bin nicht unzufrieden. Für *uns* ist der ›Schlitten‹ wie geschaffen. Wenn wir in Samarkand mit möglichst wenig Benzin

starten, werden wir über manchen Gletscher hinwegzischen können.« Er dachte an nichts anderes mehr.

Kommissar Grischa Rakosi nahm gern zur Kenntnis, daß bei schneefrei gehaltener Startbahn spätestens im Februar mit Versuchs-Rußstreuungen über dem Bombenabwurfsgelände begonnen und im März eine neue Serie von Langstreckenflügen durchgeführt werden könne.

Der Winter 1931/32 wurde glücklicherweise nicht so hart wie im Jahr zuvor, aber er brachte für Werner schwere seelische Belastungen. Ditha schien ihre Spannkraft und ihren Glauben an die Zukunft zu verlieren. Ihr setzten die in Berlin immer häufiger werdenden Ausschreitungen gegen Juden mächtig zu.

»Dabei haben die Nationalsozialisten die Regierung noch gar nicht übernommen«, schrieb sie. »Die Justiz hat neuerdings zwar energisch durchgegriffen, doch was hilft es, wenn, wie dieser Tage geschehen, dreißig Aufrührer zu Gefängnisstrafen von neun Monaten bis zu drei Jahren verurteilt werden? Viele Zeitungen, allen voran »Der Stürmer«, hetzen und geifern nun in verstärktem Maße gegen uns. Ich bin nur froh, daß ich inzwischen den Bi-Schein erworben habe. Da kann ich meine Eltern und mich notfalls mit einem viersitzigen Flugzeug außer Landes bringen. Hoffentlich müssen wir nicht wirklich einmal fliehen. Was würde dann aus uns beiden werden?

Paps ist nach wie vor überzeugt, daß uns keine Gefahr droht. »Der Familie eines mit dem EKI ausgezeichneten deutschen Reserveoffiziers wird nichts geschehen«, sagt er immer wieder. Ein bißchen ist aber auch er jetzt verunsichert. Du weißt, daß er in Spanien und Rußland zu tun hatte. Die rechtsgerichtete Presse beschäftigt sich plötzlich mit seinen Reisen. Es wird einfach behauptet, er sei in Madrid mit Sozialisten zusammengetroffen, die den König stürzen und mit Hilfe der Sowjets Waffen ins Land schleusen möchten. Welch eine Infamie!

Mehr noch als die unwahren Presseberichte bedrückt Paps ein Treffen, das in Bad Harzburg stattgefunden hat. Dort haben Adolf Hitler, Alfred Hugenberg und der Führer des Frontkämpferbundes »Stahlhelm« eine nationale Opposition gebildet, die von Hindenburg die Absetzung der Regierung Brüning fordert. Eine Reihe namhafter

Großindustrieller plädiert ebenfalls dafür. Es ist zum Verzweifeln. Dadurch, daß sich das Kapital nun eindeutig hinter Hitler stellt, erhält seine Partei gewaltigen Auftrieb. Das kann zu nichts Gutem führen.<

Werner versuchte, Ditha in einem langen Brief zu beruhigen, doch er war selbst nicht ganz überzeugt von dem, was er schrieb. Der politische Umschwung wurde auch in Lipezk spürbar. Die bei der Jagdfliegerschule neu eintreffenden Schüler unterschieden sich wesentlich von den früheren Lehrgangsteilnehmern. Es dominierten nicht die Söhne reicher Eltern, sondern die Nachkommen adliger Geschlechter, die durch den Weltkrieg viel verloren hatten und nun Morgenluft witterten. Man stellte Schneid zur Schau, schlug die Hacken nicht mehr dezent, sondern knallend zusammen. Man gab sich bewußt zackig, ließ sich keine Sekunde gehen und bevorzugte Themen wie ›das Schanddiktat von Versailles‹, ›die Rückgewinnung der Kolonien‹, ›Tilgung der Kriegsschuldlüge‹ und ›Volk ohne Raum‹. Man feierte Weihnachten nicht unter dem Tannenbaum, sondern begab sich zum ›Julfest‹ ins Freie, wo Scheiterhaufen angezündet und pathetische Gedichte vorgetragen wurden, die von ›Baldurs heiligem Brand‹ kündeten. Danach schwelgte man beim Punsch in Heldensagen. Da loderten die Flammen, blitzten die Schwerter, schmetterten die Hörner. Auch wurde ein bis dahin in Lipezk unbekanntes Lied angestimmt, das eine im Gleichschritt marschierende ›SA‹ verherrlichte. Und als jemand im Verlauf eines Gesprächs ›Karl den Großen‹ erwähnte, löste dies einen vehementen Protest und die Beschwörung aus: »Des Kehle verdorre, der ihn anders als ›Karl den Sachsenschlächter‹ nennet!«

Trotzdem mußte man anerkennen, daß die jungen Fähnriche und Offiziere Kerle waren, die Kameradschaft über alles setzten, sich niemals schonten und das Zeug in sich trugen, eine neue Elite zu bilden, wenn – ja wenn nicht ein Brimborium von nationalen Ungereimtheiten ihre Hirne umnebelt hätte.

»Irgendwie sind die Burschen zu beneiden«, bekannte Werner eines Abends. »Ich wollte, ich könnte mich so unbeschwert für etwas einsetzen, von dem ich glaubte, es sei das Heil der Welt und würde die Menschheit einer großen Zukunft entgegenführen.«

»Vorsicht!« warnte der Befehlshaber. »Ich habe in den letzten Tagen oft an den Rattenfänger von Hameln gedacht. Wer den Verstand nicht zu Hilfe nimmt, fällt schnell einer Illusion zum Opfer.«

Hauptmann von Schoenthal, der Ausbildungsleiter, der die französische Sprache so gern entstellte mißbrauchte, nickte zustimmend.

»Als blutjunger lieutenant du regiment Wilhelm seconde war ich bereit, mein Leben für Dieu et la patrie hinzugeben. Aber dann erlebte ich quelques choses, die mich eines Besseren belehrten und es mir angeraten erschienen ließen, ein Kreuz aus Eisen dem Eisernen Kreuz vorzuziehen. Voilà, messieurs! Ich lebe heute voller Zufriedenheit in meinem Château-Schloß ›Baraque‹ und ziehe Wodka vaterländischen Dupleien vor. Bon soir, messieurs. Es war mir ein Vergnügen, den Dummheiten junger Offiziere die Krone aufzusetzen. Bon soir, bon soir!«

»Aus ihm werde ich nicht schlau«, sagte Werner, als der Hauptmann gegangen war.

Major Fink leerte sein Glas. »Mir ist es wie Ihnen ergangen, bis er mir in einer schwachen Stunde sein Herz ausschüttete. Schon verrückt, was im Krieg alles passieren kann.«

»'ne Frauengeschichte?« fragte Oberleutnant ›Balli‹.

»Über Anvertrautes spricht man nicht«, wies ihn der Befehlshaber zurecht. »Ich kann Ihnen aber verraten, daß seine Bemerkung über das Eiserne Kreuz irreführende Quatscherei war. Wäre der Krieg ein paar Tage später zu Ende gegangen, hätte er den Orden ›Pour le merite‹ bekommen. Dazu vorgeschlagen war er bereits.«

»Wissen Sie, wie viele Abschüsse er erzielte?«

»Darüber schweigt er sich aus. So, und jetzt sollten auch wir aufbrechen.«

Das Gespräch ging Werner nicht aus dem Kopf. Er glaubte zu wissen, was Hauptmann von Schoenthal während des Krieges verändert hatte. Hoffentlich mußte nicht auch er eines Tages auf Menschen schießen, die vom Staat zu Feinden deklariert worden waren.

Ein kalter, trockener Winter mit relativ geringem Schneefall gab Werner die Möglichkeit, die erste Phase des für die ›Do F‹ angesetzten Erprobungsprogramms zügig durchzuführen und schon Mitte März zu einem erneuten Langstreckenflug in Richtung Pamir zu starten. Es erleichterte ihn, daß Ditha nicht mehr ganz so besorgt war. Hitlers Erklärung vor der englischen und amerikanischen Presse, er werde den Grundsatz der Legalität niemals mißachten, hatte sie wieder hoffnungsvoll gestimmt. Daß dieser schwer durchschaubare Politiker für die im März stattfindende Wahl des Reichspräsidenten als Kandidat benannt worden war, beunruhigte sie nicht weiter. Es erschien ihr unmöglich, daß Hitler sich gegen den populären Generalfeldmarschall von Hindenburg würde behaupten können.

Es gab allerdings auch persönliche Gründe, die ihre Stimmung verbessert hatten. Der Vater war damit einverstanden gewesen, einen sündhaft teuren Mercedes ›Mannheim-Sport‹, den sie Werner zur Hochzeit schenken wollte, für Anfang 1933 in Auftrag zu geben. Weiße Kotflügel und Motorhaube, die Karosserie an den Seiten orangerot, schwarz das zurückklappbare Verdeck. ›Ein Traumauto‹, schrieb sie und legte einen Prospekt bei, den Werner aus gutem Grund niemandem zeigte. Wozu sich Neider schaffen? Für das Geld, das der Wagen kostete, konnte man ein Einfamilienhaus kaufen.

Als Werner vom ersten Langstreckenflug mit der ›Do F‹ zurückkehrte, erfuhr er, daß Hindenburg im zweiten Wahlgang dreiundfünfzig Prozent aller Stimmen erhalten hatte und damit wieder zum Reichspräsidenten gewählt worden war.

Kurz darauf trat etwas ein, das in der Reichswehr und bei großen Teilen des deutschen Volkes Begeisterung auslöste: Hindenburg ließ Reichskanzler Brüning fallen und ernannte den von General Schleicher vorgeschlagenen Baron Franz von Papen zum Kanzler, nachdem Hitler sich bereit erklärt hatte, die neue Regierung zu tolerieren, falls das inzwischen gegen die SA und SS verhängte Verbot aufgehoben werde. Das ›Kabinett der Barone‹, wie die neue Regierung bald genannt wurde, erfüllte die gestellte Bedingung schon zwei Wochen nach Amtsantritt.

Von diesem Tag an wurden Dithas Briefe wieder besorgt. ›Die Entwicklung ist klar vorauszusehen‹, schrieb sie. ›SPD und KPD werden das neue Kabinett bekämpfen, die Deutschnationalen ihm seine Unterstützung gewähren. Die Nationalsozialisten dagegen werden so schlau sein, sich still zu verhalten, und in Ruhe der Reichstagswahl im Juli entgegensehen.‹

Ihre Prognose traf zu. Dennoch hätte sie nie geglaubt, daß die NSDAP die stärkste Partei werden würde. Über Nacht wuchs die Zahl der nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten von hundertsieben auf zweihundertdreißig.

In Lipezk wurde die Entwicklung weniger aus politischen als aus egoistischen Gründen begrüßt. Man glaubte zu wissen, daß General von Schleicher den unbekannten Baron auf den Regierungsstuhl gehievt hatte, um im Einvernehmen mit Hitler die SA in die Reichswehr eingliedern zu können. Das Hunderttausendmannheer würde dadurch schlagartig auf fünfhunderttausend Mann anwachsen und ein großes Menschenpotential unter militärische Kontrolle geraten.

Es gab keinen Offizier in der ›Schwarzen Reichswehr‹, der sich nicht danach sehnte., aus dem Schattendasein herauszutreten, eine schicke Uniform zu tragen und an Ansehen zu gewinnen. Ganz zu schweigen von den Beförderungschancen und finanziellen Verbesserungen, die sich zwangsläufig ergaben.

Im Grunde genommen begrüßte auch Werner die Entwicklung. Er wünschte sich eine vielversprechende fliegerische Aufgabe und glaubte nicht daran, daß die Nationalsozialisten so unvernünftig sein würden, gegen Juden vorzugehen. Für ihn war das, was *Der Stürmer* und andere NS-Zeitungen schrieben, dummes Geschwätz, mit dem versucht wurde, Massen zu mobilisieren. Später würde sich das ändern. Man lebte nicht mehr im Mittelalter. Keine Regierung würde es sich erlauben können, Methoden der Inquisition Wiederaufleben zu lassen. Auch zeigte sich in verstärktem Maße, daß die Justiz unbeirrt der Gerechtigkeit diene und allen Auswüchsen mit drakonischen Maßnahmen begegnete. So waren von einem Sondergericht fünf SA-Männer zum Tode verurteilt worden, die in Oberschlesien einen Kommunisten brutal erschlagen hatten.

Im Reichstag aber geschah etwas, das Werner sehr nachdenklich stimmte. Die zur stärksten Fraktion aufgestiegene NSDAP erteilte dem Kanzler von Papen gleich bei seinem ersten Auftritt im Parlament eine perfide Niederlage. Der zum Reichspräsidenten ernannte Hermann Göring ignorierte von Papens Anwesenheit und erteilte zunächst einem KPD-Abgeordneten und danach einem Mitglied der SPD das Wort. Wie zu erwarten stand, stellten beide einen Mißtrauensantrag gegen den Kanzler, woraufhin Göring unverzüglich mit der Prozedur der Abstimmung begann, die mit fünfhundertzweölf gegen zweiundvierzig Stimmen endete.

»Was Göring gemacht hat, ist infam«, empörte sich Werner, als der Vorgang im Offizierskasino besprochen wurde. »Auf anscheinend legale Weise wurde illegal eine Regierung abserviert, um eine Neuwahl zu erzwingen.«

»Ist doch in Ordnung«, entgegnete Oberleutnant »Balli«. »SPD und KPD werden weiterhin Stimmen verlieren, die Rechtsparteien hingegen gewaltig aufholen. Noch zwei, drei Wahlen, und es ist geschafft. Mit der Schwarz-Rot-Mostrich-Bande ist ohnehin kein Blumenpott zu gewinnen.« – »Schluß, meine Herren!« forderte Major Fink. »Als Soldaten haben wir unparteiisch zu sein und zu *gehören*! Hindenburg prägte den hervorragenden Satz: »Nur wer gehorchen gelernt hat, kann später befehlen!««

Werner wiegte den Kopf. »Man kann auch anderer Meinung sein. Schiller sagt in »Wallensteins Lagen: »Das Wort ist frei, die Tat ist stumm, der Gehorsam blind.« Nicht einfach für einen Zivilisten, die militärische Auffassung zu akzeptieren.«

Werner hatte den Eindruck, als rase die Zeit plötzlich wie ein Sturzbach dahin. Es fiel ihm manchmal schwer zu glauben, daß ihn nur noch wenige Monate vom Rückflug nach Deutschland trennten. Er sehnte den Tag herbei, an dem er Ditha in die Arme schließen konnte, doch er wurde das ungute Gefühl nicht los, die verworrene politische Lage könnte ihm noch einen Strich durch die Rechnung machen. Dabei schrieb Ditha gerade in dieser Zeit wieder sehr hoffnungsvoll. Die NSDAP hatte bei der von ihr erzwungenen Neuwahl zwei Millionen Stimmen verloren, und Hindenburg hatte General Schleicher mit der Bildung einer neuen Regierung beauftragt.

»Paps hält diesen Schachzug für ausgezeichnet«, schrieb Ditha. »Zumal die NSDAP bei den Gemeinderatswahlen in Thüringen vierzig Prozent der Stimmen eingebüßt hat und es nach heftigen Auseinandersetzungen zwischen Hitler und seinem Organisationsleiter Strasser zu einer Trennung gekommen ist, die eine Spaltung der Partei zur Folge haben wird. Nun werde ich das Weihnachtsfest in der Gewißheit feiern, im nächsten Jahr mit Dir im eigenen Heim unter dem Tannenbaum zu sitzen. Ich kann es kaum erwarten, Dich wiederzusehen. Nur ein großer Fernflug liegt noch vor Dir! Es wäre schön, wenn Du schon im Mai zurückkommen könntest. Aber ich will nicht drängen. Laß Dir Zeit. Die Erfüllung der Dir gestellten Aufgabe ist wichtiger.«

Werner war guter Dinge. Ganz besonders auch, weil er von der Mutter seit dem versöhnenden Briefwechsel wieder regelmäßig Post erhielt. Und nicht ein einziges Mal hatte sie das strittige Thema angeschnitten. Er wußte dies zu würdigen, denn gewiß kostete es sie viel Überwindung, weder über die politische Entwicklung noch über ihre Freundin Henriette, Onkel Wilhelm und deren Tochter zu berichten.

Margot hatte ihm noch einmal einen allerdings verrückten Brief gesandt. Sie schickte ihm eine Zeichnung aus dem *Simplizissimus*, auf der eine vergrämt aussehende Mutter mit ihrer hypermodern gekleideten Tochter am Kaffeetisch dargestellt war. Der Text darunter lautete: »Du bist nun in dem Alter, mein Kind, wo man mit Männern...« – »Laß das, Mama, ich bin pervers.« An den Rand hatte Margot geschrieben: »Wie Du siehst, bin ich en vogue. Du kannst also ruhig bei mir aufkreuzen, wenn Du wieder in Berlin bist.«

Das werde ich, dachte Werner. Möchte wissen, wie sie jetzt aussieht. In den ersten Februartagen rief Oberst a. D. von der Leith-Rolson den Befehlshaber der deutschen Jagdfliegerschule in Lipezk an und setzte ihn davon in Kenntnis, daß Hindenburg ein Rücktrittsangebot des amtierenden Kanzlers Schleicher angenommen und Adolf Hitler mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt habe.

»Ich glaube, wir brauchen uns keine Sorge zu machen«, fügte er hinzu. »Die von Hitler gebildete Regierung läßt eine nationale Konzentration erkennen, wie wir Soldaten sie uns wünschen. In

Berlin hat ein grandioser Fackelzug stattgefunden, an dem über hunderttausend Menschen teilnahmen. Das zeigt eindeutig, auf welcher Seite das Volk steht. Hindenburg und Hitler nahmen an den Fenstern der Reichskanzlei die Ovationen der Bevölkerung entgegen. Jetzt werden wir uns wahrscheinlich nicht mehr lange als ›Maulwürfe‹ tarnen müssen.«

»Sie rechnen mit einer baldigen Rückkehr in die Heimat?« »Es mögen noch ein paar Monate hingehen. Admiral Löhns ist der Meinung, daß wir unsere Arbeit spätestens Ende des Jahres auf deutschem Boden weiterführen werden. Informieren Sie Ihre Einheit über den Regierungswechsel. Eine kleine Feierstunde kann nicht schaden.«

Gut eine Woche später erhielt Werner von Ditha einen Brief, der sein Herz schneller schlagen ließ. Sie schrieb: ›In Eile nur die Mitteilung, daß ich mir dieser Tage fast die Augen ausgeheult hätte, als die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler bekanntgegeben wurde. Aber dann haben uns die Namen der Männer des neuen Kabinetts aufatmen lassen. Lediglich das Innenministerium wird einem Nationalsozialisten anvertraut. Alle anderen Minister sind parteilos oder gehören der Deutschnationalen Volkspartei an. Ihr Führer Hugenberg übernimmt das Ministerium für Wirtschaft. Göring wurde Minister ohne Geschäftsbereich.

Wir sind wie erlöst. Paps scheint tatsächlich recht zu behalten. Was Politiker hinausposaunen, um Stimmen zu gewinnen, vergessen sie schnell, wenn sie die Regierung übernehmen.

Natürlich knallte bei uns kein Sektpfropfen, doch Paps hat es in den Fingern gekribbelt, als am Radio der Fackelzug geschildert wurde. Stundenlang Marschmusik! Paps gibt's nicht zu, aber ich weiß, daß er die Uniform gern noch einmal anziehen würde. Ich kann so etwas nicht verstehen.

Diese Zeilen sollen Dich baldmöglichst erreichen. Also Schluß für heute. Es ist gleich Mitternacht. Ich laufe schnell noch zur Post. Innige Küsse! Deine glückliche Ditha.«

In Lipezk stand Werner kurz vor Beendigung der Erprobung des als ›Bomber‹ deklarierten Flugzeugmusters ›Do F‹, als Ditha in

Berlin nach einem ihr schwergefallenen Entschluß ohne Wissen ihrer Eltern Major Winter in dessen Wohnung anrief.

»Entschuldigen Sie, daß ich mich an Sie wende«, bat sie unsicher. »Ich bin die Braut des Piloten Werner Eggebrecht. Sie waren seinerzeit so liebenswürdig, mich über seine gute Ankunft in weiter Ferne zu informieren.«

»Ja, richtig, ich erinnere mich an unser Gespräch. Wie geht es Ihnen? Kann ich etwas für Sie tun?«

»Ich muß meinem Verlobten dringend eine wichtige Mitteilung zukommen lassen. Dürfte ich Sie morgen in Ihrem Amt am Tirpitzufer aufsuchen?«

»Aber gewiß«, antwortete der Abteilungsleiter nach kurzer Überlegung. »Sagen wir um zehn Uhr. Ich nehme Sie beim Pförtner in Empfang.«

Ditha war sich bewußt, daß ihr Vorhaben einem Vabanquespiel glich. Falls Werners Vorgesetzter der NSDAP angehörte, und damit mußte sie rechnen, würde sich ihre Lage noch verschlimmern. Doch sie sagte sich: Selbst unter überzeugten Nationalsozialisten dürfte es nur wenige geben, die gutheißen, was jetzt in Deutschland geschieht. Man scheut sich nicht einmal, offen darüber zu berichten, daß Konzentrationslager errichtet werden.

Als sie am nächsten Tag zur verabredeten Zeit auf das am Tirpitzufer gelegene Haus 72 – 76 zuing, kreuzte ein Herr ihren Weg und fragte unauffällig: »Habe ich die Ehre, mit Fräulein Gilden zu sprechen?«

»Ja«, antwortete sie verwundert.

Der Unbekannte stellte sich vor. »Major Winter.«

Sie reichte ihm die Hand. »Ich danke Ihnen für Ihre Bereitschaft, mich zu empfangen.«

»Das ist doch selbstverständlich«, erwiderte der Abteilungsleiter. »Ich muß allerdings eine Einschränkung machen. Wir halten es für zweckmäßig, Sie nicht in unsere Dienststelle zu führen.«

Ihre Augen weiteten sich. »*Wir?* Von wem sprechen Sie?«

Der Major wies auf einen untersetzten älteren Herrn, der sich in der Nähe aufhielt. »Admiral Löhrs, der Chef der Erprobungsstellen, legt Wert darauf, Sie kennenzulernen.«

Ditha war es, als wehte ihr eine frische Brise ins Gesicht. Von Männern, die eine Hilfesuchende vorsorglich nicht in ihren Amtsräumen empfangen, drohte ihr keine Gefahr.

Admiral a. D. Löhrs und Major Winter nahmen sie in die Mitte und gingen mit ihr am Landwehrkanal entlang.

»Sie deuteten am Telefon an, Ihrem Verlobten eine eilige Nachricht übermitteln zu müssen.«

»So ist es. Aber weshalb Ihr ungewöhnliches Verhalten?«

Der Admiral übernahm die Antwort. »Wir wollen Ihnen nichts vormachen, Fräulein Gölten. Als Ihr Bräutigam vor zwei Jahren Major Winter bat, Sie über seine Ankunft in Lipezk zu informieren, ergab eine kurze Erkundigung, daß Sie Jüdin sind. Wenn Sie Herrn Eggebrecht nun plötzlich eine wichtige Mitteilung machen wollen, dann dürfte das mit einigen Ereignissen zusammenhängen, die wir im Augenblick erleben.«

»Ich bewundere Ihre Kombinationsgabe«, erwiderte Ditha. »Lassen Sie mich vor allen Dingen aber zum Ausdruck bringen, daß ich mit so viel Wärme und Entgegenkommen nicht gerechnet habe.«

Admiral a. D. Löhrs deutete eine Verneigung an. »Und wir nicht mit so viel Charme. Erzählen Sie, was Sie bedrückt. Im Rahmen der uns gegebenen Möglichkeiten stehen wir Ihnen gern zur Verfügung. Daß wir uns angesichts gewisser Vorkommnisse, von denen die Zeitungen dieser Tage berichten, bedeckt halten müssen, werden Sie verstehen.«

»Sie denken an meinen Vater?«

»Nein, ich sprach ganz allgemein.«

»Dann wird es das beste sein, wenn ich Ihnen schildere, was wir in den letzten Tagen erlebt haben. Es begann damit, daß eine Woche nach dem Reichstagsbrand zwei SA-Männer in unserer Wohnung erschienen und sich erkundigten, ob ich das Flugzeugführerpatent besitze. Als ich mit ›Ja‹ antwortete, wurde ich aufgefordert, den Schein zu zeigen. Ich entsprach diesem Ansinnen, obwohl ich Böses

ahnte. Die beiden erklärten daraufhin: »Jetzt ist es aus mit der Fliegerei. Wir nehmen das Dokument als Beleg mit.« Ich verlor die Beherrschung und entgegnete aufgebracht: »Mit welchem Recht tun Sie das? Und was heißt hier Beleg? Sie können doch nicht einfach ...« Weiter kam ich nicht. »Schnauze!« schrie mich einer der Männer an. »Sie werden noch erleben, was wir alles können. Der Schein wird Ihnen abgenommen, damit Sie nicht auf die Idee kommen, irgendwann heimlich abzuhausen.«

»Unglaublich«, empörte sich Admiral a. D. Löhrs und fragte seinen Abteilungsleiter: »Wußten Sie, daß Fräulein Gülden den Flugzeugführerschein besitzt?«

Major Winter schüttelte den Kopf.

»Und wie ging es weiter?«

»Wenige Tage nach dem Erscheinen der SA-Männer verlangte ein Zivilist, der von einem SS-Mann begleitet wurde, meinen Vater zu sprechen. Gewitzt durch das, was mir widerfahren war, empfing er sie sehr zuvorkommend und erkundigte sich nach ihrem Begehr. »Sollten wir nicht erst mal Platz nehmen?« höhnte der Zivilist. »Ein Cognac wäre auch nicht schlecht. Es spricht sich dann leichter.« Kurzum: Meinem Vater wurde eröffnet, man erwarte von ihm die Übertragung seiner Firma an einen Arier. Dies liege in seinem ureigensten Interesse, denn nur so könnten Schwierigkeiten überwunden werden, die ihm sonst drohten. Man wisse nämlich, daß er seine internationalen Geschäftsverbindungen mißbraucht und Kontakte zwischen der Sowjetunion und linksgerichteten Parteiorganisationen in Spanien hergestellt habe.«

Der Admiral blieb betroffen stehen. »Das ist eine schwerwiegende Behauptung ...«

»... die aus der Luft gegriffen wurde«, fiel Ditha erregt ein und berichtete von der Reise ihres Vaters nach Spanien. Um seine Integrität hervorzuheben, fügte sie hinzu, er sei im Weltkrieg als Reserveoffizier des 2. Garde-Feldartillerieregiments wegen Tapferkeit vor dem Feind mit dem EKI ausgezeichnet und zum Oberleutnant befördert worden.

»Zum Glück hat mein Vater sich von dem Zivilisten nicht provozieren lassen«, fuhr Ditha nach Darlegung des Sachverhaltes

fort. »Er durchschaute das üble Spiel und hatte nur noch den Gedanken, Zeit zu gewinnen. Konzilient erklärte er, einer Abtretung seiner Generalagentur nur zustimmen zu können, wenn die Direktion der schwedischen Fabrik den Nachfolger akzeptieren würde und ihm eine angemessene Entschädigung gezahlt werde.«

Die hinter einer Nickelbrille liegenden Augen des Admirals glänzten. »Sehr geschickt hat Ihr Vater das gemacht.«

»Wir hoffen, nun eine Weile nicht belästigt zu werden, sind allerdings überzeugt, daß die Fortnahme meines Flugzeugführerscheins im Zusammenhang mit dem Versuch gesehen werden muß, sich die Agentur meines Vaters auf billige Weise anzueignen. Uns soll die Möglichkeit genommen sein, Deutschland auf dem Luftweg zu verlassen.«

Admiral Löhrs' Miene verriet Besorgnis. »Haben Sie vor, ins Ausland zu gehen?«

»Uns wird wohl nichts anderes übrigbleiben«, antwortete Ditha. »Wenn mein Verlobter hier wäre, würden wir uns noch heute auf den Weg machen. Mein Vater hat zwar immer die Meinung vertreten, daß es zu keinerlei Maßnahmen gegen Juden kommen wird, aber nun hat er den Mut verloren und möchte so schnell wie möglich aufbrechen. Deshalb rief ich Major Winter an. Ich kann Deutschland nicht den Rücken kehren, ohne meinen Bräutigam gesprochen zu haben. Mein Vater versucht, die Verhandlungen wegen der Übergabe seiner Firma so lange wie möglich hinzuziehen, doch irgendwann werden wir handeln müssen. Sonst könnte es gefährlich für uns werden. Die Grenzen lassen sich schnell schließen. Mein Verlobter schrieb mir, er hoffe, spätestens im Mai/Juni wieder in Berlin zu sein. Könnten Sie ihn nicht bitten, sein Programm zu beschleunigen?«

»Gewiß«, erwiderte der Abteilungsleiter. »Ich weiß natürlich nicht, ob sich dieser Wunsch erfüllen läßt. Das hängt von vielen Dingen ab – nicht zuletzt von der Wetterlage.«

»Das ist mir klar, und ich möchte keinesfalls, daß mein Verlobter seine Aufgaben vernachlässigt. Mir geht es nur darum, ihn schnellstens über unsere Lage zu verständigen.«

»Also, so geht das nicht«, erklärte der Admiral ohne Umschweife. »Wir wollen Ihnen gern helfen, Fräulein Gülden, müssen uns aber hüten, über Funk etwas durchzugeben, das uns allen zum Schaden gereichen könnte. Ich mache folgenden Vorschlag: Wir weisen Herrn Eggebrecht an, sein Programm beschleunigt zu beenden, weil hier eine wichtige Aufgabe auf ihn warte. Dann wird er schon Dampf machen.«

Ditha warf dem Chef der Erprobungsstellen einen dankbaren Blick zu. »Mir fällt ein Stein vom Herzen, Herr Admiral. Wahrscheinlich ist es sogar gut, wenn mein Verlobter nicht weiß, wie es um uns steht. Es könnte ihn nervös machen.«

»Ich bin der gleichen Meinung«, pflichtete ihr Major Winter bei. »Und deshalb möchte ich Ihnen raten, Herrn Eggebrecht nichts über Ihre Lage und über unser heutiges Gespräch mitzuteilen. Wir haben Grund zu der Annahme, daß die Post nach Rußland neuerdings auch von deutscher Seite kontrolliert wird.«

»Ja, es hat sich in kurzer Zeit vieles geändert«, fügte Admiral a. D. Löhrs hinzu. »Ohne Zweifel erhält die Wirtschaft jetzt starke Impulse, und die Zahl der Arbeitslosen, die auf sechs Millionen gestiegen ist, wird in absehbarer Zeit sinken. Es gibt aber Vorkommnisse, die eine Abkehr von der Demokratie und Hinwendung zur Diktatur signalisieren. Möge Gott uns davor schützen.«

Nachdem Ditha sich von den Herren verabschiedet hatte, fragte Admiral Löhrs seinen Abteilungsleiter: »Haben Sie seinerzeit den Namen von Fräulein Gülden in Eggebrechts Akte vermerkt?«

»Wahrscheinlich. Jeder Vorgang wird erfaßt. Warum fragen Sie?«

»Es wäre besser, den Namen nicht in der Akte zu haben.«

»Die Seiten sind numeriert.«

»Ich will Sie nicht zu einer Korrektur verleiten. Zumal es sich in diesem Fall lediglich um den Hinweis handeln kann, daß Sie Fräulein Gülden über die Ankunft ihres Verlobten in Lipezk informiert haben. Ab heute machen wir jedoch keine weiteren Eintragungen über Eggebrechts Braut. Nicht nur er, auch wir könnten eines Tages Unangenehmes erleben.«

»Sehen Sie da nicht zu schwarz, Herr Admiral?«

»Das bessere Teil der Tapferkeit ist Vorsicht«, läßt Shakespeare Falstaff in König Heinrich IV. sagen. Wir müssen uns abschotten! Vielleicht sehe ich wirklich zu schwarz. Aber wir haben dafür zu sorgen, daß niemand aus unseren Reihen wegen politischer oder sonstiger Auffassungen in Schwierigkeiten gerät. Wir werden dem neuen Regime dienen, es jedoch nicht zulassen, daß einer unserer Leute aus Gründen der Couleur oder wegen eines falschen Gebetbuches benachteiligt wird. Das soll *unser* Beitrag zum Aufstieg der Deutschen Nation sein.«

Die Kunde vom Reichstagsbrand und der nachfolgenden Verhaftungswelle durch eine ›Hilfspolizei‹, die Hermann Göring über Nacht aus Männern der SA und SS gebildet hatte, wurde in Lipezk erst sehr spät und zufällig genau an dem Tag bekannt, an dem Werner Eggebrecht auf dem Funkweg die Weisung erhielt, das Erprobungsprogramm der ›Do F‹ schnellstmöglich zu beenden und zur Übernahme einer wichtigen Aufgabe nach Berlin zurückzukehren. Diese verheißungsvolle Nachricht, über die er sich aus naheliegenden Gründen mächtig freute, brachte ihn aber auch in Bedrängnis. Er war nicht gewillt, seinen Plan aufzugeben, Natalja Uglanow nach Deutschland zu schleusen. Die Versuchsflüge mit dem zweimotorigen Flugzeug waren bereits abgeschlossen, so daß er schon in wenigen Tagen nach Berlin hätte starten können. Doch das wollte er um keinen Preis, und er erklärte Major Fink, der ihm vorschlug, auf die geplante Rußbestreuung der Gletscher einfach zu verzichten, dies nach der großartigen Hilfe, die Kommissar Grischa Rakosi geleistet habe, nicht verantworten zu können. Der deutsche Befehlshaber gab ihm recht, und so konnten Werner, Kuhnke und Natalja nichts anderes tun, als auf den Tag und die Stunde zu warten, da die Wetterverhältnisse es erlaubten, das mit fünfhundert Rußsäcken beladene Flugzeug aus Lipezk herauszustarten.

Am 28. März 1933 war es soweit – just an dem Tag, an dem die NSDAP zum Judenboykott aufrief, nachdem kurz zuvor ein Ermächtigungsgesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich erlassen und in einer Blitzaktion Tausende in Konzentrationslager eingeliefert worden waren. Davon wußte Werner nichts. Er war frohen Mutes, wenngleich ihn die Meldung vom Reichstagsbrand

und seinen Folgen beunruhigte. Irgend etwas schien nicht zu stimmen. Wenn der Holländer Marinus van der Lubbe die Tat eingestanden und erklärt hatte, aus eigener Initiative gehandelt zu haben – warum mußten dann Maßnahmen gegen die Mitglieder der kommunistischen und sozialdemokratischen Partei ergriffen werden?

Der Flug in Richtung Pamir verdrängte solche Gedanken. Für Werner war es jetzt wichtig zu ermitteln, ob bei dem leichten Gegenwind, der an diesem Tag herrschte, die 2400 Kilometer weite Strecke im Nonstopflug bewältigt werden konnte. Elf Stunden würde er in diesem Fall hinter dem Steuer zu sitzen haben, doch das war ihm lieber, als in Astrachan oder Baku zwischenlanden zu müssen.

Tatsächlich erreichte er Samarkand nach zehn Stunden und vierzig Minuten. Ziemlich ermattet stieg er aus der ›Do F‹ und reckte seine lahmgewordenen Glieder. »Jetzt wird nur noch gegessen und geschlafen. Morgen verstauen wir den Großteil der mit Ruß gefüllten Säcke in der alten Halle und erholen uns ein bißchen. Am Donnerstag beginnen wir mit den Gletscherflügen. Wenn alles glatt verläuft, sind wir am Sonntag so weit, daß Natalja sich verstecken kann. Am Mittwoch beginnt dann das große Abenteuer.«

Kuhnke tat so, als spucke er die Funkerin an. »Toi, toi, toi!«

»Herzlichen Dank«, erwiderte sie. »Wird schon schiefgehen.«

Zu später Stunde suchten sie ein kleines Lokal auf, in dem sie schon mehrfach gut gegessen hatten. Es gab ›Un-Ash‹, eine Hammelfleischsuppe mit Bohnen und Nudeln; danach als Hauptgericht ›Kebab-Aschchabad‹, Hammelfleisch mit knusprigen Biskuits.

Während des Essens wurde immer wieder erörtert, wie Nataljas Verschwinden aus der Unterkunft am besten bewerkstelligt werden könne. Sie glaubten schließlich, einen nach menschlichem Ermessen absolut sicheren Weg gefunden zu haben, und Kuhnke schlug vor, bis dahin jeden Abend eine kleine Probe zu veranstalten und dabei die Umgebung genau zu beobachten.

Werner bewunderte Natalja. Sie war mit allem einverstanden und nahm es sogar gelassen hin, als er ihr eröffnete, daß ihr Haar aus Sicherheitsgründen zu gegebener Zeit kurz geschnitten werden müsse und sie ihre Uniform mit einem Monteuranzug zu tauschen

habe. »Macht mit mir, was ihr wollt«, sagte sie gottergeben. »Der zu gewinnende Preis ist so hoch, daß ich bereit bin, jedes Opfer auf mich zu nehmen und alles zu riskieren.«

Der folgende Tag ging geruhsam dahin. Es wurde lange geschlafen und dann ein wenig durch die Neustadt gebummelt, die inzwischen auch Werner und Kuhnke ohne Fremdenführer aufsuchen durften. In einer der Straßen leitete der Bordwart etwas ein, das die Endphase des geplanten Unternehmens absichern sollte. Er ließ sich für ein Rubelchen ein Fahrrad, an dessen Lenker er am Abend eine prall gefüllte Aktentasche befestigte. Damit fuhr er vom Landefeld zur Unterkunft, um mit der gleichen Tasche am nächsten Morgen noch vor dem Frühstück wieder zum Flughafen zu radeln und anschließend ohne Gepäck zurückzukehren. Dieses Tarnmanöver gedachte er jeden Abend und Morgen durchzuführen.

Am Nachmittag verstauten sie gemeinsam einen Teil der mitgebrachten Rußsäcke in der alten Holzhalle, und nachdem dies geschehen war, warfen sie alles Gerumpel, das sich in der Halle befand, auf einen Haufen, um Natalja die Möglichkeit zu bieten, sich notfalls dahinter zu verstecken.

Nach diesen Vorbereitungen starteten sie am nächsten Morgen bei leichtem, goldgelbem Dunst zur ersten Gletscherbestreung. Anlässlich eines früheren Aufenthalts in Samarkand hatten Werner, Natalja und Kuhnke bereits einen Erkundungsflug über das ›Dach der Welt‹ unternommen und dabei festgestellt, daß die ›Do F‹ auch mit nur halb gefüllten Tanks nicht über 5400 Meter Höhe stieg. Das reichte gerade aus, um über das stark vergletscherte Trans-Alai-Gebirge hinwegzukommen, und Werner hatte sich entschlossen, gar nicht erst den Versuch zu machen, weiter in das Hochland einzudringen.

Diesmal nahm Natalja auf dem zweiten Führersitz Platz. Sie genoß es, den in blaugrünen Farbtönen aus dem Dunst herausragenden Bergriesen entgegenzufliegen. Der kobaltblaue Himmel wechselte sein Aussehen und nahm mit zunehmender Höhe ein Azurblau und schließlich ein stählernes Indigoblau an, gegen das

sich die von der Sonne angestrahlten Propellerkreise wie silberne Scheiben abhoben.

Werner folgte zunächst dem Lauf des Serawschan, flog dann über den gleichnamigen Höhenrücken hinweg und nahm Kurs entlang des Surchan-Darja-Tals auf das Trans-Alai-Gebirge, dessen Gletscher nicht unberührt weiß aussahen, sondern der verrunzelten Haut alter Menschen glichen.

»Es ist soweit!« rief er, als eine ihm günstig erscheinende riesige Eisfläche überflogen wurde.

Natalja schnallte sich los und kroch in den Rumpf zurück. Kein unnötiges Wort wurde gesprochen. Der Sauerstoffmangel machte sich bemerkbar. Für die Funkerin und den Bordwart war es nicht leicht, in der dünnen Luft einen Rußsack nach dem anderen an die zu den Auspuffstutzen führenden Rohrleitungen anzuschließen.

Werner flog in hundert Meter Höhe über den Gletscher hinweg und blickte immer wieder zu den schwarz aus den Auspuffrohren herausströmenden Rußwolken zurück. Zu seiner Enttäuschung gewahrte er, daß sie nicht auf die Eisdecke herabsanken, sondern vom scharfen Höhenwind in dünne Schleier zerfetzt wurden, deren Niederschlag mit dem bloßen Auge nicht wahrnehmbar war.

»Aufhören!« schrie er in den Rumpf hinein, als er den Gletscher dreimal tief überflogen hatte und trotz dauernden Rußabblasens keinerlei Verfärbung erkennbar wurde.

Kuhnke kam vor. »Was nicht in Ordnung?«

»Die Rußfahnen werden vom Höhenwind aufgelöst. Unsere Bemühungen sind vergeblich.«

Der Bordwart stieß einen Juchzer aus. »Dann kehrt marsch und ab nach Hause!«

»Wir können doch nicht unverrichteter Dinge zurückfliegen.«

Kuhnke rieb sein Kinn. »Ick hab' m'ne Idee. Wir schmeißen die Säcke einfach über Bord. Beim Aufschlag werden sie platzen und ihre Aufgabe auch so erfüllen.«

»In drei Teufels Namen, du hast recht. Werft alles runter! Danach geht's auf schnellstem Weg zurück.«

Eine halbe Stunde später war der Gletscher mit unzähligen großen schwarzen Punkten gesprenkelt.

Wenn wir morgen zwei Flüge durchführen, können wir einen Tag früher abhauen, dachte Werner zufrieden. Das Abwerfen ist ein Kinderspiel, die Wirkung vielleicht ebensogut. Und wenn nicht: Nu wot. Was soll's.

Tatsächlich konnte die Gletscherbestreuungsaktion bereits am Samstag, dem 1. April, beendet werden. Es war der Tag, an dem Himmler zum Politischen Polizeikommandanten ernannt und der angeordnete Boykott gegen jüdische Einrichtungen für jeden sichtbar wurde. In allen deutschen Städten prangte über Nacht am Ladenfenster eines jeden jüdischen Geschäfts ein Schild mit der Aufschrift: »Deutsche, verteidigt Euch gegen die jüdische Greuelpropaganda, *kauft nur bei Deutschen!*«

Hätte Werner davon gewußt, hätte er die Endphase des geplanten Unternehmens gewiß nicht ruhig in Angriff genommen. So aber führte er mit Natalja und Kuhnke beherzt durch, was bis ins kleinste besprochen worden war.

Dazu gehörte, daß Natalja nach der Rückkehr erklärte, sie fühle sich nicht wohl und wolle sich gleich ins Bett legen. Im Speiseraum begründeten Werner und Kuhnke das Fehlen der Flugkameradin mit demselben Argument, und nachdem sie ihr Abendbrot eingenommen hatten, begaben sie sich angeblich zur Ruhe. In Wirklichkeit suchten sie Nataljas Zimmer auf, wo Werner der Funkerin einen kurzen Haarschnitt ›verpaßte‹. Der Bordwart entnahm derweil der mitgeführten Ledertasche einen Monteuranzug sowie die dazugehörige Kopfbedeckung, und nachdem das Umkleiden erledigt war, verschwand Nataljas Uniform in der Tasche, die nun wieder genauso prall gefüllt war wie in den Tagen zuvor. Anschließend suchten beide ihre Zimmer auf und warteten geduldig, bis die Lichter in der Eingangshalle gelöscht wurden. Sogleich lief Werner die Treppen hinunter. Mit einem Rubelchen in der Hand und der Behauptung, er könne vor Durst nicht einschlafen, bat er den Hauswart um eine Flasche Kwaß oder ein sonstiges Getränk.

Das Geld verfehlte seine Wirkung nicht. Werner begleitete den Russen in einen Abstellraum, wo er ihn zu einem Gläschen einlud.

In dieser Zeit eilten Natalja und Kuhnke die Treppe hinunter, und noch bevor Werner mit dem Angestellten in die Eingangshalle zurückkehrte, war der Bordwart wieder im oberen Korridor verschwunden.

Wie üblich fuhr Kuhnke am nächsten Morgen mit der Ledertasche zum Flughafen, wo er erleichtert feststellte, daß es Natalja gelungen war, unbemerkt in den Holzschuppen zu gelangen. Beglückt umarmte er sie. »Mensch, bin ick froh, dich zu sehen. Wie ist es dir ergangen?«

»Prima. Ich hatte Glück, bin niemandem begegnet.«

»Und wie hast du geschlafen?«

Sie wies auf die aufgebauschte Abdeckplane. »Dank deiner Geschicklichkeit lag ich fast so weich wie auf einer Matratze. Nur mit dem Einschlafen wollte es nicht klappen. Da hab' ich mir schließlich ein Herz genommen und mein Blut im Fluß gründlich abgekühlt.«

»Mit oder ohne was an?« fragte er frech.

»Ja, wenn ich das noch wüßte. Ich glaube beinahe, ich hatte nichts am Leib. Einige Sterne haben jedenfalls ganz schön geblinzelt.«

Lachend gingen sie in den hinteren Teil der Halle, wo sie ein gelockertes Bodenbrett heraushoben, Nataljas Uniform verstaute, die Bohle festnagelten und umherliegenden Sand darüber fegten.

Kuhnke musterte den Boden kritisch. »Jetzt kann nicht mehr viel passieren. Wir kommen nachher und werkeln an der Maschine herum. Bleib im Hintergrund, damit du nicht gesehen wirst, falls plötzlich jemand auftauchen sollte.«

»Wenn ich mich recht erinnere, war das so abgesprochen«, hänselte sie ihn.

»Du scheinst in guter Stimmung zu sein.«

»In der allerbesten! Ich freue mich schon auf das nächste Bad.«

»Die blinzeln den Sterne haben's dir angetan, wa?«

Sie blödelten noch eine Weile, dann fuhr Kuhnke zur Unterkunft zurück.

Werner saß am Frühstückstisch und blickte ihm entgegen.

Der Bordwart nahm Platz. »Frisch wie ein Fisch im Wasser!«

»Na, dann wollen wir mal ausgiebig frühstücken.«

»Ohne Natalja? Mindestens 'ne halbe Stunde werden wir auf sie warten!«

»Vor lauter Freude hätte ich das beinahe vergessen.«

Später, als sie nach einer zur Schau gestellten Wartezeit gefrühstückt hatten, baten sie das Stubenmädchen, Natalja Uglanow aufzusuchen und zu fragen, wie es ihr gehe. Alles verlief wie erwartet. Doch als sie den Platzkommandanten verständigten, reagierte dieser anders, als sie es sich vorgestellt hatten.

Sekundenlang war er wie erstarrt gewesen, dann sprang er hinter seinem Schreibtisch auf und fuhr beide vorwurfsvoll an: »Warum melden Sie mir das erst jetzt?«

Kuhnke, der durch seine enge Zusammenarbeit mit einheimischen Monteuren die russische Sprache recht gut beherrschte, antwortete fast aufsässig: »Wir haben Natalja Uglanow nicht wecken lassen, weil sie sich nach den gestrigen Flügen, die zweimal in große Höhen führten, sehr schlecht fühlte.«

»Und wie erklären Sie sich ihr Verschwinden?«

Die Schultern hebend, antwortete Werner radebrechend: »Keine Ahnung. Vielleicht alles halb so schlimm.«

Der Kommandant wurde ungehalten. »Was wollen Sie damit sagen?« – »Könnte es nicht sein, daß Natalja Uglanow in eine kleine Liebesaffäre verstrickt ist?«

Dem Leiter des Flughafens stieg das Blut in den Kopf. »Eine Militärfunkerin eine ...? Niemals!« schrie er außer sich. »Wie kommen Sie dazu, einen anständigen Menschen so zu verdächtigen? Sie mögen ja fliegen können, aber von der Seele der russischen Frau haben Sie keine Ahnung.«

»Towarischtsch Eggebrecht hat das anders gemeint«, beeilte sich Kuhnke zu versichern. »Wir suchen nach einer Erklärung für Natalja Uglanows Verschwinden. Sie ist ein so großartiger und tüchtiger

Kamerad, daß wir ratlos geworden sind. Irgend etwas muß sie bewegt haben ...«

»Tschepucha! Unsinn! Ganz großer Unsinn ist das!« tobte der Leiter des Flughafens. »Eine russische Frau läßt sich nicht mit jemandem ein. Die Sache decke ich auf! Und wenn ich ganz Samarkand auf den Kopf stellen muß.«

»Warum denn das?« fragte der Bordwart verwundert.

»Denken Sie nach! Hier haben sich viele darüber empört, daß Natalja Uglanow immer mit Männern zusammensitzt. So was bringt die Usbeken in Rage.«

»Sie fürchten, unserer Kameradin könnte etwas angetan worden sein?«

»Nein, so weit wird man nicht gehen. Ihre Funkerin ist schließlich Militärangehörige. Aber Rache möchte man nehmen. Vermutlich will man sie nur einige Wochen aus dem Verkehr ziehen.«

Ihre Erleichterung über diese Auffassung brauchten Werner und Kuhnke nicht vorzutäuschen. Eine hilfreichere Erklärung konnte es nicht geben.

»Entschuldigen Sie mein unüberlegtes Gerede«, bat Werner im Bestreben, seinen Fehler wiedergutzumachen. »Natalja Uglanow ist ein Mädchen, mit dem man Pferde stehlen kann. Tun Sie alles, um sie zu finden.«

»Darauf können Sie sich verlassen«, verhiess der Flughafenleiter im Brustton der Überzeugung. »Diesen Usbeken werde ich zeigen, mit wem sie es zu tun haben! Jedes Haus lass' ich vom Keller bis zum Boden durchsuchen!«

»Da, da! Das ist gut!« stimmte Werner ihm zu. »Und wir werden nicht starten, bevor unsere Kameradin gefunden ist.«

»Spätestens morgen abend hab' ich sie. Noch in dieser Stunde werden dreihundert Mann ausschwärmen. Die Usbeken sollen mich kennenlernen! Tschort wosmi! Der Teufel soll sie holen!«

Drei Hundertschaften durchsuchten jedes Haus in Samarkand, doch niemand kam auf den Gedanken, sich den alten Schuppen auf dem Flughafen näher anzusehen. Dies mochte darauf zurückzuführen sein, daß Werner und Kuhnke von morgens bis abends an der

unmittelbar vor der Holzhalle abgestellten ›Do F‹ arbeiteten und während dieser Zeit die Tür des Lagerraums weit offenstehen ließen. Sie zeigten keinerlei Besorgnis und stiegen von der Tragfläche, die sie mit Wasser schrubbten, nicht einmal herunter, als der Platzkommandant am zweiten Tag auf einem Motorrad vorfuhr und ihnen bekümmert erklärte, er sei leider noch keinen Schritt weitergekommen.

»Hoffentlich morgen Erfolg«, radebrechte Werner. »Länger wir nicht können warten. Mittwoch wir müssen starten.«

Der Flughafenleiter sah ihn bittend an. »Warten Sie bis Donnerstag.«

Werner wandte sich an Kuhnke. »Sag ihm, daß das nicht geht. Unsere Moskauer Zentrale würde uns rüffeln. Wir versprechen aber, Natalja Uglanow abzuholen, sobald sie aufgetaucht ist. Er brauche dann nur den Aufklärerverband zu verständigen.«

Die Miene des Russen erhellte sich.

»Gute Towarischtschi!«

Der Bordwart drückte die Daumen. »Vielleicht finden Sie unsere Flugkameradin doch noch, bevor wir abheben.«

»Ich tu' mein möglichstes.«

»Können uns am Mittwochmorgen wieder ein paar Männer beim Tanken helfen?«

»Selbstverständlich.«

Als der Kommandant davongefahren war, rieb Werner sich verstohlen die Hände.

»Vorsicht!« warnte Kuhnke. »Mir läuft's fast zu geschmiert.«

»Keine Unkereien! Schrubb lieber kräftig weiter.«

Es war erstaunlich, mit welcher Gelassenheit alle drei die Tage überstanden, die sie sich als die schwersten vorgestellt hatten. Am unbekümmertsten war Natalja. Sie genoß es geradezu, nichtstuend auf der Abdeckplane zu liegen und sich allen möglichen Gedanken hinzugeben. Und zu später Stunde nahm sie stets ein erfrischendes Bad.

Dieses Vergnügen leistete sie sich sogar in der letzten Nacht, die sie im hinteren Teil des Flugzeuges verbringen mußte. Völlig ausgeschlafen erwachte sie, als die beiden Kameraden am Mittwochmorgen erschienen und ihr Reisegepäck verstaute.

»Alles in Ordnung?« fragte Werner in den Rumpf hinein.

»Bestens!« lautete Nataljas knappe Antwort.

»Gleich kommt die Tankhilfe. Bleib also in deinem Versteck.«

Da der 2400 Kilometer weite Rückflug in zehn Stunden zu bewältigen war, hatte Werner unter Berücksichtigung der Verschiebung der Ortszeit den Abflug auf elf Uhr festgesetzt. Lipezk sollte gerade noch vor Einbruch der Dunkelheit erreicht werden.

Der Flughafenleiter war höchstpersönlich erschienen, um die Besatzung zu verabschieden und zu versichern, er werde Natalja Uglanow so oder so in Kürze finden und die Aufklärerschule dann sofort verständigen. Bedrückt hatte er noch hinzugefügt: »Kommissar Grischa Rakosi habe ich pflichtgemäß telegrafisch über das mysteriöse Vorkommnis informiert.« Werner wurde nicht so schnell damit fertig, daß Lipezk benachrichtigt worden war. Dort würden nun alle Angehörigen des russischen Verbandes gleich nach der Landung auf die Maschine zueilen. War es unter den gegebenen Umständen nicht richtiger, Natalja zunächst an Bord des Flugzeugs zu belassen? Sie konnte bei Nacht zu einem günstigeren Zeitpunkt aussteigen und sich auf Schleichwegen zu Iljitsch Abakumov begeben.

Während des ganzen Fluges, auf dem abwechselnd Natalja und Kuhnke hinter dem zweiten Steuer Platz nahmen, fragte sich Werner, welche Weisung er geben solle.

Der Bordwart machte sich keine Gedanken und sagte unbekümmert: »Wenn es uns gelingt, erst kurz vor Einbruch der Nacht zu landen, hält sich kein Aas in der Nähe der Hallen auf. Dann kann Natalja ohne weiteres herausspringen und sich verdrücken. Ich werd' aufpassen wie ein Luchs und ihr zurufen, ob sie abhauen soll oder nicht. Falls sie bleiben muß, klettert sie eben in der Nacht heraus.«

»Du hast leicht reden«, ereiferte sich Werner. »Natalja hat zwei Tage und Nächte in dem verdreckten Schuppen und vierundzwanzig Stunden an Bord dieser Maschine zugebracht! Sie muß schnellstens ...« – »Denkst du, ick möchte sie schmoren lassen?« fiel Kuhnke ein. »Warten wir doch ab, bis wir gelandet sind. Dann ergibt sich alles von selbst.«

Nach gut acht Flugstunden näherten sie sich einer Schlechtwetterfront, die einen drastischen Höhenwechsel erforderte. Werner sah sich gezwungen, bis auf zweihundert Meter hinunterzugehen. Das konnte für den späteren Verlauf der Dinge günstig, aber auch ungünstig sein. Auf der einen Seite ergab sich die Möglichkeit, unbemerkt an Lipezk heranzufiegen, doch es bestand auch die Gefahr, daß das Tageslicht durch die Wetterlage sehr viel früher verblaßte. Kuhnke würde gegebenenfalls zur Funktaste greifen und um Nachtbefuerung des Platzes bitten müssen. Es war deshalb riskant, ohne Funkaufnahme weiterzufliegen. Dennoch nahm Werner das Risiko auf sich. Mit etwas Glück mußte die Gefahr zu bannen sein. Vor allen Dingen, wenn er versuchte, das Glück zu unterstützen, indem er die Drehzahl der Motoren erhöhte, um zeitiger als erforderlich nach Lipezk zu gelangen. War es dann noch zu hell, konnte er die Stadt in weitem Bogen umfliegen und warten, bis es soweit war, daß die Nacht anbrach.

Glück, Geschick und Umsicht führten zum Ziel. Buchstäblich beim letzten Büchsenlicht steuerte Werner in fünfzig Meter Höhe das Landefeld an, fuhr dabei das Fahrwerk aus, nahm im entscheidenden Moment die Gashebel zurück und setzte die »Do F« behutsam auf den Boden. Gleich darauf erhöhte er die Tourenzahl wieder und ließ die Maschine so schnell wie möglich zur Werfthalle rollen.

Kuhnke schnallte sich los und schaute über das Landefeld hinweg. »Niemand zu sehen!« rief er in den Rumpf hinein, als das Flugzeug zum Stillstand kam. »Schnell raus! Toi, toi, toi!«

Natalja öffnete die Rumpftür und sprang ins Freie.

Er sah sie hinter der Halle verschwinden und zeichnete ein Kreuz in die Luft. »Wenn uns heute der Herrgott nicht geholfen hat, muß es sein Sohn oder die ganze Familie gewesen sein.«

Die letzte Flugstunde hatte Werner so angestrengt, daß er völlig erschöpft war, als ihn Grischa Rakosi im Licht von Autoscheinwerfern bedrängte, zu berichten, was sich in Samarkand zugetragen habe.

Der Dolmetscher Kolja Petrowitsch, der mit Major Fink und anderen Deutschen herbeigeeilt war, übersetzte, was Werner schilderte.

»Ich kann Ihnen nur sagen, daß sich Natalja Uglanow nach unseren letzten Gletscherflügen nicht wohl fühlte und gleich ihr Zimmer aufsuchte, um sich hinzulegen. Am nächsten Morgen erschien sie nicht zum Frühstück, und die Hotelangestellte, die wir baten, sie zu fragen, wie es ihr gehe, stellte fest, daß Nataljas Bett unbenutzt und sie selbst verschwunden war.«

»Das paßt doch nicht zu der Vermutung des Platzkommandanten, Usbeken könnten sich dafür rächen wollen ...«

»Großer Unsinn ist das«, fiel Kuhnke unbeherrscht ein. »Da liegt ganz was anderes vor.«

Alle Augen richteten sich auf ihn.

Grischa Rakosi trat an ihn heran. »Reden Sie, Mann!«

Der Bordwart streifte seine Haube ab. »Lieber nicht. Wir haben uns in Samarkand schon die Schnauze verbrannt.«

So ein raffinierter Hund, schoß es Werner durch den Kopf. Er will die Fäden verwirren.

Der Kommissar griff nach Werners Arm. »Was ist los, Towarischtsch Eggebrecht?«

»Schwer zu sagen. Aber Kuhnke hat recht. Als wir dem Platzkommandanten unsere Meinung vortrugen, hat er uns wie Rekruten angeschrien. Gehen wir also weiterem Ärger aus dem Weg. Zumal wir ja nicht wissen, ob unsere Annahme stimmt.«

»Zum Teufel, Eggebrecht, heraus mit der Sprache! Welche Vermutung haben Sie?«

»Nun gut. Wir wurden vom Flughafenleiter abgekanzelt, weil sich das, was wir glauben, mit der hiesigen Auffassung über die russische Frau nicht vereinbaren läßt. Vielleicht ist unsere Überlegung wirklich falsch. Das unbenutzte Bett brachte uns auf die Idee.

Wahrscheinlich verhält sich eine Russin tatsächlich ganz anders, als wir annehmen. Uns hatte sich der Verdacht aufgedrängt, Natalja Uglanow könnte in eine Liebesaffäre verstrickt sein und das Weite gesucht haben.«

Grischa Rakosi war wie erstarrt. »Das ... Das wäre ungeheuerlich. Nein, so etwas gibt es nicht. Ich würde keine Menschenkenntnis besitzen, wenn ich es für möglich hielte, Natalja Uglanow könnte ehrlos handeln. Das ist hirnerkrankter Unsinn! Sie ist Russin, noch dazu im Offiziersrang. Niemals wird sie sich einem Mann an den Hals werfen. Niemals! Da bin ich mit dem Platzkommandanten einer Meinung. Diese Usbeken werden Rache an einem Mädchen nehmen wollen, das in Ausübung seines Dienstes dauernd mit Männern Zusammensein mußte. Also Schluß damit! Ich will von der Sache nichts mehr hören. Natalja Uglanow wird gefunden werden und unter Beweis stellen, daß eine russische Frau nicht ehrlos handelt.«

»Ich fürchte, dieser Rakosi täuscht sich gewaltig«, sagte Major Fink, als er mit dem sichtlich ermatteten Piloten das Kasino aufsuchte. »Die von Ihnen geäußerte Vermutung klingt plausibel. Dahinter steckt 'ne Liebesgeschichte.«

»Mag sein«, wehrte Werner ab. »Dennoch muß ich dem Kommissar in gewisser Hinsicht zustimmen. Natalja Uglanow ist ein ungewöhnlich charakterstarker Mensch. Eine Liebesaffäre darf ihr nicht ohne weiteres zugetraut werden.«

Der Befehlshaber betrachtete ihn prüfend. »Sie sehen verdammt grau aus. Ihre Wangen sind richtig eingefallen.«

»Der Flug war im letzten Streckenteil sehr anstrengend.«

»Warum haben Sie eigentlich keine Verbindung mit dem Peiler aufgenommen?«

»Kuhnke kam mit dem Sender nicht zurecht. Vermutlich ist eine Röhre defekt. Wenn etwas schief läuft, dann gleich an mehreren Stellen. Ein Glück, daß ich bald in der Heimat sein werde.«

Major Fink lehnte sich zurück. »Regen Sie sich in Berlin aber nicht über die Nationalsozialisten auf! Bekanntlich wird nichts so heiß gegessen, wie es vom Himmel fällt.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Den Apparatschiks von der NSDAP scheint der Erfolg in den Kopf gestiegen zu sein. Vor ein paar Tagen hat man an alle jüdischen Geschäfte Plakate mit dem Aufdruck geklebt: ›Kauft nicht bei Juden!‹ Und heute wurden, wie ich vorhin über Kurzwelle hörte, die nichtarischen Beamten, Lehrer, Juristen, Ärzte und Kulturschaffenden aufgefordert, freiwillig aus ihren Berufen auszuschcheiden.«

Werner sah den Befehlshaber entgeistert an.

»Ja, mein Lieber, das ist leider die traurige Wirklichkeit. Doch ich bin überzeugt, daß es sich um Auswüchse handelt, die noch abgestellt werden. Ich kann mir nicht vorstellen ...«

»Entschuldigen Sie, Herr Major, wenn ich Sie unterbreche. Unter den gegebenen Umständen muß ich sofort mit Ingenieur Schulze und mit meinem Bordwart sprechen. So schnell wie möglich möchte ich nach Berlin fliegen. Meine Braut wird verzweifelt sein. Wenn ich ihr jetzt nicht beistehe ...«

Die Ereignisse überstürzten sich. Nachdem Werner noch in der gleichen Nacht mit Kuhnke und dem Flugingenieur das Startklarmachen der ›Do F‹ zum Nonstopflug nach Berlin besprochen hatte, weckte ihn der Bordwart in der Frühe des nächsten Morgens mit dem verheißungsvollen Bescheid, an der Tür zu Iljitsch Abakumovs Haus befinde sich der mit Natalja vereinbarte weiße Kreidestrich.

Werner war augenblicklich hellwach.

»Ich hatte es nicht mehr ausgehalten und mich aufs Rad geschwungen, um festzustellen, ob alles klargegangen ist.«

»Bist eine treue Seele.«

»Anstatt Bonbons zu verteilen, solltest du lieber aufstehen und die besprochenen Punkte erledigen.«

Bereits eine Stunde später unternahm Werner mit Kolja Petrowitsch einen letzten Spaziergang durch Lipezk. Der Dolmetscher war über den Wunsch des Deutschen, ihn noch einmal durch die Stadt zu begleiten, gerührt gewesen. Mehr aber noch freute er sich, als Werner zum Ausdruck brachte, er würde sich gern auch

von Iljitsch Abakumov verabschieden, wisse jedoch nicht, ob er ihn so ohne weiteres aufsuchen dürfe.

»Selbstverständlich«, erklärte der gefühlsselige Russe beglückt.
»Gehen wir gleich zu ihm.«

Ohne es zu ahnen, leistete Kolja Petrowitsch die erforderliche Hilfestellung zur Übermittlung einer Nachricht, die Werner auf einen kleinen Zettel notiert hatte und dem Freund klassischer Musik bei der Verabschiedung in die Hand drückte. Auf diese Weise erfuhr Natalja, daß bereits am übernächsten Tag gestartet werden sollte.

Am Nachmittag verabschiedete sich Werner von Pawel Subnik und Grischa Rakosi. Der Kommissar ließ ihn fühlen, daß er ihm die Auffassung, Natalja Uglanow könne in eine Liebesaffäre verstrickt sein, nicht ganz verzieh. Dessenungeachtet bedankte er sich überschwenglich für die dem Aufklärerverband gewährte Unterstützung, und nach einigen Gläschen Wodka kam es zur üblichen Umarmung mit Schwüren wie ›Drushba!‹ – ›Freundschaft!‹, ›Mir!‹ – ›Friede!‹

Abends hatte Werner zunächst in der Unteroffizierskantine und später im Offizierskasino etliche Runden zu spendieren. Dabei trank er selbst gehörig über den Durst. Er kam nicht darüber hinweg, daß daheim Verordnungen zur Ausschaltung von Juden aus dem Geschäfts- und Berufsleben erlassen worden waren. Verzweifelt fragte er sich, wie er nun mit der Mutter, die solche Maßnahmen prophezeit hatte, noch würde zusammenleben können. An Ditha wagte er gar nicht zu denken. Eine Eheschließung war in Deutschland wahrscheinlich nicht mehr möglich. Würde Ditha mit ihren Eltern die Heimat verlassen? In einem früheren Brief hatte sie angedeutet, gegebenenfalls nach Spanien auswandern zu wollen. Wenn er dort eine fliegerische Betätigung finden könnte, würde er ihr folgen. In Deutschland, das sich anschickte, zu Methoden des finstersten Mittelalters zu greifen, wollte er um keinen Preis bleiben.

Am letzten Tag mußten noch viele kleine Dinge erledigt und die eigenen Sachen gepackt werden. Werner zweifelte nicht daran, daß es Natalja gelingen würde, sich in der Nacht unbemerkt an das Flugzeug heranzuschleichen und sich im Rumpf zu verstecken.

Major Fink verabschiedete ihn in seinem Büro mit einem Glas Krimsekt. Dabei fragte er beiläufig: »Wie sieht das Streckenwetter aus?«

»Gut«, antwortete Werner. »Wir werden Rückenwind haben und mit 260 km/h dahinbrausen.«

»Dann sind Sie ja schnell in Staaken.«

»Voraussichtlich nach genau sieben Stunden. Wir könnten noch früher dort sein, wenn wir über Polen fliegen dürften und nicht den Haken über Königsberg-Ostsee-Stolp schlagen müßten.«

»Das wird sich bald ändern«, war die Meinung des Befehlshabers. »Bei manchen Anordnungen der Nationalsozialisten sträuben sich einem ja die Haare, aber ich halte es für möglich, daß Hitler es fertigbringt, das Gebiet des polnischen Korridors wieder zu deutschem Territorium zu machen. Auch das Schanddiktat von Versailles wird er zerfetzen. Mit demokratischen Methoden erreicht man so etwas nicht. Da muß schon kräftig auf den Putz gehauen werden. Denken Sie daran, mein lieber Eggebrecht! Wenn Sie die Sache von dieser Seite betrachten, kommen Sie leichter über die derzeitigen Auswüchse hinweg. Früher oder später wird Schluß damit sein. Und ich bitte Sie darum, Ihre Braut sehr herzlich von mir zu grüßen. Ich drücke Ihnen beiden die Daumen.«

Der Befehlshaber hatte sich nicht grundlos nach dem Wetter und der Fluggeschwindigkeit erkundigt. Noch in dieser Nacht wollte er Admiral a. D. Löhrs in einem Funkspruch bitten, Ditha Gülden über die Rückkehr ihres Verlobten und die voraussichtliche Landezeit in Staaken zu verständigen.

Das deutsche und das russische Fliegerkorps ließen es sich nicht nehmen, Werner Eggebrecht und Max Kuhnke in der Morgendämmerung zu verabschieden. Ein dreimaliges Hiphipphurra! erschallte, als die ›Do F‹, die nun das deutsche Kennzeichen ›D-227O‹ führte, von der Werfthalle fortrollte.

In den letzten Minuten waren beide doch nervös geworden. Eine geringfügige Störung beim Anlassen der Motoren hätte es notwendig gemacht, daß einige Monteure in den Rumpf kletterten. Die russische Funkerin wäre dann unweigerlich entdeckt worden.

Werner rollte bis an das äußerste Ende des Flugplatzes, drehte die Maschine gegen den Wind und rief in den Rumpf hinein: »Es ist soweit, Natalja! Für dich wird es ein Flug in die Freiheit werden!«

Der Bordwart legte die Hand auf die Gashebel. »Darf ick heute Vollgas geben?«

»Klar doch.«

Bald darauf flog Werner eine Abschiedsrunde, und wenig später beugte sich Natalja in die Kanzel. »Träume ich, oder ist es Wirklichkeit?«

»Es gibt ein probates Mittel, dies festzustellen«, antwortete Kuhnke, küßte ihren Mund und schnallte sich los. »Setz dich auf meinen Platz. Ick hau' mich hinten auf die Plane und hol' etwas Schlaf nach. Waren doch anstrengende Tage.«

Natalja und Werner genossen den Flug in den Morgen. Auf Wiesen und Feldern lagen zarte Nebelschleier. Das im Osten über den Horizont steigende Licht machte aus den Propellerkreisen magisch leuchtende Scheiben, die sich in goldglänzende Spiegel verwandelten, als erste Sonnenstrahlen auf sie fielen.

Natalja blickte in den Rumpf zurück. »Max schlummert bereits.«

»Wahrscheinlich ist er kaum ins Bett gekommen.«

»Und ich habe zwei Tage lang fast nur geschlafen. Wenn du eine Standortbestimmung brauchst – ich klettere gern nach hinten.«

Werner wies auf die Borduhr. »Erst in zwei Stunden passieren wir Smolensk. Dann kannst du eine Kontrollpeilung nehmen.«

So lange hielt es Natalja in der Kanzel nicht aus. Schon weit vor der Zeit beschäftigte sie sich mit dem Peilgerät. Immer wieder machte sie sich Notizen, bis sie um neun Uhr zehn meldete: »Wir bewegen uns mit 260 km/h über Grund.«

Werner hob den Daumen. »Dann wird Minsk um neun Uhr fünfzig querab liegen.«

Kuhnke wurde schlagartig wach. »Dreh 'ne Kurve über Kommissar Arschloch! Den müssen wir unbedingt ärgern.«

Natalja lachte. »Da du munter geworden zu sein scheinst, solltest du wieder in der Kanzel Platz nehmen. Ich bleib' bei den Funkgeräten und dirigiere uns.«

Der Bordwart entsprach ihrem Wunsch nur zu gern.

Stunde um Stunde ging dahin, bis Natalja mit vor Erregung heiserer Stimme rief: »Wir überfliegen in diesem Moment die deutsche Grenze! Rußland liegt hinter uns!«

Werner drückte ihr die Hand. »Willkommen in der Freiheit!«

Etwa um die gleiche Zeit suchte Major Winter Admiral a. d. Löhrs auf und übergab ihm den Funkspruch, den der Befehlshaber der Jagdfliegerschule in der Nacht hatte senden lassen.

Unwillkürlich zog der Leiter der Erprobungsstellen seine Sprungdeckeluhr aus der Westentasche. »Schon in zweieinhalb Stunden wird die Maschine landen?«

»Ja. Wenn wir Eggebrechts Verlobte benachrichtigen wollen, muß das gleich geschehen.«

»Haben Sie Bedenken?«

»Nein. Ich wollte nur nicht ohne Ihr Einverständnis handeln. Die verschärften Maßnahmen gegen Juden ...«

»... sind eine Schande, die unser Volk noch schwer belasten wird«, ereiferte sich der Admiral. »Wir werden die Braut unseres Piloten selbstverständlich informieren. Wahrscheinlich hat Eggebrecht erfahren, was in Deutschland los ist, und deshalb darum gebeten, Fräulein Gülden zu verständigen.«

Der Abteilungsleiter wiegte den Kopf. »Ich glaube eher, daß Major Fink den Funkspruch aufgesetzt hat. Eggebrecht hatte es gar nicht so eilig, nach Berlin zu kommen, als wir ihn aufforderten, das Erprobungsprogramm beschleunigt zu beenden. Er absolvierte in aller Ruhe noch den Fernflug, bei dem – wie Oberst von der Leith-Rolson uns mitteilte – die Funkerin Natalja Uglanow in Samarkand auf mysteriöse Weise verschwand.«

»Eine seltsame Geschichte. Ich erinnere mich, daß Eggebrecht seinerzeit sehr enttäuscht war, als wir ihm erklärten, er dürfe sich für die Deutsch-Russin keinesfalls einsetzen.«

»Begonnen hatte es schon mit dem Brief, in dem er mich bat, die Adresse des Ehepaars Goworow zu ermitteln.«

»Rufen Sie Fräulein Gölten an. Und bestellen Sie uns einen Wagen für elf Uhr. Eggebrecht soll unverzüglich erfahren, daß wir hinter ihm stehen.«

Als Werner in Berlin-Staaken auf die alte Zeppelinhalle zurollte, erkannte er betroffen, daß Admiral a. D. Löhns und Major Winter mit Ditha am Abstellplatz standen. Augenblicklich rief er in den Rumpf hinein: »Versteck dich, Natalja! Unsere Vorgesetzten erwarten uns! Ich weiß nicht, woher die wissen, daß wir heute hier landen.«

Kuhnke behielt ruhig Blut. »Major Fink wird sie verständigt haben. Find' ick sogar prima. Rußland liegt hinter uns, und wir brauchen uns keine Gedanken mehr zu machen.«

»Wenn herauskommt, wen wir an Bord haben, wird man uns auf der Stelle entlassen«, schrie Werner aufgebracht.

Natalja verschwand verängstigt hinter dem letzten Zusatztank.

Werner dirigierte das Flugzeug an die Gruppe heran und schaltete die Zündung aus. Wie sollte er sich verhalten? Er wartete, bis die Propeller stillstanden, stieg auf seinen Sitz und hob die Arme. »Welch eine Überraschung! Woher wußten Sie, daß wir heute um diese Zeit hier eintrudeln?«

»Sie haben uns doch gebeten, Ihre Braut zu verständigen«, antwortete der Admiral.

»Ich?« fragte er verblüfft.

»Wenn Sie es nicht waren, dann hat Major Fink offensichtlich ein gutes Werk tun wollen.«

Ditha lief an die Kanzel heran. »Hast du es geschafft, Werner?«

»Ja.«

»Dem Allmächtigen sei Dank!«

Admiral Löhns und Major Winter sahen sich verblüfft an.

Kuhnke, der ebenfalls auf seinen Sitz gestiegen war, warf Ditha einen Kuß zu. »Alles in bester Ordnung! Ihr Plan war ja auch vorzüglich!«

Werner verlor die Beherrschung. »Hast du den Verstand verloren?«

»Kommen Sie herunter!« forderte der Admiral streng.

Über den flachen Rumpf balancierte Werner zum Leitwerk hinunter und sprang auf den Boden.

Ditha fiel ihm um den Hals und küßte ihn leidenschaftlich. »Du hast es wirklich geschafft?«

Werner sah, daß ihn sein Vorgesetzter grimmig musterte. Sich von Ditha lösend, ging er auf ihn zu. »Ich kann Ihnen alles erklären, Herr Admiral. Es war nicht meine Absicht, Sie und Major Winter mit der Sache zu belasten, die ich Ihnen nun vortragen muß. Da meine Braut und Kuhnke sich nicht beherrschen konnten, bleibt mir nichts anderes übrig, als zu bekennen, daß wir Natalja Uglanow an Bord haben. Sie können aber unbesorgt sein. Niemand weiß davon. Wir haben die Sache so eingefädelt, daß nicht der geringste Verdacht auf die deutsche Organisation oder eines ihrer Mitglieder fallen kann. Natalja Uglanow ist auf unserem letzten Fernflug in Samarkand spurlos verschwunden und wird dort wahrscheinlich noch lange gesucht werden. In Wirklichkeit nahmen wir sie heimlich mit nach Lipezk, wo sie sich bis zum Rückflug bombensicher versteckte. Heute nacht kletterte sie ungesehen an Bord.« Er wandte sich an Kuhnke. »Los, hol Natalja!«

Der Admiral reichte Werner die Hand. »Wenn Ihre Angaben richtig sind, und ich zweifle nicht daran, dann haben Sie eine Meisterleistung vollbracht. Unabhängig davon ist es höchst anerkennenswert, einem Menschen beizustehen. Ihr Verhalten stimmt mich heute besonders froh, weil es nun Ihre Braut ist, die ähnlicher Hilfe bedarf. *Sie* war es übigens, die uns gebeten hatte, Sie frühzeitig zurückzurufen. «

Werner blickte ratlos von einem zum anderen. »Was ist passiert?«

Anstatt zu antworten, lief Ditha auf Natalja zu, die in diesem Moment in Monteurkleidung aus der Maschine stieg.

Beide umarmten sich.

»Ihre Braut hat von dem Plan gewußt?« erkundigte sich Major Winter.

»Wir haben ihn gemeinsam ausgeheckt.«

Der Admiral nahm seine Nickelbrille ab und rieb sich die Augen. »Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Verlobten. Leider beginnen für Sie beide nun schwere Stunden.«

»Sie deuteten schon an ...« Werner führte den Satz nicht zu Ende, da Ditha mit Natalja auf die Offiziere zuing.

Der Admiral und Major Winter begrüßten die Deutsch-Russin und versicherten ihr, wie froh sie darüber seien, daß sie die Heimat ihrer Eltern unversehrt erreicht habe.

»Und Herr Eggebrecht wird keine Schwierigkeiten bekommen?« fragte Natalja besorgt.

»Ganz bestimmt nicht. Hat er das befürchtet?«

»Zumindest, als er Sie hier entdeckte. Er scheuchte mich plötzlich in den hintersten Winkel des Flugzeugs.«

Der Leiter der Erprobungsstellen klopfte Werner auf die Schulter. »Zwischen uns ist alles klar. Sie behalten unser Vertrauen.«

»Ich danke Ihnen, Herr Admiral.«

»Und was die Zukunft anbelangt: Wir stehen hinter Ihnen und gewähren Ihnen jede Unterstützung.«

Ditha griff nach Werners Arm. »Meine Eltern und ich müssen schnellstens auswandern. Wir haben also viel zu besprechen. Am besten übernachtet du heute bei uns.«

Werner glaubte nicht richtig zu hören. War denn die Welt aus den Fugen geraten? »Mir steht der Verstand still. Ich entführe Natalja nach Deutschland, und du mußt Deutschland verlassen? Was ist denn geschehen?«

Der Admiral versuchte, die Antwort zu übernehmen. »In den letzten Wochen haben sich hier Dinge ereignet ...«

»Mir wurde der Flugzeugführerschein genommen!« fiel Ditha ungestüm ein. »Paps verlor seine Agentur – um nur einiges zu nennen. Verstehst du, daß wir fliehen müssen?«

»Ich hole Natalja aus einem Land heraus, dessen Führung sich über die Würde des Menschen hinwegsetzt, und ich bringe sie in einen Staat, der genauso rigoros handelt?«

»Du hast Natalja mit ihren Eltern zusammenführen und nicht vor einem System schützen wollen«, widersprach Ditha. »Sei froh, daß dir dies gelungen ist. Bei uns liegen die Dinge anders. Wir brauchen deine Hilfe, weil die Nationalsozialisten uns davonjagen und uns beim Grenzübertritt wegnehmen möchten, was wir besitzen. Man geht genauso vor wie einst die ›Key es Catolicos‹, die alle Juden aus Spanien vertrieben, um ihr gesamtes Hab und Gut kassieren zu können.«

»Die Probleme, die auf Sie beide zukommen, lassen sich nicht hier besprechen«, gab Admiral Löhrs zu bedenken. »Tun Sie das daheim in der Gewißheit, daß wir Ihnen weitgehend helfen werden.«

»Und was ist mit Natalja?« beehrte Werner auf.

Kuhnke legte den Arm um sie. »Da kannst du unbesorgt sein. Die bring' ick zu ihren Eltern.«

»Wenn Sie einverstanden sind, begleiten wir Sie.«

Ihr standen Tränen in den Augen. »Was soll ich in Deutschland, wenn auch hier Menschen verfolgt werden?«

Ditha streichelte ihre Wange. »Es geht um dich und deine Eltern!«

»Glaubst du, ich könnte glücklich werden, wenn nun ihr in Not geratet?«

Werner gab sich Mühe, gelassen zu erscheinen. »Mach dir unseretwegen keine Gedanken. Das Schlimmste, was uns passieren kann, ist eine vorübergehende Trennung. Wir gehören zusammen, und das wird so bleiben.«

Ditha schmiegte sich an ihn. »Ich hab' gewußt, daß du zu mir hältst.«

In einem alten ›Wanderer‹, den Guldens Chauffeur steuerte, fuhr Ditha mit Werner zum Heim ihrer Eltern. Beide waren so bedrückt, daß sie keine Worte fanden. Das lang ersehnte Wiedersehen hatten sie sich anders vorgestellt. Werner war es unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen; er wurde mit dem Gehörten nicht fertig. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß die deutsche Regierung so weit ging, ihre Haßkampagne unter das verlogene Motto zu setzen: ›Verteidigt euch gegen die jüdische Greuelpropaganda!‹

»Wie ist so etwas nur möglich?« fragte er angesichts eines solchen Plakates.

»Uns wundert nichts mehr«, antwortete Ditha. »Die Verlogenheit triumphiert. Paps, zum Beispiel, übertrug seine Agentur notgedrungen für fünfzigtausend Mark einem Parteibonzen. Das Geld wird er jedoch nie zu sehen bekommen, denn es wurde, ohne daß man ihn vorher darüber in Kenntnis gesetzt hätte, mit der Maßgabe überwiesen, daß er von diesem Betrag täglich höchstens fünfzig Mark abheben dürfe. Kaltschnäuzig werden wir verschaukelt. Unsere Wagen blieben uns erhalten, die Nummernschilder aber wurden eingezogen. So einfach geht das. Diesen alten ›Wanderer‹ hat sich Johann im Auftrag von Paps gekauft. Mit dem Erfolg, daß er zum Ortsgruppenleiter der NSDAP zitiert wurde, der ihm eröffnete, er möge seine Stellung kündigen, da zu befürchten sei, die aufgebrauchte Masse könne tötlich gegen ihn vorgehen.«

Werner rang nach Luft. »Wird überall so vorgegangen?«

»Jedes jüdische Geschäft wird boykottiert. Und damit sich niemand ›verläuft‹, steht vor den betroffenen Läden von morgens bis abends ein SA-Mann. Ob arm oder reich, wer Jude ist, wird angepöbelt, manchmal sogar angespuckt und geschlagen. Wir können uns nicht erklären, warum Menschen, mit denen wir immer gut ausgekommen sind, sich plötzlich von uns abwenden. Eine Massenpsychose scheint sie erfaßt zu haben. Wahrscheinlich spielt auch Angst eine große Rolle. Kontakte mit Juden sind gefährlich geworden.«

Werner strich über Dithas Hand. »Allmählich verstehe ich, weshalb Admiral Löhrs betonte, er und Major Winter würden uns weitmöglichst helfen.«

»Beide haben sich mir gegenüber großartig verhalten. Vermutlich gibt es viele, die denken und handeln wie sie. Aber man muß vorsichtig sein. Denunzianten schießen wie Pilze aus dem Boden. Hitler soll getobt haben, weil er aus der letzten Wahl vor einem Monat nicht als eindeutiger Sieger hervorgegangen ist. *Sechsfünfzig* Prozent der Bevölkerung stimmten gegen ihn!«

»Wie werden deine Eltern damit fertig, daß sie Deutschland verlassen müssen?«

»Mam zählt die Stunden. Hier kann sie vor lauter Angst kaum noch schlafen.«

»Und Paps?«

»Du kennst ihn. Er läßt sich nichts anmerken, grämt sich jedoch fast zu Tode. Es war allerdings eine große Genugtuung für ihn, daß seine Offizierskameraden unaufgefordert für ihn eingetreten sind. Erreichen konnten sie natürlich nichts.«

Werner legte den Arm um Ditha. »Von alledem habe ich nichts gewußt. Ich habe manchmal sogar gedacht, daß es gut wäre, wenn in diesem Land weniger geredet und mehr gehandelt würde.«

»Paps war der gleichen Meinung.«

»Und was wird aus uns beiden?«

Sie legte den Kopf an seine Brust. »Du hast es vorhin schon gesagt. Eine vorübergehende Trennung werden wir in Kauf nehmen müssen, aber wir gehören zusammen. Und das bleibt auch so.«

Dithas Eltern begrüßten Werner überschwenglich. Die Mutter warf sich ihm schluchzend an die Brust und weinte bittere Tränen. Der Vater umarmte ihn stumm und versuchte, seine Erregung zu verbergen. Doch auch ihn übermannte das Wiedersehen. Hilflos griff er nach dem Ziertuch seines Jacketts.

Werner erging es ähnlich. Die Lippen aufeinandergepreßt, starrte er auf einen imaginären Punkt. War es Wirklichkeit, was er erlebte? Am Morgen noch war er mit großen Erwartungen in Lipezk gestartet. Natalja hatte er zu ihren Eltern bringen, Ditha mit oder ohne den Segen der Mutter heiraten wollen. Beunruhigende politische Nachrichten hatte er für Übertreibungen gehalten. Zu absurd war ihm erschienen, daß im zwanzigsten Jahrhundert ein Volk noch wie im Mittelalter kujoniert werden könne. Für Politik hatte er sich nie interessiert. Die Fliegerei war sein Leben gewesen. Erst durch Ditha hatte sich da einiges geändert. Seine Grundeinstellung aber war die gleiche geblieben. Parteileute hatte er als zwiespältige Gestalten angesehen, die mit dem Kapital anderer nach Macht streben. Nun erkannte er, welche Fehler er gemacht hatte. Seine Einstellung hatte zwangsläufig in einem bösen Erwachen

enden müssen. Bei etwas weniger politischer Abstinenz und größerer Beachtung der Zeitläufe würde er die Warnzeichen, die einem Menetekel gleich am düsteren Horizont der vergangenen Jahre sichtbar geworden waren, nicht übersehen haben. Jetzt hatte er den Preis zu zahlen.

Ditha wuchs über sich hinaus. Ungeachtet all dessen, was sie empfand und bedrückte, zog sie Werner resolut mit sich fort. »Du wirst dich erst einmal erfrischen und umziehen wollen. Gehen wir in dein Zimmer. Dein Koffer ist schon dort.«

»Das ist eine gute Idee«, stimmte ihr der Vater verkrampft zu.

»Wenn ihr herunterkommt, gibt's einen starken Kaffee. Ich glaube, den brauchen wir jetzt alle.«

Die Mutter wischte sich die Augen. »Werner hat gewiß noch nicht gegessen. Möchtest du ...?«

»Nein, danke, Mam.« Auf der Treppe fragte er Ditha: »Ihr hattet besprochen, daß ich bei euch übernachtete?«

Sie nickte. »Nach meinem Gespräch mit Admiral Löhrr und Major Winter hab' ich den Eltern gebeichtet, weshalb ich deine Vorgesetzten aufgesucht hatte. Da ergab es sich von selbst, daß sie vorschlugen, ich solle dich nach deiner Ankunft bitten, zunächst zu uns zu kommen. Die Zeit drängt. Du hast gesehen, in welcher Verfassung wir uns befinden. Noch heute müssen wir klären, ob und wie du uns helfen kannst.« Sie öffnete die Tür zu einem hübschen Gästezimmer. »Laß dich durch meine Sachlichkeit nicht irritieren. Mir fällt es bestimmt nicht leicht, in einem Augenblick, da ich mich dir hingeben und alles vergessen möchte, über nüchterne Dinge zu reden.«

Er schloß sie in die Arme. »Die Zeit, dich zu küssen und dir zu sagen, daß ich dich sehr, sehr liebe, werde ich mir dennoch nehmen. Das Heft liegt von nun an in meiner Hand!«

Nachdem Werner sich geduscht und umgezogen hatte, kehrte er mit Ditha zu ihren Eltern zurück. Trotz seines verknautschten blauen Pilotenanzuges fühlte er sich in der lange nicht getragenen Dienstkleidung wie neu geboren. Ihn beunruhigte auch nicht mehr

die Frage, was man von ihm erwartete. Ditha hatte kein Hehl daraus gemacht, daß es darum ging, einen mittelgroßen Koffer nach Österreich zu schaffen. Alles weitere werde er vom Vater erfahren.

Der zögerte denn auch nicht, das ihn bewegende Thema gleich am Kaffeetisch anzuschneiden. »Nimm es mir nicht übel, wenn ich mit der Tür ins Haus falle«, bat er. »Aber jede Stunde ist kostbar. Eine Reihe unserer Freunde ist bereits emigriert. Auch viele namhafte Persönlichkeiten, die ihrer Abstammung nach überhaupt nicht betroffen sind. Bert Brecht hat sich nach Frankreich abgesetzt. Heinrich Mann ist aus Protest gegen die herrschende Willkür aus der Akademie der Künste ausgetreten und will Deutschland ebenfalls verlassen.«

Ditha wurde nervös. »Das ist im Moment nebensächlich. Sag Werner, um was wir ihn bitten möchten.«

»Unsere Lage ist die«, fuhr der Vater fort. »Die neue Regierung fordert, daß alle Juden schnellstens aus Deutschland verschwinden. Wir können uns eine Fahrkarte kaufen und reisen, wohin wir wollen. Verboten ist jedoch die Mitnahme Von Geld, Gold, Edelsteinen, Aktien und dergleichen. Es dürfen keinerlei Wertsachen aus Deutschland herausgebracht werden. Unsere Bitte an dich: Könntest du einen Koffer, in dem sich Mams und Dithas Schmuck, eine glücklicherweise noch rechtzeitig abgehobene Barschaft und unsere Wertpapiere befinden, auf dem Luftweg nach Wien schaffen und ihn dort meinem Freund Leo Hirsch, Inhaber eines Bankhauses, zu getreuen Händen übergeben?«

Werner holte tief Luft. »Weiß dein Freund von dem Koffer?«

»Nein, ich habe es nicht gewagt, mich dieserhalb an ihn zu wenden. Briefe können kontrolliert und Telefongespräche abgehört werden.«

»Das erleichtert die Sache. Denn wenn du ihn informiert hättest, könnte ich in eine Falle geraten. Euer Vermögen wäre dann futsch, und mich würde man einlochen.«

»Um Gottes willen, nur das nicht«, ereiferte sich die Mutter.

»Ich möchte dich nicht in Gefahr bringen«, versicherte der Vater. »Der Gedanke, dir den Koffer anzuvertrauen, ist mir gekommen, weil Ditha erwähnte, Piloten würden nicht kontrolliert.«

»Das stimmt nicht«, widersprach Werner. »Meine reizende Braut scheint das Luftrecht nicht genügend studiert zu haben. Denn wer ins Ausland fliegt oder von dort kommt, muß auf einem ›Zollhafen‹ starten beziehungsweise landen und sich jeweils einer entsprechenden Abfertigung unterwerfen.«

Ditha sah ihn entgeistert an.

Werner strich über ihre Hand. »Kein Grund zur Aufregung. Ich wollte nur darauf hinweisen, daß ich nicht von Staaken, sondern von Tempelhof nach Wien starten müßte.«

»Und wenn man die Maschine untersucht?«

»Dann hätte ich mich bei der Luftaufsicht ungeschickt verhalten.«

David Gülden schöpfte neue Hoffnung. »Du meinst also, du könntest ...?«

»Eins nach dem andern«, unterbrach ihn Werner. »Erst sind noch andere Dinge zu klären. Zum Beispiel: Besteht die Möglichkeit, ein kleines Reiseflugzeug zu chartern?«

»Für dich ohne weiteres«, antwortete Ditha. »Mein Fluglehrer hat mir zugesichert, daß er dir jederzeit eine ›Kl 3i‹ zur Verfügung stellen wird.«

»Du hast ihm anvertraut, daß ihr emigrieren wollt?«

»Kein Pilot des Luftfahrer-Verbandes würde mich in die Pfanne hauen.«

»Dann wollen wir in Ruhe überlegen, wie man das Kind schaukeln könnte. Die Sache muß allerdings anders angefaßt werden, als ihr es euch vorstellt. Eine Zollabfertigung ist mir zu riskant.« Er wandte sich an Ditha. »Hast du eine Streckenkarte im Haus?«

»Nur eine im Maßstab 1:500 000.«

»Die ist gerade richtig. Her damit.«

»Was hast du vor?« fragte der Vater.

»Abwarten!«

»Möchtest du einen Cognac?«

»Der könnte dem Geist auf die Sprünge helfen.«

Ditha brachte die Landkarte. »Was möchtest du feststellen?«

Anstatt zu antworten, breitete Werner die Projektion aus, betrachtete sie lange und bat schließlich um die Telefonnummer der Wetterwarte. Er war wie verwandelt. Die ihm gestellte Aufgabe ließ ihn vergessen, was ihn bedrückte. Ebenso wie er Natalja aus der Sowjetunion herausmanövriert hatte, wollte er nun Ditha und ihre Eltern in Sicherheit bringen. Ihm war eine Idee gekommen, die sich ohne Hintergehung bestehender Gesetze gefahrlos durchführen ließ, wenn das Wetter mitspielte. Nachdem er einige Entfernungen abgemessen hatte, fragte er Ditha: »Wie groß ist die Reichweite der Klemm?«

»Zirka achthundert Kilometer.«

»Das langt. Jetzt noch ein Gespräch mit dem Meteorologen, und es könnte sein, daß die Angelegenheit bis morgen abend erledigt ist.«

Dithas Augen weiteten sich. »Was hast du vor?«

»Wirst du gleich hören.« Er ging zum Telefonapparat und wählte die Nummer der Wetterwarte. »Hallo! Ich möchte morgen früh nach Bad Reichenhall fliegen. Mit welchem Streckenwetter ist zu rechnen?«

Die Eltern und Ditha wurden ratlos.

»Sehr gut?« – »Ja.« – »Im Donaugebiet bis zehn Uhr Bodennebel möglich.« – »Herzlichen Dank. Ich komme zwischen acht und neun Uhr zu Ihnen.«

Ditha kam aus dem Staunen nicht heraus. »Du bist ja mächtig in Fahrt geraten.«

»Wennschon, dennschon.«

»Dann solltest du uns aber erklären, weshalb dich das Streckenwetter nach Reichenhall interessiert.«

»Erst noch die Telefonnummer des Luftfahrer-Verbandes. Wer ist dort zuständig?«

»Hauptfluglehrer Warnke.«

Fünf Minuten später hatte Werner die Zusicherung, am nächsten Morgen eine vollbetankte »Kl 3i« übernehmen zu können. Daraufhin entwickelte er einen Plan, der Ditha und die Eltern atemlos machte. »Was ich zu tun gedenke, ist absolut ungefährlich«, setzte er voraus. »Nicht ich allein, sondern *wir vier* starten gemeinsam mit dem

Koffer und etwas Kleingepäck um neun Uhr zu einem Flug nach Bad Reichenhall. Auf dem Weg dorthin – das ist schon vielen passiert – verfliege ich mich und lande, um Orientierung aufzunehmen, auf dem fast unbekannten österreichischen Sportflugplatz Wels. Dort ist der Luftaufsichtsbeamte in der Regel nicht anwesend und versieht den Dienst nur auf Anforderung oder wenn er ein Motorengeräusch hört. Ich kenne die Verhältnisse, weil ich mit einigen Kameraden in Wels einmal einen Kunstflugtag zu bestreiten hatte. Kurz und gut: Nach der Landung geht ihr auf die nahe gelegene Landstraße, und sobald der Aufsichtsbeamte erscheint, bestelle ich mir telefonisch ein Taxi und fahre mit dem Gepäck zum »Hotel Greif«, das ich noch gut in Erinnerung habe. Klar, daß ich euch beim Überholen auffordere, in den Wagen einzusteigen. Wir essen dann gemeinsam und melden ein Gespräch mit Paps' Wiener Freund an, um ihn über euer Kommen zu verständigen. Anschließend fliege ich nach Salzburg, wo ich bekenne, mich verfranzt zu haben, und darum ersuche, die vorgeschriebene zollamtliche Abfertigung vorzunehmen. Das ist alles. Ihr seid in Sicherheit, und mir kann nichts passieren. Selbst der beste Pilot verliert mal die Orientierung.«

Ditha war nicht mehr zu halten. Sie warf die Arme um Werner und küßte ihn stürmisch. »Ich habe gewußt, daß alles gut wird, wenn du bei uns bist.«

»Dann will ich zufrieden sein.«

Der Start in der bequemen viersitzigen Kabinenmaschine verlief wie geplant. Werner war gut ausgeschlafen, obwohl es im weiteren Verlauf des Tages und Abends noch viel zu besprechen gegeben hatte und auch die Liebe ihren Tribut forderte. Alle vier waren in eine euphorische Stimmung geraten, die den Schmerz der Stunde linderte und vergessen ließ, daß erneut eine Zeit der Trennung überstanden werden mußte. Aber damit würde man fertig werden. Ditha und Werner waren entschlossener denn je, so bald wie möglich zu heiraten gleichgültig, in welchem Land. Und dann wollten sie sich nicht wieder trennen. Seine Forderung, daß für ihn eine fliegerische Tätigkeit gewährleistet sein müsse, wurde akzeptiert. Weitere Überlegungen anzustellen hatte keinen Sinn. Zu ungewiß war, welcher Staat der Familie Gülden die Aufenthaltsbewilligung

erteilen würde. Vorsorglich wurden Kontaktadressen in Österreich, Spanien und Schweden festgelegt.

Werner hatte Ditha gebeten, sich künftig telefonisch unter dem fingierten Namen ›Doris Glas‹ zu melden, um eventuelle Gesprächsüberwachungen ins Leere laufen zu lassen. Seiner Mutter wollte er in aller Offenheit sagen, daß er die Familie Gülden in Sicherheit gebracht habe und beabsichtige, ihr zu folgen.

Den Flug nach Bad Reichenhall unternahm er allerdings nicht, ohne Major Winter verständigt zu haben. Er hatte ihn noch am Abend angerufen und sein Vorhaben mit der Erklärung begründet, es sei ihm ein Bedürfnis, seiner Braut und deren Eltern zu einer dringend erforderlichen Luftveränderung zu verhelfen.

Seine Worte wurden richtig verstanden. Der Major hatte lediglich die Frage gestellt: »Wann dürfen wir Sie zurück erwarten?«

»Wenn alles programmgemäß läuft, morgen abend.«

»Bitte, melden Sie sich dann. Admiral Löhrs möchte Ihnen ein sehr interessantes und für Ihre Zukunft auch wichtiges Angebot machen.«

Diese verheißungsvolle Andeutung und der glatte Ablauf der Vorbereitungen halfen Werner über die Depression hinweg, die ihn erfaßt hatte. Unbegreiflich aber blieb ihm, daß er Ditha helfen mußte, Deutschland zu verlassen, nachdem es ihm keine vierundzwanzig Stunden vorher gelungen war, Natalja in ebendieses Land zu bringen.

Als Berlin hinter ihnen lag, führte er Dithas Hand zum Steuerknüppel. »Zeig deinen Eltern, was du kannst.«

Sie sah ihn bittend an. »Das ist mir heute unmöglich.«

»Nicht den Kopf hängenlassen! Denk daran, daß du im Ausland sofort wieder den Flugzeugführerschein erwerben kannst.«

Ein wehmütiges Lächeln spielte um ihren Mund. »Ein schöner Gedanke.«

»Verwirkliche ihn! Versprich mir, weiterhin zu fliegen! Es wird dir Auftrieb geben!«

»Übernimmst du dann den Mercedes, der auf deinen Namen gekauft wurde und in der Garage am Halensee auf dich wartet?«

»Das weiß ich noch nicht. Ein so teures Fahrzeug ...«

»Falls du den Wagen nicht als dein Eigentum betrachtest, verzichte ich darauf, am Steuerknüppel Trost zu suchen«, drohte sie augenblicklich.

»Also gut. Ich übernehme das ›Traumauto‹ unter der Bedingung, daß du weiterhin fliegst.«

Sie küßte ihn. »Großes Ehrenwort!«

Der Flug nach Wels wäre zu einem unvergeßlichen Erlebnis geworden, wenn Ditha und Werner nicht immer wieder an den Augenblick der Trennung hätten denken müssen. Dennoch betrachtete Ditha es als gutes Omen, daß Werner auf dem Weg in die Freiheit das Steuer führte. Ihn wiederum befriedigte es, sie und ihre Eltern sicher über die Grenze bringen und sich von ihnen in dem Bewußtsein verabschieden zu können, daß keine unmittelbare Gefahr mehr bestand.

Auf dem kleinen Flugplatz Wels, der nur über eine Abfertigungsbaracke verfügte, befand sich tatsächlich niemand, so daß die Familie Gülden ungesehen aussteigen und sich in aller Ruhe auf den Weg zur Landstraße begeben konnte. Erst nach gut zehn Minuten radelte der außerberufliche Luftaufsichtsbeamte herbei. Im liebenswerten österreichischen Tonfall wünschte er »Grüß Gott!« und erkundigte sich nach den Wünschen des ›Herrn Fliegerfahrers‹.

Werner sagte ihm, daß er ein Taxi brauche und baldmöglichst weiterfliegen möchte.

»Bitt' schön, dös ham mir gleich«, versicherte der ehrenamtlich tätige Österreicher und schloß seinen Dienstraum auf. »Nur a Momenterl, und schon ist dös Taxi do. Wohin wünschen S' abgefertigt zu werden?«

»Nach Salzburg.«

»Wird erledigt. Aber erst ruf i dös Taxi. Der Mensch hat ja nur zwei Hand' .«

Es dauerte nicht lange, bis ein ›Steyr‹ erschien, der über nur vier Plätze verfügte. Diese Feststellung erleichterte Werner. Insgeheim hatte ihm schon vor einem Abschiedessen gesgraut, bei dem es allen

Beteiligten von Minute zu Minute schwerer werden würde, den Schmerz der Stunde zu überwinden. Er fragte deshalb den Chauffeur: »Könnten Sie drei Personen nach Linz fahren?«

»Bitt' schön, wann's der Herr wünschen, kutschier' i a nach Wien.«

»Besprechen Sie das mit meinen Freunden. Wir werden sie auf der Landstraße treffen. Sie wollten einen kleinen Spaziergang machen, um ihre vom langen Flug steifgewordenen Glieder zu lockern.«

»Ah, i bin den Herrschaften begegnet und hab' mi schon gefragt, wer dös sein könnt'. Gehört denen a die Bagage, wo Sie eingeladen haben?«

»Ja.«

Der Fahrer wies voraus. »Da san's schon.«

»Halten Sie bei ihnen. Ich geh' zu Fuß zurück.«

»Wie der Herr Baron wünschen.«

Werner stieg aus und umarmte Ditha. »Wir müssen umdisponieren. Der Wagen ist zu klein für fünf Personen. Der Fahrer bringt euch nach Linz in ein gutes Hotel oder, wenn ihr wollt, auch gleich nach Wien. Wir verabschieden uns hier kurz und schmerzlos.« Er küßte die Mutter und den Vater, legte die Hände an Dithas Wangen und schaute ihr aufmunternd in die Augen. »Früher, als du denkst, sehen wir uns wieder! Ich komme, und sei es nur für einige Tage, sobald ich weiß, wohin es euch verschlagen hat. Für Piloten gibt's keine Grenzen. Solltet ihr eine Weile in Wien bleiben, dann gib mir sofort Bescheid. Mit der nächsten Maschine fliege ich zu dir!«

Ditha kämpfte mit den Tränen. »Ich warte auf dich, Werner.«

Auf dem Rückflug nach Berlin wanderten Werners Gedanken immer wieder zur Mutter, der er in wenigen Stunden gegenübertreten würde. Die Frage, wie er ihr schonend beibringen sollte, daß er am vergangenen Tag bereits in Berlin gewesen war, ließ ihn nicht los. Er wollte ihr nicht weh tun, aber er mußte die Wahrheit bekennen und ihr offen sagen, daß er Ditha ins Ausland geflogen hatte und beabsichtigte, ihr über kurz oder lang zu folgen. Ihm graute vor der Begegnung. Andererseits wünschte er die Sache schnellstens hinter sich zu bringen und Klarheit zu schaffen. Doch welche Überlegungen er auch anstellte, er sah keine Möglichkeit, die gebotene Rücksichtnahme mit der erforderlichen Offenheit in Einklang zu bringen. Er gab es schließlich auf, weiterhin zu grübeln, vergegenwärtigte sich vielmehr, wie Ditha nach dem Überfliegen der österreichischen Grenze plötzlich den Steuerknüppel ergriffen hatte, um in Wels ihr Können mit einer butterweichen Landung unter Beweis zu stellen. Danach war sie allerdings übermütig geworden. Noch während des Ausrollens hatte sie geflächst:

»So soll es von nun an immer sein: Die Wege bestimmst du, das ›Niederkommen‹ ist meine Sache.«

Ihr glückliches Naturell wird ihr in den nächsten Wochen helfen, Schwierigkeiten mit Gelassenheit zu überstehen, dachte er und nahm sich vor, es ihr gleichzutun und sich der Mutter gegenüber keinesfalls von Gefühlswallungen hinreißen zu lassen.

Dennoch war ihm nicht ganz wohl zumute, als er auf dem Flughafen Tempelhof eine Telefonzelle aufsuchte und daheim anrief.

»Christine Eggebrecht«, meldete sich die Mutter.

»Hallo!« rief er. »Erkennst du meine Stimme?«

»Werner?« schrie sie auf.

»Ja, Mama!«

»Mein Gott, wo steckst du? In Königsberg oder in Breslau?«

»Ganz in deiner Nähe. In Tempelhof!«

»Dann kann ich ja keine Linsen mehr zubereiten. Die müssen eingeweicht werden und ...«

»Es soll noch anderes zu essen geben«, fiel er ihr belustigt ins Wort.

»Gewiß, Jungchen. Worauf hast du Appetit? Auf eine kalte Platte?«

»Ich werde mich darauf stürzen!«

»Wann kommst du?«

»Ich brauch' nur noch nach Staaken zu fliegen, bin also in etwa anderthalb Stunden bei dir.«

»Dann hab' ich ja Zeit, uns auch einen Siphon zu besorgen. Bier vom Faß schmeckt doch besser.«

Was hat sie nur? fragte er sich, als er den Hörer auflegte. Außer Essen und Trinken scheint es für sie nichts zu geben. Überspielte sie ihre Beklemmung? Ihr wird es wie mir ergehen. Wenn wir uns beide bemühen, werden wir Verständnis füreinander aufbringen. Vielleicht ist der Zeitpunkt gar nicht so ungünstig. Mama weiß, was jetzt mit den Juden geschieht. Sie wird sich denken können, in welcher Verfassung ich bin.

Nach dem Telefonat mit der Mutter rief Werner Major Winter an. In bewußt militärischem Tonfall schnarrte er: »Verabredungsgemäß melde ich mich gehorsamst zurück!«

Der Abteilungsleiter lachte. »Ihre Stimmung scheint sich mächtig gebessert zu haben. Alles gut verlaufen?«

»Durchaus, obwohl ich mich auf dem Flug nach Bad Reichenhall verfranzte hatte. Glücklicherweise entdeckte ich einen kleinen Sportflughafen, auf dem ich landen konnte, um mich zu orientieren. Zu meiner Verwunderung stellte ich fest, daß ich mich in Österreich befand. In Wels, gar nicht weit von Salzburg entfernt. Da bin ich natürlich schnell dorthin geflogen, hab' meinen Fehler bekannt und darum gebeten, mich zollamtlich abzufertigen. Man zeigte Verständnis, und ich flog nach Tempelhof zurück, weil ich – aus dem Ausland kommend – auf einem Zollhafen landen mußte.«

Der Abteilungsleiter schnappte hörbar nach Luft. »Sie machen ja tolle Geschichten.«

»Na ja, Herr Major. Aber die Sache ist ausgebügelt. Es gibt keinen Ärger.«

»Und was ist mit Ihren Bekannten?«

»Die haben sich mächtig gefreut. Österreich verfügt über herrliche Kurorte. Unter den gegebenen Umständen wollten sie nicht mehr nach Reichenhall.«

»Sie sind der größte Filou, den ich kenne.«

»Danke für die Blumen, Herr Major.«

»Und was meinen Sie, wie Admiral Löhrs reagieren wird?«

»Legen Sie ein gutes Wort für mich ein.«

»Werd' sehen, was sich machen läßt. Wann dürfen wir Sie erwarten?«

Werner zögerte. »Zunächst habe ich mit meiner Mutter ein nicht ganz leichtes Gespräch zu führen.«

»Das kann ich mir denken.«

»Genügt es, wenn ich mich übermorgen melde?«

»Bitte, nicht später! Und vergessen Sie nicht, daß Ihre Frau Mutter es sehr schwer hatte, Ihnen die Ausbildung zu ermöglichen!«

Noch in der gleichen Stunde verständigte Major Winter Admiral Löhrs, der erregt aufsprang, als er hörte, auf welche Weise Werner Eggebrecht die Familie Gülden aus Deutschland herausgebracht hatte.

»Der Junge gefällt mir immer besser«, begeisterte er sich. »Für das Unternehmen, das ihm übertragen werden soll, ist er der richtige Mann.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Admiral«, stimmte ihm der Abteilungsleiter zu. »Für mich ergibt sich jedoch die Frage: Was vermerke ich in Eggebrechts Personalakte? Gestern die positive Notiz über das Herausschmuggeln einer Deutsch-Russin aus der Sowjetunion ...«

»... und heute *nichts*, was als Verstoß gegen den nationalsozialistischen Staat göwertet werden könnte!« erklärte »Papa Löhrs« mit Nachdruck.

»Den Flug einfach nicht zur Kenntnis nehmen?«

Der Admiral trat an das Fenster seines Büros. »Das müssen wir gut überlegen. Wenn Eggebrechts Verfliegen und seine Landung in Österreich bekannt werden sollten, würde uns das Fehlen eines entsprechenden Vermerkes in seiner Akte in Verlegenheit bringen.«

»Ein frasierter Bericht könnte noch schlimmere Folgen haben«, gab Major Winter zu bedenken. »Allein die Tatsache, daß Eggebrecht unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Rußland ein Flugzeug charterte und sich *verflog* – noch dazu über eine Grenze hinweg! –, wird jeden einigermaßen intelligenten Menschen aufhorchen lassen.«

Admiral Löhrs ging einige Schritte auf und ab. »Wir machen folgendes«, sagte er schließlich. »Erstens, uns unterläuft der Fehler, den Vermerk nicht zu datieren, so daß gegebenenfalls nicht festzustellen ist, wieviel Tage zwischen den beiden Flügen gelegen haben. Zweitens, Sie schreiben etwa: Wir hörten heute, daß sich Eggebrecht auf einem Privatflug nach Bad Reichenhall verfranzte und in Österreich landete. Dieserhalb befragt, erklärte der Pilot, in ein schweres Unwetter geraten zu sein. Später habe er festgestellt, sich über österreichischem Boden zu befinden. Er sei daraufhin in Wels gelandet und von dort unverzüglich nach Salzburg geflogen, um sein Mißgeschick zu melden und die im internationalen Luftrecht vorgeschriebene Zollkontrolle durchführen zu lassen. Dies sei ordnungsgemäß geschehen, und die zuständige Behörde habe ihm versichert, die Grenzverletzung werde keine weiteren Folgen haben.«

»Ausgezeichnet! Sollte wirklich einmal jemand in der Akte schnüffeln, dann steht Eggebrecht mit reiner Weste da. Und wir sind aus dem Schneider.«

»Genau. Ich glaube ja nicht, daß ihm wegen dieser Sache jemals Schwierigkeiten erwachsen, aber wenn ich bedenke, wie viele Menschen plötzlich ihre Meinung ändern – förmlich umkippen –, dann muß man mit allem rechnen und entsprechend vorbeugen.«

Mutter Eggebrecht verhielt sich völlig anders, als Werner es erwartet hatte. Sie jauchzte zwar »Mein Jungchen, mein Jungchen!«, nahm seinen Kopf auch in die Hände und küßte ihn stürmisch, doch kein theatralischer Aufschrei, keine Tränen und kein Schwächeanfall gaben dem Wiedersehen jene Dramatik, die früher gang und gäbe gewesen war. Selbstbewußt stand sie da. Geläutert im Kummer? Eine stolz gewordene Anhängerin Adolf Hitlers?

Werner spürte, daß er keinen leichten Stand haben würde. Aber konnte die Beherrschtheit der Mutter nicht auch vieles erleichtern?

Mutter Eggebrecht eröffnete das Gespräch. »Ich bin ja so froh, daß du wieder daheim bist. Wir haben uns zu lange nicht gesehen.«

»Und es hat sich vieles geändert.«

Sie wich aus. »Erfrisch dich erst einmal. Oder soll ich dir gleich ein Bierchen einschenken?«

»Keine schlechte Idee. Ich saß den ganzen Tag hinter dem Steuer.«

»Auch ein Schnäpschen?«

»Da sag' ich ebenfalls nicht nein.«

Die Mutter waltete ihres Amtes. »Ich genehmige mir zur Feier des Tages einen ›Bärenfang‹.«

»Tu das.«

Sie reichte ihm ein Glas. »Auf alles, was du dir wünschst!«

»Und auf unser Wiedersehen!«

Als sie getrunken hatten, klopfte sich die Mutter auf die Brust. »Scharf, aber gut. Findest du nicht auch?«

Er nickte. »Tu Hus is best!«

»Eine verheißungsvolle Ouvertüre«, quittierte sie geschickt.

Werner kam aus dem Staunen nicht heraus. So kannte er die Mutter nicht. »Manche Ouvertüre befriedigt mehr als die nachfolgende Oper. Da blitzt und donnert es oft gehörig.«

Sie gab sich gelassen. »Wenn hinterher wieder die Sonne scheint, macht das nichts.«

»Unter Umständen kann nach einem Gewitter leichter Regen schon eine Erlösung sein.«

Mutter Eggebrecht gab ihrem Sohn einen Kuß. »Ich denke wie du, und unsere Korrespondenz hat bewiesen, daß wir Rücksicht zu nehmen verstehen. Das wird hoffentlich so bleiben.«

Erstaunlich, dachte Werner, als er in sein Zimmer ging. Was mag Mama so verändert haben? Ist sie Onkel Wilhelms unheilvollem Einfluß entflohen? Oder bereut sie ihr Verhalten gegenüber Ditha? Er verzichtete plötzlich darauf, sich zu erfrischen, und eilte zur Haustür. »Ich bin gleich wieder da!«

»Wohin willst du?«

Anstelle einer Antwort überreichte er der Mutter wenige Minuten später einen Strauß Rosen. »Entschuldige, daß ich in der Aufregung vergessen hatte, dir Blumen mitzubringen. Zum Glück war der Laden noch nicht geschlossen.«

Sie verbarg ihre Freude hinter der Feststellung: »Dein Vater pflegte zu sagen: ›Ganz ohne Unterstützung kommt auch das Glück nicht aus.‹ Aber jetzt beeile dich! Du wirst mächtig hungrig sein. Mach dich frisch, während ich diese wunderschönen Rosen versorge.«

Werner entsprach ihrem Wunsch, und nachdem beide am Küchentisch Platz genommen hatten, drehte sich ihr Gespräch zunächst um Gesundheit und Wohlbefinden. Danach bedauerte die Mutter wortreich, daß die Jahreszeit es noch nicht gestatte, auf dem Balkon zu sitzen. Und schließlich kam das Thema Wetter an die Reihe. Jeder war bemüht, keinen Fehler zu machen. So verlief die Unterhaltung ungefährdet, bis die Mutter sich erkundigte, ob der Flug von Rußland ohne Zwischenlandung erfolgt sei.

»Ja«, antwortete Werner. »Heute komme ich allerdings von Salzburg.«

Sie sah ihn verwundert an. »Die Stadt liegt in Österreich. Was hattest du dort zu tun?«

»Das ist eine komplizierte Geschichte. Erst bin ich in Staaken gelandet, um Natalja Uglanow – die deutsch-russische Funkerin, von der ich dir damals erzählt habe – hier abzusetzen. Mein Bordwart und ich schmuggelten sie heimlich aus der Sowjetunion heraus.«

Mutter Eggebrecht griff sich an den Mund. »Du lieber Gott! Wenn das bekannt wird...«

»Keine Sorge«, beruhigte er sie. »In Rußland weiß niemand, daß sie sich in der Nacht vor dem Start in der Maschine versteckt hatte.«

Die Wangen der Mutter röteten sich. »Und weshalb hast du das getan?«

»Weil ich herausgefunden hatte, daß Nataljas Eltern, von denen sie durch die Wirren der russischen Revolution getrennt worden war, in Berlin leben. Um jeden Preis wollte ich sie zu ihnen bringen.«

»Versteht ihr beide euch gut?«

»Fünf Jahre lang waren wir zusammen. Vieles haben wir gemeinsam erlebt und durchgestanden.«

Mutter Eggebrecht hegte gleich neue Hoffnung. »Darauf trink' ich einen zweiten ›Bärenfang‹.«

Jetzt läuft's richtig, dachte Werner und begann, in den höchsten Tönen von der Funkerin zu schwärmen.

Er hatte die Mutter unterschätzt. Sie unterbrach ihn mit der Frage: »Was hat Natalja eigentlich mit deinem Flug nach Salzburg zu tun? Halten sich ihre Eltern zur Zeit dort auf?«

Werner schüttelte den Kopf. »Nach Österreich bin ich aus anderen Gründen geflogen. Als ich in Staaken landete, standen meine Vorgesetzten mit Ditha Gülden am Flugplatz. Von ihr erfuhr ich, in welche Bedrängnis Juden jetzt in Deutschland geraten sind. Da hab' ich sie kurz entschlossen mit ihren Eltern und allem, was die Familie an Geld, Schmuck und Wertpapieren besitzt, nach Österreich in Sicherheit gebracht.«

Mutter Eggebrecht war wie gelähmt. Dann aber glaubte sie einen Silberstreifen am Horizont zu entdecken. Hatte ihr Jungchen die Jüdin womöglich abgeschoben, um beruflich keine Schwierigkeiten zu bekommen? Doch wenn er gegen das Gesetz verstoßen und Wertsachen über die Grenze geschmuggelt hatte, lief er Gefahr, als Feind des Nationalsozialistischen Deutschen Reiches eingestuft und schwer bestraft zu werden. »Erzähle um Gottes willen keinem Menschen, was du getan hast«, flehte sie ihn an. »Es könnte das Ende deiner Karriere sein.«

Vor lauter Angst um mich stellt sich ihr nicht die Frage, wo ich die letzte Nacht verbracht habe, registrierte er erleichtert und entgegnete: »Mach dir darum keine Gedanken, Mama. Was ich dir anvertraue, binde ich anderen bestimmt nicht auf die Nase. Ich bin doch nicht lebensmüde.« – Die Hände der Mutter zitterten. »Wissen deine Vorgesetzten davon?«

»Natürlich nicht«, log er.

»Und woher wußte Fräulein Gülden, daß du kommst?«

»Das hab' ich mich auch gefragt, als ich sie in Staaken entdeckte. Ich hatte keine Ahnung, daß sie mich erwartete. In ihrer Not über gewisse Maßnahmen der neuen Regierung hatte sie Major Winter aufgesucht und ihn gebeten, sie vom Zeitpunkt meiner Rückkehr zu verständigen.«

Mutter Eggebrecht schien erleichtert zu sein. »Ach, so war das. Und Ditha bleibt nun in Österreich?«

Erstaunlich, wie glatt ihr der Name über die Lippen geht, dachte Werner. »Ich glaube, kaum. Vielleicht ein paar Wochen. Das hängt davon ab, welcher Staat den Eltern und ihr die Aufenthaltserlaubnis erteilt. Spanien und Schweden kommen in Frage. Ich habe übrigens mit Ditha vereinbart, daß sie sich am Telefon nicht mit ihrem Namen, sondern als ›Doris Glas‹ meldet, damit ich im Fall einer Gesprächsüberwachung keinen Ärger bekomme.«

»Das hast du gut gemacht«, lobte ihn die Mutter. Doch gleich darauf wurde sie nachdenklich. »Erwartest du, daß Ditha dich öfters anruft?«

»Selbstverständlich. Wir gehören zusammen und lassen uns auch von den Nationalsozialisten nicht trennen. Wie ich dir schon schrieb, werden wir über kurz oder lang heiraten.«

»Das geht nicht!« erklärte sie auf der Stelle. »Eheschließungen zwischen unterschiedlichen Rassen sind nicht mehr gestattet.«

Werner gab sich gelassen. »In Deutschland mag das der Fall sein, nicht aber in der übrigen Welt. Dort ist man nicht so borniert wie neuerdings im Land unserer Väter. Das sollte dir zu denken geben! Ob in Österreich, Spanien oder Schweden – Ditha und ich werden

heiraten, und es liegt an dir, ob du dich von uns abwendest oder akzeptierst, daß wir uns lieben und keine wilde Ehe führen wollen.«

»Du willst Deutschland verlassen?«

»Bleibt mir anderes übrig? Die Nationalsozialisten wollen es so. Tausende, ja Zehntausende werden gezwungen sein, ihr Glück in einem Staat mit humanitären Gesetzen zu suchen.«

»Die neuen Bestimmungen gelten doch nicht für dich! Du bist Arier!«

»Bitte, laß uns überlegen, wie wir in Zukunft gut miteinander auskommen können.«

Die Mutter begann zu weinen und klagte schluchzend: »Ich hatte mir alles ganz anders vorgestellt. Wohl bin ich der Meinung gewesen, daß Juden irgendwann einmal auswandern müssen. Aber doch nicht alle. An Einzelfälle hatte ich gedacht, an Männer wie den Viehhändler Baruch, der mir damals ... Ob du es glaubst oder nicht, ich war wie vor den Kopf gestoßen, als ich vor einigen Tagen bei Lehmans einkaufen wollte. Jahrelang bin ich ihr Kunde gewesen, immer haben wir uns nett unterhalten. Und jetzt stellt sich heraus, daß sie *Juden* sind! Ein großes Plakat und ein SA-Mann sorgen dafür, daß keiner mehr bei ihnen kauft. So etwas hat niemand gewollt. Nur dieser Streicher ...«

»Das sind ja ganz neue Töne, Mama!« rief Werner erfreut.

Sie ließ die Schultern hängen. »Ich weiß nicht mehr, wie ich mich verhalten soll. Hitler ist ein so großartiger Mann. Innerhalb von ein paar Monaten ist es ihm gelungen, die Zahl der Arbeitslosen wesentlich zu verringern. Aber ich will dich nicht verlieren, Jungchen! Einen so hohen Preis kann ich nicht zahlen.«

Werner erhob sich. »Erteile uns deinen Segen, und komm zu unserer Hochzeit, Mama. Es wird noch einige Zeit dauern, bis es soweit ist, denn ich habe zur Bedingung gemacht, daß ich in dem Land, in dem wir uns niederlassen, die Möglichkeit habe, mein Brot als Pilot zu verdienen. Vorerst bleibe ich also in Deutschland.«

Sie sah ihren Sohn unsicher an. »Wie sollte ich mich von dir trennen können? Du stehst konsequent zu Ditha, das muß ich anerkennen.«

»Dann ist doch alles gut, Mama!«

»Gib mir Zeit, Jungchen. Ich kann nicht von heute auf morgen ...«

Werner zog die Mutter an sich.

Am nächsten Morgen schlief Werner bis weit über zehn Uhr hinaus, und er wäre wohl auch dann noch nicht aufgewacht, wenn die Mutter sich nicht gezwungen gesehen hätte, ihn zu wecken. Kuhnke war aufgekreuzt. Unbekümmert hatte er sich mit den Worten »Ick bin der Schmiermaxe von Ihrem Sohn« vorgestellt und hinzugefügt: »Ick würde mich ja telefonisch gemeldet haben, wenn es nicht um eine Sache ging, die ein persönliches Gespräch erforderlich macht.«

Sein unerwartetes Erscheinen, vor allem aber das, was er auf dem Herzen hatte, sollte den weiteren Verlauf des Tages günstig beeinflussen. Denn was der Bordwart vortrug, lenkte Mutter und Sohn von dem Thema ab, das sonst gewiß wieder zur Sprache gekommen wäre. Nun ging es um Natalja. Obwohl Christine Eggebrecht die Funkerin nicht kannte und nur wenig von ihr wußte, bewegte es sie sehr, als Kuhnke schilderte, wie Nataljas Eltern auf das Wiedersehen mit ihrer Tochter reagiert hatten.

»Kein Freudenschrei, keine stürmische Umarmung, kein glückliches Wortgestammel – es geschah einfach gar nichts«, empörte sich der Bordwart. »Natalja wurde kreidebleich. Die Eltern starrten sie wie gelähmt an. Zugegeben, in dem Monteuranzug und mit den abgeschnittenen Haaren sah sie nicht gerade vorteilhaft aus. Admiral Löhrs versuchte die eingetretene Beklemmung zu überbrücken. ›Natalja ist wirklich ihre Tochter‹, betonte er. ›Unserer Flugzeugbesatzung ist es tatsächlich gelungen, sie – ohne den geringsten Verdacht aufkommen zu lassen – nach Deutschland zu bringen.‹ Ick hätte in dem Moment am liebsten geschrien: Komm, Natalja, bleib bei uns! Das sind doch keine Eltern! Aber dann ging ihr Vater auf sie zu und stellte ihr in schneller Folge eine Frage nach der anderen, bis er sich an seine Frau wandte, und, anstatt zu frohlocken, das wohl Blödsinnigste sagte, was gesagt werden konnte: ›Du hast es selbst gehört, Irina, es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß dies unsere Tochter ist.‹«

Werner schüttelte den Kopf. »Und wie ging es weiter?«

Kuhnke schnitt eine Grimasse. »Man umarmte sich. Aber wie! Es sah aus, als gelte es, ›lebende Bilder‹ zu proben. Und die Worte der Eltern klangen gequetscht. Ick würde was dafür gegeben haben, wenn ick Natalja auf der Stelle hätte mitnehmen können.«

Werner schlug auf den Tisch. »Wir werden uns um sie kümmern!«

»Leichter gesagt als getan«, widersprach Kuhnke. »Ick hab' Natalja gestern angerufen. Wir sollen sie nicht in der Wohnung besuchen. Sie will sich mit uns im Tiergarten treffen. Auf keinen Fall in Gegenwart ihrer Eltern.«

»Mir bleibt der Verstand stehen.«

»Admiral Löhrs und Major Winter sind der Meinung, die Eltern seien überfordert gewesen. Bestimmt würde sich in Kürze ein herzliches Verhältnis einstellen.«

»Hoffentlich.«

»Nach dem gestrigen Telefongespräch glaub' ick nicht daran. Übrigens hatte mich der Major noch am Abend telegrafisch aufgefordert, ihn anzurufen. Er sagte mir, du hättest sofort einen Privatflug durchführen müssen und ick könne dich erst heute erreichen. Wohin mußtest du fliegen?«

»Ich habe Ditha und ihre Eltern mitsamt einigem Hab und Gut in Sicherheit gebracht. Hat bestens geklappt. Ich verflog mich und mußte in Österreich landen. Alles weitere kannst du dir denken.«

»Mensch, det haste prima hingekriegt!«

Mutter Eggebrecht wandte sich ungehalten an ihren Sohn. »Du hast mir versprochen, daß du mit niemandem darüber redest!«

»Richtig«, pflichtete Werner ihr bei. »Kuhnke und ich haben aber keine Geheimnisse voreinander. In seiner Gegenwart können wir über alles sprechen. Auch über Ditha.«

Sie gab sich nachsichtig. »Gut, das zu wissen. Mehr beschäftigt mich im Moment aber Natalja. Wie können Eltern so herzlos sein?«

Der Bordwart wiegte den Kopf. »Wenn Sie die erlebt hätten, wäre Ihnen alles klar. Stinkvornehm. Lavendelduft in der Luft. Diener mit weißen Handschuhen. Hausmädchen mit Häubchen und Schürzchen. Und dann kommt so ein kahlgeschnittenes Aschenputtel und erklärt:

»Ich bin eure Tochter.« O Gott, o Gott! Was wird der Bekanntenkreis dazu sagen? Das ist für solche Herrschaften wichtiger als alles andere.«

»Die Welt scheint ein Irrenhaus geworden zu sein,« ereiferte sich Werner. »Wir schaffen Natalja nach Deutschland, die Eltern zeigen ihr die kalte Schulter, Ditha muß ich ins Ausland bringen ...«

»Wenn es dir recht ist, werde ich mich um Natalja kümmern«, unterbrach ihn die Mutter.

»Das wäre großartig«, begeisterte sich Kuhnke.

Weiß Gott, dachte Werner. Das könnte Natalja helfen. Und am Schluß würden Ditha und ich die Nutznießer sein. Denn Natalja wird nicht ohne Einfluß auf Mama bleiben. Er tätschelte die Hand der Mutter. »Ich bin überzeugt, daß ihr beide euch gut verstehen werdet. Natalja ist ein ganz natürlicher und überaus liebenswerter Mensch.«

Die Augen des Bordwarts glänzten. »Ick ruf sie gleich an. Wann sollen wir uns mit ihr treffen?«

»Der heutige Tag gehört meiner Mutter«, erklärte Werner. »Morgen müssen wir um zehn Uhr im Amt sein. Also frühestens übermorgen.«

Wenig später verließ Kuhnke die Wohnung. Mutter Eggebrecht bedauerte dies fast. Der Bordwart gefiel ihr. Beinahe vorwurfsvoll fragte sie ihren Sohn: »Warum hast du mir nie von ihm erzählt?«

Werner zuckte die Achseln. »Vielleicht, weil dich früher nur Margot interessierte. Wie geht es ihr eigentlich?«

Die Lippen der Mutter spannten sich. »Deine Bemerkung ist taktlos, und deine Frage kann ich nicht beantworten.«

Er legte bittend die Hände gegeneinander. »Entschuldige, Mama. Ich gebe dir recht, aber wieso weißt du nicht, wie es Margot geht? Hast du dich mit Tante Henriette überworfen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Wo denkst du hin? Wir sind und bleiben ein Herz und eine Seele. Über Margot sprechen wir allerdings nicht mehr.«

»Und warum nicht?«

»Du weißt doch, wie tief sie gesunken ist!«

»Ich will das Thema nicht wieder aufgreifen«, sagte er, »aber ist es zu verantworten, einen Menschen zu verdammen, nur weil er in sexueller Hinsicht ...«

»Benutz in meiner Gegenwart nicht diese obszönen Worte!« beehrte die Mutter auf.

»Der Begriff ›sexuell‹ ist nicht obszön«, widersprach er. »Du scheinst da völlig falsche Vorstellungen zu haben.«

»Das glaub' ich kaum. Dein Vater jedenfalls hätte mir gegenüber niemals ein solches Wort gebraucht.«

»Dann hat er eben ›geschlechtlich‹ gesagt.«

Die Mutter hielt sich die Ohren zu. »Jetzt hörst du auf!«

»Wie du willst. Aber eine Frage muß ich noch an dich richten: Du sprachst gestern abfällig von Onkel Wilhelm. Seid ihr über Kreuz?«

»Nicht in politischer Hinsicht. Was Adolf Hitler und die Partei anbelangt, da bin ich nach wie vor mit ihm einverstanden. Menschlich hat er mich jedoch bitter enttäuscht. Kaum hatte er erfahren, daß Margot über ihre Veranlagung mit niemandem reden wird, seine Stellung in der Partei also nicht gefährdet ist, regt er sich über das liederliche Treiben seiner Tochter nicht mehr auf. Reputation ist ihm wichtiger als Moral!«

»Und was sagt Tante Henriette dazu?«

»Sie denkt sich ihren Teil und schweigt, wie sie es immer getan hat und tun mußte. Auf Onkel Wilhelms Aufstieg ist sie natürlich stolz. Sie haben jetzt auch ein Telefon, und ihm steht ein Dienstauto mit Chauffeur in SA-Uniform zur Verfügung. Wenn er aus dem Haus heraustritt, reißt der SA-Mann die Wagentür auf, nimmt Haltung an und erweist den deutschen Gruß mit ausgestrecktem Arm. Es ist schon beeindruckend zu sehen, wie überall Zucht und Ordnung einkehrt.«

Die Erwähnung des Dienstfahrzeugs gab Werner die Möglichkeit, das leidige Thema zu wechseln. »Ich besitze übrigens ebenfalls einen Wagen«, sagte er wie nebenbei. »Ditha kaufte ihn, um ihn mir zur Hochzeit zu schenken. Da ihr diese Freude verpatzt wurde, bat sie mich auf dem Flug nach Österreich, das Auto, das bereits auf meinen

Namen zugelassen und für dieses Jahr versteuert wurde, schon jetzt zu übernehmen. Es ist ein Mercedes.«

Mutter Eggebrechts Augen weiteten sich. »Einen *Mercedes* hat sie dir geschenkt? Das sollen die besten Autos sein.«

»Ditha hat sogar ein sündhaft teures Sportmodell gewählt.«

»Ob das gut für dich ist, weiß ich nicht.«

»Anstatt zu unken, solltest du dich mit mir freuen.«

»Erwartest du das allen Ernstes?«

»Nein«, antwortete er nach kurzer Überlegung. »Das wäre zuviel verlangt. Aber ich stelle mit Freude fest, daß wir auch über Dinge sprechen können, die Zündstoff in sich tragen. Also wage ich es, dich zu einem Stadtbummel mit anschließendem Kinobesuch und exzellentem Abendessen einzuladen.«

Mutter Eggebrecht gab sich neckisch. Sie machte einen Knicks und deutete einen Kuß an. »Ich weiß die Ehre zu schätzen, mein Herr.«

Nach einem harmonisch verlaufenen Tag kehrten beide in dem Bewußtsein nach Hause zurück, die bestehenden Meinungsverschiedenheiten künftig überbrücken zu können. Wesentlich dazu beigetragen hatte die überraschende Tatsache, daß die Mutter sich innerlich gegen die ›Judenerlasse‹ auflehnte. Außerdem hatte sie erkannt, daß ihr Sohn sich durch nichts davon würde abhalten lassen, Ditha zu heiraten. Und da hinter allem, was sie dachte und empfand, die Liebe zu ihrem Sohn stand, den sie um nichts in der Welt verlieren wollte, versuchte sie, sich auf seine Seite zu schlagen.

Werner durchschaute das, und ebendarum muteten ihn die Ereignisse des nächsten Tages wie eine höhere Fügung an.

Er geriet schon in gehobene Stimmung, als ihn Kuhnke vor dem Amtsgebäude am Tirpitzufer mit den verheißungsvollen Worten begrüßte: »Um Natalja brauchen wir uns keine Gedanken mehr zu machen. Als ick sie gestern anrief und ihr sagte, daß wir uns frühestens morgen mit ihr treffen können, erklärte sie gelassen: ›Laßt euch nur Zeit. Meine Eltern haben den ersten Schock überwunden, und ich gewöhne mich langsam ein.‹ Als ick daraufhin fragte, ob sie

mir auch nichts vormache, antwortete sie: ›Nein, nein, es ist alles in Ordnung.‹ Und dann hat sie plötzlich gelacht und gesagt: ›Wenn du mich sehen könntest – du würdest dich kaputt lachen. Man hat mich eingekleidet! Teure Seide fließt an mir herab! Mein kurzgeschnittenes Haar verdeckt eine eng anliegende modische Kappe, die ich auch in der Wohnung nicht absetzen darf. Mein Vater meint, ich sähe so *appetitlicher* aus.‹«

Diese Formulierung machte Werner stutzig. »Klingt das nicht nach Galgenhumor?«

»Ach was. Natalja war richtig lustig. Und sie wurde ganz aufgeregt, als ich andeutete, daß du Ditha und ihre Eltern in Sicherheit gebracht hast. ›Dafür bekommt er tausend dicke Küsse!‹ frohlockte sie. ›Sag ihm das!‹«

Werners Bedenken verflogen. Übermütig umarmte er den Bordwart. »Egal, welches Angebot uns gleich gemacht wird – ich bin wie erlöst.«

Der Admiral und Major Winter waren ebenfalls erleichtert, als sie hörten, daß es Natalja Goworow, wie sie nun genannt werden mußte, gutgehe und kein Grund zur Sorge bestehe.

»Na, Gott sei Dank«, freute sich ›Papa Löhrs‹. »Es war scheußlich, als die Eltern wie steinerne Götzen dastanden. Aber Schwamm darüber. Hauptsache, die Dinge entwickeln sich richtig.« Mit einer einladenden Geste deutete er auf Stühle, die vor seinem Schreibtisch standen.

Major Winter und die Flugzeugbesatzung nahmen Platz.

Die hinter der Nickelbrille liegenden Augen des Admirals a. D. blickten pfißförmiger denn je. »Jetzt muß ich überlegen, wo ich anfangen«, sagte er wie zu sich selbst und stützte die Arme auf die Schreibtischplatte. »Am besten zäumen wir das Pferd von hinten auf. Denn über einige Punkte, die wir nicht übergehen können – zum Beispiel die unerlaubte Entführung eines Menschen und das Verfliegen über die Grenze eines Nachbarstaates –, möchte ich zu anderer Zeit mit Ihnen reden.« Er räusperte sich. »Vielleicht bei einem Glas Bier.«

Kuhnke holte tief Luft. »Wie mich das erleichtert. Ich kriege schon Schiß.«

»Den werden Sie gleich in erheblichem Maße bekommen«, prophezeite der Admiral. »Und Ihrem Flugkameraden wird es nicht anders ergehen. Sie beide haben sich nämlich ab fünfzehn Uhr in Tempelhof auf einer dreimotorigen ›Ju 52‹ zu qualifizieren. Sofern Sie den Ansprüchen der ›Deutschen Luft Hansa‹ entsprechen, haben Sie sich morgen bei Freiherr von Gablenz und den Direktoren Wronsky und Luz vorzustellen. Sollten die Herren mit Ihrem Haarschnitt und so weiter einverstanden sein, wird Sie Major Winter – künftiger Chef des gesamten in Staatsdiensten stehenden fliegenden Zivilpersonals – der Lufthansa für eine Sonderaufgabe für zunächst drei Jahre zur Verfügung stellen. Ich hoffe, Sie sind damit einverstanden.«

Werner fuhr sich erregt durch die Haare. »Ich kann's kaum fassen. Für mich geht ein Traum in Erfüllung.«

Kuhnke rieb sich die Backen. »Für mich och, det dürfen Se mir glauben.«

»Vorsicht!« warnte der Admiral. »Sie wissen ja noch nicht, welche Aufgabe sie erwartet.«

Der Bordwart schnippte mit dem Finger. »Det ist mir egal. Hauptsache, vor uns dröhnen Motoren, die von der Lufthansa gewartet werden. Det is mehr als 'ne Lebensversicherung.«

›Papa Löhrs‹ schmunzelte und wandte sich an Werner. »Ich hatte mit Gablenz ein langes Gespräch. Ihretwegen! Ein bißchen dachte ich dabei auch an Ihre Braut. Um es kurz zu machen: Falls die Überprüfung Ihrer beider Fähigkeiten zufriedenstellend verläuft, werden Sie und Kuhnke bis Mitte 1936 dem ›Flugzeugluftpostdienst‹ zugeteilt und in Sevilla stationiert.«

Werner glaubte nicht richtig zu hören. »Dann kann ich ja ...«

»... eine gewisse Ditha Gulden nach Spanien kommen lassen«, fiel der Admiral frohgelaut ein.

»Und das schnuckelige Mädchen heiraten!« ergänzte Kuhnke überschwenglich.

Major Winter blinzelte zu Werner hinüber. »Unseren Segen haben wir Ihnen durch die Abkommandierung bereits erteilt. Aber erzählen Sie niemandem, daß wir Ihnen geholfen haben!«

»Wir könnten sonst bösen Ärger bekommen!« bekräftigte der Admiral. »Bei den ›Kranichen‹ stieß ich glücklicherweise auf offene Ohren. Trotz des Engagements der Lufthansa für das ›Neue Reich‹ zeigten die Herren wohlthuendes Verständnis. Das Unternehmen wird eben nicht von Apparatschiks, sondern von Männern geführt, die im Propellerwind groß geworden sind.« Werner war wie benommen. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß die unüberwindlich erscheinenden Hindernisse, die er bei seiner Rückkehr angetroffen hatte, plötzlich wie von Geisterhand fortgefeht sein sollten.

Die nächsten drei Jahre würde er in Sevilla leben? Mit Ditha? Unterlag er keiner Halluzination? Saß er wirklich vor ›Papa Löhrs‹? Aber warum hatte *er* gesagt: »... wird Sie Major Winter – künftiger Chef ...«?

Als hätten sich seine Gedanken auf den Admiral übertragen, erläuterte dieser: »Ich bin froh, daß es mir gelungen ist, Ihnen zu helfen, bevor ich mein Amt zur Verfügung zu stellen habe. Von einem bei der Behörde beschäftigten ›Offizier außer Dienst‹ erwartet die heutige Regierung den Eintritt in die NSDAP. Da habe ich gepaßt. Für unsere Piloten wird sich aber nichts ändern. Major Winter war ohnehin die aktive Kraft. Und nun«, er erhob sich, »eilen Sie nach Tempelhof, und machen Sie sich bis fünfzehn Uhr gründlich mit der ›Ju 52‹ vertraut. Ich möchte nicht, daß Sie mich blamieren. Wenn alles geklappt hat, reden wir beim erwähnten Bier weiter.«

Werner war nicht wiederzuerkennen, als er am Abend zur Mutter zurückkehrte. Er schwelgte in Seligkeit. Der Kontrollflug war zur vollen Zufriedenheit verlaufen. Unmittelbar danach hatte der mit der Überprüfung beauftragte Flugkapitän ihn und Kuhnke aufgefordert, sich unverzüglich beim Vorstandsmitglied von Gablenz zu melden, der am nächsten Morgen in München einen unvorhergesehenen Termin wahrzunehmen habe und deshalb das Gespräch mit ihnen noch an diesem Tag führen wolle.

Das eingeschlagene Tempo hatte Werner ebenso beeindruckt wie die nicht zu überschende enorme Bautätigkeit auf den Flughäfen, die er hatte anfliegen müssen. Überall wurden die Landefelder in

beträchtlichem Ausmaß vergrößert und Hallen förmlich aus dem Boden gestampft. Es tat sich was im Bereich der Luftfahrt. Werner beneidete den Lufthansapiloten und seinen Funker, die sich enthusiastisch über diese und jene Veränderung auf den Flugplätzen unterhalten hatten. Er empfand wie sie, doch die Erinnerung an Ditha und ihre Eltern dämpfte jede aufkommende Begeisterung über die positive Entwicklung in der Fliegerei. Er hielt es einfach für ausgeschlossen, daß eine Regierung, die dem Rassenwahn verfallen war und politische Gegner wie Verbrecher behandelte, jemals zum Wohle des Volkes würde wirken können. Wurde hier nicht nur Schaum geschlagen?

Immer wieder mußte Werner Überlegungen dieser Art verdrängen. Zum Teufel, es ging ihm doch gut! Vor ihm lagen Traumjahre. Ditha würde bei ihm sein! Und war nicht auch er Nutznießer des Dritten Reiches geworden? Einen ›Flugzeugluftpostdienst‹ über weite Strecken konnte die Lufthansa gewiß nicht aus eigenen Mitteln finanzieren. Und welcher Flugzeug wurde ihm anvertraut! Er saß in einer geschlossenen Kabine, flog ohne Kopfhülle und Schutzbrille. Die modernsten Blindfluginstrumente und Funkgeräte standen zur Verfügung. Drei BMW-›Hornet‹-Motoren lieferten 2000 PS!

Mehr noch als die ›Ju 52‹ hatte ihn das Treffen mit dem technischen Direktor der Lufthansa beeindruckt, der sich anschickte, einen Luftpostverkehr zu entwickeln, dessen Ausmaße phantastisch anmuteten. Selbstbewußt und sich immer wieder gelegentlich um den richtigen Brand seiner Pfeife kümmernd, erklärte von Gablenz in sachlicher Form: »Mein Ziel ist es, Post von Berlin nach Shanghai und nach Rio de Janeiro in jeweils fünf Tagen zu befördern. In der nächsten Woche starten zwei unserer Flugkapitäne zu einem kombinierten ersten Versuchsflug nach Urumtschi, Hauptstadt von Singkiang, die in vier Tagen erreicht werden soll. Den Anschluß wird die ›Eurasia‹ übernehmen, deren Strecke Lanchow – Sianfu – Loyang – Shanghai bereits von unseren Piloten befliegen wird.

Nach Rio de Janeiro zu gelangen ist natürlich schwieriger. Wir werden es aber mit Hilfe eines Schiffes schaffen, das wir zu einem schwimmenden Flugzeugstützpunkt umgebaut haben. Spezialanlagen machen es möglich, Dornier-›Wal‹-Flugboote an Bord zu heben, zu betanken und wieder in die Luft zu katapultieren. Überbrückt wird

der Südatlantik auf der Route Bathurst – Natal. In Brasilien übernimmt das ›Sindicato Condor‹ die Post. Ihre Aufgabe, meine Herren, wird es sein, die Verbindung zwischen Sevilla und Bathurst herzustellen und den Transport jener Post zu übernehmen, die ein Heinkel-›Blitz‹ von Stuttgart nach Sevilla bringt. Sie pendeln also zwischen Spanien und Afrika auf einer Strecke von jeweils etwa 3600 Kilometern. Über Details werden Sie meine Mitarbeiter informieren. Zwei Dinge möchte ich Ihnen aber ans Herz legen: Erstens, bei der Lufthansa wird nicht gehudelt. Deshalb werden die Vorbereitungen zur Schaffung des Luftpostdienstes präzise und unter den schwersten Bedingungen durchgeführt. Zweitens«, Direktor von Gablenz hob ein wenig die Stimme, »jedes Flugzeug, das in anderen Erdteilen die deutsche Flagge zeigt, ist ebenso zu werten wie der Besuch eines Kreuzers. Die um die Erhaltung ihres Volkstums kämpfenden Auslandsdeutschen empfinden den Anblick eines Flugzeuges aus der Heimat als moralische Stärkung. Bedenken Sie das! Neben unserer fliegerischen Aufgabe leisten wir einen ideellen Dienst, dessen Tragweite erst die spätere Zukunft erweisen wird.«

Nach der Verabschiedung dachte Werner: Am Schluß kam Patriotismus hoch. Aber das gehört wohl dazu und kann nicht schaden. Gefährlich wird's erst, wenn Patriotismus fanatisiert wird.

Kuhnke hingegen hatte nur den Gedanken, so schnell wie möglich im ›Heldenkeller‹ des Flughafengebäudes ein Bier zu trinken. Doch Direktor von Gablenz hielt die beiden zwischen Tür und Angel noch einmal zurück.

»Ich vergaß, darauf hinzuweisen, daß der schwimmende Flugzeugstützpunkt etwa Mitte Mai in Bathurst eintreffen wird. Spätestens zu diesem Zeitpunkt müssen Sie in Sevilla stationiert sein. Ihnen bleiben somit höchstens vierzehn Tage, um hier alles zu regeln, denn drüben werden Sie gewiß eine Woche benötigen, um sich einzugewöhnen und vorzubereiten.«

Arme Mama, dachte Werner. Acht Tage brauchen wir mindestens, um die erforderlichen Informationsgespräche zu führen, Pässe und Visa zu beschaffen, Kleidung zu besorgen und was sonst zu erledigen ist. Da bleibt nicht viel Zeit für familiäre Angelegenheiten.

Der Bordwart riß ihn aus seinen Gedanken. »Überlegen wir beim Bierchen, wie sich Schmerzen lindern lassen.«

Werner sah ihn verwundert an. »Wovon redest du?«

»Vom Schock, den deine Mutter erleiden wird, wenn sie erfährt, daß du die Koffer schon wieder packen mußt. Glücklicherweise hat sie selbst den Weg aufgezeigt, den wir einschlagen müssen. Natalja! Sie kann deiner Mutter geben, wonach sie sich sehnt. Und Natalja empfängt dafür die fehlende Nestwärme.«

Werner blieb verblüfft stehen. »Wieso bist du um das seelische Wohlbefinden meiner Mutter so besorgt?«

»Weil sie mir schwer imponiert hat. Außerdem kenn' ick das Problem Ditha. Wenn du gleich wieder abhauen mußt ...«

»Und wie ist das bei deiner Mutter?« unterbrach ihn Werner.

»Da brauch' ick mir keine Gedanken zu machen. Die lebt mit 'nem Kerl zusammen, den ick nicht ausstehen kann. Beruht auf Gegenseitigkeit. Mein Vater ist im Krieg gefallen. Für mich gibt's also keine familiäre Belastung. Natürlich fehlt mir die Bindung, die ick mir wünschte ...«

Werner zog ihn mit sich fort. »Reden wir im ›Heldenkeller‹ weiter. «

Als er später nach Hause ging, kaufte er eine Schachtel Pralinen, die er der Mutter mit strahlender Miene überreichte. »Wir haben es geschafft, Mama! Ich werde – vorerst für drei Jahre – zur Lufthansa abkommandiert und im ›Flugzeugluftpostdienst‹ auf der Strecke Sevilla – Bathurst eingesetzt. Mit Wohnsitz in Sevilla!«

Die Mutter erfaßte augenblicklich, daß ihr Sohn sein Ziel erreicht hatte. In Spanien konnte er Ditha heiraten. Um sich nicht anmerken zu lassen, wie betroffen sie war, stellte sie die unverfängliche Frage: »Wo liegt denn Bathurst?«

»An der Westküste Afrikas. Ein ziemliches Ende unterhalb von Dakar.«

»Das sagt mir nichts. Afrika ist ein riesiger Kontinent.«

»Ich werde dir den Ort auf der Landkarte zeigen.«

»Ja, tu das.«

In nüchterner Berechnung ließ sie ihren Sohn einen Atlas holen. Sie brauchte Zeit, mußte überlegen, wie sie auf die überraschende Nachricht reagieren sollte. Schneller, als Werner es selbst wohl erwartet hatte, wurde ihm die Möglichkeit geboten, Deutschland den Rücken zu kehren. Noch dazu auf höchst elegante Weise: Er verließ die Heimat nicht, wurde vielmehr für Deutschland tätig. Stolz überkam sie. Henriette und Onkel Wilhelm würden staunen, wenn sie hörten, daß Werner sich in Sevilla niederließ, um von dort Flüge nach Afrika durchzuführen. Auch Margot würde es erfahren. Die Augen würde sie sich ausheulen! Sie hatte verspielt. Leider gegen eine Jüdin. Aber Ditha besaß, was Margot fehlte: Charakter. Fünf Jahre hatte sie geduldig gewartet.

Werner kehrte zurück, schlug die Karte von Afrika auf und deutete auf einen Ort. »Hier, am Gambia, liegt Bathurst. Das Gebiet ist britisches Territorium und nach dem Fluß benannt.«

Die Mutter entsetzte sich: »Das ist ja furchtbar weit von Sevilla entfernt.«

»Etwa 3600 Kilometer.«

»Die mußt du täglich zurücklegen?«

»Wo denkst du hin. Höchstens einmal die Woche. Jeder Flug erfordert mindestens eine Zwischenlandung und wird vierzehn bis fünfzehn Stunden dauern.«

»Und das über ein Gebiet hinweg, in dem Neger leben! Viele von denen sollen Menschenfresser sein.«

Werner lachte. »Das sind doch Ammenmärchen.«

»Auf alle Fälle laufen sie nackt herum. Auch die Weiber!«

»Vor ihnen werde ich die Augen nicht schließen. Es soll ja ungewöhnlich hübsche Negerinnen geben.«

»Igittigitt! Schwarz am ganzen Körper!«

»Vielleicht macht sie das so reizvoll.«

»Jetzt hörst du aber auf. Du weißt, daß ich leichtfertige Reden nicht dulde.«

»Sprechen wir also von Sevilla, wo du mich besuchen wirst, sobald ich mich eingearbeitet und Fuß gefaßt habe. Mit dem

Flugzeug bist du schnell dort. Ditha und ich werden dich verwöhnen.«

»Du weißt genau, daß ich in kein Flugzeug einsteige«, wich die Mutter aus.

»Das steht noch nicht fest«, widersprach er. »Wenn es soweit ist, wirst du dir die Möglichkeit, mich zu besuchen, bestimmt nicht entgehen lassen.«

»Sag mir lieber, wann für dich der Dienst in Sevilla beginnt.«

Jetzt wird's brenzlich, dachte Werner und antwortete: »Das ist ein Wermutstropfen im Becher der Freude. Aber, wie gesagt, du kannst mich jederzeit besuchen.«

»Ich möchte wissen, wann du nach Sevilla gehst«, insistierte die Mutter nun energisch. – »Ich werde nicht gehen, sondern fliegen«, versuchte er zu scherzen. »Allerdings muß ich schon bald starten. Zunächst hab' ich hier natürlich noch viel zu erledigen. Uns beiden steht dadurch nur wenig Zeit zur Verfügung. Spätestens in vierzehn Tagen muß ich in Sevilla sein.«

Die Mutter war sekundenlang sprachlos. Dann aber brauste sie auf: »Das kannst du mit mir nicht machen! Zweieinhalb Jahre warst du fort, und jetzt, wo du mich für eine noch längere Zeit verlassen willst, soll ich mich mit ein paar Tagen begnügen? Nein, so lasse ich nicht mit mir umspringen. Dafür habe ich dir die teure Ausbildung nicht ermöglicht. Jahrelang hab' ich mich abgerackert, und nun soll *ich* die Leidtragende sein? Und das alles nur, weil du so schnell wie möglich mit Ditha Zusammensein willst? Darum geht es doch. Mir kannst du nichts vormachen. Das Ganze ist eine abgekartete Sache!«

»Das ist es nicht, Mama!« beteuerte er betroffen. »Heute morgen habe ich noch nicht gewußt, welch grandioses Angebot mir gemacht werden würde.«

Mutter Eggebrecht verlor die Beherrschung. »Grandios nennst du es, mich nach so langer Trennung binnen weniger Tage schon wieder zu verlassen? Grenzenloser Egoismus ist das! Eine Mutter wird doch wohl noch das Recht haben ...«

»Ja, natürlich«, fiel er ihr unbeherrscht ins Wort. »Natürlich hast du das Recht. Ich räume es dir auch ein. Oder habe ich dich nicht

gebeten, nach Sevilla zu kommen? Habe ich nicht gesagt, daß wir dich dort verwöhnen werden?«

Mutter Eggebrecht sank kraftlos auf einen Stuhl.

Werner trat zu ihr und strich über ihr Haar. »Du machst mich zum glücklichsten Menschen, Mama, wenn ich dich mit Liebe umhegen kann. Das muß doch nicht unbedingt in Berlin sein.«

Sie ließ den Kopf hängen. »Verstehst du denn nicht, daß mir davor graut, nun wieder für lange Zeit allein sein zu müssen?«

»Das ist überhaupt nicht notwendig«, beschwor er sie. »Schon in ein paar Wochen kannst du nach Sevilla kommen und dort bleiben, solange du willst. Wenn du nicht fliegen magst, fährst du eben mit der Bahn oder mit dem Schiff. Bis es soweit ist, kann dir Natalja oft Gesellschaft leisten. Du hast selbst gesagt, daß du dich gern um sie kümmern würdest. Bitte, tu das! Du könntest ihr geben, was sie bei ihren Eltern vermißt. Und du wärst dann nicht so allein und hättest gewissermaßen eine Tochter.«

Mutter Eggebrecht richtete sich auf. »Glaubst du wirklich, daß ich ihr helfen könnte?«

»Mehr als du denkst«, beteuerte er. »Unabhängig davon wäre es auch in anderer Hinsicht vorteilhaft. Ihr fliegt dann gemeinsam nach Sevilla. Natalja hat Hunderte von Stunden in der Luft zugebracht. An ihrer Seite wirst du dich sicher fühlen.«

»Hat sie in Sevilla zu tun?«

»Nein. Sie und Kuhnke sollen unsere Trauzeugen sein.« Er legte den Arm um die Mutter. »Da kannst du doch nicht fehlen? Was würden Ditha, ihre Eltern und alle anderen denken, wenn du nicht zu unserer Hochzeit kommst. Nein, Mama, das darfst du mir nicht antun. Du hast mich zum Piloten gemacht, und ich habe mich bemüht, eine möglichst hohe Qualifikation zu erringen. Nun, da ich den gewünschten Erfolg habe, darfst du dich nicht von mir abwenden.«

Der Mutter entfuhr ein Seufzer. »Wenn du doch nicht ein so schrecklicher Verführer wärst.«

»Würdest du dich dann wohler fühlen?«

Sie antwortete mit einem Kuß. »Gib mir einen ›Bärenfang‹. Den habe ich jetzt dringend nötig.«

Noch während Werner ihrem Wunsch entsprach, klingelte das Telefon. Augenblicklich setzte er die Flasche ab und lief zum Apparat. »Das könnte Ditha sein.«

Unwillig rief die Mutter hinter ihm her: »Sie scheint mir nicht einmal ein freundliches ›Prost!‹ zu gönnen.«

Er blieb schuldbewußt stehen. »Es war unrecht von mir, einfach davonzulaufen. Aber reagiert nicht jeder so, wenn das Telefon schrillt? Es kommandiert uns förmlich.«

»Nun nimm den Hörer schon ab. Das Gebimmel ist ja entsetzlich.«

»Prost, Mama!«

Sie hob sichtlich zufrieden das Glas. Alles wollte sie doch nicht durchgehen lassen.

»Hier Eggebrecht!« schmetterte Werner in die Sprechmuschel.

»Und hier spricht Doris aus Wien«, ertönte Dithas Stimme wie aus weiter Ferne. »Hörst du mich?«

Vor Erregung stieg ihm das Blut in den Kopf. »Zwar ein bißchen leise, aber dein Timbre ist unverkennbar. Wie geht es dir?«

»Hervorragend. Wir sind wie erlöst. Paps erhielt vom Generalkonsulat heute den Bescheid, daß Schweden uns aufnimmt! Ist das nicht herrlich?«

»Phantastisch! Ich staune über die Schnelligkeit, mit der er das geschafft hat.«

»Paps hatte schon von Berlin aus daran gedreht. Wir fahren morgen nach Triest. Ein Schiff des ›Triestiner Lloyd‹ bringt uns über Palermo und Lissabon nach London. Über See oder mit dem Flugzeug geht's weiter nach Stockholm. Ein Glück, daß ich dich erreicht habe, denn wir werden gut acht Tage unterwegs sein. Fühlst du dich wohl, Werner? Ist bei dir alles in Ordnung?« – »Ich schwebe im siebenten Himmel. Mama wird zu unserer Hochzeit nach Sevilla kommen!«

»Wohin?« rief Ditha verwirrt.

Er schilderte das Angebot, das ihm gemacht worden war, und als er sah, daß die Mutter sich taktvoll zurückgezogen hatte, fügte er überglucklich hinzu, daß er schon in zwei Wochen nach Sevilla fliegen müsse und dort vorerst drei Jahre bleiben werde.

Ditha geriet außer Rand und Band. »Geliebter! Dann können wir ja heiraten!«

»Sobald du kommst und wir den erforderlichen Papierkrieg erledigt haben. Bist du damit einverstanden, daß wir Natalja und Kuhnke als Trauzeugen wählen?«

»Und wie! Ein riesiges Fest werden wir veranstalten! Hundert feurige Caballeros und glutvolle Flamenco-Tänzerinnen sollen unsere Gäste sein.«

»Du scheinst dich in der fremden Welt schon gut auszukennen.«

»Weil ich mich, wie ich dir nach Lipezk schrieb, aus naheliegenden Gründen bereits intensiv mit Spanien beschäftigt habe.«

»Ja, richtig. Es ist das Land deiner Vorfahren.«

»Das uns nun zusammenführt! Ich könnte heulen vor Glück.«

»Mir geht's nicht anders. Das allmächtige Väterchen, wie die Russen den Herrgott nennen, steht endlich auf unserer Seite und läßt uns vieles vergessen.«

»Wahrhaftig«, stimmte sie ihm zu. »Baruch ata haschem. – Gelobt seist du, Ewiger.«

»Amen! Doch jetzt sollten wir sachlich werden.«

»Ich bin ganz Ohr.«

Wohl über eine Viertelstunde sprachen sie über alle möglichen Dinge, die zu klären waren. Dabei vergatterte Ditha ihren Verlobten, den ihm geschenkten Mercedes unverzüglich nach Sevilla transportieren zu lassen. Zu guter Letzt aber stammelten beide nur noch verliebte Worte, bis Ditha in ihrer Sehnsucht versicherte:

»Ich halte es nun nicht mehr lange aus, von dir getrennt zu sein. An dem Tag, an dem ich den schwedischen Paß erhalte, flieg' ich los. Von Stockholm ist London ohne weiteres zu erreichen, und von dort geht gewiß eine Maschine nach Spanien.«

In diesem Moment kehrte Mutter Eggebrecht in das Zimmer zurück und wies mit vorwurfsvoller Miene auf die Uhr. »Das Gespräch kostet ein Vermögen!«

»Wir müssen Schluß machen, Doris. Mama mag es nicht, wenn Geld vergeudet wird.« – »Da hat sie vollkommen recht. Gib ihr einen Kuß von mir.« – »Nur unter der Voraussetzung, daß ich ihn von dir zurückbekomme.«

»Abgemacht.«

»Dann auf Wiedersehen, Doris. Ruf mich an, sobald ihr in Stockholm seid.«

»Ich melde mich schon vorher von London aus.«

Am nächsten Morgen versprach Werner der Mutter, ihr bis zu seiner Abreise täglich ab vier Uhr voll und ganz zur Verfügung zu stehen. Nach allem, was auf sie zugekommen war, empfand sie diese Zusage schon als Geschenk, und sie freute sich nun darauf, gemeinsam mit ihm Anzüge, Wäsche und Schuhe zu kaufen, die er nach seinem langen Aufenthalt in Rußland dringend benötigte. Sie selbst wollte sich ebenfalls einiges beschaffen. Einen leichten Sommermantel konnte sie gut brauchen, und es fehlte ihr auch sonst allerlei. Nach dem Bankkrach im Jahre 1931 hatte sie geknausert und vom Konto nur das Notwendigste abgehoben. So geriet Mutter Eggebrecht doch noch in eine gehobene Stimmung, die ihr half, über die Konzessionen hinwegzusehen, die sie gemacht hatte – wohl oder übel hatte machen müssen. Im Grunde genommen war sie nicht traurig darüber. Sie erinnerte sich daran, daß sie in jener Stunde, da sie Ditha auf Norderney kennengelernt hatte, von ihr angetan gewesen war. Auch sagte sie sich, daß sie das, was jetzt mit den Juden geschah, weder gewünscht noch für möglich gehalten habe. Unabhängig davon war sie überzeugt, daß die Hetzkampagne wieder abklingen würde. Für sie war Hitler ein friedfertiger Mensch, der nur unerbittlich wurde, wenn es um die Zukunft Deutschlands ging. Da war es ausgeschlossen, daß er unrecht handelte.

Mutter Eggebrecht vermied es, mit ihrem Sohn über dieses Thema zu sprechen. Er hätte gewiß einen anderen Standpunkt vertreten.

Für Werner war es ohnehin nicht leicht, feststellen zu müssen, daß überall, wohin er kam, eine ungeheure politische Begeisterung herrschte. Die Plakate an den jüdischen Geschäften schien es nicht zu geben. Wurden sie geflissentlich übersehen? Regte sich unterschwellig Besorgnis?

Werner hatte nicht diesen Eindruck. Ihm kam es vielmehr so vor, als ging man unerfreulichen Entwicklungen wie einem Kothaufen aus dem Weg. Wer nicht beschmutzt wird, hat keinen Grund zur Klage. Mit wem er in den nachfolgenden Tagen auch sprach, ob mit Direktoren, Abteilungsleitern, Sekretärinnen, Werkmeistern oder Monteuren, die meisten waren durchdrungen von dem Glauben, einer besseren, ja großen Zeit entgegenzugehen. Ihn verwirrte das. Er beneidete jeden, der so hoffnungsvoll denken und empfinden konnte.

Seine Bindung an Ditha machte es ihm unmöglich, eine positive Einstellung zu gewinnen. Er haderte mit sich, und es kamen ihm bereits einige Zweifel, als er ausgerechnet von Natalja Dinge erfuhr, die jedes Bedürfnis verdrängten, das nationalsozialistische Regime in einem günstigeren Licht zu sehen. Das Gegenteil trat ein. Er glaubte plötzlich, es mit Irren zu tun zu haben, denn die Erklärung, die ihm Natalja über das absonderlich gewesene Verhalten ihrer Eltern gab, hing mit hohen Parteifunktionären zusammen, deren Denken ihm ausgefallener als die skurrilste Phantasie eines Geisteskranken zu sein schien.

Als er sich mit Natalja im Tiergarten traf, erkannte er gleich, daß sie völlig verändert war. Innen wie außen. Sie legte offensichtlich auch Wert darauf, dies zu dokumentieren. Anstatt ihn zu begrüßen, hielt sie ihren modischen Mantel auseinander. »Gefalle ich dir in der neuen Montur?«

Er ignorierte ihr Gehabe. »Ausgezeichnet! Du bist noch windschnittiger gebaut, als es deine russische Uniform vermuten ließ. Zauberhaft siehst du aus. Die schicke Kappe gibt dir sogar einen verführerischen Touch.«

Sie riß die Kopfbedeckung herunter und rieb ihr zotteliges Haar. »Du ahnst nicht, wie sich mein Schädel nach frischer Luft sehnt. Nicht einmal daheim darf ich dieses Ding absetzen.«

»Weil du mit der Kappe ›appetitlicher‹ aussiehst, wie mir Max erzählte.«

Natalja lachte. »Ja, so nennt es mein Vater. Aber das stört mich nicht mehr, seit ich weiß, daß ich unter die Spinner geraten bin. Über die Kälte, die mir im ersten Moment entgegenschlug, war ich entsetzt – heute ist sie mir verständlich. Meine Eltern waren furchtbar erschrocken, als sie mich in der Monteurkleidung mit kurzgeschnittenem Haar vor sich stehen sahen und erfuhren, daß ich ihre Tochter sei und als Funkerin einem sowjetischen Militärverband angehört habe. Für sie brach eine Welt zusammen. Sie sahen ihre hoffnungsvolle Zukunft gefährdet, denn sie sind uralte Parteigenossen, tragen das Goldene Vereinsabzeichen. Eine Tochter mit kommunistischer Vergangenheit? Das war zuviel für sie. Inzwischen kam ihnen jedoch ein rettender Gedanke: Dieses unselige Geschöpf wird hervorragende Auskünfte über die heutigen Verhältnisse in Rußland und speziell über die sowjetische Fliegertruppe geben können.«

»Über deine bisherige Tätigkeit sollst du auspacken?« empörte sich Werner.

»Nur fürs erste«, beschwichtigte ihn Natalja. »Später kommt was anderes an die Reihe. Zum Beispiel das Abhören des russischen Funkverkehrs.«

»Das darf nicht wahr sein.«

»Ist es aber. Und warum? Weil meine Eltern, wie ich schon sagte, unter die Spinner gegangen sind. Sie schwören auf Adolf Hitler und behaupten allen Ernstes, er habe die Absicht und das Zeug dazu, die Ukraine über kurz oder lang zu einer deutschen Kolonie zu machen. Meinem Vater wurde bereits zugesichert, daß er zu gegebener Zeit zum Gouverneur ernannt wird.«

Werner traute seinen Ohren nicht. »Soll das ein Witz sein?«

»Leider nicht. Die Nationalsozialisten scheinen total übergeschnappt zu sein. Sie bilden sich tatsächlich ein, Rußland demaleinst besetzen zu können. Ich habe einige dieser Phantasten kennengelernt. Wichtigtuierische Bonzen. Wörtlich trompeteten sie: ›Nur Deutsche sind befähigt, den riesigen russischen Raum ordnungsgemäß zu verwalten. Dazu bedarf es nun einmal eines

Herrenvolkes.« Und du, mein lieber Werner, hast mich hierhergebracht! Verstehst du, daß ich verzweifelt bin? Am liebsten würde ich nach Lipezk zurückkehren. Oder in ein Land abhauen, in dem nicht daran gedacht wird, benachbarte Völker zu unterwerfen. Es ist zu idiotisch, aber dieser Hitler bildet sich ein, ohne weiteres fertigzubringen, was Napoleon nicht hat schaffen können. Er wird sich wundern. Russen sind keine Zinnsoldaten. Bis zum letzten Mann werden sie sich verteidigen. Oder bist du anderer Meinung?«

In seiner Ratlosigkeit erwiderte Werner: »Entschuldige, Natalja, aber ich kann nicht glauben, daß deutsche Politiker und Militärs jemals so borniert sein werden, ein Reich wie Rußland anzugreifen.«

»Hast du dir jemals denken können, daß man Juden aus Deutschland vertreibt?« trumpfte sie auf. »Oder ist das weniger schlimm für dich?«

»Das will ich nicht gehört haben«, erregte er sich. »Ich bin schon zur Genüge hin und her gerissen. Wirtschaftlich deuten sich große Erfolge an. Die Fliegerei erhält gewaltige Impulse. Ich wurde beauftragt, den Luftpostdienst von Spanien nach Afrika zu übernehmen. Die nächsten drei Jahre wird Sevilla mein Wohnsitz sein. Ich kann Ditha also *heiraten*! Sie befindet sich im Moment mit ihren Eltern auf dem Weg nach Schweden, das ihnen die Einbürgerung zugesichert hat. So schnell wie möglich wird sie mir folgen.«

Natalja warf die Arme um Werner. »Und ich hab' gedacht, Gerechtigkeit gebe es nur in Büchern und auf der Bühne. Jetzt bin ich mit vielem versöhnt.«

Von diesem Augenblick an verlief das Gespräch in anderen Bahnen. Nataljas Eltern und die wahnwitzigen Pläne der Nationalsozialisten waren vergessen. Ausschließlich über Mutter Eggebrecht und Ditha wurde gesprochen. Und am Schluß stand für beide fest, daß auch sie sich so schnell nicht trennen würden. Natalja war nur zu bereit, Werners Mutter das Alleinsein zu erleichtern und sie zur Hochzeit nach Sevilla zu begleiten.

»Vielleicht gibt es in Spanien sogar eine Aufgabe für mich«, wagte sie zu hoffen. »Hier bleibe ich auf keinen Fall.«

Werner reichte ihr die Hand. »Möge es uns wie Heinrich Heine ergehen. Er schrieb einen Satz, den ich erst jetzt richtig verstehe: ›Als ich das Vaterland aus den Augen verloren hatte, fand ich es im Herzen wieder.««

Werner fühlte sich wie neu geboren. Die Mutter hatte sich damit abgefunden, daß er eine Jüdin heiraten würde. Ditha war es gelungen, ihn von Triest aus noch einmal anzurufen. Sie hatte ihm voller Seligkeit mitgeteilt, daß sie spätestens in vier bis fünf Wochen nach Sevilla kommen werde. Natalja blickte wieder hoffnungsvoll in die Zukunft. Dies um so mehr, als sie sich mit Mutter Eggebrecht gleich beim ersten Zusammentreffen prächtig verstanden hatte. Kuhnke sonnte sich im Glück, als ›Funkmaschinist‹ eingestellt worden zu sein und in dieser Doppelfunktion ein respektabel erhöhtes Gehalt zu beziehen.

Werner fiel es schwer zu begreifen, daß ein gütiges Schicksal binnen weniger Tage alle Sorgen verscheucht und ihm eine glänzende Position verschafft hatte. Er fand nun auch endlich die Zeit, den Wagen zu übernehmen, der ihm als Hochzeitsgeschenk zugedacht gewesen war. Der Anblick des schnittigen Mercedes ›Mannheim-Sport‹ löste allerdings gemischte Gefühle in ihm aus. Er zweifelte nicht daran, daß es ein Vergnügen sein würde, ein solches Auto zu steuern. Sein Anblick aber drängte allzu schnell die Frage auf: Was mag der Wagen gekostet haben? Die Vorstellung störte ihn. Er legte keinen Wert darauf, Aufmerksamkeit zu erregen.

Die erste Probefahrt verdrängte seine Bedenken. Der Wagen lief so phantastisch ruhig, daß er sich sagte: Nu wot! Von mir aus sollen die Menschen denken, was sie wollen. Alles hat seinen Preis. Auch der Spaß, in einem solchen Vehikel durch die Lande zu kutschieren.

Es war, als habe er in die Zukunft geschaut, denn der kostspielige Mercedes trug mit dazu bei, daß ihm ein Neider erwuchs, der sein unerbittlicher Gegner werden sollte.

Begonnen hatte es ganz harmlos. Werner war zwei Tage vor dem Abflug nach Spanien in der Mittagszeit nach Hause gefahren und hatte das Kabriolett am Lietzensee so abgestellt, daß er es vom Balkon aus sehen konnte. Er war inzwischen restlos vernarrt in den

Wagen und hatte einen Spediteur beauftragt, das gute Stück am nächsten Morgen mit der Bahn nach Sevilla zu verladen. Da die Sonne schien, wollte er nach dem Essen das Verdeck zurückschlagen und gemächlich durch die Stadt nach Tempelhof fahren, wo Kuhnke die Ersatzteile der inzwischen aus Dessau angelieferten funkelneuen »Ju 52« kontrollierte. Doch kaum begann er damit, das Dach zu öffnen, da lief Margot auf ihn zu. »Du bist im Land?« rief sie überrascht und fiel ihm um den Hals. »Ist das *dein* Wagen?«

»Der scheint dir wichtiger zu sein als unser Wiedersehen«, entgegnete er amüsiert.

Sie küßte ihn stürmisch.

Er blickte unwillkürlich zum Balkon hinauf und gewahrte seine Mutter.

»Du siehst gut aus«, fuhr Margot lebhaft fort. »Dir scheint's ja auch prächtig zu gehen. Wer sich ein solches Fahrzeug leisten kann, muß Pinkepinke haben.«

Ihm entging nicht, daß die Mutter sich abrupt umdrehte und in der Wohnung verschwand. »Mama hat uns beobachtet.«

»Na und? Ist es verboten, mit dir zu sprechen?«

»Du weißt, was ich damit sagen wollte.«

»Mich interessiert nicht, was andere denken.«

»Das ist deine Sache. Meine Mutter bitte ich aber aus dem Spiel zu lassen.«

Margot lenkte ein. »Entschuldige. War blöd von mir.«

»Bist ein braves Mädchen.«

»Laß uns irgendwo eine Tasse Kaffee trinken.«

»Ich muß nach Tempelhof«, entgegnete er ablehnend. Doch dann überlegte er es sich anders. Margot war schöner denn je. Von ihr ging etwas Betörendes aus Ihre blauen Augen strahlten. Eine Wolke von Moschus und Ambra umgab sie. »Zu einer Tasse Kaffee wird's noch reichen«, korrigierte er sich.

»Das will ich auch hoffen.« Sie griff nach dem Verdeck, das er gerade hatte zurückschlagen wollen. »Ich helf dir.«

»Prima.« Er schaute unauffällig zum Balkon hoch. Die Mutter war nicht zu sehen. Lief sie womöglich herbei? Er traute ihr zu, sich einzumischen. »Beeilen wir uns.«

»Angst vor Mama?« kombinierte Margot.

»Noch nie von Rücksichtnahme gehört?« Er deutete auf die Wagentür. »Steig ein.«

Margot nahm Platz. »Ist ja ein tolles Kabriolett. Sogar Ledersessel! Was hat die Kalesche gekostet?«

Er ließ den Motor an. »Keine Ahnung. Der Wagen ist ein Geschenk meines künftigen Schwiegervaters.«

Margot lachte hellauf. »Willst du mich auf den Arm nehmen?«

»Nein.«

Sie betrachtete ihn prüfend. »Wirklich nicht?«

Er schüttelte den Kopf, wendete den Wagen und schlug die Richtung zum Bahnhof Zoo ein.

»Na, dann gratuliere ich. Sogar neidlos. Bin ja Sexualdemokrat.«

»Gut formuliert.«

»Und wer ist die Glückliche?«

»Jene ›Schwarzhaarige‹, über die du dich damals aufgeregt hast, als sie mich nach Hause brachte.«

»Ich hab's geahnt. Hat sie all die Jahre auf dich gewartet?«

»Sieht so aus«, antwortete er trocken.

»Das hätte ich niemals fertiggebracht. Ich lebe doch nicht, um schmachtend zu verzichten. Das könnte ich auch gar nicht. Dafür steckt zuviel Feuer in mir.«

»Wohnst du noch mit Lydia zusammen?«

»Selbstverständlich. Und Dodo ist unser Spielgefährte.«

»Also doch zu dritt«, entflog es ihm.

»Nur als Variante.«

»Und was macht mein Klassenkamerad beruflich?«

»Bis jetzt war er Abteilungsleiter beim Wolffschen Telegraphenbüro. Vorbei. Jüdische Unternehmen haben ihre Tore zu schließen. Der SS-Sicherheitsdienst möchte Dodo übernehmen, aber

er sucht einen anderen Weg. Die Nazis sind ihm zuwider. Seit einigen Tagen verhandelt er mit dem ›Amt für Abwehr‹. Ihn interessiert der ›Geheime Meldedienst‹, der Nachrichten aus dem Ausland sammelt. Das entspricht in etwa seiner bisherigen Tätigkeit.«

»Ich wünsche ihm viel Glück. Du kannst ihn gleich darüber informieren, daß ich übermorgen für die nächsten drei Jahre nach Sevilla gehe, um den Luftpostdienst nach Bathurst zu übernehmen.«

Margot starrte ihn entgeistert an. »Und wann heiratest du? Soll deine Künftige etwa weiterhin warten?«

»Nein, nein«, beruhigte er sie. »Wir lassen uns in Sevilla trauen. Hier ist es uns verboten, den Bund der Ehe einzugehen.«

»Ach, so liegen die Dinge. Find' ich toll, daß du dich einen Dreck um die Nazis scherst. Mensch, Werner, wir hätten doch zusammengepaßt. Andererseits: Ich taue nicht zur Ehefrau, muß frei sein und tun und lassen können, was ich will. Darum auch meine Aversion gegen diese Nazis. Bei denen muß alles zack, zack gehen. Kinder sollen am laufenden Band gezeugt werden. Da vögel' ich lieber auf meine Weise.«

»Deine Formulierung vorhin klang besser.«

»Dafür ist diese ehrlicher. Grüß deine Angebetete von mir. Auch von Lydia und Dodo. Die werden Augen machen, wenn ich ihnen erzähle, daß du Rassenschande treibst.«

»Sprich um Gottes willen mit deiner Mutter nicht darüber!«

»Ich gebe dir das gleiche Ehrenwort, das du mir damals gegeben hast.«

Werner bog in die Joachimsthaler Straße ein. »Zum zweiten Mal: Bist ein braves Mädchen.«

»Bitte, fahr zum Kranzler, und laß den Wagen direkt vor der Terrasse stehen. Bestaunt werden tut immer gut.«

Werners anfängliche Bedenken, mit dem teuren Fahrzeug zuviel Aufmerksamkeit zu erregen, waren längst verflogen. Inzwischen freute er sich sogar, wenn Neugierige den Wagen bewunderten. Und mit der attraktiven Margot vorzufahren hatte auch für ihn seinen Reiz. Peinlich war freilich, daß sie sich nach dem Aussteigen

auffreizend in den Hüften wiegte und mit blasierter Miene auf einen freien Tisch zuing, anstatt ihm die Führung zu überlassen. Doch kaum saß sie, da gab sie sich wieder ganz natürlich, und im nachfolgenden Gespräch wurde deutlich, daß ihre eigenwilligen Auffassungen in mancher Hinsicht auf durchaus realen Überlegungen basierten. So sagte sie, als er sich über den albernem »Hitlergruß mit ausgestrecktem Arm« lustig machte:

»Die meisten grüßen so, um Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen. Es gibt zu viele Denunzianten. Bei der letzten Wahl erhielt die NSDAP vierundvierzig Prozent der Stimmen. Seitdem stürmen täglich Zehntausende in nationalsozialistische Dienststellen, um sich in die Listen der Partei einzutragen. Man wittert Morgenluft, will braune Gesinnung dokumentieren. Allein im März beantragten fast eine Million Deutsche den Eintritt in die Partei. Viele dieser sogenannten »Märzgefallenen« trachten nun danach, den plötzlich über sie gekommenen nationalsozialistischen Geist unter Beweis zu stellen, indem sie ihrem Block- oder Ortsgruppenleiter jeden Scheißdreck melden. Wer »Guten Morgen« und nicht »Heil Hitler« sagt, wird verdächtigt, seine Abneigung gegen das Regime demonstrieren zu wollen. Dieser Gefahr begegnet man am besten, indem man die Hand hebt und »Heil Hitler« brüllt.«

»Verhältst du dich auch so?«

»Natürlich. Besonders unserem Hausmeister gegenüber. Oder sollen wir uns aus der Wohnung rausschmeißen lassen? Der Hitlergruß ist die bequemste Art, Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen.«

Finstere Sache, dachte Werner und spielte gedankenverloren mit dem Kaffeelöffel. So entging ihm, daß ein SS-Offizier, der die Terrasse des Cafes betrat, ungewöhnlich reagierte, als er Werner und Margot zusammensitzen sah. Übertrieben schnell eilte er zu einem weiter hinten gelegenen Tisch, wo er so Platz nahm, daß er die beiden im Auge behalten konnte. Und als ihm der bestellte Kaffee gebracht wurde, zog er gleich seine Geldbörse.

Eine Weile unterhielt sich Werner noch mit Margot, dann erklärte er mit einem Blick auf die Armbanduhr: »Es wird Zeit für mich. Darf

ich dir einen Cognac spendieren? Du wirst noch etwas bleiben wollen.«

Ihre Augen glänzten. »Dein Angebot schlage ich nicht aus. Schade, daß wir uns nun jahrelang nicht sehen werden. Wir haben uns doch immer gut verstanden.«

»Eben weil wir ehrlich zueinander waren.« Er bestellte bei der Bedienung einen »Martell«.

Als das Getränk gebracht wurde, zahlte Werner, erhob sich und küßte Margots Wange. »Servus, braves Mädchen. Paß auf dich auf!«

Sie nickte. »Schick mir einen Gruß mit deiner künftigen Anschrift. Vielleicht brauch' ich dich einmal. Oder du mich!«

»Wird gemacht. Und nochmals alles Gute.« Er wandte sich um und prallte gegen den SS-Offizier, der sich rechtzeitig erhoben und den Zusammenstoß wie zufällig herbeigeführt hatte. »Pardon«, entschuldigte sich Werner.

Der Offizier gab sich einen verwunderten Anschein. »Ist denn das die Möglichkeit? Ich begegne Werner Eggebrecht, von dem man nie wieder etwas gehört hat?«

»Mensch, Malbinger! Wir haben uns tatsächlich seit dem Abitur nicht mehr gesehen.«

Der ehemalige Klassenkamerad zog ihn von Margots Tisch fort und strebte dem Ausgang entgegen. »Was treibst du so?«

»Ich hab' mich der Fliegerei verschrieben.«

»Du bist wirklich Pilot geworden?«

»Ja. Welchen Beruf hast du ergriffen?«

»Jurisprudenz.«

»Und weshalb trägst du die Uniform?«

»Ich gehöre dem SS-Sicherheitsdienst an.«

»Ah so. Was bedeuten die drei Sterne auf dem Kragenspiegel?«

»Das ist dir nicht bekannt?«

»Nein. Ich bin erst vor zwei Wochen nach Deutschland zurückgekehrt. Lebte in Rußland. Für mich ist hier einiges noch etwas fremd.«

Bernhard Malbinger sah ihn entgeistert an. »Du warst in der Sowjetunion?«

»Fast fünf Jahre lang. Aber was bedeuten die drei Sterne?«

»Ich bin Sturmführer. Du warst tatsächlich bei den Kommunisten?«

»Nicht so, wie sich das anhört. Ich stand im Dienst der ›Schwarzen Reichswehr‹, die bis auf den heutigen Tag in Lipezk, einem Ort dreihundertfünfzig Kilometer südöstlich von Moskau, deutsche Piloten zu Jagdfliegern ausbildet. Mir war die Erprobung neuer Flugzeugtypen anvertraut.«

»Ist ja toll. Ich hab' überhaupt nicht gewußt, daß die ›Schwarze Reichswehr‹...«

»Unsere Tätigkeit war schwer getarnt.«

»Offensichtlich. Sonst hätte ich ja was erfahren müssen. Welchen Dienstgrad hast du?«

»Ich bin anständiger Zivilist geblieben, wurde allerdings zum Leutnant der Reserve ernannt.«

»Und was machst du jetzt?«

»Ich will gerade nach Tempelhof fahren«, antwortete Werner und ging auf seinen Wagen zu. »Übermorgen fliege ich nach Spanien. Für die nächsten drei Jahre übernehme ich den Luftpostdienst von Sevilla nach Bathurst. Wir werden uns also wieder lange nicht sehen.«

Sturmführer Malbinger starrte auf den Mercedes. »Ist das etwa *dein* Auto?«

»Erraten.«

»Da mein Chef von diesem Modell schwärmt, weiß ich zufällig, daß der Wagen fast zwanzigtausend Mark kostet.«

»Das könnte stimmen.«

»Soviel Geld verdienst du?«

»Kümmere dich um dein und nicht um mein Portemonnaie.«

»Einverstanden. Über eins muß ich dich aber informieren. Ich sah dich mit Margot Hausmann zusammensitzen. Mach dich nicht dreckig! Sie ist ein ganz verdorbenes Luder.«

Werner wäre dem Klassenkameraden, den er nie hatte ausstehen können, am liebsten an die Gurgel gefahren. »Was gibt dir das Recht, Margot Hausmann so zu bezeichnen?«

»Dodo Eisenberg, Egmont Coubertin und ich lernten sie und ihre Freundin Lydia vor Jahren in Timmendorf kennen. Um es kurz zu machen: Dodo und Egmont sind abwechselnd über die beiden gestiegen.«

Nun kenn' ich die ganze Wahrheit, schoß es Werner durch den Kopf. Er mußte sich beherrschen, nicht zuzuschlagen. »Jetzt hör mir mal gut zu, du verdammter Streber. Du warst zwar immer der Primus der Klasse, ich hätte es aber niemals für möglich gehalten, daß du ein solcher Scheißkerl bist.«

Bernhard Malbinger wurde blaß. »Das wagst du einem Offizier der SS ins Gesicht zu schleudern?«

»Jawohl, Herr Sturmführer. Weder Uniform noch Dienstgrad können daran etwas ändern. Servus!«

»Das wirst du bereuen«, schnaubte der Klassenkamerad. »Dich werde ich nicht aus den Augen lassen! Heil Hitler!«

Margot eilte herbei. »Was wollte er von dir?«

Werner gelang es nur mühsam, sich zu beherrschen. »Na, was schon? Dich madig machen.«

»Das hab' ich mir gedacht.« Ihre Augen verengten sich. »Aber dem zahle ich's heim.«

»Mit dummem Gerede ist weder dir noch mir gedient«, blaffte er sie an.

»Abwarten! Damals hat das Schwein versucht, Dodo und Egmont unter Druck zu setzen. Er drohte mit Anzeige, wenn sie nicht dafür sorgen würden, daß auch er ... Sein Verhalten inspirierte mich übrigens zu der Lüge in meinem Brief an dich. Ich selbst wäre gar nicht darauf gekommen.«

Werner hob abwehrend die Hände. »Mir langt's! Kein Wort will ich mehr hören.« Er stieg in den Wagen und schlug die Tür zu.

»Mein Gott, ich bin in die Geschichte reingeschliddert. Nicht von ungefähr lebe ich heute mit einer Frau zusammen.«

»Und mit der ›Variante‹ Dodo, nicht wahr?« Wütend gab Werner Gas und brauste davon.

Das Debakel um Margot war noch nicht ausgestanden. Schon die erste Frage, die Mutter Eggebrecht ihrem Sohn bei der Heimkehr stellte, ließ das erkennen. »Wie kommst du dazu, dich von einem so entsetzlich verdorbenen Geschöpf auf offener Straße abküssen zu lassen?« erregte sie sich.

Werner versuchte, sie zu beschwichtigen. »Aber Mama! Hätte ich Margot von mir stoßen sollen?«

»Das wäre das einzig Richtige gewesen! Was würde Ditha wohl sagen, wenn sie von dem unglaublichen Vorfall erführe? Und dann hast du das liederliche Frauenzimmer auch noch aufgefordert, zu dir in den Wagen einzusteigen. Was ist nur in dich gefahren, Jungchen? Ditha hat dir das wunderschöne Auto doch nicht geschenkt, damit du mit einer Hure ...«

»Schluß!« fiel er ihr ins Wort. »Margot ist keine Hure. Sie mag Fehler begangen haben, aber das ist auch alles. Und Ditha verübelt es mir bestimmt nicht, wenn ich eine Jugendfreundin einlade, mich auf dem Weg nach Tempelhof ein Stück zu begleiten.«

»Gewiß hast du mit ihr auch eine Tasse Kaffee getrunken.«

»Im Kranzler«, bestätigte er.

Die Mutter rang die Hände. »Ich verstehe dich nicht mehr. Von mir verlangst du, daß ich Ditha akzeptiere, und du treibst dich mit einem Flittchen herum?«

»Wenn es dir Spaß macht, es so zu sehen, dann kann ich dir nicht helfen. Ich versichere dir ... Ach was«, unterbrach er sich. »Wozu darüber reden. Du wirst nie begreifen, daß mir Feindbilder ein Greuel sind. Auch ein schwarzes Schaf hat gutes Fleisch. Außerdem betrachte ich die Dinge mit den Augen des Piloten. Für uns gibt es keine trennenden Grenzen, keine unüberwindbaren Berge und Flüsse. Werde endlich vernünftig, Mama! Intoleranz führt zu nichts, vergiftet nur Geist und Seele.«

Die Mutter wehrte sich: »Du vergißt das Sprichwort: »Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt!«

»Schiller, »Wilhelm Tell«, konstatierte Werner.

Sie schüttelte den Kopf. »Dir ist nie beizukommen.«

»Und warum nicht? Weil du und Papa mir vorzügliche Erbanlagen geschenkt haben.«

Mutter Eggebrecht schloß ihren Sohn in die Arme. »Das hast du schön gesagt, Jungchen.«

Eine kleine Volte hatte genügt, den schwankenden Hausseggen wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Dementsprechend verlief der letzte Tag in Berlin überaus harmonisch. Werner gab am Wannsee ein Abschiedsessen, zu dem er auch Natalja und Kuhnke eingeladen hatte, und nach zwei Gläsern Wein taute Mutter Eggebrecht so sehr auf, daß sie Natalja plötzlich in die Arme schloß und frohlockte: »Ach, es ist zu schön. Jetzt hab' ich auch ein Töchterchen.«

Da konnte nichts mehr schiefgehen. Zu Werners Verblüffung überraschte ihn die Mutter am nächsten Morgen sogar mit dem Wunsch, ihn zur Verabschiedung nach Tempelhof zu begleiten und sich die Maschine anzusehen, die ihn in die Ferne tragen würde. Noch nie hatte sie einen Flugplatz aufgesucht.

Natalja war es gelungen, das Eis aufzubrechen. Er konnte beruhigt nach Spanien fliegen.

Nach einem doch noch recht rührselig verlaufenen Abschied von der Mutter und Natalja starteten Werner und Kuhnke nach Stuttgart, dem künftigen Ausgangspunkt der Luftpoststrecke Deutschland-Brasilien. Beide waren angewiesen, sich auf dem Flughafen Böblingen über den Aufbau der Organisation und die im Ausland gelegenen Stützpunkte und Werkstätten genauestens zu informieren.

Werner gab sich keinen Illusionen hin. Für ihn war die Zeit des freien Schaltens und Waltens zu Ende gegangen. Er glich nun einem Rädchen in einem großen Uhrwerk und hatte gegebene Weisungen präzise zu befolgen. Doch das bedrückte ihn nicht. Im Gegenteil, er war sich darüber klar, daß seine Tätigkeit in Lipezk zeitweilig wilder Kram gewesen war, der allerdings, wie so manch improvisiertes Vorgehen, zu guten Ergebnissen geführt hatte. Auf die Dauer aber mußten andere Wege beschritten werden.

Der Flug nach Stuttgart versetzte ihn in Hochstimmung. In der ›Ju 52‹ war einfach alles anders als sonst. Er saß in einer geschlossenen Kabine, sah die Landschaft gleichsam wie einen Film unter sich vorüberziehen und konnte während des Fluges sogar eine Toilette aufsuchen. Vorbei die peinlichen Lösungen, die dieses Problem aufgebürdet hatte.

»Eines Tages wird es noch Kaffee und Kuchen an Bord geben«, schwärmte Kuhnke.

»Und das Gedeck serviert ein Steward!« übertrumpfte Werner die kühne Prophezeiung.

»Eine Stewardes war' mir lieber«, sinnierte der frischgebackene Funkmaschinist und deutete zur Backbordseite hinüber. »Dort scheint ein neuer Flugplatz gebaut zu werden.«

Werner warf einen Blick auf die Karte. »Kitzingen. Im Gegensatz zu den Erweiterungen in Dessau, Halle und Weimar sieht das da nach einer militärischen Anlage aus.«

»Ist schon toll, was Hitler zuwege bringt. Wenn er die Juden nicht verfolgen würde, wärest auch du mit ihm einverstanden, wa?«

»Manches ist wirklich beeindruckend. Wenn ich mich nicht zufällig in eine Jüdin verliebt hätte, würde mich der Boykott der jüdischen Geschäfte und das Gefasel über Rassenschande vielleicht nicht so gegen Hitler aufbringen wie jetzt.«

Kuhnke blickte vor sich hin. »Hätte ick dich und Ditha nicht kennengelernt, wär' ick bestimmt hundertprozentig für Hitler.«

»Der Mann ist ein Phänomen, hat Charisma und stellt was auf die Beine. Für meine Mutter ist er ein neuer Messias.«

Als Stuttgart am Horizont auftauchte, wanderten Werners Gedanken in frühere Zeiten zurück. In Böblingen hatte er bei der ›Deutschen Luftfahrt GmbH‹ seine letzten Flüge absolviert und in freien Stunden oft die Flugzeugfabrik Klemm besucht, in der Ingenieur Schulze tätig gewesen war.

Beim Überfliegen des Flugplatzes entdeckte er neben dem unscheinbaren Holzbau der früheren Fliegerschule zwei große neue Hallen, an die sich ein noch nicht fertiggestelltes Verwaltungsgebäude anschloß. Auch hier hatte sich vieles verändert. Sein lang gehegter Wunsch, Böblingen eines Tages als Pilot der Lufthansa anzufliegen, ging in Erfüllung. Ein Glücksgefühl überkam ihn. Er saß am Steuer eines Flugzeugs, das achtzehn Passagiere aufnehmen und ohne Zwischenlandung tausend Kilometer zurücklegen konnte. Vor wenigen Tagen erst hatte die Maschine mit dem Kennzeichen 0-2526 das Herstellerwerk verlassen und den Namen ›Zephyr‹ erhalten.

Der Werkmeister begrüßte Werner wie einen alten Freund. »I hab's gewußt. Bischt was geworden. Es lohnt sich ehe, kräftig zuzupacke. Aber heut dürfe wir net viel schwätze. Wir müsse euch alles von obe bis unte zeige. Ist dein Bordwart in Ordnung?«

»Einen besseren könnte ich nicht finden. Wir fliegen seit fünf Jahren zusammen. Aus eigener Initiative hat er das Funken erlernt. Er wurde vor wenigen Tagen zum Funkmaschinisten befördert.«

»Dees freut me für dich. Du weißt: Haderlumpen kann i net leide.«

In den nächsten Stunden wurden Werner und Kuhnke von einem Sachbearbeiter zum anderen gereicht. Sie sollten den Überblick gewinnen, der allein helfen konnte, Leerlauf und Pannen zu vermeiden.

Der gemütvolle Dialekt und die Natürlichkeit der Schwaben machte den Gang durch Büros und Werkstätten zu einem Vergnügen, zumal Werner und Kuhnke einige Male ziemlich ›versäckelt‹ wurden. Sie waren Preußen, schlimmer noch: Berliner! Da konnte man es sich nicht verkneifen, sie ein bißchen auf den Arm zu nehmen.

Der schlagfertige Funkmaschinist blieb freilich keine Antwort schuldig, und seine Witze hatten es in sich. »Wissen Se, warum Propagandaminister Goebbels een Been nachzieht?« fragte er einen Monteur, der ihn hatte auf die Schippe nehmen wollen.

Der Schwabe antwortete: »Na klar, weil der en Klumpfuß hat. Dees weiß doch jeder.«

»Denkste! Det is Tarnung. In dem hat er ’nen Akku für seinen Lautsprecher!«

Beim Abendessen in der ›Post‹ war Kuhnke weniger redselig. Die schwäbische Küche hatte es ihm angetan. Er stöhnte voller Wonne. Spätzle bestellte er gleich dreimal. Und vom ›Hofgartenbier‹ konnte er nicht genug bekommen.

Werner kommandierte schließlich: »Schluß jetzt! Keinen Tropfen mehr! Wir müssen um sieben starten. Wäre Natalja hier, hätte sie uns längst in die Betten gejagt.«

»Erinnere mich nicht an sie!« wehrte der Funkmaschinist ab. »Was du von den verrückten Ideen ihrer Eltern erzählt hast, geht mir nicht aus dem Kopf. Am liebsten würde ick Natalja heiraten. Dann wäre sie aus dem Schlamassel raus. Aber sie ist zu schade für mich.«

»Wieso das?« fragte Werner. Er hatte schon einmal gedacht, daß es nicht schlecht wäre, wenn mehr als nur Kameradschaft Kuhnke und die Funkerin verbinden würde.

Der Funkmaschinist zögerte mit der Antwort. »Wir sind zu verschieden. Beim Stichwort ›Ehe‹ stellt Natalja sich garantiert ’ne nette Wohnung mit Küche und Kinderstube vor – ick hingegen ein Bett, so groß, daß man quer darin liegen kann. Für mich ist sie zu schade.«

Werner wechselte das Thema. »Hauen wir uns in die Falle. Fast zweitausend Kilometer sind morgen zu bewältigen.« – »Und wenn

die hinter uns liegen, mach' ick einigen Spanierinnen die Hölle heiß.«

»Kannst du denn an nichts anderes denken?« fuhr Werner ihn an.

Kuhnke grinste. »Nee.«

Der nächste Tag zeigte, daß sich der Funkmaschinist sehr wohl für andere Dinge erwärmen konnte. Nach den jahrelangen Flügen über die weiten Ebenen, Steppen und Wüsten Rußlands freute er sich über die vielen kleinen Felder, grünen Wiesen und schmucken Dörfer unter ihnen. Häuser mit roten Ziegeldächern sahen aus, als seien sie einer Spielzeugschachtel entnommen. Die Flüsse faszinierten ihn geradezu. Sie glitzerten ebenso wie die in Rußland, machten aber einen gezähmten, wohlherzogenen Eindruck, der auszuschließen schien, daß sie jemals über die Ufer treten würden. Saubere Städte, dichte Wälder, sanft geschwungene Hügel, bizarre Gebirgsrücken, tief eingeschnittene Täler und vor allem die schneebedeckten Gipfel der Schweizer Bergriesen lösten helle Begeisterung aus.

Als die Rhone nach gut zwei Flugstunden bei Lyon erreicht wurde, veränderte sich das Landschaftsbild. Es breitete sich schon südliche Vegetation aus.

Werner wies auf den Fluß. »Später, bei Arles, teilt sich die Rhone und macht aus einem riesigen Distrikt, Camargue genannt, eine Insel, auf der unzählige Wasservögel, wilde Pferde und Büffel ein Paradies wie in Urzeiten vorfinden.«

Kuhnke sah ihn verwundert an. »Woher weißt du das?«

»Ich bin über diese Gegend zufällig besonders gut informiert, weil wir einen Pauker hatten, der die großen Ferien immer in der Camargue verbrachte. Er war ein leidenschaftlicher Ornithologe. Wenn er zurückkehrte, schilderte er uns tagelang, wie er die Vögel beobachtet hatte.«

Eine Weile verstummte das Gespräch, dann erbat Werner das QDR von Lyon.

»Hab's eben bekommen. 170 Grad.«

»Dort drüben, das ist Avignon, eine altherwürdige Stadt, die im vierzehnten Jahrhundert zum Sitz der Päpste wurde. Ihren

festungsartigen Palast würde ich mir gern ansehen. Als Lufthanseaten sind wir aber angewiesen, stur Kurs zu fliegen.«

»Und Flugsicherung zu betreiben!« betonte Kuhnke. »Ich hab' mich gerade in Lyon abgemeldet und Verbindung mit Marseille aufgenommen. QDM 172 Grad.«

»Dann haben wir Millimeterarbeit geleistet. Gib durch, daß wir nach Überfliegen des Peilers das spanische Kap Creus ansteuern und von dort an der Küste entlang nach Barcelona zuckeln.«

Kuhnke betätigte die Funktaste. Er meldete, was ihm aufgetragen war, forderte den Bodendruck an, ließ sich das Streckenwetter geben, nannte die voraussichtliche Landezeit in Barcelona-Prat und übergab dem Piloten zu guter Letzt einen Zettel mit all den Daten, die er erhalten hatte.

Bald darauf reckte Werner plötzlich den Hals und rief emphatisch: »Thalatta! Thalatta!«

Der Funkmaschinist staunte: »Ist das spanisch?«

»Nein, griechisch. Der Kundschafter Alexanders des Großen soll diesen Ausruf getan haben, als er nach langem Marsch durch trostlose Gegenden endlich das Meer erblickte. ›Thalatta! Thalatta!‹ Vor uns liegt der Golfe du Lyon. Wir nähern uns Spanien! Spanien, das Ditha und uns beiden für die nächsten Jahre zur Heimat werden soll.«

Zu der Zeit, da Werner das Mittelmeer erreichte, betrat SS-Sturmführer Malbinger das am Tirpitzufer gelegene Haus Nummer 72-76 und bat den Pförtner, ihn Major Winter zu melden. Nach einem kurzen Telefonat erhielt er einen ›Laufzettel‹, und ein Hausdiener zeigte ihm den etwas komplizierten Weg zum Büro des Nachfolgers von Admiral Löhrs.

Verwundert fragte sich der Abteilungsleiter, weshalb ihn ein Angehöriger der SS zu sprechen wünschte. Ein ungutes Gefühl beschlich ihn, als der Angemeldete in den Raum trat.

»Heil Hitler!« schmetterte Sturmführer Malbinger mit ausgestrecktem Arm, schlug die Hacken zusammen, schnarrte Dienstgrad und Namen und nannte das Amt, für das er tätig war.

Major Winter gab sich erstaunt. »Ein Mitglied des SS-Sicherheitsdienstes wünscht mich zu sprechen? Da muß eine Verwechslung vorliegen. Vermutlich möchten Sie einen Herrn vom Amt ›Ausland/Abwehr‹ konsultieren, das uns entgegenkommenderweise seit Jahren in diesem Haus einige Räume zur Verfügung gestellt hat. Allerdings nur noch für kurze Zeit«, fügte er, sich gesprächig gebend, hinzu. »Wir bereiten gerade den Umzug in das ehemalige Gebäude der Darmstädter und Nationalbank vor, das dem früheren Direktor der ›Deutschen Luft Hansa‹, General Milch, zur Verfügung gestellt wurde. Sie wissen, daß Göring ihm den Aufbau der neuen Luftstreitmacht übertragen hat. Ich bin für das Ressort ›Zivile Luftfahrt‹ zuständig.«

»Danke, ich bin genauestens informiert«, erwiderte Sturmführer Malbinger selbstbewußt. »Meine Aufgabe ist die Überwachung aller an exponierter Stelle tätigen Personen, zu denen auch ein Pilot gehört, der in Lipezk Flugzeuge zu erproben hatte.«

Eggebrecht, schoß es dem Major durch den Kopf. Verdammt, der Flug nach Österreich war also bekanntgeworden. »Und was kann ich für Sie tun?« Er wies auf einen Stuhl. »Möchten Sie Platz nehmen?«

Der Beauftragte des Sicherheitsdienstes setzte sich und schlug die Beine übereinander. »Flugzeugführer Werner Eggebrecht ist Ihnen bekannt, nicht wahr?«

»Ja, natürlich. Er ist einer unserer erfahrensten Piloten.«

»Mich würde interessieren, was er verdient.«

Major Winter stutzte. »Warum denn das?«

»Er fährt einen Mercedes, der fast zwanzigtausend Mark kostet. Erlaubt sein Einkommen die Anschaffung eines so teuren Wagens?«

»Vielleicht hat er ihn sich geliehen?«

»Nein, er hat mir gesagt, daß das Fahrzeug ihm gehört. Könnte er nicht von russischer Seite ...«

»Ausgeschlossen«, unterbrach ihn der Abteilungsleiter. »Sie kennen Eggebrecht?«

»Wir haben gemeinsam die Penne besucht.«

»Ach, so ist das.« Es erleichterte den Major, daß der Flug nach Österreich nicht zur Debatte stand. Aber wieso stellte dieser Mensch,

wenn er mit Eggebrecht gesprochen hatte, Nachforschungen über dessen Einkommen an? »Haben Sie was gegen Ihren Con-Pennäler?« fragte er geradeheraus.

Sturmführer Malbinger erkannte, daß er einen Fehler gemacht hatte. »Wie kommen Sie darauf?«

»Wenn Sie sich mit Eggebrecht unterhalten haben, hätten Sie ihn doch selbst fragen können.«

»Das wäre mir peinlich gewesen.«

»Und es ist Ihnen nicht peinlich, deswegen offizielle Nachforschungen anzustellen? Nein, Herr Sturmführer, wenn Sie von mir etwas erfahren wollen, müssen Sie schon den wahren Grund Ihrer Recherchen nennen.«

»Tut mir leid: geheime Dienstsache.«

»Dann sehe ich mich außerstande, Ihnen Auskunft zu erteilen.«

»Der SS-Sicherheitsdienst kann unmöglich darlegen, weshalb und warum er wen unter die Lupe nimmt.«

»Für mich gilt das gleiche. Sie können von mir nicht erwarten, daß ich Ihnen ohne triftigen Grund Einsicht in unsere Akten gewähre.« Der Major erhob sich. »Verstehen Sie, daß ich unser Gespräch als beendet betrachten muß.«

Sturmführer Malbinger schoß das Blut in den Kopf. »Ich werde um die Erlaubnis nachsuchen, Sie über Details zu informieren.«

»Tun Sie das. Ich stehe Ihnen dann jederzeit zur Verfügung.«

Als der Beauftragte des Geheimen Sicherheitsdienstes gegangen war, überlegte Major Winter: Was mag hinter der Geschichte stecken? Irgend etwas stimmt da nicht. Schade, daß ich Eggebrecht nicht fragen kann. Dieser Malbinger gefällt mir nicht.

Nach einem einstündigen Flug entlang der bizarren, malerischen Costa Brava, zwischen deren oft steil in das Meer abfallenden Granitfelsen Buchten mit schneeweißen Stränden und kleinen Fischerdörfern lagen, wurde die Hauptstadt Kataloniens erreicht. Mehr noch als ihre Größe überraschte Werner der Hafen mit seinen vielen Wehren, Molen, Speicherhallen und Schiffen. Aus dem Gewirr der Anlage erhob sich die sechzig Meter hohe Säule mit dem

Standbild des berühmten Columbus. Der Kontrast zwischen der Altstadt und den neueren Stadtteilen war faszinierend. Hier ein eng zusammengeschachteltes Häusermeer mit schmalen Gassen, dort große Prachtbauten, weite Plätze, breite Straßen, Avenuen und Alleen, die sich gradlinig durch die Stadt zogen.

Dagegen mutete der im Süden von Barcelona unmittelbar am Meer gelegene Flugplatz Prat idyllisch an. Die Grasnarbe leuchtete saftiggrün, an den Rändern wuchsen Palmen. Ein weiß gestrichenes niedriges Verwaltungsgebäude weckte Erinnerungen an Kleinbahnstationen in grauer Vorzeit.

Kuhnke öffnete das Glasdach der »Ju J2« und setzte die Flagge der Lufthansa. »Wenn alle spanischen Plätze so aussehen,kehr' ick so schnell nicht nach Deutschland zurück.«

Werner ließ die Maschine auf eine schwächliche Gestalt zurollen, die seitlich vom Gebäude stand und lebhaft winkte.

Es war der DLH-Vertreter. »Herzlich willkommen!« rief er mit erhobenen Armen, als die Motoren abgestellt waren. »Der Tankwagen erscheint gleich.«

Werner und Kuhnke verließen das Flugzeug.

»Schwarz«, stellte sich der Deutsche vor. »Vielleicht ist Ihnen mein Name aus früherer Zeit bekannt. Ich war Mitbesitzer der »Schwarz-Katzenberg-Flugzeugwerke.«

Welch ein Sturz, dachte Werner betroffen. Ist er Jude? Hat Gablenz auch ihm weitergeholfen? »Wenn ich Ihnen sage, daß ein Doppeldecker aus Ihrer Produktion mein erstes Schulflugzeug war, werden Sie sich denken können, wie sehr ich mich freue, Sie kennenzulernen.«

Der DLH-Vertreter umarmte ihn. »Das ist Musik in meinen Ohren. Unsere Maschinen waren wirklich sehr beliebt. Aber dann ... Schwamm drüber. Ich lade Sie und Ihren Kameraden zu einem Imbiß ein.«

»Kommt nicht in Frage«, widersprach Werner. »Sie sind unser Gast.«

»Also gut, bevor ich mich schlagen lasse.«

Im Verwaltungsgebäude gab es ein hübsches Restaurant mit ausgezeichneter Küche und vorzüglichen Weinen.

Der einstige Flugzeugfabrikant wurde nach einigen Gläsern redselig. »Wählen Sie diesen katalonischen ›Castell de Remey‹, wo immer sie ihn bekommen können«, riet er mit blanken Augen. »Er ist leichter als der ›Rioja‹, der unzweifelhaft zu den besten Tropfen Spaniens zählt, aber den schweren Bordeauxweinen gleicht. Falls Sie einen Weißwein vorziehen ...«

»Gibt's hier auch süffiges Bier?« unterbrach ihn Kuhnke.

Leo Schwarz schluckte. »Von Bier verstehe ich nichts. Das spanische soll ganz gut sein. In Sevilla gibt's sogar ein blau-weiß gestrichenes Münchner Bräuhaus.«

Der Funkmaschinist rieb sich die Hände. »Dann kann mir ja nicht viel passieren.«

»Stimmt!« bekräftigte Werner unwillig.

Kuhnke stutzte. »Bin ick mal wieder ins Fettnäpfchen getrappst?«

»Das zu behaupten wäre übertrieben.«

»Dann werd' ick mich jetzt mal um unseren Vogel kümmern.«

Der DLH-Vertreter schmunzelte, als der Funkmaschinist gegangen war. »Leute wie er haben es gut. Die nehmen nichts krumm, sind frei von Komplexen und sind immer prächtiger Laune.«

»In Kuhnkes Fall muß ich hinzufügen: Er ist obendrein eine treue Seele und hat das Herz am rechten Fleck.«

Als Werner zum Weiterflug nach Sevilla gestartet war, mutete ihn die Zwischenlandung in Barcelona wie ein burleskes Intermezzo an. Seine Vermutung, Leo Schwarz sei Jude und die Lufthansa habe ihm unter die Arme gegriffen, hatte sich noch verdichtet. Er bewunderte die Haltung des einst wohlhabenden Fabrikanten, der bei der Verabschiedung auf das Meer gewiesen und gesagt hatte: »Ist es nicht wunderbar hier? Ich bin heute glücklich und zufrieden. Auch ein kleines Leben kann unglaublich groß sein.«

Auf dem Flug nach Sevilla, der aus Erkundungsgründen über Zaragoza und Madrid führte, erinnerte sich Werner mehrfach an diesen Ausspruch. Besonders zwischen Lerida und Zaragoza. Das

Land, zuerst rotbraun und baumlos, war zum Ebro hin wie ausgebleicht. Man glaubte, über eine Mondlandschaft zu fliegen. Weder Sträucher noch Gräser waren zu sehen. Und doch gab es immer wieder Dörfer. Wovon lebten die Menschen? Ihre Häuser hatten die Farbe des Bodens; die glaslosen Fenster glichen den Augen hungernder Kinder.

Selten sah man bestellte Felder. Abgesehen von Zaragoza, entdeckte Werner keine Ortschaft, die Wohlstand verriet. Was hatte Spanien einst zu so hoher Blüte gebracht, daß seine Könige in der Lage gewesen waren, sich ein Weltreich zu schaffen, in dem die Sonne nicht unterging? Nur die Hauptstadt Madrid, die vom Flugzeug aus einem feinziselierten mattglänzenden Stein glich, ließ einstigen Reichtum erkennen. Sonst überall verkarstetes Land. Hatte der Bau der ›Armada‹, der großen Flotte, die England erobern sollte, wirklich zur Abholzung der Wälder geführt? Konnte Raubbau binnen weniger Jahrhunderte derart katastrophale Folgen haben? Lediglich im Bereich der Flüsse schimmerte ein wenig Grün. Die rostbraunen Ortschaften sahen aus, als schämten sie sich ihrer Armut. Oder täuschte das Bild? Gab es einen Wohlstand, der aus der Höhe nicht erkennbar war?

Werner atmete auf, als sich die Landschaft hinter der Sierra Morena schlagartig änderte und die vor ihm liegende andalusische Ebene einem grünen Teppich glich. Plötzlich überall fruchtbare Felder mit Bohnen und Mohren, Pfeffer und Artischocken, Melonen und Kürbissen, Knoblauch und vielen anderen Gemüsearten.

»Ist ja toll!« rief Kuhnke begeistert. »Eben noch die Hölle, nun das Paradies!«

Kurz nach neunzehn Uhr landete Werner in Sevilla-Tablada. Beim Überfliegen der Stadt hatten ihn die riesige gotische Kathedrale, ein hoher viereckiger Turm, die Kaianlagen am Rio Guadalquivir, die vielen engen Gassen und ein großer Park beeindruckt. Der Flugplatz aber sah trist aus. Die Grasnarbe war stark abgenutzt. Mehrere Holzhallen sprachen dafür, daß in Tablada eine Fliegerschule oder ein militärischer Verband stationiert war.

Empfangen wurde die Besatzung vom DLH-Vertreter Dallmeier, einem Bayern, dessen Dialekt es zweifelhaft erscheinen ließ, daß er ein verständliches Spanisch sprach. Dennoch war dies der Fall. Er galt als clever, half, wo er konnte, und verstand es meisterhaft, selbst alltägliche Vorkommnisse attraktiv zu gestalten.

Er begrüßte Werner mit den Worten: »Ein vermutlich reizendes weibliches Wesen hat mir Ihr Kommen schon vor einer Woche avisiert.« Er griff in seine Westentasche und förderte einen Brief zutage. »Die Absenderin dieses Schreibens dürfte Ihnen sehr nahestehen. Sonst wüßte sie nicht, daß an die Lufthansa in Sevilla-Tablada gerichtete Post Sie mit Gewißheit erreicht.«

Werner blickte überrascht auf die Rückseite des Umschlags.

Kuhnke schaute ihm über die Schulter. »Nicht zu glauben. Von Ditha! Sie kann offenbar nicht leben, ohne für eine Überraschung zu sorgen.«

»Wenn das so ist«, Dallmeier zog einen zweiten Brief aus der Tasche, »dieses von der gleichen Dame in London aufgegebene Schreiben erreichte uns gestern auf dem Luftpostweg. Kann es für Ihre Tätigkeit ein besseres Omen geben?«

Werner war verblüfft. »Nehmen wir es so, wenngleich unsere Konkurrenz, die französische ›Aeropostal‹, die Beförderung übernommen haben dürfte.«

Erst jetzt nannte der DLH-Vertreter seinen Namen und erkundigte sich nach dem Verlauf des Fluges.

Werner reichte ihm die Hand. »Wir hatten hervorragendes Wetter.«

»Und die Motoren schnurrten wie Kreisel«, ergänzte Kuhnke.

»Um Ihre Maschine brauchen Sie sich nicht zu kümmern. Ich bringe Sie gleich ins Hotel Cristina, wo zwei Zimmer reserviert sind. Vorerst für vier Wochen.«

Der Funkmaschinist spitzte die Lippen. »Hört sich gut an. Ohne die Kanzel und Motoren abgedeckt zu haben, kann ick hier aber nicht weg.«

»Das erledigt ein zuverlässiger Deutscher, ein Absolvent der Ingenieurschule Ilmenau, der das Studium abbrechen mußte, weil es

seinen Vater in diese Gegend verschlagen hat. Nun steckt er die Nase von morgens bis abends in Flugzeuge, und seit er weiß, daß wir einen Postdienst nach Bathurst aufziehen, hegt er gewisse Hoffnungen. »Ja mei«, hat er gesagt, »wann i da mal mitfliegen derft, tat i die Maschin a Jahr lang verhätscheln.« Da kommt er gerade.« Dallmeier winkte einem blonden jungen Mann zu. »Komm her, Wastl! Ich mach' dich mit den Herren von der »Ju« bekannt. Wennst heut die Maschine versorgst, erklimmst die erste Sproß auf deiner Wunschleiter.«

Sebastian Kreuzpointners Augen glänzten. »Ich würde das Flugzeug gern betreuen. Mit dem »BMW 132« kenn' ich mich aus.«

»Großartig. Es soll nicht Ihr Schaden sein, wenn Sie uns zur Hand gehen.«

Der aus seinem Studium herausgerissene Bayer wurde aufgeregt. »Geld will i net. I möcht' halt mal mitfliegen.«

»Darüber können wir reden.«

»Morgen früh wasch' ich als erstes die Motoren.«

»Das machen wir zusammen«, erklärte Kuhnke. »Ich komm' gegen elf.«

»Bis dahin bin ich längst fertig.«

»Um so besser. Dann werd' ick dein Werk begutachten und mich mit dir unterhalten. Ick muß doch wissen, wat du so aufm Kasten hast. Einverstanden?«

Der Bayer strahlte. »Ich lass' mich gern prüfen. Wenn Sie wollen, können wir das in aller Ruhe bei uns tun. Mein Vater ist Braumeister und hat das Münchner Bierhaus in der Calle de Sierpes übernommen.«

Kuhnke tat einen Juchzer. »Und da gibt es Menschen, die behaupten, der Herrgott stehe nur auf der Seite der Gerechten.«

Während der Fahrt in die Stadt hörte Werner kaum, was Dallmeier ihnen über die Metropole Andalusiens erzählte. Er brannte darauf, Dithas Briefe zu lesen, sobald er allein war. Erst die ansprechende Fassade des am Park Maria Luisa gelegenen Hotels holte ihn in die Gegenwart zurück. Und er fühlte sich gleich wohl, als er die von Säulen umstandene Empfangshalle betrat, die trotz ihrer modernen

Eleganz orientalisch anmutete. Ehe er sich umsehen konnte, waren Kuhnke und er von Hausdienern umringt, die das Gepäck übernahmen und damit verschwanden. Doch als sie später zu ihren Zimmern geführt wurden, stellten sie verwundert fest, daß ihre Koffer sich bereits dort befanden.

Während der Funkmaschinist fassungslos die schweren Teppiche, die Brokatvorhänge und das hübsche Bad betrachtete, ließ sich Werner erleichtert in einen Sessel fallen und sah im Geiste ein ebenso komfortabel ausgestattetes Doppelzimmer vor sich. Keine Sekunde zögerte er mehr, Dithas in Lissabon aufgegebenen Brief zu öffnen. Sie schrieb:

»Geliebter! Vom Ersten Offizier des Schiffes, das uns über Sizilien nach Portugal brachte – übrigens ein charmanter Österreicher in prächtiger Uniform und mit einem Bärtchen auf der Oberlippe, das beim Küssen wahrscheinlich sehr kitzelt –, erfahre ich soeben, daß der Flugplatz von Sevilla »Tablada« heißt. (Wir liegen für eine Stunde im Hafen von Lissabon. Besagtem Schönling war es dadurch möglich, die von mir erbetene Ermittlung anzustellen. Preis: mindestens zwei Tänze! Du wirst mir verzeihen. Ich verspreche Dir, jedes aufkommende Gefühl unerbittlich zurückzudrängen. Sei also unbesorgt.)

Ich bin überglücklich, Dir schreiben zu können, auch wenn mein Brief Dich erst in zirka zehn Tagen erreichen wird.

Doch nun der Reihe nach: Mam und Paps geht es ausgezeichnet. Mir ebenfalls. Erst jetzt spüren wir, welcher Druck in den letzten Wochen und Monaten auf uns lastete. Wir sind wie erlöst und wollen so schnell wie möglich vergessen, was hinter uns liegt. Selbstverständlich nicht, daß Du uns über die rettende Grenze gebracht hast. Paps sagt oft: »Ohne Werner wären wir nun arm wie eine Kirchenmaus.« Er hat recht. Für mich gibt es natürlich Wichtigeres, obwohl ich gestehen muß, daß ein finanzielles Pölsterchen auch meine Nerven beruhigt.

Soeben brachte mir mein charmanter Offizier einen spanischen Reiseführer in englischer Sprache. (Erstaunlich, was ein Caballero alles tut, um einen dritten Tanz herauszuschinden. Hoffentlich geht's gut. Nach drei Tänzen soll schon manche Frau schwach geworden

sein.) Bis wir London erreichen, hoffe ich mich über Sevilla so weit informiert zu haben, daß ich in der Lage bin, Dir die wichtigsten Baudenkmäler, Museen, Vergnügungsstätten und auch einige »Etablissements« zu nennen. Ich tu' eben alles, um Dir zu gefallen.

Hast du den Wagen nach Spanien transportieren lassen? Wenn Du die Post nach Bathurst austrägst, möchte ich nicht herumhocken müssen. Ich selbst habe nicht vor, schon bald »auszutragen«. Solange wir keinen festen Boden unter den Füßen haben, würde ein Kind uns behindern. Vorerst will ich Dir überallhin folgen können. Und Dich lieben, lieben und nochmals lieben. Als wir uns kennenlernten, war ich achtzehn. Jetzt bin ich vierundzwanzig. Mach Dich auf einiges gefaßt!

Der charmante Oberlippenbartträger hat gerade wieder in meine Kabine geschaut. Es sei höchste Zeit, den Brief aufzugeben. In zehn Minuten lege das Schiff ab. Also kröne ich meine Zeilen schnell noch mit vielen glühenden Küssen. Immer Deine Ditha.<

Das zweite, in London aufgegebene Schreiben begann mit den Worten: »Damit Du es gleich weißt: Es ist nichts passiert. Alles ist gutgegangen. Selbst nach dem dritten Tanz bin ich nicht umgekippt. Im übrigen habe ich folgendes festgestellt: Die alles überragende Giralda – so heißt der Turm der einstigen Moschee, an deren Stelle im vierzehnten Jahrhundert die Kathedrale von Sevilla errichtet wurde ist über hundert Meter hoch und erhielt harmonisch abgestimmte Glocken. Das berühmte Gotteshaus ist 136 Meter lang, hat fünf Kirchenschiffe mit 37 Kapellen. Baustil: gotisch. Bauzeit: 92 Jahre. Somit unterstreicht auch dieses grandiose Werk die Richtigkeit des Wortes: »Wer Sevilla nicht gesehen hat, hat noch kein Wunder gesehen.«

Weiteren Unterricht erteile ich Dir, so nichts dazwischenkommt, in etwa drei Wochen. Paps konnte gestern einige Telefongespräche führen, die uns hoffnungsfroh in die Zukunft blicken lassen. Ihm wurde die Vertretung der Kugellagerfabrik für ganz Europa angetragen. Sitz in Stockholm. Deutschland soll ausgeklammert und nicht mehr beliefert werden. Das ist die Auswirkung der schwachsinnigen Politik dieser Nationalsozialisten. In den Londoner Straßen prangen Plakate mit der Aufschrift: BOYCOTT ALL GERMAN GOODS! Der Fluch der bösen Tat! Überall beginnt man,

sich gegen die Methoden des Dritten Reiches aufzulehnen. Paps hofft, daß Hitler vielleicht doch noch erkennt, wohin seine Politik führt. Es wäre ein Segen, wenn der Wahnwitzige das Steuer herumwerfen würde. Für viele unserer Glaubensbrüder wäre es die Rettung; für uns selber gibt es natürlich kein Zurück, obgleich Paps, solange er lebt, Deutschland nachweinen wird. In ihm ist etwas zerbrochen. Er will nun alles tun, um den Schweden, deren Toleranz wir jetzt erleben, seinen Dank abzustatten.

Morgen fliegen wir via Kopenhagen nach Stockholm. Halte die Daumen, daß alles klappt. Je näher das Ziel heranrückt, um so mehr klopf mein Herz. Es darf nichts schiefgehen!

Ich schreibe Dir, sobald wir in Schweden sind und ich überblicken kann, wie sich die Dinge entwickeln. Bis dahin träume ich Tag und Nacht von Dir. Immer Deine Ditha.<

Während Kuhnke zum Flughafen fuhr und Werner einen ersten Spaziergang durch Sevilla machte, suchte Sturmführer Malbinger die Garage am Halensee auf, bei der, wie er über die Zulassungsbehörde ermittelt hatte, Eggebrechts Wagen gekauft worden war. Er kam nicht darüber hinweg, daß sein Klassenkamerad ihn laut einen Scheißkerl genannt hatte. Eine Strafanzeige wagte er nicht zu erstatten. Zu groß war die Gefahr, daß die einstigen Mitschüler Dodo Eisenberg und Egmont Coubertin gegen ihn aussagten. Er hatte ihnen vor Jahren in Timmendorf gedroht, ihr wechselseitiges Spiel mit Margot und Lydia auszuplaudern, falls sie nicht dafür sorgten, daß er mit von der Partie sei. Doch die beiden hatten ihm kaltschnäuzig erklärt: ›Wenn du das Maul aufreißt, melden wir der Staatsanwaltschaft, du hättest mehrfach versucht, uns zu homosexuellen Handlungen zu verleiten. Und das werden wir beschwören! Kapierst du? Zwei gegen einen!<

Malbinger wußte auch jetzt, daß er es sich nicht leisten konnte, offiziell gegen Werner Eggebrecht vorzugehen. Aber er hoffte, Rache nehmen zu können, ohne selbst in Erscheinung zu treten.

Einen konkreten Plan hatte er noch nicht gefaßt, als er zu der Garage am Halensee fuhr. Er malte sich aus, daß seine Vermutung, aus dem Piloten Eggebrecht könne in der Sowjetunion ein

bestochener Agent geworden sein, eine indirekte Bestätigung erführe.

Im Ausstellungsraum des Autohändlers erklärte er nach einem zackigen Hitlergruß, daß er den Inhaber zu sprechen wünsche.

»Mein Vater ist verreist«, antwortete der Verkäufer. »Doch ich kann Ihnen jede Auskunft erteilen.«

»Sie haben Herrn Werner Eggebrecht einen Mercedes ›Mannheim-Sport‹ geliefert, nicht wahr?«

»Das stimmt.«

»Welche Zahlung wurde vereinbart? Bar oder in Raten?«

Der Sohn des Geschäftsinhabers war verdutzt. »Entschuldigen Sie, Herr Sturmführer, Wagen dieser Klasse werden niemals auf Raten gekauft.«

»Nun gut. Erhielten Sie von Herrn Eggebrecht einen Scheck, oder übergab er den Kaufpreis?«

»Weder – noch. Er hat überhaupt nicht gezahlt.«

Malbinger sah sich am Ziel seiner Wünsche. »Ein anderer hat die Rechnung reguliert?«

»Ja, Fräulein Gülden.«

»Eine Dame?«

»Fräulein Gülden ist die Braut des Piloten. Der Mercedes sollte ein Hochzeitsgeschenk sein. Bestellt hat sie ihn Mitte letzten Jahres. Die Lieferung erfolgte wenige Monate später, und wir erhielten Weisung, das Fahrzeug auf den Namen von Herrn Eggebrecht zuzulassen, es in den Ausstellungsraum zu stellen und für 1933 zu versteuern. Eines Tages kam sie und sagte: ›Es kann sein, daß ich für längere Zeit verreisen muß. Übergeben Sie den Wagen meinem Verlobten, der spätestens Mitte des Jahres nach Deutschland zurückkehren wird.‹ Herr Eggebrecht erschien jedoch schon sehr viel früher. Nämlich vor zwei Wochen. Er fuhr den Mercedes nur wenige Tage und ließ ihn dann nach Sevilla transportieren. Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Doch, doch. Ich wußte nur nicht ... Können Sie mir die Adresse von Fräulein Gülden geben?«

»Selbstverständlich. Wenn Sie sich einen Augenblick gedulden ...«

Der Sturmführer war vor den Kopf geschlagen. Sein Klassenkamerad entpuppte sich als kostspieliger Liebhaber einer vermögenden jungen Dame. Aus der Traum!

Malbinger hatte das Spiel bereits verloren gegeben, als der Verkäufer mit einer Akte zurückkehrte. »Da ist eine komische Sache. Laut Paß heißt Fräulein Gülden mit Vornamen Judith. Den Vertrag hat sie aber mit ›Ditha‹ unterschrieben.«

Der Sturmführer war wie elektrisiert. »Judith Gülden haben Sie gesagt? Sah sie jüdisch aus?«

Der Sohn des Geschäftsinhabers blickte vor sich hin. »Eigentlich nicht. Sie ist sehr hübsch. Aber jetzt, wo Sie mich fragen ...« Er zog die Akte nochmals zu Rate, »ihr Vater hat den Vornamen David. Wenn ich mir sein Äußeres vergegenwärtige ... Ich glaube schon, daß er Jude ist.«

Wenige Minuten später fuhr Sturmführer Malbinger nach Zehlendorf-West und hielt in der Argentinischen Allee vor einer Villa, aus der eben ein uniformierter Angehöriger der Wach- und Schließgesellschaft und ein Angestellter der Elektrizitätswerke heraustraten.

»Ick glaube, Sie kommen zu spät«, frotzelte der Uniformierte. »Die Herrschaften sind längst über alle Berge.«

»Und was machen Sie in der Wohnung?«

»Ick mußte aufschließen, damit der verbrauchte Strom abgelesen werden konnte.«

Sturmführer Malbinger wandte sich an den Angestellten des EWerks. »Wer hat Ihnen den Auftrag gegeben?«

»Mein Chef.«

»Und woher weiß der, daß Güldens das Haus verlassen haben?«

»Weeß ick nich. Ick weeß überhaupt jar nischt.«

Der Wachmann grinste. »Angeblich hat ein südamerikanisches Generalkonsulat die Villa mitsamt Mobiliar gemietet. Die Juden sind helle. Da sie kein Geld aus Deutschland mitnehmen dürfen, vermieten sie ihr Hab und Gut an Ausländer und kommen so doch zu

ihrer Penunse. Aber die hier«, er wies auf das Haus, »die waren in Ordnung. Allen Angestellten haben sie noch für ein volles Jahr Lohn ausbezahlt.«

»Heil Hitler!« brüllte Sturmführer Malbinger und hastete davon.

Sevilla begeisterte Werner. Der von Ditha zitierte Spruch war absolut zutreffend. Es gab vieles in der Stadt, das wie ein Wunder anmutete – angefangen bei dem in unmittelbarer Nähe des Hotels gelegenen ›Torre del Oro‹, der einst ein sicherer Hort für das in Südamerika geraubte Gold gewesen war, bis hin zu der Blütenpracht, die selbst die engsten Gassen wie einen Blumenkorso erscheinen ließ. Das labyrinthartige Zentrum war die reinste Märchenwelt. Die im maurischen Stil erbauten Häuser hatten Innenhöfe mit schattigen Sitzgelegenheiten und kühlenden Springbrunnen, die ebenso wie die Wasserspiele auf den öffentlichen Plätzen und in den Parkanlagen von einem Aquädukt gespeist wurden, der Sevilla seit der Zeit Julius Caesars mit kristallklarem Wasser versorgt. Überall Spuren einer großen Vergangenheit. Römer und Mauren hatten den Reichtum der Stadt begründet und aus ihr ein Kleinod gemacht.

Im Hotel erhielt Werner die Nachricht, daß die zum ›Flugzeugmutterschiff‹ umgebaute ›Westfalen‹ Cádiz angelaufen habe und am nächsten Morgen nach Bathurst weiterfahren werde. Er entschloß sich, eine Ehrenrunde über dem schwimmenden Stützpunkt zu fliegen. Das ließ sich ohne weiteres verantworten. Er hatte den Auftrag, vor Antritt des ersten Fluges nach Bathurst die Städte Melilla, El Araich, Sidi Ifni und Villa Cisneros anzufliegen und sich über die örtlichen Verhältnisse zu informieren. Und da aus seinen Unterlagen hervorging, daß die ›Westfalen‹ eine Geschwindigkeit von 11,5 Knoten entwickelte, war es kein Problem, zu errechnen, wann er starten mußte, um den Kurs des Schiffes im Atlantik zu kreuzen.

Der DLH-Vertreter wäre gern mitgeflogen, aber er hatte zusätzlich die Betreuung einiger Flugzeuge der ›IBERIA Compania Aera de Transportes SA‹ übernommen, was seinen persönlichen Ehrgeiz befriedigte. Er ahnte nicht, daß er damit den Grundstein für eine

Brücke legte, die eines Tages gebaut und für die deutsche Besatzung bedeutungsvoll werden sollte.

Am Abend besprach Werner mit Kuhnke die geplante ›Treffpunktaufgabe‹. Sie kamen überein, Sebastian Kreuzpointner, der sich stundenlang an der ›Ju‹ zu schaffen gemacht hatte, an dem Flug teilnehmen zu lassen. Für den immer durstigen Funkmaschinisten war das ein willkommener Anlaß, schnell noch einmal zum Deutschen Bierhaus hinüberzuflitzen, um den jungen Bayern zu informieren. Es war ja noch nicht spät. Im Cristina, wie in allen anderen Hotels und Restaurants Sevillas, wurde das Abendessen frühestens gegen zweiundzwanzig Uhr serviert.

Zu Werners Freude berichtete ihm Dallmeier zu später Stunde, die ›Westfalen‹ werde pünktlich um neun Uhr dreißig in Cádiz ablegen und Kurs auf Las Palmas/Gran Canaria nehmen. Sofort angestellte Berechnungen ergaben, daß die Fahrroute geschnitten werden würde, wenn sie mit dem Flugzeug um vierzehn Uhr dreißig in Sevilla starteten. Nach einer Umkreisung des Schiffes blieb ihnen dann noch genügend Zeit, in El Araich zu landen, Tanger und Tetuan zu überfliegen und sich auf dem Rückflug Gibraltar anzusehen.

Kuhnke war am nächsten Morgen nicht in bester Stimmung. Er hatte noch keiner Spanierin ›die Hölle heiß machen‹ können.

Im Gegensatz zu ihm glich Sebastian Kreuzpointner einer brennenden Fackel. Die Freude, an einem vielstündigen Flug teilnehmen zu dürfen, brauchte ein Ventil. »Ein Leben lang werde ich Ihnen dafür dankbar sein, Herr Eggebrecht«, versicherte er überglücklich.

»Schon gut, Sie ›Halbingenieur‹. Nach allem, was Kuhnke mir erzählte, könnte es sein, daß Sie nicht nur heute mit uns fliegen.«

Dies wurde für Werner fast schon zur Gewißheit, als er zur Platzgrenze rollte. Kreuzpointner hatte sich mit der ›Ju 52‹ bereits so vertraut gemacht, daß er beim Eindrehen gegen den Wind fragte: »Antriebsklappen auf fünfzehn Grad?«

Verwundert antwortete der Pilot: »Wenn Sie sich so genau auskennen, dann drehen Sie gefälligst an dem Handrad.«

Der Bayer ließ sich das nicht zweimal sagen und erklärte gleich darauf: »Fünfzehn Grad ausgefahren!« Und kaum war die Maschine

eingeschwenkt und zum Stillstand gekommen, stellte er die nächste Frage: »Preßluft zu?«

Werner konnte nur staunen. »Hat Kuhnke Ihnen Schnellunterricht erteilt?«

»Das kann man wohl sagen. Und anschließend hat er mir die Betriebsanleitung in die Hand gedrückt. Die halbe Nacht hab' ich gebüffelt.«

»Wenn Sie so weitermachen, werden sich für Sie und für uns erfreuliche Perspektiven ergeben.«

Kreuzpointner schloß den Preßfluthahn und drückte den mittleren Gashebel nach unten, bis es zischte.

Werner betrachtete ihn mit schräggelegtem Kopf. »Klappen Sie das ›Armsünderbänkchen‹ herunter, und schnallen Sie sich an.«

Punkt vierzehn Uhr dreißig startete er und nahm Kurs auf die seit vier Stunden in Richtung Gran Canaria fahrende ›Westfalen‹. Nach einer Weile fragte er Kreuzpointner: »Na, wie gefällt es Ihnen?«

Die wasserblauen Augen des Bayern blickten über den Mittelmotor hinweg auf das Meer hinaus. »Ja mei, was soll i da sagen? Narrisch g'fällt's mir! I hab' mir ja viel vorgestellt, aber dies ... Einmalig! Man muß vorm Herrgott den Hut ziehen. Unglaublich, wie schön er alles gemacht hat. Von oben sieht man's erst richtig.«

Der Junge ist ein Glücksfall, dachte Werner. Der paßt zu uns. Ich werde beantragen, die Planstelle des Bordmonteurs zu besetzen. Auf die Dauer kann Kuhnke ohnehin nicht beide Aufgaben erfüllen.

Der Atlantik glich an diesem Tag flüssigem Blei, durchzogen von den Schaumteppichen der Schiffe, die in östlicher und westlicher Richtung die Meerenge von Gibraltar passierten.

Die Flughöhe betrug fünfhundert Meter. Werner steuerte den von ihm errechneten Kurs, der sich nach einer Flugstunde mit der Route der ›Westfalen‹ schneiden mußte, und es war ihm eine Genugtuung, als das Schiff etwa fünf Minuten vor der ermittelten Zeit am Horizont auftauchte.

Schon von weitem ließen die Aufbauten des schwimmenden Flugstützpunktes erkennen, daß es sich um ein ungewöhnliches Spezialschiff handelte. Über dem Heck thronte ein mächtiger

Wippkran zum Anbordheben der Flugboote. Die von Heinkel konstruierte Katapultanlage war auf das Vorderschiff montiert. Verglichen mit dem Kran, sah sie so winzig aus, daß es schwerfiel zu glauben, sie könne ein schweres, mit vielen Tonnen Treibstoff beladenes Flugzeug in die Luft schleudern.

Beim Überfliegen der ›Westfalen‹ winkten an die vierzig Seeleute und ›Lufthanseaten‹ der Besatzung zu. Die Flagge wurde dreimal gedippt, und aus dem Schiffshorn fauchte dreimal heißer Dampf, ein Zeichen dafür, daß die ›Ju 52‹ fern der Heimat gebührend begrüßt wurde.

Nachdem Werner mehrere Kreise geflogen hatte, zog er die Maschine in einer weiten Schleife hoch und nahm Kurs auf El Araich.

Der Flug zur nordmarokkanischen Küste war nicht weit. Schon nach dreißig Minuten war die siebzig Kilometer südlich von Tanger gelegene Stadt erreicht. Ihre weißen Häuser hoben sich im Licht der schrägstehenden Nachmittagssonne wie Kuben gegen den weithin kultivierten Boden ab. An den Hängen der Hügel gab es nur Rebstöcke zu sehen. Das Landefeld war mittelgroß und holperig, der Platzkommandant, ein Sergeant, überaus freundlich. Er wurde aber nur schwer mit den herbeigelaufenen Kindern fertig, die sich partout nicht davon abhalten ließen, das Wellblech der ›Ju 52‹ zu betasten. Kuhnke wollte dem Hüter der Ordnung zu Hilfe kommen, doch als er mit drohender Gebärde auf die lebhaftes Schar zuzuging, brach sie in schallendes Gelächter aus, umkreiste ihn wie ein Hornissenschwarm und grapschte nach seiner Kleidung. Sebastian Kreuzpointner schaltete sich ein. Er rief der ausgelassenen Bande auf spanisch zu:

»Wenn ihr euch zwanzig Meter von der Maschine entfernt, darf einer nach dem anderen mit mir einen Blick in die Führerkanzel werfen.«

Da in El Araich französisch gesprochen wurde, verstanden ihn nur wenige, die wenigen aber übersetzten das willkommene Angebot, und im Nu war das Feld geräumt. Natürlich mußte der Bayer nun Wort halten, und er bewies in der nächsten halben Stunde, daß er eine Engelsgeduld besaß. Inzwischen konnten sich Werner und Kuhnke in aller Ruhe nach der Oktanzahl des gelagerten Benzins,

nach technischen Hilfsmitteln und anderen Dingen erkundigen. Und als der Platzkommandant das Flugbuch schließlich mit einem dicken Stempel – wumm! – abgefertigt hatte, bereitete es auch ihm keine Schwierigkeit mehr, die Kinder in Schach zu halten.

»Das haben Sie großartig gemacht«, lobte Werner den Blondschoß. »Wir sprechen noch darüber. Jetzt erst mal rein in die Maschine und die Motoren anlassen. Auftriebsklappen und Preßluft bedienen wieder Sie!«

Sebastian Kreuzpointner war mit einem Satz in der Kabine.

Wenig später gab Werner Vollgas, startete auf das Meer hinaus und schwenkte nach Norden ein.

Kuhnke drehte an den Knöpfen seines Funkgerätes und meldete: »Hab' Tanger an der Strippe. Wann überfliegen wir die Stadt?«

»In etwa zwanzig Minuten.«

Der Bayer klappte das zwischen den Führersitzen angebrachte Bänkchen hoch und schaute stehend zur Küste hinunter. »Wenn ich meinem Vater erzähl', was ich heute alles zu sehen bekommen habe, wird er mir nicht glauben und mich einen ›Lügenschippek‹ nennen.«

Werner griff nach den Gashebeln, um die Drehzahl der Motoren zu synchronisieren. »Schauen Sie zu, wie ich das mache, damit in Zukunft *Sie* die Feineinstellung übernehmen können.«

Tanger rückte in Sichtnähe. Sein Anblick war überwältigend. Die Häuser der Stadt lagen am Hang eines kahlen Berges, dessen halbrunde Form einem Amphitheater glich. Reste eines alten Verteidigungswalls und einer Zitadelle waren zu erkennen. Eine Kasbah überragte die ummauerte Altstadt, deren Gassen und Moscheen Werner an Geschichten aus Tausendundeiner Nacht erinnerten.

Im Hafen dagegen pulsierte die Neuzeit. Ozeandampfer, Tankschiffe, Fischkutter, Barkassen, Schleppkähne, Segler und Motorboote gaben sich ein verwirrendes Stelldichein.

Werner ließ die Maschine steigen, um auf direktem Weg Tetuan anzufliegen, dessen malerische Schönheit schon von weitem ins Auge sprang. Umgeben von einer zinnenbewehrten Mauer, hoben sich die Häuser wie eine Theaterdekoration vor dem düsteren Rif-

Gebirge ab. Die Medina mit ihren zahlreichen Moscheen bot sich noch wie im siebzehnten Jahrhundert dar. Auf einem Hügel war die Kasbah errichtet. Ausgedehnte Terrassen und viele bunte Gartenanlagen erweckten den Eindruck, als würde man einen unerlaubten Blick in das Paradies. Sebastian Kreuzpointner schwärmte: »Herrgott, die Stadt möchte ich mit meiner Mutter besuchen.«

Werner horchte auf. »Warum gerade mit Ihrer Mutter?«

»Ja, wissen S', die hat Sinn für so was. Mein Vater interessiert sich nur für Braukessel, Hopfen, Malz und so weiter. Orientalisches mag er schon gar nicht.«

»Stur deutsch?« – »Eher bayrisch-deutsch. Früher hat er gegen die Preußen gewettert. Seit wir in Spanien leben, schimpft er über Zigeuner und Araber. Er hat sich kürzlich zum Ortsgruppenleiter der in Sevilla lebenden nationalsozialistischen Auslandsdeutschen wählen lassen.«

»Und warum haben *Sie* die Heimat verlassen?«

Kreuzpointner zögerte mit der Antwort. »Um einen Familienkrach zu vermeiden. Außerdem sagte ich mir: Das Studium kannst du jederzeit wiederaufnehmen. Steck deine Nase ruhig erst mal in fremde Welten.«

Gut eine Viertelstunde später kam Gibraltar in Sicht. Werner wich nach Westen aus, um die britische Halbinsel zu umfliegen.

Kuhnke richtete sich auf. »Der Felsen ist ein ganz schöner Brocken.«

»Ich hatte ihn mir imposanter vorgestellt.«

Der Bayer stimmte Werner zu. »Von oben sieht man ihm seine Größe nicht an. Ich bin mal in Gibraltar gewesen. Die Stadt ist aufregend. In den Straßen wimmelt das reinste Völkergemisch.«

»Was haben die glatten Flächen an den Hängen des Felsens zu bedeuten?« fragte Kuhnke.

»Das sind Regensammler«, erklärte Kreuzpointner. »Auf der Halbinsel gibt es nicht genügend Quellen.«

Werner wies auf den unter ihnen liegenden Ort. »Verglichen mit Gibraltar, ist Algeciras eine bezaubernde Stadt. Schon die Häuser sehen dort freundlicher aus.«

»Dennoch werde ick mich erst in Sevilla wieder wohl fühlen«, nörgelte Kuhnke.

Werner stieß Kreuzpointner an. »Bei ihm staubt's allem Anschein nach in der Kehle.«

»Und ich kann's nicht erwarten, meinen Eltern zu erzählen, was ich heute alles zu sehen bekommen habe.«

Sturmführer Malbinger schöpfte neue Hoffnung. Die Tatsache, daß ein an exponierter Stelle tätiger deutscher Pilot mit einer Jüdin verlobt war, bewog ihn, Major Winter gleich am nächsten Morgen aufzusuchen. Der Abteilungsleiter würde Augen machen, wenn er erfuhr, daß sich unter seinen Schützlingen ein Individuum befand, das wegen Ehrlosigkeit aus dem Ausland zurückzurufen war. Den verhaßten Klassenkameraden würde es wie ein Keulenschlag treffen. Aber das hatte der sich selbst zuzuschreiben. Rassenschänder hatten im Dienst der Nation nichts verloren.

Malbinger sah dem Gespräch mit großen Erwartungen entgegen. Als geschulter Jurist und Angehöriger des SS-Sicherheitsdienstes würde er nicht so dumm sein, dem Major brühwarm zu erzählen, was er ermittelt hatte. Unabhängig davon ergab sich für ihn die willkommene Gelegenheit, dem wahrscheinlich reaktionären Wehrmachtsoffizier einmal auf den Zahn zu fühlen. Ganz locker wollte er vorgehen.

»Es tut mir leid, Ihre gewiß kostbare Zeit erneut in Anspruch nehmen zu müssen«, versicherte er nach gebührend zackiger Begrüßung.

»Wurde Ihnen die Erlaubnis erteilt, mich über den wahren Grund Ihrer Nachforschungen zu informieren?« fragte Major Winter und deutete auf den vor seinem Schreibtisch stehenden Stuhl.

Der Sturmführer nahm Platz und lehnte sich genüßlich zurück. »Jawohl, Herr Major. Und darum gleich in medias res: Ist Ihnen eine Judith Gülden bekannt?«

Dem Abteilungsleiter gelang es, sich unbefangen zu stellen, obwohl er augenblicklich wußte, worauf das Gespräch hinauslaufen würde. »Judith Gülden?« wiederholte er, sich nachdenklich stellend. »Nein, sie ist mir nicht ...« Er unterbrach sich. »Warten Sie, ich glaube, ich muß mich korrigieren. Mir fällt gerade ein ... Ein ähnlicher Name ...« Er griff sich an die Stirn. »Irgendwie kommt er mir bekannt vor. Doch er war anders.«

»Lautete er vielleicht Ditha Gülden?«

»Ja, so hieß die junge Dame, die Eggebrecht meinem vor kurzem aus dem Dienst geschiedenen Vorgesetzten, Admiral a. D. Löhrs, und mir bei seiner Rückkehr aus der Sowjetunion auf dem Flugplatz Staaken vorstellte.«

»Und der Name hat Ihnen nichts gesagt?«

»Nein«, antwortete Major Winter mit der größten Unschuldsmiene. »Was hätte mir daran auffallen sollen?«

»Dann erlaube ich mir, den Namen nochmals deutlich zu wiederholen: *Judith Gülden!*«

Der Abteilungsleiter gab sich verblüfft. »Jetzt verstehe ich Ihre Frage. So klingt der Name jüdisch. Zuvor hatte ich ihn anders im Ohr. Ich sprach nur wenige Worte mit Fräulein Gülden. Stellen Sie ihretwegen Untersuchungen an?«

»Nein, es geht um Werner Eggebrecht, der unser Vaterland derzeit in Spanien repräsentiert, obwohl er von einer Jüdin, die es fertiggebracht hat, ihn sich zu *kaufen*, besudelt wurde. Morgengabe: ein Mercedes ›Mannheim-Sport‹! Sie werden gewiß mit mir der Meinung sein, daß dieser Mensch nicht geeignet ist, das Reich würdig zu vertreten.«

Major Winter griff nach einigen Papieren, die auf seinem Schreibtisch lagen. Er mußte Zeit gewinnen, er durfte jetzt keinen Fehler machen. Verbindlich einschwenken? Auf keinen Fall! Damit würde er sich eine Blöße geben. »Tut mir leid«, widersprach er, »ich kann Ihre Auffassung nicht teilen. Erstens, weil mir Ihre Formulierung ›von einer Jüdin *besudelt*‹ mißfällt. Doch es ist nicht meine Aufgabe, Sie zu kritisieren. Mir geht es vielmehr darum, all jene in Schutz zu nehmen, die trotz absolut nationalen Fühlens und Denkens keinen Haß gegen andere Völker und Rassen hegen. Sie

werden verstehen, daß ich mich von anderen Gesichtspunkten leiten lassen muß. Sowohl fliegerisch als auch menschlich ist Eggebrecht hervorragend geeignet, im Ausland für uns tätig zu sein.«

»Ein Mann, der Rassenschande treibt, gehört nicht hinter das Steuer eines deutschen Flugzeuges«, ereiferte sich Sturmführer Malbinger.

»Werden Sie nicht kindisch«, entgegnete Major Winter unwillig. »Ihre Einstellung ist im höchsten Maße fragwürdig. Außerdem zeigt sie, daß Sie Eggebrecht überhaupt nicht kennen. Bei seiner Rückkehr aus Rußland erlebten wir, wie bedingungslos und unerschrocken er für unsere Landsleute eintritt. Vielleicht ist Ihnen das von einigen führenden Persönlichkeiten des Auswärtigen Amtes hochgeschätzte Ehepaar Dschuna und Irina Goworow bekannt. Beide sind Träger des Goldenen Parteiabzeichens. Sie wurden während der Oktoberrevolution in Petersburg von ihrer Tochter getrennt, und niemand anders als Eggebrecht brachte es ohne jede fremde Hilfe und auf eigene Verantwortung fertig, die Vermißte auf so raffinierte Weise aus der Sowjetunion herauszuschuggeln, daß weder der deutsche Flugverband in Lipezk noch sonst eine Organisation oder irgendein Mensch in Verdacht geriet.«

»Und davon hat man nichts erfahren?« wunderte sich Malbinger.

»Weil die Aktion strengster Geheimhaltung unterliegt und auch weiterhin unterliegen muß, um unsere jenseits der Grenze noch für einige Monate tätigen Kameraden nicht zu gefährden. Und nun möchte ich von Ihnen wissen, was schwerer wiegt: die Rettung einer Deutschen aus den Klauen der Soldateska oder die Verbindung eines Piloten mit einer Jüdin? Sollten Sie bei der Beantwortung dieser Frage Schwierigkeiten haben, dann empfehle ich Ihnen, mit dem Ehepaar Goworow Rücksprache zu nehmen. Es ist übrigens mit Alfred Rosenberg befreundet, der, wenn ich richtig informiert bin, gewisse Pläne bezüglich einiger Ostgebiete mit Hilfe der Goworows realisieren möchte.«

»Das war mir nicht bekannt«, beteuerte der Sturmführer kleinlaut.

»Darum habe ich es Ihnen gesagt. Es wäre für alle Beteiligten peinlich, wenn Ihnen ein Fehler unterlaufen würde, nur weil wir, und

damit auch Sie, bestimmte Vorkommnisse bis auf weiteres nicht preisgeben dürfen. Konzessionen sind überall zu machen.«

Malbinger erhob sich. »Dennoch werde ich mich bis zum letzten Atemzug gegen miese Zugeständnisse wehren. Natürlich hat es auch keinen Sinn, gegen den Strom zu schwimmen. Somit danke ich Ihnen, Herr Major. Heil Hitler!«

Abteilungsleiter Winter atmete auf. Er hatte va banque gespielt und versucht, aus dem, was ihm zu Ohren gekommen war, eine Waffe zu schmieden. Das Glück war ihm hold gewesen. Ob auf die Dauer ...? Haß nährt sich selbst. Dieser Malbinger würde nicht aufgeben.

Zwei Tage lang taten Werner und Kuhnke nichts anderes, als durch Sevilla zu bummeln und Sehenswürdigkeiten zu besichtigen. Seit ihrer Rückkehr aus Rußland hatten sie viel zuwenig Rujie gefunden. Und vor ihnen lag ein langer Flug via Melilla und Sidi Ifni nach Villa Cisneros. Die 2250 Kilometer bis dorthin verlangten eine reine Flugzeit von elf Stunden. Da war es notwendig, Kräfte zu sammeln, zumal auf der Strecke große Hitze herrschen würde und ihnen am Ziel wahrscheinlich nur eine primitive Unterkunft zur Verfügung stand.

Den Funkmaschinisten hielt dies nicht davon ab, sich zur Dämmerstunde einige Krüge Bier zu genehmigen. Hochprozentige Getränke waren vierundzwanzig Stunden vor Antritt des Fluges untersagt. Es fiel ihm schwer, sich damit abzufinden, daß er immer noch keine Gelegenheit gefunden hatte, mit einer Spanierin anzubändeln. Obwohl er an beiden Tagen mit Stielaugen durch die Straßen gegangen war, hatte er nicht ein einziges weibliches Wesen entdeckt, das durch langsames Gehen zu verstehen gab, schnell Geld verdienen zu wollen. Ihm war bekannt, daß es in Sevilla die unterschiedlichsten Bordelle gab, aber Häuser dieser Art lagen ihm nicht. Er wäre froh gewesen, wenn ihm Sebastian Kreuzpointner einige Tips hätte geben können, doch zu seinem Leidwesen kannte sich der Bayer in solchen Dingen nicht aus und wollte auch nichts damit zu tun haben. Kuhnke blieb nichts anderes übrig, als Trost im Bier zu suchen. Vorsorglich lernte er freilich ein paar spanische

Brocken. ›Hombre, que tal?‹ – ›Mensch, wie geht's?‹ kannte er bereits. Auch ›Muy bien.‹ – ›Sehr gut.‹ Und ›Hasta la vista.‹ – ›Auf Wiedersehens Ebenfalls ›Manana.‹ – ›Morgen.‹

»Manana werden Sie oft zu hören bekommen«, sagte ihnen Dallmeier beim Essen am Abend vor dem Abflug. »Der Spanier schiebt das, was zu tun ist, gern auf den nächsten Tag. ›Hoy no, manana mucho‹, sagt man hier. ›Heute nicht, dafür morgen viel.‹ Nur Regierungskrisen und ›Pronunciamientos‹, Militärputsche, werden nicht auf die lange Bank geschoben. Die finden mit erstaunlicher Regelmäßigkeit statt. Getrieben von einem Haß, der in alten Gegensätzen begründet liegt. Sich immer wieder zu zerfleischen ist hier ein beinahe krankhaftes Spiel geworden.«

Werner hob abwehrend die Hände. »Dann bitte ich um ein anderes Thema. Wir sind nach Spanien gekommen, um Post zu befördern.«

»Eben das können wir nur, wenn Ruhe im Land herrscht«, verteidigte sich der DLH-Vertreter. »Bedenken Sie, was in den letzten dreißig Jahren in Spanien alles passiert ist. In Barcelona erhoben sich die Anarchisten. Marokko ging verloren. Mit Zustimmung des Königs begann die Militärdiktatur Primo de Riveras. Es kam zu schweren Unruhen. Die Universitäten mußten geschlossen werden. 1931 gewannen die Republikaner die Wahlen. Der König verließ das Land. Die Zweite Republik wurde ausgerufen. Sei jenem Tag erleben wir eine Regierungskrise nach der anderen. Attentate, politische Morde, Militärputsche und Streiks zählen zur Tagesordnung.«

»Aufhören!« protestierte Werner nun heftig. »Wenn man Sie reden hört, verliert man die Lust, sich hier häuslich niederzulassen.«

»Dann haben Sie mich falsch verstanden«, widersprach Dallmeier. »Was ich zum Ausdruck bringen wollte, ist, auf einen Nenner gebracht: Das Land braucht eine starke Hand. Ein Hitler muß her, ein Mann, der für Zucht und Ordnung sorgt. Spanien würde dann bald einem Garten Eden gleichen.«

»Und eine zweite Judenverfolgung erleben!« konterte Werner aufgebracht. »Genügt Ihnen nicht, was die ›Katholischen Könige‹ in diesem Land angerichtet haben?«

»Was den spanischen Juden angetan wurde, erlaubt keinen Rückschluß auf Hitler. Er wird niemals ernsthaft gegen andere Rassen vorgehen.«

»Wissen Sie nicht, daß in Deutschland zur Zeit die jüdischen Geschäfte boykottiert werden?«

»Verglichen mit dem, was während der Französischen Revolution geschah, sind das doch Lappalien.«

Werner beendete das Gespräch abrupt. »Start morgen früh um sechs. Verständigen Sie Kreuzpointner. Wir nehmen ihn wieder mit.«

Der krasse Abbruch der Unterhaltung schmerzte Dallmeier. Eggebrecht scheint gegen Hitler zu sein, dachte er betroffen.

Der Flug über Afrika brachte höhere Belastungen, als Werner angenommen hatte. Zunächst galt es, Melilla anzufliegen, eine an der marokkanischen Mittelmeerküste gelegene kleine Hafenstadt, die Spanien Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Besitz genommen hatte.

Knapp vierhundert Kilometer waren es bis dorthin, gerade zwei Flugstunden. Im Gegensatz zu den malerischen Orten an der Küste Südspaniens machte die auf einer schmalen Halbinsel gelegene Stadt einen tristen Eindruck. Eine mächtige Zitadelle beherrschte den Hafen wie vor Jahrhunderten.

Die Zwischenlandung diente der örtlichen Erkundung. Ohne nachzutanken, ließ sich die fast 3500 Kilometer weite Strecke Sevilla-Bathurst nicht bewältigen, und bei Gegenwinden mußte außerdem mit Geschwindigkeitsverlusten gerechnet werden. Deshalb war es notwendig, einige annähernd auf Kurs liegende Flugplätze als Sicherheitsfaktoren in die Planung einzubeziehen.

Von Melilla bis Sidi Ifni, einer kleinen Stadt an der Atlantikküste im Südwesten Marokkos, waren 930 Kilometer zurückzulegen. Die Route führte zunächst über das wild zerklüftete Rifgebirge und den Niederen Atlas, bis nach einer Flugzeit von gut drei Stunden der Hohe Atlas erreicht wurde, dessen auf über viertausend Meter ansteigender Ibel Toubaquial noch mit Schnee bedeckt war. Doch wie

imposant der Anblick des ganz Marokko durchziehenden Höhenrückens auch war, er verblaßte gegen das klare Bild der Landschaft auf seiner Südseite. Sie schien zum Greifen nahe zu sein. Die Farben waren von ungekannter Leuchtkraft. Es sah aus, als flösse aus rotbraunen Felsen Blut. Das Wasser der Flüsse war von reinstem Blau, schöner fast noch als das eines edlen Saphirs. Das saftige Grün der Oasen vermeinte man zu riechen. Im Gelb der Sandwüsten schienen sich Gold und Silber gepaart zu haben. Der Himmel glich straff gespannter Seide. Eine schillernde Welt. Aber sie währte nicht lange. Mit der Entfernung vom Hohen Atlas verlor die Landschaft ihren überirdischen Reiz.

Nachdem ein Höhenwechsel vorgenommen worden war, wies Kuhnke auf das Instrumentenbrett. »Weiter dürfen die Öltemperaturen auf keinen Fall steigen.«

Werner drückte auf den Knopf eines elektrischen Thermometers zur Messung der Außenluft. »Siebenunddreißig Grad! Da erhält das Öl natürlich nicht die erforderliche Kühlung.«

»Bei einer Neukonstruktion dürfte das eigentlich nicht passieren.«

Wenige Minuten später fluchte Kreuzpointner: »Verdammte Scheiße! Die Zeiger nähern sich der Gefahregrenze!«

Der Funkmaschinist deutete nach oben. »Dann sofort wieder rauf! Nur kältere Luft kann jetzt helfen.«

Werner zog das Steuer leicht an. »Schnell dürfen wir nicht klettern. Sonst erhöht sich die Temperatur noch mehr.«

»Ich sehe unser Programm schon davonschwimmen. Wie sollen wir unter solchen Umständen nach Villa Cisneros kommen? Und wie demnächst bis nach Bathurst? Da verreckt uns doch ein Motor nach dem anderen.«

»Red keinen Stuß! Wir nehmen in Zukunft eben keinen Höhenwechsel vor und bleiben in viertausend Meter.«

Kreuzpointner blickte nachdenklich vor sich hin. »Könnte es helfen, die Motorhauben weiß anzustreichen?«

Kuhnke staunte. »Keine schlechte Idee. Viel wird's nicht bringen, aber den Versuch müssen wir machen.«

»Außerdem sollten wir neben jeden der beiden Ölkühler, die unter den Motoren angebracht sind, einen dritten setzen.«

»Mensch, Sebastian!« begeisterte sich Werner. »Das ist *die* Lösung! Und sie läßt sich ohne großen Aufwand durchführen.«

Der Funkmaschinist rieb sich die Hände. »Die Änderung nennen wir ›Tropenausführung‹! Drei Ölkühler unter jedem Motor und weiße Motorhauben – det is 'ne Wucht!«

Kaum merklich gingen die Öltemperaturen zurück. Die Ebene ›Sous‹ lag unter ihnen. Auf der Backbordseite rückte der Anti-Atlas ›Es Sarhir‹ heran. Voraus lag der Atlantik.

Werner war gespannt auf die mit der Bezeichnung Sidi, Herr, gekrönte kleine Küstenstadt. Aber das einzig Schenswerte war der Flughafen. Und der befand sich in einem miserablen Zustand und glich einem europäischen Notlandeplatz, obwohl er über eine Baracke und ein Tanklager verfügte, dessen 200-Liter-Fässer von lebhaft gestikulierenden Berbern an das Flugzeug herangerollt und mit einer Handpumpe entleert wurden.

Kuhnke und Kreuzpointner paßten auf, daß kein Sand in den Treibstoff geriet, denn die sehr willigen Hilfskräfte gebärdeten sich wie Kinder.

Von der Hitze ebenso gemartert wie von den sich bei der hohen Temperatur rund um die Maschine ausbreitenden Benzindämpfen, startete die naßgeschwitzte Besatzung nach einem Aufenthalt von fast zwei Stunden erleichtert zum Weiterflug nach Villa Cisneros.

Um die Öltemperatur möglichst niedrig zu halten, ließ Werner die ›Ju 52‹ gleich auf viertausend Meter steigen und flog an der Küste entlang dem neuen Ziel entgegen. Nach etwa zwei Stunden wurde auf der Steuerbordseite Fuerteventura sichtbar, das dem afrikanischen Kontinent am nächsten gelegene Eiland der Kanarischen Inseln.

Werner wandte sich an Kuhnke: »Vielleicht sollte man die ganze Strecke von Sevilla bis nach Bathurst über See zurücklegen. Die Route wäre zwar etwas länger, die Temperatur über dem Wasser aber wesentlich günstiger. Und Las Palmas auf Gran Canaria würde ein idealer Zwischenlandeplatz sein. Noch dazu auf spanischem Hoheitsgebiet. «

»Dort gibt's bestimmt prima Hotels«, begeisterte sich der Funkmaschinist. »Denk an Ditha! Sie wird gewiß mal mitfliegen wollen.«

Werner überlegte unwillkürlich: Die Entfernung von Sevilla nach Las Palmas beträgt höchstens fünfzehnhundert Kilometer und läßt sich im Nonstopflug bewältigen. Auf der weiteren Etappe wird nur noch ein einmaliges Nachtanken erforderlich sein. Am besten in Villa Cisneros, ebenfalls auf spanischem Territorium.

Dem Luftpostverkehr wollte er dienen, gleichzeitig aber auch dafür sorgen, möglichst wenig von Ditha getrennt zu sein. Es war zu hart gewesen, sie nach fast drei Jahren Trennung nur knapp vierundzwanzig Stunden zu sehen und sich dann in völliger Ungewißheit über die Zukunft auf einer Landstraße wieder von ihr verabschieden zu müssen.

Sein Grübeln ließ die Zeit schneller verstreichen als bei sturer Betrachtung der gleichbleibend eintönigen Küste. Doch das Schlimmste stand ihm und den Kameraden noch bevor: Villa Cisneros! Der Ort lag auf einer wie ein gekrümmter Finger aussehenden Halbinsel. Außer einigen wenigen Häusern gab es nur schäbige Hütten. Hatte sich dort womöglich ein vermögender Senor Cisneros eine Villa gebaut und der Siedlung den wohlklingenden Namen gegeben? Salzpflanzen ließen erkennen, womit das Brot verdient wurde. Ein primitiver Hafen ermöglichte das Verschiffen des mehr oder weniger leicht gewonnenen Salzes. Aber weshalb verfügte der Ort über einen Flugplatz? Besaß der begüterte Caballero etwa eine eigene Maschine? Eine kleine Halle, neben der ein moderner Tankwagen stand, sprach dafür.

Als Werner nach der Landung das Flugzeug verließ, salutierte vor ihm ein Schwarzer in khakifarbenem Uniformjackett und weiten Shorts. Stolz gab er sich als der Aufsichtsbeamte zu erkennen und meldete in seltsamem Kauderwelsch, daß er auch das Tanken besorge. Benzin sei reichlich vorhanden. Wasser nicht. Wenn das benötigt werde ... Er wies auf das Meer.

»Das kann ja heiter werden«, schimpfte Kuhnke.

Werner erkundigte sich nach einer Unterkunft.

Mit rollenden Augen bedeutete ihm der Platzaufseher, daß es in Villa Cisneros keinen Gasthof gebe. Er werde aber gern drei Hängematten, sehr guten Ziegenkäse und Wein besorgen. Mit Kohlensäure versetztes Wasser sei ebenfalls erhältlich.

Zum Glück beherrschte Sebastian Kreuzpointner die spanische Sprache. Doch wie behilflich der Uniformierte auch war, die Nacht wurde zur Qual. Das Thermometer sank nicht unter 28 Grad. Die zur Verfügung gestellten Hängematten stanken nach Schweiß und Maschinenöl. Der Beamte hatte sie im hinteren Teil der Halle in einen Raum gehängt, dessen Fenster ohne Moskitogitter war und somit in der Nacht geschlossen bleiben mußte. Es war unmöglich, Schlaf zu finden.

Draußen leuchtete der Mond. Werner überkamen fieberhafte Vorstellungen. Er hörte dunkle Gongschläge. Gleich einem fernen Echo folgte ein unheimliches Dröhnen, Im blauen Licht der Nacht sah er Dithas Gesicht. Eine Hand griff nach ihr ...

Schweißgebadet versuchte Werner, sich auf die andere Seite zu wälzen. Es gelang ihm nicht. Er hatte nicht gelernt, sich den Eigenarten einer schaukelnden Hängematte entsprechend zu bewegen.

Der Mond wanderte weiter, schien ihm ins Gesicht. Er schloß die Augen. Ditha tauchte wieder vor ihm auf. Beklommen fragte er sich: Wie viele Stationen trennen uns noch, bis wir die große Wanderung beendet haben, die eine Laune des Schicksals uns auferlegt hat?

Werner erlebte die Verwirrung des Einsamen in tropischer Nacht. Sehnsucht erfaßte ihn. Ihn überfiel ein fiebriger Rausch, der sich jedoch plötzlich wieder verflüchtigte wie vergossener Äther.

Als der Morgen über den Horizont stieg, hielt er es in dem stickigen Raum nicht mehr, aus. Den Flugkameraden erging es nicht anders.

Kuhnke schwor: »Hier übernachtete ich kein zweites Mal. Auch nicht, wenn die tollste Puppe diesen Raum mit mir teilen würde.«

Kreuzpointner rieb sich die Schläfen. »Zugegeben, es war eine zermürbende Nacht. Dennoch würde ich sie für einen Flug wie den gestrigen jederzeit wieder in Kauf nehmen.«

»Vor fünf, sechs Jahren hätte ich das gleiche gesagt«, stimmte ihm Werner zu. »Nun aber ...« Er unterbrach sich. »Was würdet ihr davon halten, wenn wir schnellstmöglich tanken, abhauen und in Las Palmas frühstücken?«

Kuhnke tat einen Freudenschrei: »Flug auf dem Seeweg?«

»Müssen wir nicht alle Strecken erkunden? Fordern die hohen Öltemperaturen nicht geradezu, über Gran Canaria zurückzufliegen?«

Die nächtliche Tortur war vergessen, und ein jeder pries den uniformierten Schwarzen, als dieser ungewöhnlich früh erschien. Er betankte die Maschine in erstaunlich kurzer Zeit mit dem Tankwagen, dessen Motor sich auf das Aggregat einer Pumpe umschalten ließ.

»Da klappt ja wie daheim«, stellte Werner befriedigt fest. »Für uns ist das wichtig, da wir nicht daran vorbeikommen werden, zwischen Bathurst und Las Palmas zumindest einmal zu tanken. Geben wir Villa Cisneros also trotz allem eine gute Note.«

Nach der Zwischenlandung in Gando, dem Flughafen von Gran Canaria, wo sie üppig frühstückten, flog Werner eine Ehrenrunde über Las Palmas. Die wie mit dem Lineal gezogenen Hauptstraßen und mehrstöckigen Häuser erinnerten ihn an die neuen Stadtteile von Barcelona. Erleichtert nahm er Kurs auf Sevilla, wo sie am Spätnachmittag erschöpft landeten. Zwei anstrengende Flugtage und eine schlaflose Nacht lagen hinter ihnen.

Dennoch wurde Werner hellwach, als er sah, daß der DLH-Vertreter herbeieilte und lebhaft mit einer Depesche wedelte. Im Nu war er aus der Maschine. »Wann ist das Telegramm eingetroffen?«

»Vor zwei Stunden.«

Werner riß den Umschlag auf und las: »innigen dank fuer deinen brief der in Stockholm auf mich wartete stop hier geht alles reibungslos seinen gang stop werde spaetestens naechste woche meinen pass erhalten und dann sofort starten stop ich kann das wiedersehen kaum erwarten stop deine ditha.«

»Alles in Ordnung?« fragte Kuhnke besorgt.

»Gott sei Dank. Ditha wird bald hier sein.«

»Dann solltest du noch heute in die Wanne steigen.«

Werner wandte sich an Dallmeier. »In der kommenden Woche möchte ich im Cristina das komfortabelste Doppelzimmer beziehen. Würden Sie bei der Direktion ein gutes Wort für mich einlegen?«

»Gerne.«

»Übrigens«, Werner nahm den DLH-Vertreter zur Seite, »ich möchte mich für den abrupten Aufbruch neulich entschuldigen. Mir ist meine Grobheit erst später bewußt geworden. Unser Gespräch hatte mich durcheinandergebracht. Was Sie nicht wissen konnten: Meine Braut«, er hob das Telegramm, »mußte Deutschland verlassen und Zuflucht in Schweden suchen. Sie ist Jüdin. Vielleicht verstehen Sie jetzt, daß mir die Nerven durchgegangen sind.«

Dallmeier stand wie ein begossener Pudel da, reichte dann aber spontan die Hand. »Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Wo immer es möglich ist, werde ich Ihnen behilflich sein.«

SS-Sturmführer Malbinger gab sich nicht geschlagen. Wer nicht aufgibt, kommt irgendwann zum Ziel, sagte er sich und beauftragte einen Untergebenen, ihm unverzüglich die Anschriften des früheren Personals der »Mischpoke Gülden« zu beschaffen. Und als er die verlangten Adressen erhalten hatte, legte er los. Einen nach dem anderen unterzog er dem Kreuzverhör. Sollten sie nur schwitzen, diese Kreaturen, die so ehrlos gewesen waren, dem Untermenschentum zu dienen. Doch wie sehr er sie in die Zange nahm, alle behaupteten steif und fest, sie wüßten nicht, wohin die Familie Gülden gegangen sei. Beim Verhör des Chauffeurs verlor er schließlich die Geduld. »Ich werde Sie prügeln lassen«, schrie er wutschnaubend, »wenn Sie nicht bekennen, wohin Sie die jiddische Bagage gebracht haben.«

»Ich kann nur wiederholen, daß die Herrschaften in ein Taxi eingestiegen sind«, beteuerte der Fahrer. »Fragen Sie doch Herrn Eggebrecht. Er hat die Familie begleitet.«

»Das sagen Sie erst jetzt?« empörte sich Malbinger. »Der Pilot war dabei, als die Schweine abhauten?«

Der Chauffeur nickte, »In einem Taxi.«

»Und Sie wissen nicht, *wohin!*«

»Nein, Herr Sturmführer. Ich wüßte auch nicht, warum ich Ihnen verschweigen sollte, ob sie zum Potsdamer oder Lehrter Bahnhof gefahren sind. Oder vielleicht nach Staaken.«

»Wieso nach Staaken?«

»Von dort starteten Fräulein Gülden und Herr Eggebrecht zu ihren Flügen.«

»Die beiden sind oft zusammen geflogen?«

»Meines Erachtens nie. Die junge Dame besaß selbst den Flugzeugführerschein, bis er ihr vor einigen Monaten abgenommen wurde.«

Klarer Fall, schoß es dem Sturmführer durch den Kopf. Weil ihre Lizenz eingezogen wurde, hat Eggebrecht die Bande über die Grenze gebracht.

Malbinger war von der Richtigkeit seines ›Geistesblitzes‹ so fest überzeugt, daß er sofort nach Staaken fuhr. Hier gelang es ihm mühelos, bei der Luftaufsicht festzustellen, daß sein verhaßter Klassenkamerad vor gut drei Wochen mit einer viersitzigen Kabinenmaschine nach Bad Reichenhall gestartet und am Abend, von Tempelhof kommend, wieder in Staaken gelandet war.

»Können Sie mir sagen, wie viele Personen ihn begleitet haben?«

Der Beamte wälzte das Start- und Landebuch. »Da nichts vermerkt wurde, wird er allein geflogen sein.«

»Genau wissen Sie das nicht?«

»Es wäre denkbar, daß vergessen wurde, die Anzahl der Personen zu vermerken. Aber das ist höchst unwahrscheinlich. Jedem von uns ist bekannt, welch schwerwiegende Folgen eine unzureichende Eintragung bei einem Unfall haben würde. Sobald eine Maschine gestartet ist, müssen wir den Zielflughafen verständigen. Der wiederum meldet uns die Landung.« Der Luftaufsichtsbeamte warf erneut einen Blick in seine Unterlagen. »Herr Eggebrecht erreicht den Zielhafen um ... Hoppla«, unterbrach er sich. »Laut Mitteilung von Reichenhall ist die Maschine unvorhergesehen in Wels/Österreich gelandet.«

Dem Sturmführer stieg das Blut in den Kopf. »Wissen Sie das bestimmt?«

»Dafür kann ich mich verbürgen.«

Malbinger eilte davon. Er konnte es nicht erwarten, Major Winter mit der Neuigkeit zu konfrontieren. Der selbstbewußte Wehrmachtsoffizier würde nun wohl erkennen, wem er die Stange gehalten hatte. Aus Eggebrechts Sturz konnte nur noch eine Frage von Tagen sein.

Eine Stunde später ließ sich der Sturmführer am Tirpitzufer bei Major Winter melden, doch der inzwischen zum Oberstleutnant beförderte Abteilungsleiter war in die Behrenstraße umgezogen.

Gut, daß heute *ich* die Trümpfe in der Hand halte, dachte Malbinger. Das Prestige des erhöhten Ranges hätte mir zu schaffen machen können.

»Ich erlaube mir, Ihnen zunächst zu Ihrer Beförderung zu gratulieren«, begann er die Unterredung nach zackigem Hitlergruß.

Oberstleutnant Winter bedankte sich steif. Das Unbehagen, das ihn bei der erneuten Anmeldung des SS-Offiziers beschlichen hatte, wurde durch dessen unbekümmertes Auftreten noch verstärkt.

Sturmführer Malbinger nahm Platz und legte die Beine provozierend übereinander. »Wußten Sie, daß Eggebrecht die Familie Gülden auf dem Luftweg außer Landes gebracht hat?«

Jetzt kann nur noch die Flucht nach vorn helfen, dachte Oberstleutnant Winter. »Wer hat Ihnen den Floh ins Ohr gesetzt?«

»Warten Sie erst einmal ab ...«

»Nein, darum muß ich *Sie* nun bitten. Denn offensichtlich sind Sie drauf und dran, zum dritten Mal einen unverzeihlichen Fehler zu begehen. Fall eins: Sie sahen Eggebrecht in einem teuren Wagen fahren und kombinierten, er müsse ein Agent der Russen geworden sein. Fall zwei: Sie erfuhren, daß seine Braut ihm das Auto geschenkt hat, und unterstellten prompt, er sei von einer Jüdin *gekauft und besudelt* worden. Fall drei: Sie haben herausgefunden, daß Eggebrecht auf einem Privatflug nicht wie vorgesehen in Bad Reichenhall, sondern in Österreich landete, und Sie besitzen nun die

Dreistigkeit zu behaupten, er habe Familie Gùlden außer Landes gebracht.«

Sturmfùhrer Malbinger glaubte nicht richtig zu hùren. »Ihnen ist bekannt, daß Eggebrecht mit einer viersitzigen Maschine nach Òsterreich geflogen ist?«

»Genauer formuliert: Er benutzte eine »K1 3i« und landete in Wels.«

»Und Sie haben ihm Ihr Vertrauen nicht entzogen?«

Oberstleutnant Winter erhob sich und entnahm einem Stahlschrank eine Akte. »Ihre Frage wird am besten mit einer Notiz beantwortet, die aufgrund eines Berichtes erstellt wurde, den Eggebrecht Herrn Admiral a. D. Lùhrs, ohne dazu aufgefordert zu sein, von sich aus erstattete. Er war in ein Schlechtwettergebiet geraten ... Aber hùren Sie, was er selbst dazu sagt.«

Dem Sturmfùhrer gelang es nicht, seine Enttùuschung zu verbergen. Seine Miene verzerrte sich. Mùhsam versuchte er, seine Erregung zu dàmpfen. Nach voller Kenntnisaufnahme des Aktenvermerks verlor er die Beherrschung und schrie auÙer sich: »Das ist eine abgekartete Geschichte! Aber sie ist unglaublich! Ein erfahrener Pilot, der Eggebrecht doch sein soll, verfliet sich nicht. Die Gùldens waren an Bord und sollten ùber die Grenze geschleust werden.«

Der Oberstleutnant lieÙ sich nicht provozieren, sondern entgegnete in aller Gelassenheit: »Dazu stelle ich folgendes fest: Erstens, jedem, auch dem erfahrensten Flugzeugfùhrer, kann es in einer Schlechtwetterfront passieren, daß er die Orientierung verliert. Zweitens, nehmen wir einmal an, Ihre Theorie sei zutreffend: Was hàtte Eggebrecht in diesem Fall Unrechtes getan? Trifft nicht eher das Gegenteil zu? Sind nicht alle Juden aufgefordert, Deutschland zu verlassen? Wurde nicht betont, ihnen stehe jeder Weg frei? Wenn Sie recht hàtten, Herr Sturmfùhrer, dann wàre Eggebrecht den Gùldens behilflich gewesen, die an sie gestellte Forderung unverzùglich zu erfùllen. Ich weiÙ nicht, was es da zu klagen und zu schnùffeln gibt.«

»Ich verbitte mir ...«

»Seien Sie vorsichtig!« unterbrach ihn Oberstleutnant Winter mit warnend erhobener Stimme. »Ich werde mir jedes Ihrer Worte

notieren und mich an Ihren Chef wenden, falls Sie weiterhin versuchen sollten, einen hochqualifizierten Piloten zu verdächtigen, dieses oder jenes getan zu haben.«

»Dann erklären Sie mir, warum er gleich nach seiner Rückkehr aus Rußland mit einer viersitzigen Maschine nach Reichenhall fliegen mußte?«

»Nicht *mußte*!« korrigierte ihn der Abteilungsleiter in dem sicheren Gefühl, den Angriff praktisch schon abgewehrt zu haben. »*Wollte* muß es heißen! Unmittelbar nach seiner Rückkehr eröffneten wir Eggebrecht, daß er spätestens in zwei, drei Tagen bei der Lufthansa am Steuer einer ›Ju 52‹ einen Prüfungsflug zu absolvieren habe. Und da er, wie die meisten Piloten, noch nie eine geschlossene Maschine geflogen hatte, wollte er sich einen Tag lang in einer Klemm ›Kl 31‹ an das Fliegen in einer glasverkleideten Kabine gewöhnen. Dafür haben wir volles Verständnis gehabt.«

»Um Ausreden sind Sie offensichtlich nie verlegen.«

Oberstleutnant Winter schnellte hoch. »Verlassen Sie auf der Stelle diesen Raum. Ich werde mich bei Ihrem Chef über Sie beschweren. Und sollte das nichts nützen, wende ich mich an General Milch mit der Bitte, Göring darüber zu informieren, daß der SS-Sicherheitsdienst, der sich laut Führerbefehl nicht in unsere Belange einmischen darf, mit fadenscheinigen Behauptungen versucht, einen unbescholtenen und vielfach bewährten Flugzeugführer in Mißkredit zu bringen.«

Sturmführer Malbinger wurde blaß. »Entschuldigen Sie, Herr Oberstleutnant, wenn ich mich im Ton vergriffen habe. Es lag mir fern, Sie zu beleidigen. Wenn Sie mir zusichern, Eggebrecht habe nichts Unrechtes getan, dann soll mir das genügen.«

Jetzt geht ihm der Arsch mit Grundeis, dachte der Abteilungsleiter erleichtert. Gut, daß ich mich nicht ins Bockshorn jagen ließ. Vermutlich möchte der elende Schnüffler eine private Rechnung begleichen. Ich wette, daß er überhaupt keinen Auftrag hat, Eggebrecht unter die Lupe zu nehmen. Dennoch werde ich Natalja Goworow warnen. Der Mensch ist zu allem fähig und könnte versucht sein, sie nach Dingen auszuhorchen, die ihn nichts angehen.

In Sevilla überstürzten sich die Ereignisse. Werner hatte kaum seinen Bericht über die gemachten Flugerfahrungen nach Berlin geschickt, da erhielt er die Weisung, sich für Freitag, den 2. Juni, zum ersten internen Postversuchsflug bereit zu machen. Mit einem Heinkel ›Blitz‹ werde das zu transportierende Gut am 1. Juni von Stuttgart nach Sevilla gebracht. Er habe am 2. Juni nach Sidi Ifni oder Villa Cisneros zu fliegen und dort am nächsten Morgen so frühzeitig zu starten, daß das in Bathurst auf dem Gambia wartende Dornier Flugboot ›Monsun‹ mit der Post noch am gleichen Tag die ›Westfalen‹ erreichen könne, die vorher auslaufen und sich zwölfhundert Kilometer westlich der afrikanischen Küste befinden werde. Der schwimmende Stützpunkt hieße das Flugboot nach der Landung an Deck, um es beim ersten Büchsenlicht des 4. Juni 1933 zum Weiterflug nach Natal/ Südamerika in die Luft zu katapultieren.

Während Kuhnke und Kreuzpointner alles daransetzten, die Motoren der ›Ju 52‹ rechtzeitig mit je einem zusätzlichen Ölkühler zu versehen, schrieb Werner seiner Mutter einen ausführlichen Brief. Er bat darum, seine Zeilen als ebenfalls an Natalja gerichtet zu betrachten. Aber noch während er schrieb, holte ihn Dallmeier aus dem Hotel. Der Mercedes war eingetroffen, und die Zollstelle weigerte sich, den Wagen ohne weiteres freizugeben. Stunde um Stunde debattierte Werner, gedolmetscht vom DLH-Vertreter, mit verschiedenen Beamten, bis ein Geldschein eine blitzschnelle Lösung brachte. Plötzlich war es sonnenklar, daß das mit einer Berliner Nummer versehene Fahrzeug in Spanien nicht eigens zugelassen zu werden brauchte und eine Verzollung sich somit erübrigte. Als diese Hürde genommen war, scheute sich Werner, das total verschmutzte Kabriolett einer Werkstatt anzuvertrauen. Er wollte es am nächsten Morgen am Flughafen selber waschen, hatte die Rechnung jedoch ohne Sebastian Kreuzpointner gemacht. »Das kommt nicht in Frage«, protestierte der blonde Bayer. »Sobald wir die Motorhauben der ›Ju‹ weiß gestrichen haben, nehme ich den Wagen unter meine Fittiche.«

Werner lehnte das Anerbieten gerade dankbar ab, als Dallmeier herbeieilte und ihm einen Luftpostbrief aus Stockholm übergab. Augenblicklich war der Mercedes vergessen. Nachdem Werner den schnell heruntergekritzelten Brief gelesen hatte, drängte es ihn, mit

der Hoteldirektion zu sprechen. Er wollte sofort das schönste Doppelzimmer beziehen. Ditha hatte ihm mitgeteilt, daß sie die von der Behörde verlangten Fragebogen ausgefüllt und mit den erforderlichen Paßfotos abgeliefert habe. Es könne sich nur noch um Tage handeln, bis sie abreisen werde. Sie habe bereits festgestellt, welche Fluglinien sie wählen müsse, um schnellstens nach Sevilla zu gelangen. Die Reise sei in längstens drei Tagen zu bewerkstelligen. Wenn sie Glück habe und ihren Paß bis zu einem bestimmten Zeitpunkt erhalte, könne sie sogar mit einer einzigen Übernachtung auskommen und innerhalb von achtundvierzig Stunden bei ihm sein.

Diese Aussicht trieb Werner zu höchster Eile an. Das Doppelzimmer sollte bei Dithas Ankunft einem Blumenmeer gleichen. Was aber, wenn sie ausgerechnet während seiner Abwesenheit ankommen würde? Am Freitag mußte er starten. Er konnte frühestens am Mittwochabend zurück sein. Erleichtert fiel ihm ein, daß samstags und sonntags keine Verkehrsmaschinen flogen. Ditha würde also nicht vor Mittwoch in Sevilla eintreffen. Er entschloß sich, die Blumen für Dienstag zu bestellen. Am Montag konnte Ditha keinesfalls kommen. Andererseits, wer weiß? Sie bringt das Unmögliche zuwege.

Während Werner sich verliebten Grübeleien hingab, stieg Ditha nach einem innigen Abschied von den Eltern in Stockholm in eine Douglas ›DC-2‹ zum Flug via Kopenhagen nach Berlin. Allen Einwendungen zum Trotz ließ sie sich nicht davon abhalten, über Deutschland nach Spanien zu fliegen. Sie besaß einen schwedischen Paß, brauchte als Transitreisende die Flughäfen Tempelhof und Böblingen nicht zu verlassen und würde also keiner Kontrolle unterworfen sein. Um jeden Preis wollte sie mit dem schnellen Heinkel-›Blitz‹, der einem Zeitungsbericht zufolge am 1. Juni zum ersten Postversuchsflug Deutschland-Südamerika startete, in Sevilla landen. Im Geist sah sie schon Werners staunend dreinblickende Augen, wenn sie aus der Maschine stieg. Natürlich hochelegant. In London hatte sie sich ein Homespun-Reisekostüm mit dazu passendem Schal, eine fescche Baskenmütze und französische Schuhe mit hohen Absätzen gekauft. Und so dünne seidene Strümpfe, daß die Haut darunter zu sehen war – sündhaft!

Ditha genoß ihr kosmopolitisches Äußeres. Es schien ihr eine zusätzliche Gewähr dafür zu sein, daß sie in Berlin nicht kontrolliert würde. »Wer mit dem Flair der großen Welt von einem Flugzeug ins andere steigt«, hatte sie ihre besorgte Mutter beim Abschied getröstet, »wird eher bewundert als beargwöhnt.« Trotzdem klopfte ihr das Herz, als sie in Tempelhof die schwedische Douglas verließ und in das Restaurant geführt wurde. Die fast kapriolenhaften Bemühungen des Lufthansa-Angestellten, der sie begleitete, vertrieben jedoch ihre aufsteigende Sorge.

Zwei Stunden mußte Ditha warten, bis die Passagiere zum Flug nach Stuttgart zu einer ›Ju J2‹ geführt wurden, die aus naheliegenden Gründen ihr besonderes Interesse weckte. Sie ahnte nicht, daß es unter den Fluggästen jemanden gab, der sich in noch weitaus höherem Maße für sie interessierte: ein junger Flugkapitän, dem augenzwinkernd zugehaust worden war, die elegante junge Dame, die gerade in die Maschine nach Stuttgart einsteige, sei fraglos das begehrteste Transportgut, das er am nächsten Tag im Heinkel-›Blitz‹ nach Sevilla zu befördern habe. Für den Piloten war dies Grund genug, sich nach Besteigen der Kabine Ditha vorzustellen, auf gleicher Höhe Platz mit ihr zu nehmen und über den Gang hinweg Süßholz zu raspeln.

Ditha machte mit. Sie ließ ihre großen Augen blitzen und spielte die Verführerische.

Bei soviel Entgegenkommen hielt es der smarte Flugkapitän am Abend im ›Gasthof zur Post‹, das in Ermangelung eines Flughafenhotels als Transitzone betrachtet wurde, für angebracht, beim Essen sein Bein wie zufällig an das ihre heranzuführen.

Sie tat so, als bemerkte sie es nicht, bis der kühne Aviateur eine drängendere Attacke unternahm. »Aha!« sagte sie. »Beim ersten Mal dachte ich, in Kollision mit dem Tischbein geraten zu sein. Nun bin ich eines Besseren belehrt.«

Er gab sich unbekümmert. »Und was sagen Sie dazu?«

Sie legte den Kopf wie nachdenklich zurück. »Ist das nicht eine zu freche Frage?«

»Nicht unbedingt.«

»Nun gut«, entgegnete sie. »Ich verstehe nur nicht, daß Sie, ein voll ausgebildeter Streckenpilot, den Einstell- und Anstellwinkel verwechseln.«

Er stutzte. »Was wissen Sie von aerodynamischen Dingen?«

»Nur so viel, wie man als Privatflugzeugführer im theoretischen Unterricht beigebracht bekommt. Meine Kenntnisse reichen jedoch aus, um sagen zu können, daß der Anstellwinkel Ihres Beins falsch ist und nicht den geringsten Auftrieb erzeugt.«

Augenblicklich zog er sein Bein zurück. »Eine glänzende Parade. Haben Sie wirklich den Flugzeugführerschein?«

»Klasse ›B1‹. Im Moment ist er verfallen. Ich bin nach Schweden umgesiedelt und muß ihn erneuern.«

»Dabei würde ich Ihnen gern behilflich sein. Wenn man nicht im Training ist, verlernt man manches sehr schnell.«

»Das mag sein. Ich denke aber, daß mein Verlobter mich trainieren möchte.«

»Er hat auch den Pilotenschein?«

»Und wird morgen von Ihnen die nach Bathurst zu befördernde Post übernehmen.«

»Ach, du lieber Gott!« Der Flugkapitän versuchte zu retten, was noch zu retten war. Er stützte den Kopf wie kraftlos in die Hände. »Bitte, sagen Sie nicht, daß Eggebrecht Ihr Verlobter ist.«

»Sie kennen ihn?«

»Bis jetzt nur dem Namen nach. Zum Teufel, warum muß das ausgerechnet mir passieren?«

Ditha lachte.

»Können wir die Geschichte unter uns belassen?«

»Wegen einer Lappalie soll ich zu Ihrer Verbündeten werden? Nein, edler Held der Lüfte. Von Ihrem neckischen Spiel werde ich meinem Verlobten selbstverständlich erzählen. Doch seien Sie unbesorgt. Er kennt mich ziemlich genau und wird einkalkulieren, daß ich Sie auf meine Weise herausgefordert habe. Und irgendwie muß man ja anfangen. Er hatte das Glück, mich an meinem

achtzehnten Geburtstag kennenzulernen. Sie haben das Pech, zu spät gekommen zu sein. Das ist alles.«

»Klingt überzeugend. Dennoch sehe ich dem morgigen Abend mit ziemlich blöden Gefühlen entgegen.«

»Dann werde ich Ihnen auf die Beine helfen.« Ditha küßte die Spitze ihres Zeigefingers und drückte sie dem Piloten auf die Lippen. »All right, Sir?«

»Sie sind so verführerisch, daß ich mich schämen müßte, wenn ich an Ihrer Seite ein Eisblock geblieben wäre.«

»Endlich haben Sie mich verstanden. Zur Strafe verlange ich einen Aquavit. Ihnen spendiere ich in Sevilla einen harten Drink. Heute dürfen Sie ja nicht.«

»Eben. Nur das andere ist uns erlaubt.«

Am Tag vor dem Start nach Bathurst unternahm Werner noch einen halbstündigen Probeflug mit der zur ›Tropenausführung‹ umgerüsteten ›Ju 52‹. Die nunmehr weiß lackierten Motorhauben gaben der Maschine ein ungemein attraktives Aussehen. Aber darauf kam es nicht an. Eine echte Verbesserung war die Ausstattung der Triebwerke mit je einem dritten Ölkühler.

Da alles zufriedenstellend funktionierte, kehrte Werner gegen Mittag zum Hotel zurück, um so zeitig wie möglich zu essen und einige Stunden auf Vorrat zu schlafen. Die Verhältnisse in Villa Cisneros hatten ihn bewogen, den Flugplan so zu erstellen, daß am ersten Tag nach Sidi Ifni geflogen, dort übernachtet und dann im frühen Morgengrauen Kurs auf Bathurst genommen wurde. Der zweite Streckenabschnitt, bei dem in Villa Cisneros nachzutanken war, verlangte etwa neun Stunden.

Da Werner nicht gewohnt war, mittags zu schlafen, blätterte er, im Bett liegend, in einer deutschen Zeitung, die Dallmeier ihm gegeben hatte. Doch schon bald knallte er das Blatt wütend auf den Boden. Daheim wurden nicht mehr nur Juden verfolgt. Aus der Akademie für Dichtung waren Persönlichkeiten wie Alfred Döblin, Ricarda Huch, Thomas Mann, Jacob Wassermann und Franz Werfel ausgeschlossen worden. Die Nobelpreisträger Gustav Herz und

James Franck durften nicht mehr an Hochschulen lehren, öffentlich verbrannt wurden die Bücher von Max Brod, Lion Feuchtwanger, Egon Erwin Kisch, Arthur Schnitzler, Kurt Tucholsky, Arnold und Stefan Zweig, Thomas und Heinrich Mann, Upton Sinclair, Barbara von Suttner und vieler anderer Schriftsteller.

Diese wie ein Sieg Gottes über Luzifer verkündeten Maßnahmen waren nicht gerade das richtige Schlafmittel. Über zwei Stunden wälzte sich Werner von der einen auf die andere Seite, bevor ihn Morpheus' Arme umfingen. Zu allem Übel wurde er dann nicht, wie er gebeten hatte, um achtzehn, sondern schon siebzehn Uhr geweckt, weil der DLH-Vertreter ihn dringend zu sprechen wünschte.

»Erst rauben Sie mir mit Ihrer verdammten Zeitung den Schlaf«, schimpfte er, als er in der Hotelhalle auf Dallmeier zuging, »und nun lassen Sie mich auch noch früher wecken?«

»Tut mir leid, aber es war notwendig. Die spanische Regierung hat vor einer Stunde mitgeteilt, daß das marokkanische Hoheitsgebiet aus politischen Gründen ab sofort nicht mehr überflogen werden darf. Wir sind deshalb gezwungen, die Flüge nach Bathurst außerhalb der Dreimeilenzone über See durchzuführen. Morgen also Zwischenlandung in Las Palmas/Gran Canaria.«

»Dem Herrn sei Lob und Dank! Dort werden wir richtig schlafen können.«

»Ich habe im besten Hotel bereits drei Zimmer reservieren lassen. Von Berlin erhielt ich Weisung, für Kreuzpointner noch vor Antritt des Fluges die übliche Versicherung abzuschließen. Er wird als »Bordmonteur-Eleve« eingestellt.«

Werner klopfte dem DLH-Vertreter auf die Schulter. »Wenn Sie Ihre Ansicht über die Nazis revidieren, könnte unser Verhältnis zueinander fast unerträglich gut werden.«

»Das Risiko sollten wir nicht eingehen. Bleiben wir also bei unseren divergierenden Auffassungen: Sie sind dagegen, ich bin dafür.«

Knapp eine halbe Stunde vor Anbruch der Dämmerung jagte der Heinkel-»Blitz« mit der Post für Südamerika im Tiefflug über das Landefeld von Sevilla-Tablada.

»Ein tolles Flugzeug«, begeisterte sich Werner, der die »He yo« noch nicht gesehen hatte. Er wartete mit Kuhnke, Kreuzpointner und dem DLH-Vertreter vor dem Abfertigungsgebäude, um den Piloten zu begrüßen und die Post zu übernehmen. »Muß eine Wonne sein, die Maschine zu fliegen. Die Reisegeschwindigkeit soll 350 km/h betragen.«

Als das Flugzeug heranrollte, mäkelte Kuhnke: »Ohne Schuhanzieher kommt da keiner in die Kabine.«

Dallmeier nickte. »Gerade drei gehen rein. Aber ich will zufrieden sein, wenn wir, wie heute, wenigstens einen Fluggast buchen können.«

»Wie sieht's mit der Post aus?«

Der DLH-Vertreter schnitt ein Grimasse. »Ganze vierundzwanzig Kilo wurden übernommen.«

»Da wird das Reich einen schönen Batzen zuschießen müssen.«

Die Maschine wendete vor dem Gebäude.

Kreuzpointner bekam glänzende Augen. »Mensch, die hat den »BMW VI«. Der leistet 750 PS!«

Der Pilot gab noch einmal kurz Gas und stellte den Motor ab.

Ein Monteur eilte mit einem kleinen Trittgestell zur Kabinentür und öffnete sie.

Ditha erschien gebückt im Rahmen.

Werner stockte der Atem.

Kuhnke stöhnte: »Ick werd' verrückt.«

Dallmeier ging auf das Flugzeug zu, um dem Passagier beim Aussteigen behilflich zu sein, doch Werner rannte an ihm vorbei und schrie: »Ditha!« – Sie zwängte sich durch den niedrigen Türrahmen und sprang ihm in die Arme.

»Bei dir ist man offensichtlich vor nichts sicher. Wieso kommst du ...?«

Stürmische Küsse hinderten ihn, weiterzusprechen, bis sie tief Luft holte. »So, nun kannst du Fragen stellen.«

»Du hast den Nerv gehabt, über Deutschland hierherzufliegen?«

Sie schmiegte sich an ihn. »Als Transitreisende mit schwedischem Paß konnte mir nicht viel passieren.«

»Und du hast in Stuttgart übernachtet?«

»In der ›Post‹. Übrigens gemeinsam mit Flugkapitän Heinze.«

»Hoffentlich nicht so, wie es klingt.«

Sie küßte seine Nasenspitze. »Du kannst unbesorgt sein. Auf meine Verwirrungsversuche hat dein Kollege nur anfangs prima reagiert. Als er hörte, daß ich deine Braut bin, bekam er kalte Füße.«

Kuhnke rückte heran. »Mein Kompliment! Sie sind noch hübscher geworden.«

Ditha umarmte ihn. »Seit wann zählen Sie zu den Schmeichlern?«

»Seit eben. Ick war zwar schon immer begeistert von Ihnen, aber jetzt wird's gefährlich.«

»Dann werde ich mich bemühen, das Feuer zu dämpfen.«

Werner machte Ditha mit Dallmeier und Kreuzpointner bekannt.

Flugkapitän Heinze stieg aus der Maschine.

Ditha streckte ihm die Hand entgegen. »Kommen Sie! Ich habe bereits erzählt, daß Sie mir Ihre Qualifikationen gern detailliert nahegebracht hätten, das Terrain jedoch aus Rücksichtnahme auf meinen Verlobten räumten.«

Heinze begrüßte Werner. »Ich beneide Sie um Ihre Braut. Soviel Schönheit, Charme und Witz findet man nicht oft beisammen.«

»Hinzu kommen alle anderen edlen Eigenschaften«, frotzelte Werner. »Bescheidenheit, Verzicht auf die Genüsse des Lebens, Selbstlosigkeit und der immer wieder durchbrechende Wunsch, Frieden in einem Kloster zu suchen.«

Ditha legte ihm die Hand auf den Mund. »Wir haben keine Zeit zu verlieren. Du mußt morgen in aller Herrgottsfrühe starten!«

»Und warum hast du die Postmaschine gewählt?«

»Mir kam es darauf an, mich während deiner Abwesenheit zu akklimatisieren. Ist der Wagen schon eingetroffen?«

»Vor drei Tagen.«

»Großartig. Dann fahr mich so schnell wie möglich zum Hotel. Ich hab' nämlich mächtigen Hunger. Und wenn der gestillt ist, hast du zu schlafen.«

Werner wandte sich an den DLH-Vertreter. »Da wir morgen nur nach Las Palmas zu fliegen haben, also längstens acht Stunden unterwegs sind, setze ich den Start auf zehn Uhr fest.«

»Juchheil!« jauchzte Ditha. »Unter diesen Umständen können wir unser Wiedersehen ja in aller Ruhe genießen.«

Flugkapitän Heinze grinste. »Wie drückte sich Ihr Verlobter aus? Sie suchen Befriedigung in einem Kloster?«

»Das muß nicht unbedingt im Kloster sein«, entgegnete sie lachend.

In übermütiger Stimmung steuerte Ditha den Mercedes am nächsten Morgen mit zurückgeschlagenem Verdeck zum Campo Tablada. Ihr schwarzes, wie ein Pagenkopf geschnittenes Haar flatterte im Wind. Ihre Wangen waren gerötet, die Lippen leicht geöffnet. Sie mußte sich zwingen, ihre Verliebtheit nicht hinauszuschreien.

Werner hatte den Arm um Dithas Schulter gelegt und genoß es, von ihr zum Flughafen chauffiert zu werden. Im Geiste erlebte er nochmals die zurückliegenden Stunden. Dithas Zärtlichkeit und Hingabe hatten ihn berauscht. »Glücklich?« fragte er.

In ihren großen Augen schien ein Feuer aufzuflackern. »So sehr, daß ich immer noch nicht glauben kann, bei dir zu sein. Haben wir es wirklich geschafft? Sind wir tatsächlich für immer vereint?«

Er strich liebevoll über ihren Hals. »Mit Gewißheit erst einmal für die nächsten drei Jahre.«

»Wenn nur die nächsten Tage schon vergangen wären!«

»Womöglich komme ich erst am Mittwoch zurück.«

»Und wann mußt du zum zweiten Versuchsflug starten?«

»Frühestens in vierzehn Tagen bis drei Wochen. Nach meiner Rückkehr können wir richtig Ferien machen.«

Eine halbe Stunde später winkte Ditha zu Werner hinauf, der mit dem auf den Namen ›Zephir‹ getauften dreimotorigen Flugzeug eine letzte Schleife zog und Kurs auf Gran Canaria nahm. Es amüsierte sie, daß er auch an diesem Tag großen Wert darauf gelegt hatte, pünktlich auf die Minute zu starten.

Der neben ihr stehende DLH-Vertreter lobte das durch den weißen Anstrich der Motorhauben eleganter gewordene Aussehen der ›Ju 52‹ und fügte hinzu: »Die Idee hatte übrigens Sebastian Kreuzpointner.«

»Der junge Mann hat mir gut gefallen.«

»Er ist auch ein Pfundskerl. Hatte angefangen zu studieren ...« Noch bevor Ditha ihren Wagen erreichte, kannte sie die ganze Geschichte des blonden Bayern. Beim Abschied fragte sie Dallmeier: »Darf ich Sie heute abend zum Essen einladen? Ich würde mir von Ihnen gern ein paar Tips geben lassen.«

»Ich kann schon am Nachmittag kommen«, erklärte er bereitwillig.

»Gut, dann treffen wir uns am besten um sieben Uhr zum Aperitif im Hotel«, modelte Ditha sein Anerbieten geschickt um. Die ersten Stunden in Sevilla wollte sie allein sein. Es machte ihr Spaß, fremde Städte ohne Begleitung zu erkunden, und sie hatte so viel über Sevilla gelesen, daß sie genau wußte, was sie sich ansehen wollte. Nicht die allerorts beschriebenen Sehenswürdigkeiten, die sie gemeinsam mit Werner besuchen würde. Zunächst sollte all das auf sie einwirken, was man Sevilla und seinen Bewohnern nachsagt: Fröhlichkeit, Aufgeschlossenheit, Temperament, Tanz, Kastagnetten, Blumen, Düfte und – Farben über Farben. Doch schon im Laufe des Vormittags entdeckte sie Dinge, die ihr wichtiger schienen: einige kleine Kirchen und Kapellen, die in engen Straßen unauffällig zwischen Häusern standen und jene vertraute Atmosphäre boten, die eine Zwiesprache mit Gott erst möglich macht.

Mehr noch beeindruckte sie das Stadtviertel Santa Cruz. Ihr war zumute, als sei in den krummen Gäßchen die Zeit stehengeblieben, als seien die Mauren nie vertrieben worden. Hinter fein gearbeiteten

Eisengittern, in unzähligen versteckten Höfen waren vergangene Jahrhunderte gegenwärtig.

Angesichts der stillen Zeugen alter Kulturen mißfiel ihr der Spruch: ›Sevilla ist wie eine schöne Frau, die den Fremdling nicht enttäuscht.‹ Da war nichts von Ausgelassenheit, Tanz und Kastagnettengeklapper. Die Passanten erinnerten eher an Schauspieler, die inneren Schmerz durch äußere Eleganz und Gewandtheit zum Ausdruck zu bringen versuchen.

Das Wort ›Sevilla ist fürs Leben, Cordoba fürs Sterben‹ fiel Ditha ein. Lebenslust packte sie. Ihr war es plötzlich unmöglich, weiterhin gemächlich durch Straßen und Gassen zu schlendern. Irgend etwas mußte geschehen. Ihr Temperament brach durch. Sie eilte zurück zum Hotel, warf sich in den Wagen und brauste davon – am Kai entlang auf die Straße hinaus, die parallel zum Guadalquivir verlief. Unbekanntes wollte sie entdecken. Getrieben von dem Wunsch, dem Geliebten eine Überraschung zu bereiten, fuhr sie in hohem Tempo am Fluß entlang. Bei seiner Rückkehr wollte sie dokumentieren können, daß sie jede Minute an ihn gedacht hatte.

Ditha wußte nicht, wohin mit ihrer Kraft. Die letzten Wochen waren Flucht gewesen. Nun endlich konnte sie nach vorn blicken und versuchen, Positives in die Wege zu leiten. In welcher Hinsicht, das würde sich ergeben. Sie baute auf den Zufall, der ihr schon oft geholfen hatte. Nicht zuletzt, weil sie stets bemüht gewesen war, den Zufall herbeizurufen. Wie an diesem Tag. Sie lag förmlich auf der Lauer. Trotz der Geschwindigkeit, mit der sie über die von hohen Pappeln flankierte Landstraße dahinjagte, entging ihr nichts. So drosselte sie sofort das Tempo, als sie an einem Gestüt vorbeikam, auf dessen saftigen Weiden an die hundert Pferde grasten. Augenblicklich hatte sie die Idee: Reiten, das wäre das richtige für uns! Jeden Morgen am Guadalquivir entlang!

Ohne lange zu überlegen, bog Ditha in die Zufahrt zum Gestüt ein, fuhr an Stallungen entlang und hielt in einem von mehreren Gebäuden gebildeten Hof, in dem in diesem Moment ein Caballero schwungvoll von einem Pferd sprang.

Verblüfft schauten er und sein Stallbursche auf den Sportwagen und seine attraktive Fahrerin.

Ditha stellte den Motor ab und stieg aus. »Entschuldigen Sie, Senor«, rief sie in leidlichem Spanisch. »Könnte ich den ›Jefe‹ sprechen?«

Der Spanier ging ihr entgegen. »Ich stehe Ihnen zu Diensten, Senorita. Was kann ich für Sie tun? Sie sind keine Spanierin, nicht wahr?«

»Nein. Ich bin erst seit gestern im Land.«

»Dann müssen Sie einen sehr guten Spanischlehrer gehabt haben.«

»Ich hoffe es. Ein halbes Jahr lang unterrichtete mich in Berlin einer Ihrer Landsleute. Um aber zur Sache zu kommen: Kann man bei Ihnen Pferde mieten?«

»Wie, bitte?« Dem leicht ergrauten Caballero schien es die Sprache zu verschlagen. »Mieten?«

»Nun ja, ausleihen. Selbstverständlich gegen Gebühr.«

»Tut mir leid, Senorita. Ich züchte Pferde und verleihe sie ebensowenig, wie Sie Ihren Mercedes verleihen würden.«

»Möchten Sie ihn fahren?«

»Meinen Sie das im Ernst?«

»Gewiß. Der Wagen steht Ihnen zur Verfügung, wenn Sie meinem Verlobten und mir die Möglichkeit geben, hin und wieder ein oder zwei Stunden zu reiten. Wie gesagt: gegen Bezahlung.«

Der Spanier lachte. »Ein solcher Vorschlag wurde mir noch nicht gemacht.«

»Und was sagen Sie dazu?«

»Da das Gespräch länger zu dauern scheint, möchte ich mich erst einmal vorstellen: Jose Gonzalez.«

Sie reichte die Hand. »Ditha Gülden. Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wollen Sie den Wagen gleich fahren?«

»Mir scheint, Sie sind eine Verführerin.«

»Das hör' ich gern«, antwortete sie keß. »Ich bin es jedoch nur in Bereichen, in denen mein Verlobter damit einverstanden ist.«

»Sind Sie beide leidenschaftliche Reiter?«

»Wir möchten es werden. Bis heute haben wir noch nie auf einem Pferd gegessen.«

Der Spanier sah sie entgeistert an. »Und da kommen Sie zu mir?«

»Warum nicht? Sie haben viele Pferde und achten, wie ich mit Freude feststellen konnte, die Gesetze der Courtoisie. Im übrigen baue ich darauf, daß der schmucke Wagen Sie reizen wird. Falls das nicht genügen sollte, wird mein Verlobter Ihnen Ihr Gestüt einmal von oben zeigen. Er ist Pilot bei der ›Deutschen Luft Hansa‹.«

»Übernimmt er womöglich den Postdienst nach Bathurst, von dem dieser Tage die Zeitung berichtete?«

»Erraten. Heute morgen ist er nach Las Palmas gestartet.«

»Und hat Sie allein gelassen! Da sehe ich mich verpflichtet, Sie zu einem Sherry einzuladen. Meine Frau wird sich freuen, Sie kennenzulernen. Über Pferdevermietung und Reitunterricht sprechen wir später.«

Der von Ditha ersehnte Zufall ebnete ihr Wege, an die sie im Traum nicht gedacht hätte. So wurde sie von der ein wenig matronenhaften, aber sehr reizvollen Senora Gonzalez schon bald gefragt, ob sie daran interessiert sei, ein wunderschönes Haus zu besichtigen, das nur ein paar Minuten vom Gestüt entfernt am Fluß liege und zur Vermietung anstehe. Es gehöre einem Freund, dem Direktor eines Textilkonzerns, der zum Aufbau einer neuen Fabrik nach Madrid berufen worden sei. Das Anwesen lasse sich schwer vermieten, weil der Besitzer es zur Bedingung mache, daß das gesamte Personal – eine Köchin, ein Diener, ein Gärtner und zwei Hausmädchen – übernommen wird.

Prompt fragte Ditha: »Cuanto costar? Wieviel soll das Haus im Monat kosten?«

Juanita Gonzalez nannte einen Preis, der Ditha nicht zu stimmen schien. Umgerechnet kam sie auf nur vierhundert Mark.

Aber der Hausherr bestätigte die Richtigkeit der Angabe und fügte erläuternd hinzu: »Unserem Freund geht es darum, das Haus in pfleglichen Händen zu sehen. Eine Garantie bieten ihm seine langjährigen Angestellten. Zwei Interessenten haben wir abgelehnt,

weil deren Familien zu groß waren. Auch darf der Vertrag nur für begrenzte Zeit abgeschlossen werden.«

Ditha war nicht mehr zu halten. Sie sprang auf. »Kommen Sie! Mein Wagen reizt Sie doch, Señor. Fahren wir gleich los.« Sie wandte sich an die Dame des Hauses. »Hätten Sie nicht Lust, uns zu begleiten?« – »Fräulein Gülden besitzt ein Auto, wie du es noch nicht gesehen hast«, fügte ihr Mann werbend hinzu.

Juanita Gonzalez ließ sich nicht lange bitten, und schon wenig später fuhren sie auf eine Parkanlage zu, deren weiße Kieswege fast blendeten. Am Ende einer von blühenden Büschen gesäumten Anfahrt leuchtete im Licht der Sonne ein ebenerdiger Bungalow im Mudejarstil. Durch ein offenes Portal gelangte man in den Patio, den Innenhof, den schattenspendende Rundbögen rahmten. Darunter standen, zwanglos gruppiert, Korbsessel und Liegestühle. In der Mitte des Hofes plätscherte ein Brunnen. Der Boden war mit Kacheln belegt. Dem Portal gegenüber gewährte ein schmiedeeisernes Tor einen ersten Blick auf den sich bis zum Guadalquivir erstreckenden Park.

Ditha war wie gebannt. Sie glaubte, in ein Märchenreich geraten zu sein. Im rechten Flügel des Gebäudes, dem Herrschaftstrakt, befanden sich außer den Wirtschaftsräumen ein Eßzimmer, ein Salon, eine dunkelgetäfelte Bibliothek und ein verwirrend schönes Schlafzimmer mit Bad. Fenstertüren ermöglichten den Zugang zum Park, in dem auch ein Schwimmbecken nicht fehlte.

Gleichfalls zur Flußseite hin gelegen, befanden sich im linken Hausflügel mehrere Gästezimmer. Getrennt davon, durch einen zweiten Eingang zu erreichen, lagen die Wohnräume des Personals.

»Nun, was sagen Sie?« fragte Gonzalez nach Beendigung des Rundgangs.

Beeindruckt antwortete Ditha: »Ich bin überwältigt und begreife nicht, daß dieses herrliche Anwesen vermietet werden soll. Gibt es da einen Haken?«

Der Spanier schüttelte den Kopf. »Des Rätsels Lösung finden Sie in unserem Sprichwort: ›Wenn ein Haus nicht bewohnt wird, verschimmeln die Möbel und verdirbt das Personal.«

»Das ist richtig«, stimmte Ditha zu. »In meiner Heimat sagt man: ›Wenn die Katze nicht im Haus ist, tanzen die Mäuse auf den Tischen.«

»Sehen Sie! Das ist der Grund, warum unser Freund sich entschlossen hat, sein Heim nicht unbewohnt zu lassen. Der geforderte Preis entspricht dem Lohn des Personals. Vielleicht verstehen Sie nun, daß er eine große Familie nicht akzeptieren kann. Ein zuverlässiges junges Paar wäre das Ideale für ihn.«

»Seien Sie vorsichtig!« warnte Ditha. »Am Schluß verlangen wir noch Geld dafür, daß wir einziehen.«

Das Ehepaar Gonzalez lachte.

»Scherz beiseite«, fuhr Ditha fort. »Ich würde lieber heute als morgen hier einziehen, möchte aber ohne die Zustimmung meines Verlobten keine Verpflichtung eingehen. Auch wären noch einige Punkte zu klären. Wir wollen so bald wie möglich heiraten und müßten die Mutter meines Verlobten, meine Eltern und eine Freundin, die unser Trauzeugen sein soll, im Haus unterbringen dürfen.«

»Das ist doch selbstverständlich.«

»Ich meine, nicht nur für ein paar Tage, sondern vielleicht sogar für Wochen.« – »Darüber brauchen wir nicht zu reden.«

»Und was würden Sie sagen, wenn mein Verlobter einen Flugkameraden, der ihn schon seit fünf Jahren begleitet, voll einquartieren möchte?«

»Das ist seine respektive Ihre Sache und geht uns nichts an.«

Ditha hakte sich ungestüm bei der Frau des Caballeros ein. »Bitte kneifen Sie mich! Ich fürchte sonst, ich träume.«

Die Spanierin zog sie an sich. »Ich wäre glücklich, wenn Sie öfter bei uns reinschauen würden.«

»Das wird Senorita Gülden gewiß tun«, versicherte ihr Mann mit einer Bestimmtheit, die jeden Zweifel ausschloß. »Sie und ihr Verlobter möchten oft reiten, und ich habe eben gedacht, daß es vielleicht gut wäre, ihnen ›Rossita‹ und ›Pablo‹ zur Verfügung zu stellen. Den Reitunterricht könnte Pedro erteilen. Was hältst du davon?«

Juanita Gonzalez betrachtete Ditha prüfend, bevor sie antwortete:
»Ich glaube, das ist ein guter Gedanke.«

»Dann sollten wir nicht verschweigen, daß die Pferde ›Rossita‹ und ›Pablo‹ unserem Sohn und unserer Tochter gehörten, die vor drei Jahren auf der Überfahrt nach Mexiko durch ein Schiffsunglück ihr Leben verloren.« Er machte das Zeichen des Kreuzes.

Auch seine Frau bekreuzigte sich.

»Und jetzt«, der Spanier gab sich einen Ruck, »möchte ich mich gern an das Steuer Ihres Mercedes setzen.«

Welch ein Tag, dachte Ditha, als sie am Spätnachmittag zum Hotel zurückfuhr. Spanien! Mit welcher Wärme hast du mich empfangen! Paps hat recht. Es ist das Land unserer Väter!

Sie hielt an, stieg aus dem Wagen und umarmte einen Baum.
»Baruch ata haschem! – Gelobt seiest du, Ewiger! Du hast uns nicht verlassen. Deine Hand schützt uns. Alles wird sich ändern. Baruch ata haschem!«

In einem Rausch der Begeisterung erreichte Ditha das Hotel. Am liebsten wäre sie wie in Kindestagen im Wechselschritt durch die Empfangshalle gehüpft. Sie stürmte in ihr Zimmer, entledigte sich ihrer Kleidung und stellte sich trällernd unter die Dusche. Werner würde Augen machen, wenn er erfuhr, was sie zuwege gebracht hatte. Überraschungen war er von ihr gewohnt, aber ein am Guadalquivir gelegener ›Palacio‹ und zwei allmorgendlich munter machende Pferde – er würde staunen.

Mit dem Erreichten wollte sie sich jedoch nicht zufriedengeben. Ihr Ehrgeiz war angestachelt. Bis zu seiner Rückkehr wollte sie auch den Weg zum Standesamt geebnet haben. Der DLH-Vertreter sollte ihr dabei behilflich sein. Mit seiner Unterstützung gedachte sie in den nächsten Tagen jene Hürden zu nehmen, die ein Paar, das sich fern der Heimat trauen lassen will, zwangsläufig überwinden muß. Leicht würde es nicht werden. Werner, ein deutscher Protestant, sie, eine schwedische Jüdin – da mußten sich spanischen Katholiken die Haare sträuben.

Doch Dallmeier würde ihr helfen. Er beherrschte die Landessprache, und vor allen Dingen hatte er gute Beziehungen zu den spanischen Behörden. Im übrigen vertraute sie ihrem Geschick, und tatsächlich gelang es ihr mühelos, den Bayern für sich zu gewinnen. Er wurde förmlich atemlos, als sie ihm erzählte, wie sie den Tag verbracht und was sie erreicht hatte. Verblüfft fragte er: »Sie sprechen spanisch?«

»Un poco«, antwortete sie bescheiden. »Und ich bitte Sie, sich von nun an stets auf spanisch mit mir zu unterhalten. In spätestens drei Monaten möchte ich die Sprache perfekt beherrschen. Dann kommt Schwedisch an die Reihe.«

Dallmeier war beeindruckt. »Mein Kompliment, Seniorita Gülden! Ich bewundere Sie.«

»Dann werden Sie mir hoffentlich helfen, beim Standesamt schnellstens zum Zuge zu kommen.«

»Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung.«

»Mir geht es um folgendes: Hinsichtlich unserer Trauung dürfte es einige Komplikationen geben, denen wir von vornherein entgegentreten müssen.« Sie machte eine geldzählende Bewegung. »Sie verstehen, was ich meine?«

Der DLH-Vertreter sah sie entgeistert an. »Mit Bestechung erreichen Sie hier nichts. Damit erschweren Sie sich nur alles.«

»Und wie war das beim Wagen? Hat mein Verlobter da nicht nachgeholfen?«

»Um ehrlich zu sein: Als ich das erlebte, traute ich meinen Augen nicht. So etwas ist in diesem Land sonst nicht möglich. Auf Bestechung läßt sich der stolze Spanier nicht ein.«

Ditha nippte an ihrem Aperitif. »Dann müssen wir es eben andersherum versuchen.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Ganz einfach. Welche Kirche läßt sich nicht durch Almosen bestechen? Wir gehen zu einem einflußreichen Geistlichen, kündigen ihm eine großzügige Spende an und erbitten als Gegenleistung ein gutes Wort beim Standesamt.«

»Aber Seniorita!« entrüstete sich Dallmeier. »Das ist unmöglich!«

»Warum? Wenn Geschäfte mit dem Herrgott erlaubt sind, dann doch auch mit Menschen.«

»Nein, so werden Sie Ihr Ziel niemals erreichen.«

Ditha war nicht zu überzeugen. Und Dallmeier ließ sie nicht im Stich. Trotz aller Bedenken suchte er am nächsten Morgen einen hochgestellten Geistlichen mit ihr auf. Der Würdenträger wies das Ansinnen natürlich sofort zurück. Auch ein Versuch bei einem anderen Priester schlug fehl.

In dem Bestreben, Ditha von weiteren Schritten dieser Art zurückzuhalten, fragte der DLH-Vertreter auf dem Weg zum Hotel: »Glauben Sie mir jetzt, daß man in Spanien auf Ihre Weise nicht vorgehen kann? Der Stolz ...«

»Ach was!« unterbrach sie ihn aufgebracht. »Nicht Stolz hat die Herren bewogen, meine Bitte abzuschlagen. Almosen und Spenden haben sie so vermögend gemacht, daß sie nicht darauf angewiesen sind, sich für jemanden einzusetzen. Aber das schwöre ich Ihnen: Ich werde den monatelangen Instanzenweg abkürzen! Und ich weiß auch, wie. Über arme Patres, die mit geschürzter Kutte wie Gazellen losrennen, wenn sie etwas für ihr Kloster tun können.«

Dallmeier schlug die Hände zusammen. »Sie haben köstliche Ideen. Ich muß jedoch um Verständnis dafür bitten, daß ich mich von klösterlichen Besuchen ausschließe. Was Sie beabsichtigen, wird mit dem gleichen Fiasko enden wie unsere heutigen Besuche.«

»Abwarten!« prophezeite Ditha.

Schon am nächsten Morgen brauste sie in Richtung El Garrbo davon. Vom Portier hatte sie erfahren, daß es in der Nähe der portugiesischen Grenze kleine Klöster gebe. Lange hielt sie vergeblich Ausschau, bis sie in hügeliger Landschaft einen Gebäudekomplex mit einer Kapelle entdeckte, deren Turmspitze gebrochen herabhing.

Dort scheint Matthäi am letzten zu sein, dachte sie und fuhr gleich auf das nicht weit von der Straße entfernt gelegene Kloster zu.

Während Ditha ihren eigenwilligen Entschluß in die Tat umzusetzen versuchte und Werner in Bathurst eine

vierundzwanzigstündige Ruhepause einlegte, dachte SS-Sturmführer Malbinger in Berlin darüber nach, wie er seinen verhassten Klassenkameraden doch noch erledigen könnte. Er traute Oberstleutnant Winter nicht, hielt es für möglich, daß der ihn hinters Licht geführt hatte. Für ihn waren ehemalige Wehrmachtsoffiziere unzuverlässige Reaktionäre. In ihnen schlummerte noch der Geist des früheren Deutschland. Sie standen nicht auf dem Boden des von der NSDAP, SS und SA getragenen Reiches, das sich anschickte, neue Maßstäbe zu setzen und die Welt zu erobern.

Malbinger schwor sich, Werner Eggebrecht weiterhin auf der Spur zu bleiben. Seine Taktik mußte er freilich ändern. Es war falsch gewesen, den Betreuer des zivilen Flugpersonals zu informieren. Nun blieb ihm nichts anderes übrig, als in aller Stille Fakten zusammenzutragen und sie erst dann zu präsentieren, wenn an ihnen nicht mehr gerüttelt werden konnte.

Sturmführer Malbinger nahm sich vor, zunächst einmal auf gut Glück bei Natalja Goworow zu beginnen. Der Hinweis des Oberstleutnants, ihre Eltern seien mit hohen Staatsbeamten befreundet, ließ es ihm allerdings angeraten erscheinen, sich vorher telefonisch bei ihr anzumelden. Gewiß würde sie den Mann, der sie aus der Sowjetunion herausgebracht hatte, in den höchsten Tönen loben. Dann ergab sich automatisch die Chance, sie unauffällig auszuhorchen.

Aber schon der telefonische Anruf brachte Malbingers hochgespannte Erwartungen ins Wanken. Oberstleutnant Winter hatte seinen Vorsatz, Natalja zu informieren, wahr gemacht, und sie verhielt sich noch zurückhaltender, als es ohnehin ihre Art war. »Sie wünschen?« war ihre lakonische Frage, als der Sturmführer sie anrief.

»Ich würde Sie gern aufsuchen und mich mit Ihnen über meinen Klassenkameraden Werner Eggebrecht und dessen großartige Hilfeleistung unterhalten. Ganz zufällig hörte ich davon.«

»Von wem?«

»Als SS-Offizier erfuhr ich, wenn auch in einer anderen Angelegenheit, dienstlich von seinem mutigen Einsatz.«

»Dann werden Sie wissen, daß ich nicht darüber sprechen darf.«

»Nur soweit es die Sache betrifft. Mir geht es darum, etwas über die menschliche Seite zu erfahren.«

»Ich verstehe. Aber darüber möchte ich nicht reden.«

»Gut, ich werde das zu achten wissen. Dennoch würde ich Sie gern kennenlernen und ein wenig mit Ihnen plaudern.«

»Bitte, wenn ich Ihnen damit einen Gefallen erweise. Das Auswärtige Amt muß mir vorher jedoch die entsprechende Genehmigung erteilen. Würden Sie so freundlich sein, mir noch einmal Ihren Namen zu nennen, damit ich den Antrag stellen kann.«

Es trat ein, was Natalja erwartet hatte. Der SS-Sturmführer legte den Hörer schleunigst auf.

Das ›AA‹ hat seine Finger wahrhaftig in allen Töpfen, erregte sich Malbinger. Jetzt gibt es nur noch einen Weg: Ich muß Werners Mutter aushorchen. Ihr wird er nicht erzählt haben, daß wir über Kreuz sind. Ich kann also den interessierten Klassenkameraden spielen, der stolz auf die Karriere des früheren Mitschülers ist.

Mutter Eggebrecht war nicht so leicht hereinzulegen. Zwar gefiel es ihr, daß ein schneidiger SS-Offizier sie aufsuchte, doch seine ersten Worte, »Ich komme wegen Ihres Sohnes«, machten sie augenblicklich hellwach. Besorgt fragte sie sich: Ist etwas über Werners Flug nach Österreich herausgekommen?

»Mein Junge ist in Spanien«, erklärte sie ausweichend.

Sturmführer Malbinger erkannte seinen Fehler und reagierte schnell. »Oh, ich sehe gerade, daß Sie das Goldene Parteiabzeichen tragen. Meinen allerherzlichsten Glückwunsch, gnädige Frau. Es ist immer eine Freude, sich mit alten Parteigenossen zu unterhalten. Wenn ich mich nicht täusche, sympathisierte auch Werner schon sehr früh mit dem ›Völkischen Block‹, wie der Vorläufer der NSDAP damals hieß.«

»Werner?« fragte sie verwundert.

»Ja, wir drückten zusammen die Schulbank. Als ich hörte, was er in Rußland geleistet hat, dachte ich: Besuch doch mal seine Mutter.«

Das waren Worte, die ihr gefielen. »Warum gerade mich?« erkundigte sie sich angetan.

»Weil ich ihn nicht selbst sprechen kann. Er ist in Sevilla.«

Mit dieser Feststellung hatte Malbinger jedes Vertrauen verspielt.

»Woher wissen Sie, in welcher Stadt mein Sohn sich aufhält?«

»Das habe ich dienstlich erfahren.« – »Und was wünschen Sie von mir?« – »Ich hatte das Bedürfnis, mit Ihnen über Werner und seine aufregende Tätigkeit in Rußland zu sprechen.«

»Da kann ich Ihnen nicht viel erzählen. Mein Junge war nur vierzehn Tage hier, hatte kaum Zeit für mich.«

Malbinger durchschaute nicht, daß Mutter Eggebrecht kein Gespräch aufkommen lassen wollte. Er glaubte vielmehr ihren Worten entnehmen zu können, daß zwischen Mutter und Sohn kein gutes Verhältnis bestehe. Im Hinblick auf die Jüdin, mit der Werner sich verlobt hatte, war ihm dies verständlich. »Ja«, sagte er, sich mitfühlend stellend, »in unseren Tagen hat manch einer nicht die gebührende Zeit, sich um seine Eltern zu kümmern. Mir geht es selbst nicht viel anders. Wir stehen vor großen Aufgaben. Bei Werner kommt noch hinzu, daß ihm ein verantwortungsvoller Posten übertragen wurde. Ich bewundere seinen Tatendrang und hörte, daß er schon in Kürze heiraten will.«

Jetzt ist alles klar, dachte Mutter Eggebrecht. Daher weht der Wind. Ohne mit der Wimper zu zucken, erwiderte sie: »Sie wissen offensichtlich mehr als ich. Wer soll denn die Glückliche sein?«

»Ein Fräulein Judith Gülden aus Zehlendorf-West.«

Sie zwang sich zu lachen. »Es ist erstaunlich, was Menschen so erzählen. Ich, seine Mutter, habe den Namen noch nie gehört. Bei seinem letzten Besuch sprach er mehrfach von einer Schwedin. Ich dachte schon, daß sich da etwas anbahnt. Über Herzensangelegenheiten schweigt er sich leider ebenso aus wie über berufliche Dinge. Wenn Sie Kontakt zu ihm aufnehmen möchten, werde ich Ihnen gern seine neue Anschrift geben, sobald er sie mir mitgeteilt hat. Bis heute habe ich noch keine Post von ihm erhalten. Wahrscheinlich hat er im Moment viel um die Ohren.«

Sturmführer Malbinger verbarg seine Enttäuschung. Alles schien sich gegen ihn verschworen zu haben. Mit einer verschlossenen Natalja Goworow und einer redseligen Mutter Eggebrecht ließ sich beim besten Willen nichts anfangen. Aber aufgeben würde er nicht. Um keinen Preis!

Es war schon Abend, als Ditha von ihrer ›Klosterfahrt‹ zurückkehrte. Der Vertreter der DLH erwartete sie in der Hotelhalle.

»Nun, wie ist es Ihnen ergangen?« fragte er erwartungsvoll. »Sind Sie enttäuscht?«

»Keineswegs«, antwortete sie beschwingt. »Den endgültigen Bescheid bekomme ich jedoch erst am Mittwoch. Erhielten Sie inzwischen Nachricht aus Bathurst?«

»Ja. Ihr Verlobter fliegt morgen nach Las Palmas und wird Mittwoch zurückkehren.«

»Wann kann er frühestens hier sein?«

»Vermutlich gegen achtzehn Uhr. Ich nehme jedenfalls an, daß er nach den anstrengenden Tagen nicht in aller Frühe in Gran Canaria startet.«

»Hoffentlich!«

Dallmeier stutzte.

Sie ließ sich in einen Sessel fallen. »Ich kann wegen des Bescheids, den ich am Mittwoch erhalte, nicht vor siebzehn Uhr hier sein.«

Auch der DLH-Vertreter nahm Platz. »Na, dann erzählen Sie mal, was Sie erreicht haben.«

Ditha lehnte sich zurück. »Um es kurz zu machen: Ich war in einem Franziskanerkloster, dessen Abt nach einem längeren Gespräch mit mir zum Ortsvorsteher einer nahe gelegenen Gemeinde ging, bei dem er sich mächtig für mich ins Zeug gelegt hat. Ergebnis: Übermorgen soll die Angelegenheit dem Ältestenrat vorgetragen und eine Entscheidung darüber gefällt werden, ob der Bürgermeister uns standesamtlich trauen darf, obwohl wir nicht Mitglieder seiner Gemeinde sind.«

Dallmeier war verblüfft. »Was haben Sie den Herren geboten?«

»Die Renovierung der Klosterkapelle und eine Summe für einige dringend erforderliche Reparaturarbeiten am Rathaus.«

Der DLH-Vertreter blies die Backen auf. »Das wird Ihren Verlobten eine schöne Stange Geld kosten.«

»Sie irren, Euer Ehren. Den Spaß bestreite ich aus meiner Mitgift.«

»Trotzdem möchte ich darauf hinweisen ...«

»Es wäre lustiger, wenn Sie sich erkundigen würden, wie die Franziskaner mich empfangen haben«, fiel Ditha ungestüm ein. »Ein herrliches Schauspiel ist Ihnen entgangen. Aufgeschreckte Patres und Fratres kamen ins Freie gestürzt, als ich vorfuhr. Ihre Blicke wanderten vom Wagen zu mir und von mir zum Wagen. Ganz große Augen und rote Backen bekamen die frommen Brüder. Und als ich jedem die Hand reichte, wurden sie so verlegen, daß wiederum ich verlegen wurde und überlegte, ob ich das Händeschütteln nicht einstellen sollte. Aber da ich einmal angefangen hatte, mußte ich weitermachen. Am Schluß haben mich alle so treuherzig angesehen, daß ich am liebsten jeden umarmt hätte.«

»Was Sie hoffentlich unterlassen haben.«

»Abwarten! Nachdem ich mit dem Abt zum Gemeindevorsteher gefahren war und dort alles besprochen hatte, erklärte ich nach der Rückkehr ins Kloster in meiner überschwenglichen Stimmung: ›Ihr seid so nett, daß ich die Renovierung der Kapelle auch dann übernehmen werde, wenn der Bürgermeister meinem Wunsch nicht entsprechen kann.‹ Und dann habe ich, ohne es zu wollen, den Abt umarmt und ihm einen Kuß auf seine rosige Wange gegeben. Glauben Sie mir, ich war selbst erschrocken. Sekundenlang herrschte beklommene Stille. Doch dann brach, Gott sei Dank, Gekicher und Gelächter aus. Es war plötzlich wie auf dem Jahrmarkt.«

Dallmeier schüttelte den Kopf. »Einige Ihrer erstaunlichen Eigenschaften habe ich ja bereits kennengelernt. Aber langsam werden Sie mir unheimlich.«

»Ausgezeichnet! Dann wollen wir die daraus resultierende Unsicherheit nutzen. Sie werden meinem kühn durch die Lüfte jagenden Verlobten, falls er am Mittwoch *vor mir* in Tablada eintreffen sollte, mit bedauernder Miene ausrichten, ich käme etwas später, weil ich noch Dringendes hätte erledigen müssen. Kein weiteres Wort! Nichts über das Haus am Guadalquivir! Nichts über meine standesamtlichen Bemühungen! Versprechen Sie mir das?«

Er hob die Hand zum Schwur. »So wahr ich hier sitze.«

»Dann lade ich Sie zu einem Drink ein. Was darf ich bestellen?«

»Ein Bier, wenn Sie einverstanden sind.«

»Das werde ich mir ebenfalls genehmigen. Bei den Patres bin ich doch recht durstig geworden.«

Dallmeier schmunzelte. »In Abwandlung eines in den Tropen geläufigen Wortes erlaube ich mir festzustellen: ›Man wandelt nicht ungestraft unter Franziskanern.««

Als Werner zwei Tage später in Tablada landete, fiel es Ditha schwer, dem Flugzeug nicht entgegenzulaufen. Es erfüllte sie mit Befriedigung, daß es ihr gelungen war, von der zweiten Fahrt zum Bürgermeister des kleinen Ortes rechtzeitig nach Sevilla zurückzukehren. Übermütig hatte sie Dallmeier zugerufen: »Es ist geschafft, Sie ungläubiger Thomas! In vier Wochen wird die Trauung sein. Zum Festessen im Refektorium des Klosters sind Sie eingeladen.«

Der überraschte DLH-Vertreter war sekundenlang sprachlos gewesen, hatte sich dann aber bedankt und gefragt: »Sie waren noch nicht im Hotel?«

»Nein.«

»Dann lechzen Sie gewiß nach einer Erfrischung.«

»Eine Tasse Kaffee würde mir jetzt wirklich guttun.«

Sie waren gemeinsam ins Flughafenrestaurant gegangen, doch Ditha hatte es dort nicht lange ausgehalten. Laut Meldung des Peilers wurde Werner in einer halben Stunde erwartet, und diese Zeit wollte sie dazu benutzen, sich einige Sportflugzeuge anzusehen, die am Platzrand abgestellt waren.

Dallmeier glaubte nicht richtig zu hören, als Ditha ihm auf dem Weg zu den Maschinen erzählte, daß sie die Qualifikation ›B1‹ erworben, man ihr den Führerschein jedoch aus rassistischen Gründen in Berlin wieder abgenommen habe. »Natürlich werde ich nun das spanische Brevet erwerben«, fügte sie hinzu.

Der DLH-Vertreter hatte sie zu einem silbern gestrichenen Doppeldecker geführt. »Dies ist eine ...«

»... De Havilland«, fiel Ditha ihm ins Wort. »Ich habe den Typ mehrfach geflogen. Glauben Sie, daß man die ›DH9‹ chartern könnte?«

»Gewiß. Sie gehört dem Aero-Club. Die viersitzige Kabinenmaschine dort drüben zählt ebenfalls zum Maschinenpark des Clubs.«

»Die sieht ja aus wie die ›Kl 3i‹.«

»Es ist eine ›Falcon Six‹.«

»Mit der traue ich mich sofort zu starten.«

Während sie noch Sportflugzeuge besichtigten, brauste Werner mit der ›Ju 52‹ plötzlich über sie hinweg.

Ditha rannte zum Verwaltungsgebäude, das sie und der ihr keuchend folgende Dallmeier gerade noch rechtzeitig erreichten. Wie würde Werner reagieren, wenn er hörte, was sie zuwege gebracht hatte? Sollte sie ihm gleich alles berichten oder warten, bis sie mit ihm allein war? Sie nahm sich vor, zunächst zu schweigen und so zu tun, als ob sie tagelang gefaulenzt hätte. Doch als Werner aus der Maschine sprang, schmolz ihr Vorsatz wie Butter in der Sonne dahin. Nur kurz konnte sie sich noch beherrschen und ihre Verwunderung über seine Bräune zum Ausdruck bringen, dann siegte das Verlangen, den Geliebten mit den aufregenden Neuigkeiten zu beglücken.

»Stell dir vor«, unterbrach sie ihn, als er ihr erklären wollte, daß er auf dem Hinflug in südliche Richtung so braun geworden sei, »ich hab' ein traumhaft schönes, voll eingerichtetes Haus entdeckt, in das wir jederzeit einziehen können. Es liegt in einem phantastischen Park direkt am Guadalquivir. Mit allem, was man sich wünschen kann: Schwimmbecken, Köchin, Diener, Gärtner und zwei Hausmädchen!«

Werner starrte sie entgeistert an. »Willst du mich auf den Arm nehmen?«

Kuhnke, der Dithas Worte gehört hatte, frotzelte: »Wo denkst du hin? Deine Braut wurde zur Königin von Saba gekürt. Da hat man ihr sofort entsprechendes Personal zur Verfügung gestellt.«

»Der Titel stimmt nicht«, widersprach Ditha belustigt. »Königin von Werners Gnaden werde ich sein! Und da Sie zu unserem

Gefolge zählen, erhalten Sie im »Palacio« selbstverständlich ein angemessenes Appartement. Auch wird Ihnen das Betreten des Parks gestattet sein. Zufrieden?»

Werner wurde unsicher. Er kannte Ditha, doch wenn sie den Bogen überspannt haben sollte, würde er nicht mitspielen. »Du hast ein verbindliches Arrangement getroffen?»

»Natürlich nicht«, antwortete sie mit plötzlich streng klingender Stimme. »Ergo hast du auch kein Recht, mich einem Verhör zu unterziehen. Vor Glück darüber, dir eine überaus erfreuliche Mitteilung machen zu können, habe ich mein Herz fast nicht mehr zu bändigen gewußt. Und nun fragst du wie ein Großinquisitor?»

»Aber Ditha!« Er zog sie an sich. »Versetzt dich in meine Lage! In meinen Ohren dröhnen noch die Motoren, und du redest von einem Haus mit Park, Köchin, Diener, Gärtner und so weiter. Ein Vermögen wird das kosten!«

»Umgerechnet in deutsche Währung: genau vierhundert Mark monatlich.«

»Das gibt's doch nicht.«

Dallmeier hielt es für geboten, Öl auf die Wogen der Erregung zu gießen. »Was Ihre Verlobte sagt, ist richtig«, bestätigte er. »Außergewöhnliche Umstände haben es mit sich gebracht, daß eine traumhafte Besetzung – ich habe sie mir inzwischen angesehen – einschließlich Personal für sage und schreibe vierhundert Mark vermietet wird.«

Ditha stampfte mit dem Fuß auf. »Und ich Idiotin hab' geglaubt, du würdest mich vor Wonne ...«

Er schloß sie in die Arme.

»Küß mich, du Schuft!«

Nur zu gern erfüllte er diesen Wunsch.

»Na endlich!« seufzte sie, »Und nun wirst du mich, ohne nochmals skeptisch zu werden, bis zu Ende anhören. Ist das klar?»

Werner salutierte militärisch. »Aye, aye, Mylady!«

»Also: Das Haus hab' ich nicht gemietet, sondern mir an die Hand geben lassen. Den Vertrag wirst *du* abschließen. Ein in unmittelbarer

Nähe gelegenes Gestüt stellt uns zwei edle Rösser zur Verfügung, damit wir morgens ausreiten können.«

Kuhnke ahmte das Wiehern eines Pferdes nach.

»Sie, verehrter Freund, dürfen jederzeit zuschauen«, fuhr Ditha unbeirrt fort. »Auch heute in vier Wochen bei unserer Trauung.« Sie wandte sich an Werner. »Einzige Bedingung, die noch zu erfüllen ist: Wir müssen morgen unsere Pässe dem Bürgermeister eines kleinen Ortes nahe der portugiesischen Grenze zur Einsichtnahme vorlegen.«

»*Ditha!*« Werner wirbelte sie im Kreis. »Das alles hast du in den wenigen Tagen geschafft?«

»Und mich dabei auch noch innerlich auf dich vorbereitet!«

»Du bist ein Teufelsweib!«

»Dann erwarte ich von dir ein alles verzehrendes Höllenfeuer!«

Der Umzug in das Haus am Fluß fand nicht sogleich statt. Werner bestand darauf, nichts zu überstürzen und alles ordnungsgemäß zu erledigen. Ditha nahm ihm dies nicht übel. Sie amüsierte sich vielmehr über seine Pingeligkeit. Mochte er doch tun, was er wollte. Sie war glücklich und würde ihr Ziel so oder so erreichen.

Werner war in gehobener Stimmung. Beim Frühstück hatte er den Vorschlag gemacht, nach Rückkehr von der Fahrt zum Ortsvorsteher Dithas Eltern und seiner Mutter den Termin der Trauung telegrafisch mitzuteilen. »Anschließend werden wir ihnen natürlich schreiben«, hatte er hinzugefügt. »Mir geht es darum, sie so früh wie möglich in die Lage zu versetzen, sich auf die Reise einzustellen.«

Zu seinem Erstaunen hatte Ditha erwidert: »Leider muß ich dir etwas anvertrauen, das ich bis jetzt verschwiegen habe. Meine Eltern können uns nicht schon in Kürze besuchen. Paps hat die Generalvertretung für ganz Europa übernommen und kann seinen Posten vorerst nicht verlassen. Er muß sich einarbeiten. Selbst unter Ausnutzung der günstigsten Flugverbindungen braucht man, wie du weißt, von Stockholm nach Sevilla drei Tage. Hin und zurück also eine Woche.«

Werner war betroffen gewesen. »Dann ist mir unbegreiflich, warum du eine baldige Trauung auf Biegen und Brechen betreibst.«

»Die Sache ist ganz einfach. Ich habe jahrelang auf dich gewartet und will nicht länger als ›Betthase‹ gelten. Es zu sein ist ja ganz schön, aber alles andere ist deprimierend.«

»Das verstehe ich«, hatte er ihr zugestimmt. »Und ich bin wahrhaftig nicht unglücklich über deinen Entschluß. Ich fürchte nur, deine Eltern werden entsetzt sein.«

»Du täuschst dich. Vor meiner Abreise haben wir daheim offen darüber gesprochen.«

»Und meine Mutter ...«

»... wird unser Ehrengast sein! Wahrscheinlich ist es sogar gut, sie allein hier zu haben. Mam und Paps würden fraglos spielend mit ihr fertig werden, sie hingegen hätte gewiß einiges zu bewältigen.«

Er hatte Dithas Hand ergriffen. »Du bist eine wunderbare Frau.«

Das Frühstücksgespräch trug wesentlich dazu bei, daß Werner in Redelaune geriet und während der Fahrt zum Ortsvorsteher ausführlich von seinem Aufenthalt in Bathurst erzählte. Er begann mit der Feststellung: »Die Stadt, besser gesagt: das Kaff, liegt auf einer Insel inmitten des Gambia. Die Luft ist sehr feucht, die Temperatur beträgt im Jahresdurchschnitt fünfundzwanzig Grad. Der Flughafen liegt auf dem Festland und bietet nur das Allernotwendigste. Das beste ist seine hervorragend besetzte Funkstation, die in den Monaten Juli bis September für uns von großer Bedeutung sein wird, weil dann der Regen wie aus Eimern geschüttet vom Himmel herabplatscht.«

»Und wie war die Unterbringung?« erkundigte sich Ditha.

»Erträglich, in einer neuen Baracke, deren Räume mit Deckenventilatoren ausgestattet sind. Die Verpflegung ist ebenfalls ganz ordentlich, außerdem werden hervorragende deutsche und englische Biersorten angeboten. Und da Bathurst britisches Territorium ist, steht natürlich jede Menge Whisky zur Verfügung.«

Dallmeier wollte wissen, ob Kreuzpointner sich bewährt habe.

»Hervorragend«, versicherte Werner. »Er ist ein absoluter Glücksfall. In Bathurst haben ihn die Affen freilich total verrückt gemacht. Die Biester lassen sich ums Verrecken nicht verscheuchen und greifen nach allem, was nicht niet- und nagelfest ist. Sie sprangen auf unsere Maschine und hopsten darauf herum. Sebastian wurde rot vor Zorn, schrie unentwegt ›Dammische Viecher, dammische!‹ und raste mit dem Knüppel hinter ihnen her. *Seine* ›Ju‹ war in Gefahr!« Werner lachte. »Es ist wirklich schon *seine* ›Ju‹ geworden. Und er nimmt alles sehr genau.«

»Dann paßt er ja großartig zu dir«, neckte Ditha.

»Stimmt. In der Fliegerei muß auf allen Sektoren Millimeterarbeit geleistet werden. Da gelten andere Gesetze als bei Besprechungen mit Mönchen und Bürgermeistern.«

»Du wirst dich noch wundern«, prophezeite Ditha. »Ich wette zehn gegen eins, daß unser hilfsbereiter Herr Dallmeier nachher nichts nennen kann, was ich falsch gemacht hätte.«

Sie behielt recht. Ihre Abmachungen waren eindeutig und bedurften keiner Korrektur. Werner griff sich aber an den Kopf, als er hörte, was Ditha es sich kosten ließ, die Trauung zu beschleunigen. Er verlor kein Wort darüber. Wozu? Sie würde darauf hinweisen, daß sie ihr Geld nach eigenem Gutdünken ausgeben könne, daß sie ihn maßlos liebe, daß sie in den Augen anderer kein ›Betthase‹ sein wolle, daß Paps ihr ans Herz gelegt habe, nie wie ein Kleinkrämer zu handeln, daß Geld kein wirklicher Wert sei, daß es ihr nach der langen Wartezeit darauf ankomme, keinen Tag zu verlieren, daß, daß, daß ...

Doch in einem Punkt täuschte sich Ditha: Der Umzug in das Haus am Guadalquivir erfolgte auch am nächsten Tag nicht. Werner bestand darauf, daß vorher ihre Eltern und seine Mutter einen ausführlichen Bericht erhielten. Und das von ihr liebevoll ›Palacio‹ bezeichnete Haus wollte er sich nicht ansehen, ohne zuvor Senor Gonzalez aufgesucht und um Genehmigung gebeten zu haben, die Besichtigung besichtigen zu dürfen.

»Morgen wird geschrieben«, erklärte er. »Übermorgen geht der Anstandsbesuch über die Bühne. Am Sonntag können wir einziehen.«

»Langsam fällst du mir auf den Wecker«, erboste sich Ditha. »Verlangst du womöglich erneut, daß Dallmeier ...?«

»Nein«, fiel Werner ihr ins Wort. »Nach seinen Ermittlungen im Bürgermeisteramt werde ich mich hüten, deinen Sprachkenntnissen nochmals zu mißtrauen.«

Auch am Sonntag wurde nichts aus dem Umzug. Die politische Lage war über Nacht kritisch geworden. Der DLH-Vertreter sah sich gezwungen, die Besatzung in aller Frühe telefonisch aufzufordern, bis auf weiteres im Cristina wohnen zu bleiben.

»Für wie lange?« erkundigte sich Werner.

»Das kann ich nicht sagen. Vielerorts wird gestreikt und finden Ausschreitungen statt. Das Militär versucht, das Durcheinander für sich auszunutzen. In Sevilla ist es noch ruhig, aber jeden Moment kann es zu einem Pronunciamiento kommen. Das Hotel Cristina ist dann sicherer als das entlegene Haus am Fluß. Sie dürfen bis zur Klärung der Lage ihr Zimmer nicht aufgeben. Und Ihren Wagen sollten Sie schnellstens nach Tablada fahren. Dort kann ich ihn verstecken. Vorsicht ist jetzt geboten. Einen Mercedes läßt sich kein General entgehen.«

»Scheiße!« fluchte Werner, als er den Hörer auflegte.

Ditha sah ihn verwundert an. »Was ist los?«

Er beschrieb ihr die Situation, doch sie regte sich keineswegs auf, sondern sprang aus dem Bett. »Auf, auf, mein Herr und Gebieter! Bringen wir den Wagen in Sicherheit. Und dann nichts wie zurück und weiterschlafen. Und lieben und schlafen und schlafen und lieben. Das Haus läuft uns nicht davon, und Militäraufstände sind in diesem Land angeblich nur von kurzer Dauer. Genießen wir also die Zeit, und seien wir froh, daß unsere Telegramme und Briefe an die Eltern bereits unterwegs sind. Jetzt würden wir sie wahrscheinlich nicht mehr aufgeben.«

In der Stadt wurde in den nächsten Tagen nur noch vom bevorstehenden Militärputsch gesprochen. Besorgt schien aber kaum jemand zu sein. Die Menschen glichen den Akteuren eines andalusischen Schauspiels, das ungeachtet seines tragischen Inhalts als farbenfrohes Ballett aufgeführt wird.

Dagegen lieferte Kuhnke eines Abends eine eher komische Vorstellung. Kurz vor dem Essen erschien er in der Hotelhalle und eilte mit keineswegs sicheren Schritten zur Bar, an der Ditha und Werner saßen. »Na, ihr Süßen«, begrüßte er sie. »Heute seid ihr meine Gäste.«

»Hock dich erst mal hin«, forderte Werner ihn auf. »Und dann trinkst du einen starken Kaffee.«

»So siehst du aus. Nee, nee, ick hab' allen Grund zu feiern. Und wißt Ihr, warum? Mir ist 'ne Senorita ins Netz gegangen! Keine billige Puppe!«

»Nicht so laut«, zischte Werner. »Am besten gehst du auf dein Zimmer und stellst dich eine Weile unter die kalte Dusche.«

»Nicht, bevor ick euch meine Geschichte erzählt habe. Also, heute nachmittag machte ich aus lauter Langeweile einen Spaziergang durch den Park Maria Luisa. Und was stell' ick fest? Da gibt's mitten in den Anlagen ein Tanzlokal! Das sehen, und schon war ick drin. Und dann hab' ick was erlebt ...! Da kam 'ne mollige Alte, Madre wurde sie genannt, mit dreißig toll kostümierten Spanierinnen. Immer sechs in einer Reihe. Und dann legte die Alte los. Alles hat nur so gewabbelt an ihr. Und die Senioritas bewegten sich genau in ihrem Rhythmus. Rechts um, links um, kehrt marsch, vorwärts, zurück! Ick dachte, die stampfen die Dielen durch. Gedröhnt hat's, als jagte eine Kavallerieabteilung über 'ne Holzbrücke. Allein vom Zuschauen wurde mir schwindelig. Und als der Zauber zu Ende war, schauten uns die feurigen Tänzerinnen ganz tief in die Augen. Klarer Fall, wußte ick sofort. Wenn du willst, kannst.«

Werner versuchte, Kuhnke zu stoppen. »Jetzt ist es genug!«

»Denkste. Nun wird's erst interessant. So was gibt's bei uns überhaupt nicht. Man kann sich hier in aller Ruhe eine Seniorita aussuchen und mit ihr, wenn man will, ein Abkommen auf längere Zeit treffen. Ein Monat kostet umgerechnet hundertneunzig Piepen, und dann ist das schnuckelige Ding *absolut treu*! Toll, wa? Ick hab' gleich zugegriffen. Natürlich nicht, ohne mich vorher gründlich umzusehen. Und das hat sich gelohnt. Augen hat sie, schwarz wie meine Füße! Und der Zufall will es, daß ihre Wohnung in der Nähe vom Münchner Bierhaus liegt. Jetzt kann ick zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.«

Ditha lachte hell auf.

Werner hingegen saß wie auf heißen Kohlen. Kuhnke war immer lauter geworden. Glücklicherweise verstanden ihn die anderen Bargäste nicht. »Los, unter die Dusche mit dir!« kommandierte er. »Es ist kurz vor zehn. Das Essen wird gleich serviert.«

Der Funkmaschinist salutierte militärisch und ging davon, machte aber noch einmal kehrt und verkündete strahlend: »Ilona heißt sie. Dufter, wa?«

Der Militärputsch endete, wie so mancher zuvor, mit einer Proklamation der Regierung, die verkündete, das Heft wieder fest in der Hand zu haben. Ditha und Werner konnten nun das Haus am Guadalquivir beziehen, und da der nächste Postversuchsflug am 19. Juni stattfinden sollte, blieb ihnen noch gut eine Woche, sich dem süßen Nichtstun hinzugeben.

Während sie sich in ihrem neuen Heim einrichteten, erhielt Werner die erste Post von seiner Mutter. Überschwenglich bedankte sie sich für seinen ausführlichen Brief, den er einem Flugkameraden mitgegeben hatte. Sie schien in ungewöhnlich guter Verfassung zu sein und wartete bereits darauf, ihn besuchen zu können. Doch sie machte kein Hehl daraus, daß ihr vor dem Treffen mit Ditha bange. Sie befürchtete: »Mein Verhalten auf Norderney kann sie mir gewiß nur schwer verzeihen. Damals beeinflusste mich Onkel Wilhelm noch zu sehr, und ich war in die Idee verrannt, Margot müsse Deine Frau werden. Heute weiß ich, daß das schlimm geendet hätte. Sie würde Dir niemals die Treue gehalten haben. Ditha hat fünf Jahre auf Dich gewartet, und ich wäre eine schlechte Mutter, wollte ich das nicht anerkennen. Auch war ich ja im ersten Moment sehr von ihr angetan. Bitte, erinnere sie daran! Vielleicht hilft das, alles fortzuräumen, was zwischen uns steht. Ich will mein möglichstes tun. Übrigens bin ich der Meinung, daß das Vorgehen der Partei gegen die Juden viel zu radikal ist. Wahrscheinlich weiß Hitler nicht einmal davon. Er ist ja mit Arbeit überlastet. Außerdem werden diese Auswüchse bestimmt schon in Kürze beseitigt«.

Die gutgemeinten Worte der Mutter erfüllten Werner mit Genugtuung, machten ihn aber auch schmunzeln. Ihr Denken war und blieb infantil. Sie schrieb beispielsweise:

»Natalja und ich verstehen uns ausgezeichnet, solange wir die Politik ausklammern. Auf diesem Gebiet ist sie unbegreiflich eigenwillig. Obwohl sie nach der kurzen Zeit, die sie nun in Deutschland lebt, die hiesigen Verhältnisse noch gar nicht beurteilen kann, behauptet sie Dinge, die einfach nicht stimmen. So sagte sie dieser Tage, Hitler setze die Kirchen unter Druck. Das ist effektiv nicht wahr. Es ist bedauerlich, daß Natalja in politischer Hinsicht ein Kind ist. Ich habe ihr das offen gesagt. Und was hat sie erwidert? Ihre Eltern seien der gleichen Meinung, aber das störe sie nicht. Wie

ist *so* etwas möglich? Manchmal denke ich, Ihr beide, Du und Natalja, die Ihr Euch in Euren Ansichten so ähnlich seid, habt Euch gegenseitig beeinflusst. Oder steckt in Euch, ohne daß Ihr es wißt, etwas vom zersetzenden Geist der Sowjets?«

Werner lachte schallend.

»Was ist los?« fragte Ditha, die neben ihm am Schwimmbecken in der Sonne lag.

»Mamas Brief«, antwortete er belustigt. »Ich gebe ihn dir gleich. Du wirst deinen Spaß daran haben.«

Doch er erschrak, als er weiterlas: Jetzt wirst Du denken, es sei leichtsinnig, solche Überlegungen zu Papier zu bringen, weil Auslandsbriefe kontrolliert werden. Sei unbesorgt, Jungchen! Ich sende Dir diese Zeilen nicht mit der Post. Natalja und ich sind übereingekommen, Schreiben an Dich bei der Lufthansa abzuliefern und den zuständigen Herrn zu bitten, sie Dir auf direktem Weg zuzustellen. Der Grund ist folgender: Ein ehemaliger Klassenkamerad von Dir, Malbinger, der Dir nicht wohlgesinnt zu sein scheint, ist bei der SS. Ich will Dich nicht belasten, Jungchen, muß Dir aber sagen, daß dieser Malbinger neulich bei mir war und wußte, wen Du heiraten willst. Ich habe mich natürlich dumm gestellt und behauptet, Dithas Namen noch nie gehört zu haben, ich sei vielmehr der Meinung, Du hättest etwas mit einer Schwedin im Sinn.

Hieraus magst Du ersehen, daß ich voll hinter Ditha und Dir stehe. Sage ihr das! Es wird ihr helfen, meine frühere Einstellung, die sich ja gar nicht auf sie persönlich bezog, zu vergessen. Was ich einst zum Ausdruck brachte, war ganz allgemein gemeint.

Übrigens hatte Oberstleutnant Winter Natalja angerufen und sie vor dem SS-Sturmführer gewarnt. Mach Dir also keine Gedanken. Wir passen alle auf. Dennoch wäre es gut, wenn auch Du die Post über Tempelhof laufen lassen würdest. Man könnte mich anrufen, wenn dort ein Brief für mich eingeht. Ich hole ihn dann sofort ab.

So, nun muß ich Schluß machen. Schreib bald, wann wir kommen sollen. Wir freuen uns schon auf das Wiedersehen.«

»Zum Teufel!« fluchte Werner, als er den Brief zu Ende gelesen hatte.

Ditha richtete sich auf. »Etwas Unangenehmes?«

»Mehr als das! Ein Klassenkamerad ... Und das alles nur, weil ich ihn einen Scheißkerl genannt habe.«

»Mit Bruchstücken kann ich nichts anfangen. Erzähl!«

Werner schilderte ihr das blödsinnige Theater mit Margot, Lydia, Dodo Eisenberg und Egmont Coubertin, und nachdem er auch die Passage über den SS-Sturmführer vorgelesen hatte, fragte er bedrückt: »Was hältst du von der Sache?«

»Gib mir mal den Brief«, bat Ditha, wälzte sich auf den Bauch und las Zeile für Zeile. »Kraut und Rüben«, sagte sie schließlich und faltete die Seiten wieder zusammen. »Ich verstehe deine Erregung nicht. Machst du dir wegen dieses SS-Mannes etwa Sorgen?«

»Hast du nicht gelesen, daß auch Oberstleutnant Winter – er muß befördert worden sein – Natalja gewarnt hat?«

»Gerade daraus schließe ich, daß kein Grund zur Aufregung besteht. Denn wie er Natalja – aus welchen Gründen auch immer gewarnt hat, so würde er dir ebenfalls sofort eine Nachricht zukommen lassen, wenn Gefahr bestehen sollte.«

Werner blickte vor sich hin. »Du hast recht. Trotzdem wird mich die Frage nicht loslassen: Woher weiß dieser verdammte Malbinger, daß wir heiraten wollen? Und warum hat er mit Mama darüber gesprochen?«

»Vergiß es! Freu dich lieber über ihre glänzende Reaktion. Und was mich anbelangt, möchte ich zwei Dinge feststellen: Erstens wurde ich schwedische Staatsbürgerin. SS-Leute können mir also den Buckel runterrutschen. Zweitens, noch heute sende ich ein Telegramm an deine Mutter. Text: Komm mit Natalja so bald wie möglich. Deine Ditha.«

Werner warf sich über sie. »Eine großartige Idee! Dein Telegramm wirst du aber mit ›Doris‹ unterzeichnen.«

Ditha spitzte die Lippen. »Phantastisch! Falls dein Scheiß-Klassenkamerad den Auftrag erteilt hat, die Post zwischen dir und deiner Mutter zu kontrollieren, wird ihm der Name ›Doris‹ Kopfzerbrechen bereiten.«

»Oder er wird an die Schwedin denken, die Mama erwähnte!«

Während Werner den zweiten Postversuchsflug nach Bathurst durchführte und Ditha in Sevilla Einkäufe machte, versuchte Sturmführer Malbinger im Berliner Sicherheitshauptamt, seinen Chef für den ›Fall Eggebrecht‹ zu gewinnen. Er kam in der Angelegenheit nicht weiter und hoffte auf einen Rat seines durchtriebenen Vorgesetzten. Der SS-Standartenführer zeigte in der Regel gleich Interesse, wenn ein Untergebener ihm eröffnete, daß er in einer wichtigen Sache die Fäden nicht entwirren könne. Und da Malbinger wußte, daß der Abteilungschef lange Vorträge haßte, begann er mit der Frage: »Welchen Rückschluß würden Sie ziehen, wenn ein Flugzeugführer der Deutschen Lufthansa seiner Mutter aus Spanien telegrafisch einen Brief ankündigt und wenn dieser dann innerhalb der nächsten vierzehn Tage nicht eintrifft?«

Der Vorgesetzte antwortete ohne Zögern: »Da es sich um einen Piloten handelt, ist eine Beförderung auf dem Luftpostweg anzunehmen. Von Spanien nach Deutschland dürfte ein Schreiben *längstens* eine Woche unterwegs sein. Daraus ergibt sich: Der avisierte Brief wurde entweder überhaupt nicht aufgegeben, oder er wurde intern befördert, beispielsweise durch einen Flugkameraden.«

Sturmführer Malbinger war beeindruckt. »Eine verblüffende Erklärung, auf die ich nicht gekommen bin. Für meine Untersuchung reicht sie jedoch nicht aus, weil es außer dem erwähnten Telegramm noch ein zweites gibt, dessen Inhalt sich mit dem ersten zwar ergänzt, ihm aber dennoch widerspricht.«

Der Standartenführer hob den Kopf. »Wie lauten die Texte?«

Malbinger übergab die Kopien von zwei Depeschen: ›trauung findet am 15. juli statt stop erwarten dich und natalja rechtzeitig stop ausführlicher brief geht mit gleicher post ab stop werner und ditha.‹ Der Text des zweiten Telegramms: ›vielen dank fuer dein ausfuehrliches schreiben an werner stop komm mit natalja so bald wie moeglich stop deine doris.‹

»Wo ist der Widerspruch?« fragte der Abteilungschef.

»Die Namen sind nicht identisch. Erst heißt es ›Ditha‹, dann ›Doris.‹«

»Da kann ein Morse- oder Tippfehler vorliegen. Um was geht's in der Sache überhaupt?«

Auf diese Frage hatte Sturmführer Malbinger gewartet. Das Interesse des Standartenführers war geweckt. Er konnte nun chronologisch berichten, was er im ›Fall Eggebrecht‹ ermittelt hatte. Doch je länger er sprach, um so unwilliger wurde der Vorgesetzte, der schließlich erregt auf seinen Schreibtisch schlug.

»Ja sind Sie denn von allen guten Geistern verlassen? Sie verplempern kostbare Zeit, nur weil ein Flugzeugführer ein teures Auto fährt, das ihm eine Jüdin geschenkt hat?«

»Nicht wegen des Wagens habe ich die Spur verfolgt«, verteidigte sich Malbinger. »Es geht darum, daß ein Mann, der Deutschland in Spanien repräsentiert, Rassenschande treibt.«

Der Abteilungschef griff sich an den Kopf. »Langsam zweifle ich an Ihrem Verstand. Uns kann es doch gleichgültig sein, ob dieser oder jener eine Deutsche, eine Spanierin oder eine Jüdin pimpert. Wollten wir die Bettgeschichten aller Volksgenossen durchleuchten, dann wären wir bis an unser Lebensende voll beschäftigt und kämen zu keiner anderen Arbeit.«

»Ich sehe das etwas anders«, wagte der Sturmführer einzuwenden.

»Damit beweisen Sie in eklatanter Weise, daß Sie ein Hornochse sind. Von nun an werde ich Sie stärker als bisher unter die Lupe nehmen, und ich lasse Sie stehenden Fußes aus dem Sicherheitsdienst herauskatapultieren, wenn Sie sich nochmals mit Lappalien abgeben, anstatt wichtige Aufgaben zu erledigen. Ist das klar?«

»Jawohl, Standartenführer!«

Malbinger schlug die Hacken zusammen, machte eine Kehrtwende und ging fast mit Stehschritt auf die Tür zu.

»Moment«, rief der Vorgesetzte plötzlich hinter ihm her und erhob sich. »Mir kommt da ein Gedanke ...« Er stemmte die Hände in die Seite und nahm eine kurze Wanderung auf, die er ebenso abrupt abbrach, wie er aufgestanden war. »Passen Sie auf«, sagte er und kehrte an seinen Schreibtisch zurück. »Jetzt zeige ich Ihnen, wie man aus nichts – Simsalabim – Enormes machen kann. Wie uninteressant der ›Fall Eggebrecht‹ für mich auch ist, Sie begeben sich noch heute zum Amt Ausland/Abwehr und bitten den Sachbearbeiter für Spanien, sich unseren Luftikus zur Brust zunehmen. Grund:

Unzuverlässigkeit wegen rassenschänderischer Beziehungen. Weiter sagen Sie nichts! Kein Wort über Ihre Ermittlungen! Keine Silbe darüber, daß Sie mit Oberstleutnant Winter Verbindung hatten! Es geht nicht um die Klärung Ihrer Fragen. Worauf es einzig und allein ankommt, ist, eine Verbindung zur Heeresabwehrstelle zu schaffen, in deren Belange wir uns laut Führerbefehl nicht einmischen dürfen. Der ›Fall Eggebrecht‹ wird uns die verschlossene Tür öffnen. Denn wir erbitten nichts, sondern bieten etwas an. Das verpflichtet! Und ich will hoffen, daß Sie aus dieser Geschichte lernen, wie man vorzugehen hat. Sie wollten aus einer Mücke einen Elefanten machen, ich hingegen ziehe es vor, kleine Biester zu hätscheln und zu gegebener Zeit stechen zu lassen. Wenn Sie fertigbringen, was mir vorschwebt, werden Sie vielleicht doch noch Obersturmführer.«

Nach der Rückkehr vom zweiten Flug nach Bathurst begann für Werner eine turbulente Zeit. Schon bei der Begrüßung gab es Überraschungen. Ditha schwenkte ein Telegramm mit dem kurzen Text: ›mutter ueberglucklich stop kommen in den naechsten tagen stop natalja.‹

»Phantastisch«, begeisterte er sich.

Dallmeier steigerte die Freude mit einer weiteren unerwarteten Nachricht. »Der Kapitän des Flugstützpunktes ›Westfalen‹ hat über Funk gemeldet, daß er zur Überprüfung der Katapultanlage und Durchführung einiger unerläßlicher Verbesserungen nach Bremerhaven zurückkehren muß. Weitere Versuchsflüge sind nicht vor November möglich.«

Werner jubelte: »Dann können wir ja monatelang Flitterwochen feiern.«

Der DLH-Vertreter dämpfte diese Hoffnung. Er legte eine Depesche der Berliner Zentrale vor, mit der die Flugzeugbesatzung angewiesen wurde, in den kommenden Monaten ein Projekt zu unterstützen, das als intern zu betrachten sei und von Dallmeier näher erläutert werde.

Dies wollte der rührige Bayer auch gleich tun, doch Werner wollte davon nichts wissen. »Hoy no, manana mucho«, erklärte er. »Ich

stehe Ihnen erst ab morgen zur Verfügung. Der Rest des heutigen Tages gehört meiner Braut.«

»Einverstanden. Um wieviel Uhr darf ich kommen?«

»Kurz nach dem Aufstehen. Sagen wir: um zwölf.«

»Abgemacht. Nur eine Frage habe ich noch: Sind Sie mit der Douglas ›DCa‹ vertraut?«

»Die technischen Daten sind mir bekannt. Geflogen hab' ich den Vogel noch nicht. Möchten Sie ihn mir anvertrauen?«

»Vielleicht.«

»Dann dürfen Sie schon um elf aufkreuzen. Vorausgesetzt natürlich, daß Sie mir einen Tip geben. Was ist geplant?«

Dallmeier schüttelte den Kopf. »Hoy no, manana mucho!«

»Wenigstens ein Stichwort.«

»Iberia!«

Werner stieß einen Pfiff aus. »Kommen Sie um zehn.«

Auf der Heimfahrt sagte er zu Ditha: »Das mit der ›DC 2‹ und der Iberia kann eine interessante Sache werden.«

Sie trat so scharf auf die Bremse, daß er gegen die Scheibe flog. »Wenn du aussteigen möchtest, brauchst du es nur zu sagen. Ich finde den Weg auch allein.«

Werner zog sie an sich und küßte sie leidenschaftlich.

Danach holte Ditha tief Luft. »Jetzt ist mir um vieles wohler. Vor den anderen mußten wir uns ja zusammenreißen.«

»Und warum das plötzliche Bremsmanöver?«

»Berufliche Themen reizen mich im Moment wie das rote Tuch den Stier. Ich erwarte Komplimente!«

»Wofür?«

Ditha legte den Gang ein und gab Gas. »Ich habe während deiner Abwesenheit wieder viel für dich getan. Beispielsweise habe ich mich zwei Tage lang intensiv um die Hausangestellten gekümmert. Besonders die Köchin lag mir am Herzen. Sie wird dir künftig leichtere Gerichte zubereiten.«

»Du hast ihr gesagt, daß ich ...?«

»Für wen hältst du mich? Ich habe behauptet, du müßtest als Pilot schwere Gerichte meiden. Sonst bekämst du in der Höhe Blähungen.«

»Ganz schön raffiniert.«

»Ohne Raffinesse komme ich auch bei dir nicht zum Ziel.«

Werner war augenblicklich hellwach. »Was führst du im Schild?«

»Nichts Besonderes. Ich möchte lediglich, daß du mich zu einem Schneider begleitest, bei dem ich mir zur Trauung ein dunkelblaues Kostüm machen lasse, das zu deinem Dienstanzug paßt.«

»Soll *ich* es etwa anprobieren?«

»Begutachten sollst du es.«

»Ich fühle mich geschmeichelt.«

»Außerdem kann der Schneider dann gleich die Maße für deinen Reitanzug nehmen. Ich habe einen flaschengrünen Stoff ausgesucht. Dazu fesche Kappen, schicke Stiefel – so wie es sich gehört.«

Werner verdrehte die Augen. »Hoffentlich hast du den Pferdeburchen nicht vergessen. Ich bestehe darauf, daß er uns mit weißen Handschuhen hilft, die Caballos zu besteigen.«

Während der Weiterfahrt wurde nur noch geblödel. In Stunden, in denen ihnen das Herz überquoll, gefielen sie sich manchmal darin, ihre Gefühle hinter Albernheiten zu verstecken.

An diesem Tag wanderten Werners Gedanken natürlich auch zur Mutter, die schon in wenigen Tagen in Sevilla eintreffen würde. Unwillkürlich fragte er sich: Werde ich, wenn mir eine neue Aufgabe erteilt wird, genügend Zeit für sie haben? Er wandte sich an Ditha. »Hat Dallmeier dir gegenüber eine Andeutung über das Projekt gemacht, das uns erwartet?«

Sie verringerte die Geschwindigkeit. »Ich wollte ja heute nicht über berufliche Dinge sprechen, aber ich will dir ausnahmsweise verraten, daß er nach Erhalt des Telegramms ganz aufgeregt wurde. ›Mein Plan wird Wirklichkeit!‹ rief er mit hochrotem Kopf. So, und jetzt wirst du das Thema auf der Stelle vergessen. Andernfalls steht dir nachher nur die kalte Dusche zur Verfügung!«

Pünktlich auf die Minute erschien Dallmeier im Haus am Guadalquivir. Werner führte ihn unter einen der Rundbögen des Patio, wo Ditha ein erfrischendes Getränk hatte bereitstellen lassen. Sie begrüßte den Gast in einem duftigen Morgenkleid und wollte gerade einige verbindliche Worte an ihn richten, als er schon zur Sache kam. Und bald wurde klar, warum ihn die von Berlin gegebene Weisung so stark beschäftigte. Die Idee zu dem anstehenden Projekt stammte von ihm.

Als er vor gut zwei Jahren erkannt hatte, daß das noch kleine Flugnetz der Lufthansa ihn nicht auslastete, hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, auch die Passagiere der Iberia zu betreuen. Dabei war es nicht geblieben. Nach und nach hatte er sich auch um den Einsatz der spanischen Verkehrsmaschinen gekümmert und für die ordnungsgemäße Abwicklung der Büroarbeiten gesorgt. Mit der Zeit war er dadurch unentbehrlich geworden, und da er jede Vergütung mit der Begründung ablehnte, er stehe im Sold der Lufthansa, gewann er bei den Herren des Vorstandes der Iberia sehr an Ansehen. Als die Lufthansa dann daran dachte, den ›Südamerika-Flugluftpostdienst‹ aufzuziehen, bei dem Sevilla eine wichtige Zwischenstation werden sollte, stellte er Betrachtungen an, die er der Berliner Zentrale in einem Memorandum unterbreitet hatte.

»Ich sagte mir«, schilderte er Ditha und Werner seine Überlegungen, »ähnlich wie wir mit den Russen die ›Deruluft‹, mit den Chinesen die ›Eurasia‹ und mit den Brasilianern das ›Sindicato Condor‹ gegründet haben, sollten wir auch mit den Spaniern ein Abkommen treffen, das der Sicherheit dient und die Kosten senkt. Die Geschäftsführung in Berlin fand die Idee gut und wollte gleich loslegen. Aber da hab' ich gebremst. Verglichen mit der Lufthansa, steckt die Iberia noch in den Kinderschuhen. Da erwachsen bei den stolzen Spaniern Komplexe, die zu der Annahme verleiten können, der Große beabsichtige, den Kleinen zu ›schlucken‹. Nur mit Geduld und Geschick läßt sich solches Mißtrauen abbauen. Die Herren in Berlin haben das eingesehen und alles weitere mir überlassen. Bis jetzt habe ich mich abwartend verhalten. Nun jedoch sehe ich die Möglichkeit, einen erfolversprechenden ersten Schritt zu tun. Sie, Herr Eggebrecht, sind bis November quasi arbeitslos, während es der Iberia an Streckenpiloten mangelt. Ich könnte den Herren der

Direktion zum Beispiel sagen: ›Hört zu, Freunde, unser Pilot Eggebrecht möchte seine Mutter, die einen Flug von Berlin nach Sevilla gebucht hat, gern persönlich von Barcelona abholen. Wenn ihr ihm das gestattet, wird er gewiß bereit sein, als Gegenleistung auch andere Flüge für euch durchzuführen. Selbstverständlich kostenlos. Er verdient ja sein Geld bei der Lufthansa. Allenfalls die Tagesspesen hättet ihr zu übernehmen.«

»Sie meinen, daß man darauf eingehen wird?«

»Davon bin ich überzeugt. Deshalb auch meine Eile. Schon in der nächsten Stunde möchte ich Tempelhof bitten, uns sofort zu verständigen, wenn zwei Flugtickets auf den Namen Eggebrecht gebucht werden. Sobald ich weiß, wann und mit welcher Maschine Ihre Mutter den Flug antritt, spreche ich mit der Zentrale der Iberia. Doch was soll ich antworten, wenn man mich fragt, ob Sie mit der ›DC 2‹ vertraut sind?«

»Dann können Sie guten Gewissens erklären: Die kennt unser Pilot in- und auswendig. Wirklich, Sie dürfen mir vertrauen. Ich habe so viele Typen geflogen, daß es für mich da kein Problem gibt.«

»Einspruch!« rief Ditha. »Ich erteile meine Einwilligung nur, wenn ich mitfliegen darf.«

Der DLH-Vertreter gab sich zuversichtlich. »Da die Douglas über sechzehn Sitze verfügt und wir froh sind, wenn zehn Plätze gebucht werden, wird man Ihrem Wunsch ohne weiteres entsprechen.«

Ditha hob ihr Glas. »Dann auf, auf, zum Staatsempfang nach Barcelona! Mama soll aus dem Staunen nicht herauskommen.«

Bereits am nächsten Vormittag informierte Dallmeier Werner telefonisch, daß in Berlin für den 3. Juli auf den Namen Christine Eggebrecht und Natalja Goworow zwei Buchungen nach Sevilla vorgenommen worden seien. Er habe sich daraufhin sofort mit der Iberia in Verbindung gesetzt und die erwartete positive Antwort erhalten. Die Douglas ›DC 2‹ lande planmäßig am Freitag, dem 30. Juni, in Tablada, so daß die Möglichkeit bestehe, am Samstag den erbetenen ›Kontrollflug‹ durchzuführen. Der Streckenflug via Madrid und Zaragoza nach Barcelona sei am Montag, dem 3. Juli, um acht Uhr dreißig anzutreten.

Für Werner war es ein Vergnügen, am Samstagmorgen mit Kuhnke und Kreuzpointner den ›Kontrollflug‹ durchzuführen. Verglichen mit der etwas schwerfälligen, dafür jedoch überaus sicheren ›Ju J2‹, war die ›DC 2‹ ein sensibles Rennpferd. Sie besaß ein einziehbares Fahrwerk und beförderte bei einer um 40 km/h höheren Geschwindigkeit mit nur zwei Motoren fast die gleiche Personenzahl. Auch hatte sie den Vorteil, daß vor der Führerkanzel kein die Sicht behindernder Motor montiert war.

Kreuzpointner schätzte die ›DC 2‹ schon allein deshalb, weil sich das Funkgerät nicht in der Führerkanzel, sondern in der Kabine befand. Er konnte nun auf dem sonst von Kuhnke eingenommenen Sitz hinter dem zweiten Segment Platz nehmen, und er spekulierte darauf, das Steuer während des Fluges gelegentlich führen zu dürfen.

Kuhnke war ebenfalls zufrieden. Er genoß es, daß Ditha in der Kabine auf gleicher Höhe neben ihm saß und ihn beim Morsen beobachten konnte. Noch nie hatte er so beseelt und schwungvoll die Taste betätigt wie an diesem Tag.

Werner erkannte die zukunftsweisende Konzeption der Douglas-Verkehrsmaschine. Die Amerikaner hatten im Flugzeugbau einen gewaltigen Schritt vorwärts getan, und je länger er die ›DC 2‹ flog, um so stärker festigte sich in ihm die Überzeugung, daß nicht drei-, sondern zwei- oder viermotorige Maschinen den Luftverkehr langfristig erobern würden. Außerdem sah er nun, daß er auf seinem ersten Flug über Spanien ein falsches Bild gewonnen hatte. Stellenweise war über weite Flächen Getreide angebaut. Oft gab es ausgedehnte Olivenhaine und riesige Weinfelder. An vielen Stellen wurde der Boden mit Hilfe uralter Göpelwerke künstlich bewässert. Es tat ihm gut, zu sehen, daß das Land nicht so arm war, wie er angenommen hatte.

Madrid erwies sich bereits im Anflug als eine moderne Großstadt mit breiten Ausfallstraßen und vielstöckigen Häusern. Die repräsentativen Gebäude und großzügig angelegten Avenuen des Zentrums erinnerten an Luftaufnahmen von Paris.

Auf dem Weiterflug nach Zaragoza mußte eine Schlechtwetterfront durchflogen werden, die keine Erdsicht gestattete. Erst kurz vor der alten Hauptstadt des einstigen

Königreiches Aragon lockerte sich die Bewölkung auf, doch ihre Untergrenze war immer noch so tief, daß ein Blindanflug notwendig wurde. Erfreut registrierte Werner die präzise Arbeitsweise des Peilers von Zaragoza. Und es war angenehm zu wissen, daß der weit außerhalb der Stadt gelegene Flugplatz Alfamen keinerlei Hindernisse auf wies.

Zwei Spanier verließen in Zaragoza die Maschine, drei kamen hinzu. Insgesamt befanden sich nun neun Passagiere an Bord.

Schon bald hinter *Zaragoza* riß die Bewölkung voll auf, und nachdem eine Weile ein fast unbewohntes Gebiet überflogen worden war, dessen Gips- und Mergelböden an eine Mondlandschaft erinnerten, wurde die ›südpyrenäische Sierrenzone‹ erreicht, wo trockene Macchien wie Wolfsmilch, Zistrosen, Zwergpalmen, Lavendel, Pistazie, Thymian und Rosmarin wuchsen. In manchen Tälern gab es bereits bebaute Feldstreifen, und bei Annäherung an Barcelona wurde die bis dahin vorherrschende rostbraune Farbe des Bodens mehr und mehr vom Grün des mediterranen Küstenlandes verdrängt.

Um fünfzehn Uhr landete Werner auf dem am Meer gelegenen Flughafen Prat, wo ihn der frühere Mitinhaber der deutschen Flugzeugfabrik Schwarz-Katzenberg mit der gleichen Lebhaftigkeit empfing wie bei der ersten Landung in Barcelona.

»Die Iberia habe ich zwar nicht zu betreuen«, begrüßte er Werner, »aber mein Kollege Dallmeier hat mich über Ihre Aushilfstätigkeit informiert. Natürlich auch über die Ankunft Ihrer Frau Mutter und darüber, daß Ihre Braut Sie heute begleitet.«

Werner winkte Ditha heran. »Ich möchte dich mit Herrn Schwarz bekannt machen.«

Sie reichte dem DLH-Vertreter die Hand. »Ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen. Mein Verlobter hat ja auf einer Ihrer Maschinen das Fliegen erlernt.«

Leo Schwarz strahlte. »Er hat Ihnen das erzählt?«

»Und sehr viel von Ihnen! Ich weiß zum Beispiel, daß Sie ein großer Weinkenner sind und das schöne Wort geprägt haben: ›Auch das kleine Leben kann groß sein.««

Der DLH-Vertreter hatte Mühe, seine Gefühle zu verbergen.

Werner entging dies nicht. Er stellte deshalb die nüchterne Frage: »Besteht schon Verbindung mit der Maschine aus Stuttgart?«

»Sie wird pünktlich um siebzehn Uhr dreißig landen. Für Ihre Frau Mutter und deren Begleiterin, ferner für Senorita Gülden und Sie sowie für Ihre Kameraden habe ich im Hotel Majestic Zimmer reserviert. «

»Dann sollten wir gleich losfahren und den Empfang arrangieren«, schlug Ditha vor. »Stehen Taxis zur Verfügung?«

»Selbstverständlich.«

»Wäre es nicht netter, Mama hier zu überraschen?« gab Werner zu bedenken.

Ditha schüttelte den Kopf. »Ohne Blumen und so weiter? Nein, mein Lieber. Wir organisieren einen würdigen Empfang in der Hotelhalle. Aber darum brauchst du dich nicht kümmern. Ich spreche spanisch, und somit ist das meine Sache.«

Kuhnke und Kreuzpointner hielten sich zurück.

»Kommt, wir hauen gleich ab«, rief ihnen Ditha zu. »Die Maschine wird bekanntlich von Monteuren der Iberia versorgt. Am besten nehmen wir zwei Taxis. Im Hotel gibt's allerhand zu tun.«

Werner stutzte. »Du wirst doch hoffentlich nicht übertreiben?« »Kann man das in einem solchen Fall überhaupt? Außerdem möchte ich mich nicht hetzen müssen und mich in Ruhe frisch machen können. Unser Vorsprung beträgt nur zwei Stunden.« Werner wandte sich an Leo Schwarz. »Sie haben gehört, was meine Braut vorhat. Verraten Sie meiner Mutter also nicht, daß wir gekommen sind, um sie abzuholen.«

Das Hotel Majestic lag an dem wunderschönen Paseo de Gracia, einer ungewöhnlich breiten, von Bäumen gesäumten Allee mit parallel verlaufenden Seitenfahrbahnen.

Als das Taxi die herrliche Straße erreichte, gab Ditha zu Werners Erstaunen nicht den geringsten Laut der Bewunderung von sich. Sie schaute vielmehr wie suchend zu den rechts und links hinter den Bäumen gelegenen Häusern hinüber und begeisterte sich erst,

nachdem der Chauffeur in eine der Parallelbahnen eingebogen war und vor dem Hotel hielt. »Das ist die großzügigste Avenue, die ich je gesehen habe. Selbst den Berliner Ku'damm stellt sie in den Schatten.«

Hausdiener eilten herbei und übernahmen das Gepäck.

Ditha fragte einen von ihnen: »Donde está la casa della moda Lehman?«

Der livrierte Hotelangestellte wies schräg zur anderen Straßenseite hinüber. »Ahi! Gleich dort drüben.«

»Gracias!«

Werner konnte seine Verwunderung nicht verbergen. »Obwohl ich nicht spanisch spreche, habe ich deine Frage verstanden. Woher ist dir das Modehaus bekannt?«

Sie mimte ein blasiertes Geschöpf. »Es gibt keine Dame avec culture, die nicht weiß, wo sie in aller Welt das Schickste findet.«

»Hast du etwa vor ...«

»Si, señor«, unterbrach sie ihn. »Ich gedenke einige hübsche Dinge zu kaufen.«

»Du willst doch Mamas Empfang arrangieren.«

»Das lasse ich mir auch nicht nehmen. Aber alles zu seiner Zeit.«

Er schüttelte den Kopf.

Sie wandte sich erneut an einen Hausdiener. »Gibt es in der Nähe ein Blumengeschäft?«

Der Spanier deutete in Richtung der Plaza de Cataluna. »Gar nicht weit von hier entfernt.«

Sie warf Kuhnke und Kreuzpointner einen aufmunternden Blick zu. »Ihr beide besorgt schnellstens je zehn langstielige rote und rosa Rosen. Anschließend macht ihr euch fesch. Wir treffen uns um Viertel vor sieben in der Hotelhalle. Verstanden?«

»Aye, aye, madam!« schmetterte der Funkmaschinist.

»Dann bis nachher.« Sie hakte sich bei Werner ein und zog ihn ins Hotel. »Du haust dich auf die Matratze, bis ich komme. Spätestens in einer Stunde bin ich zurück.«

»Und was machst du?«

»Den ersten Teil wirst du erleben.« Schnurstracks ging sie auf die Reception zu, ließ sich die Nummern der reservierten Zimmer nennen, drückte dem Chefportier einen Geldschein in die Hand und bat darum, in der Empfangshalle, möglichst nahe am Eingang, ab achtzehn Uhr dreißig eine Sitzgelegenheit für sechs Personen freizuhalten. Champagner und die entsprechende Anzahl Gläser seien bereitzustellen. Des weiteren orderte sie im Speisesaal einen runden, mit Blumen dekorierten Tisch.

Werner kam nicht zu Wort. Infolge mangelnder Sprachkenntnisse hätte er auch gar nichts dazu sagen können. Aber er kam sich blöd vor. »Würdest du mir wenigstens verraten, was du in die Wege geleitet hast?« forderte er leicht ungehalten, als Ditha das Gespräch mit dem Chefportier beendet hatte.

»Laß dich überraschen«, antwortete sie. »Schlaf jetzt ein Stündchen, und dann stellen wir uns unter die Dusche.«

»Du willst wirklich das Modehaus aufsuchen?«

»Allerdings.«

»Dann begleite ich dich.«

»Kommt nicht in Frage. Du hast den ganzen Tag am Steuer gesessen und brauchst dringend Entspannung. Außerdem denke ich nicht daran, mir das Kaufvergnügen durch Kritik und Einsprüche vermiesen zu lassen. Servus, Werner, Held der Lüfte! Wenn ich zurückkomme, quäle ich dich auf andere Weise.«

Ditha setzte sich auf der ganzen Linie durch. Schon eine Stunde später legte sie mit glänzenden Augen vor, was sie gekauft hatte: für die Mutter ein duftiges Gewand, für Natalja zwei Badeanzüge. »Das dünne Gespinst wird Mama helfen, die Hitze leichter zu ertragen. Und deine russische Geliebte soll sich jederzeit ins Schwimmbaden stürzen können.«

Werner staunte. »Deine Fürsorge ist umwerfend.« »Ich habe auch an mich gedacht«, schränkte Ditha ein und breitete einen attraktiven seidenen Strandanzug aus. »Der wird das Spannungsfeld zwischen uns beiden auch dann knisternd erhalten, wenn mir die Gegenwart anderer die Möglichkeit nimmt, dir den Kopf zu verdrehen.«

Er sprang aus dem Bett. »An was du nicht alles denkst! Aber jetzt müssen wir uns schnell empfangsbereit machen. In einer halben Stunde trifft Mama ein.«

»Dann bleibt mir ja noch genügend Zeit, dir meine Neuerwerbung vorzuführen.« Im Nu entkleidete sie sich und schlüpfte in den Strandanzug. »Na, was sagst du?«

»Wirklich sehr schick.«

Sie trat vor einen Spiegel. »Ich finde ihn reizend.«

Er ging ins Bad. »Die Hose ist sogar aufreizend!«

Quicklebendig suchte Ditha wenig später mit Werner die Empfangshalle auf, in der Kuhnke und Kreuzpointner, beide mit einem Strauß Rosen bewaffnet, bereits warteten. »Her damit!« kommandierte sie, entfernte das Papier, legte die Blumen auf den reservierten Tisch, beauftragte einen Pagen, zwei Vasen zu besorgen, prüfte die Anzahl der Gläser und winkte einen Kellner herbei, den sie aufforderte, die Flasche zu öffnen und einzuschenken, sobald sie ihm ein Zeichen gebe. Bis ins kleinste bereitete Ditha alles vor. Den Hausdienern sagte sie, wohin das Gepäck der Gäste zu bringen sei. Kuhnke schickte sie mit der Weisung vor den Hoteleingang, das Erscheinen der Erwarteten sofort zu signalisieren. Werner forderte sie auf, Natalja die rosa Rosen zu überreichen und ihr bei der Mutter den Vortritt zu lassen. »Damit sie ihre Besorgnis auf der Stelle verliert.«

Wie sehr sich Werner über Dithas Bemühen auch freute, er fürchtete, die Mutter würde nach dem langen Flug nicht in der Lage sein, einen so aufwendigen Empfang zu verkraften. Wahrscheinlich würde sie den Wunsch haben, sich baldmöglichst zurückzuziehen.

Er täuschte sich. Als die Mutter, von Kuhnke avisiert, die Empfangshalle betrat und Ditha ihr mit roten Rosen entgegeneilte, stutzte sie zwar einen Moment, breitete dann aber die Arme aus und rief mit sich überschlagender Stimme: »Bist du es wirklich, Kindchen? Was machst du in Barcelona?«

»Dich abholen, Mama!«

Es war, als fiel ein Sonnenstrahl auf Mutter Eggebrechts Gesicht.
»Mama hast du gesagt?«

»Bist du es nicht?«

Sie zog Ditha an sich. »Du trägst mir wirklich nichts nach?«

»Warum sollte ich? Ich liebe Werner und somit auch dich.«

Erst jetzt entdeckte die Mutter ihren Sohn. Aufjubilend fiel sie ihm um den Hals. »O Jungchen! Wieso seid ihr in Barcelona?«

»Wir sind eigens hierhergefliegen, um dich abzuholen. Und morgen sitze ich am Steuer der Maschine, die dich nach Sevilla bringt.«

Ihre Augen weiteten sich. »Das ist nun wirklich eine große Überraschung.«

»Und jetzt bekommst du zur Stärkung ein Glas Champagner.«

»Welch ein Empfang!« jauchzte die Mutter. »Ach, es ist zu schön, daß wir schon heute zusammen sind.«

Ditha und Natalja begrüßten sich wie alte Freundinnen.

Der Kellner reichte auf einem Tablett die gefüllten Gläser.

Ditha stieß mit der Mutter an. »Auf dein Wohl und auf eine schöne Zeit in Sevilla!«

Nachdem sich alle zugeprostet hatten, führte Werner die Mutter zu einem Fauteuil, in den sie sich aufseufzend sinken ließ. »Ich kann's noch gar nicht fassen. Einen solchen Abschluß dieses ereignisreichen Tages hätte ich nicht für möglich gehalten.«

Werner nahm zwischen Ditha und der Mutter Platz. »Noch ist der Tag nicht vorüber. Ein exzellentes Abendessen soll unser Wiedersehen krönen. Natürlich nur, wenn es dir nicht zuviel wird, Mama. Hier ißt man nämlich erst gegen zehn Uhr.«

»Wie schön«, begeisterte sie sich. »Dann können wir uns bis dahin in aller Ruhe unterhalten.«

»Hat dich der Flug nicht sehr angestrengt?«

»Nur zu Anfang. Ich war fast krank, als wir in Stuttgart landeten. Den Lärm der Motoren konnte ich nicht ertragen. Aber ich hab' mir zu helfen gewußt. Ich besorgte mir ein kräftiges Schlafmittel und

Watte für die Ohren. Das hat geholfen. Ich glaube, ich habe schon eine Viertelstunde später abgrundtief geschlafen.«

»Und zwar bis kurz vor Barcelona!« fügte Natalja hinzu. »Die Zwischenlandung in Marseille hat sie überhaupt nicht wahrgenommen.«

»Darum fühle ich mich jetzt so frisch wie ein Fisch im Wasser«, triumphierte die Mutter. »Morgen nehme ich wieder ein Schlafmittel und stopfe mir Watte in die Ohren.«

Werner griff nach seinem Glas. »Ich will dich nicht davon abhalten, Mama, aber das Flugzeug, mit dem wir nach Sevilla fliegen, ist wesentlich leiser. Wir sind mit einer amerikanischen ›Douglas‹ hier, deren Motoren weit weniger dröhnen.«

Der Blick der Mutter wurde streng. »Willst du damit sagen, daß deutsche Motoren lauter sind?«

»Das kann man nicht verallgemeinern. In diesem Fall ist es aber so.«

»Ach was«, ereiferte sie sich. »Jedes Kind weiß, daß deutsche Motoren die besten sind.«

Werner deutete eine Verneigung an. »Dem werde ich nicht widersprechen.«

So wird es immer sein, dachte Ditha. Der Mutter mag und kann er nicht weh tun. Zu lange hat sie sich abrackern müssen, um ihm die schulische und fliegerische Ausbildung zu ermöglichen. Sie hat Anrecht auf Liebe, auf viel Liebe, und er ist bemüht, sie ihr zu geben. Aber ihr fast schon krankhafter Nationalstolz schafft Barrieren, die nicht leicht zu überwinden sind.

Am liebsten wäre Ditha aufgestanden, um ihren Verlobten in die Arme zu schließen. Statt dessen gab sie dem Kellner das Zeichen, eine weitere Flasche zu besorgen.

Um die eingetretene Stockung zu überwinden, sagte Kreuzpointner: »In der Regel ist es so, daß der Lärm eines Motors mit seiner Stärke wächst. Das Dröhnen der in der ›Ju 52‹ eingebauten ›BMW‹-Motoren ist also ein gutes Zeichen.«

»Na, bitte!« freute sich Mutter Eggebrecht. »Ich wußte, daß deutsche Motoren unübertrefflich sind. Und gegen den Lärm kann

man sich, wie ich es getan habe, mit Watte schützen.« Sie hob ihr Glas. »Prost, Herr ... Wie war noch Ihr Name?«

»Sebastian Kreuzpointner.«

»Auf Ihr Wohl, Sebastian. Ich darf Sie doch so nennen?«

»Selbstverständlich, Frau Eggebrecht.«

Sie leerte ihr Glas. »Ach, es ist zu schön, daß wir zusammen sind. Nur eine Bitte habe ich. Würdet ihr mir eine Flasche Apollinaris bestellen? Sekt löscht nicht den Durst.«

Werner lachte. »Wir sind in Spanien, Mama! Apollinaris gibt es nur in Deutschland. Aber du bekommst gleich einen Siphon Wasser.«

»Wasser im Siphon?« entsetzte sie sich. »Darin wird doch Bier abgefüllt.«

»Daheim, Mama! Hier wird Wasser in Siphons mit Kohlensäure versetzt.«

»Leitungswasser?«

»Woher es kommt, weiß ich nicht. Auf alle Fälle ist es ausgezeichnet.«

»Nein, danke, dann hätte ich lieber ein Bier.«

Kuhnke hob die Hand. »Darf ick mich anschließen?«

Ditha blinzelte ihm verständnisvoll zu und schaute in die Runde.

Der Bayer meldete sich. »Wenn's Ihnen recht ist, wäre auch mir ein kühles Helles jetzt lieber.«

»Dann ziehe ich ebenfalls Bier vor«, ergänzte Natalja.

Werner hob die Augenbrauen. »Das klingt ja, als machtest du deine Entscheidung von Sebastians Wünschen abhängig.«

Sie wurde verlegen. – »Ich hätte nichts dagegen«, kam ihr Kreuzpointner zu Hilfe. »Wie gut ich mit Max auch auskomme, als Funkerin wäre mir Fräulein Natalja noch angenehmer.«

»Det werd' ick mir merken«, drohte Kuhnke.

Der Bayer war nicht wiederzuerkennen. »Wie wär's denn, wenn Fräulein Natalja mir ebenfalls das Funken beibringt?«

Kuhnke machte sich lustig. »Dazu müßte sie erst mal bereit sein.«

»Das bin ich«, fiel Natalja couragiert ein. »Hauptsache, ich sitze wieder an der Taste.«

»Nur deshalb?« fragte Ditha hintergründig.

»Nicht nur«, bekannte Natalja. »Ich hätte dann die Möglichkeit, länger in Spanien zu bleiben.«

Kreuzpointner strahlte. »Sie gefallen mir, – Natalja.«

»Sie mir auch«, erwiderte sie unbefangen.

Es folgte ein Gelächter, das aus dem sorgfältig arrangierten Empfang ein lustiges Beisammensein machte. Dazu trug nicht zuletzt die unbeabsichtigte Komik bei, mit der Mutter Eggebrecht dagegen protestierte, daß das gewünschte Bier in Silberbechern gereicht wurde. Erst als Kuhnke, ohne den anderen zuzuprosten, kurz entschlossen einen kräftigen Schluck nahm und wonnestöhnend erklärte, das Bier schmecke hervorragend, wurde sie unsicher.

Der gewiefte Funkmaschinist nutzte dies aus. »Nicht, daß Sie denken, ick wollte Sie überreden«, fuhr er lebhaft fort. »Ick übernehm' Ihren Becher jederzeit. Mit einem Bier komme ick ohnehin nicht aus. Zuerst war ick ja auch skeptisch, aber nun bin ick eines Besseren belehrt. Und dazu diese Gambas ...!«

Mutter Eggebrecht blickte unschlüssig auf einige große Krabben, die, noch in der Schale, auf kleinen Tellern als Appetithappen zum Bier gereicht worden waren. »Wie heißen die Dinger hier?«

»Gambas.«

»Dann will ich sie mal versuchen.« Sie griff nach Kopf und Schwanz und entfernte die Schale mit kunstgerechtem Griff. »Unsere Ostseekrabben sind kleiner, wahrscheinlich aber auch besser.«

Alle saßen wie gebannt da und warteten auf ihr Urteil.

»Im Geschmack sind sie nicht schlecht«, sagte sie schließlich. »Allerdings salziger als unsere. Was meinen Sie, Max?«

»Stimmt!« pflichtete Kuhnke bei. »Sie haben eine feine Zunge. Diese Gambas sind tatsächlich salziger. Doch wenn Sie einen Schluck Bier drüberspülen, wird's ein Gedicht.«

»Aus dem Silberbecher ...?«

»Klar doch! Andere Länder, andere Sitten. Was meinen Sie, wie wohl Sie sich fühlen, wenn Sie Spanien erlebt haben und wieder zu Hause sind.«

»Ach, das haben Sie schön gesagt. Dann will ich mal probieren.«

Diesmal wartete niemand auf ein Urteil. Nun bemühte sich jeder, die heimliche Freude an der skurrilen Art der Mutter nicht durch ungebührliches Lachen zu gefährden.

»Hab' ick zuviel versprochen?« fragte der Funkmaschinist.

»In der Kombination mit Krabben schmeckt das Bier wirklich nicht schlecht. Und wenn ich's recht bedenke: Wir essen ja auch mit silbernen Messern und Gabeln. Aber mit den Gambas sollte man nicht so kleinlich sein. Zwei für jeden, das ist zuwenig. Bestellst du mir noch ein paar, Kindchen?«

Diesem Wunsch entsprach Ditha gern. Doch als wieder nur ein kleines Tellerchen mit zwei Krabben gebracht wurde, forderte die Mutter unwillig eine ganze Portion. Und als der Kellner ein indigniertes Gesicht machte, erklärte sie zurechtweisend: »Der soll mir lieber noch ein Bier bringen!«

Beim Abendessen wünschte die Mutter keinen Wein, sondern Bier, und als Vorspeise keine Languste, sondern Gambas. Das Fleisch fand sie gut, aber zu stark gepfeffert. Die Nachspeise war ihr zu süß. Und am nächsten Morgen schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen, als ihr »zugemutet« wurde, Kaffee aus einem *Glas* zu trinken. Doch sie trug ihre Beanstandungen und Nörgeleien in einer Weise vor, die zum Lachen reizte. Und sie lachte selber mit.

Bei der Abfahrt zum Flughafen wurde jedoch erkennbar, daß Mutter Eggebrechts Gebaren auf die Dauer zu einer Belastung zu werden drohte. Warum nur mäkelte sie ständig herum und spielte sie die Unzufriedene? Das war doch sonst nicht ihre Art. Lehnte sie sich insgeheim noch immer dagegen auf, daß ihr Sohn eine Jüdin zur Frau nahm? Versuchte sie, sich mit kleinen Stichen zu rächen? Es schien so. Vor dem Hotel hinderte sie Natalja plötzlich energisch daran, sich zu Kreuzpointner in eines der bestellten Taxis zu setzen. Daß die beiden Gefallen aneinander gefunden hatten, war niemandem entgangen. Ahnte sie, daß der Bayer sich wünschte, mit Natalja zum

Campo hinauszufahren? Wie auch immer, sie verhinderte es, indem sie Natalja aufforderte, zu ihr in den Wagen zu steigen.

Am Flughafen gab sie ebenfalls keine Ruhe. Als sie mit Werner auf das amerikanische Flugzeug zuing, entrüstete sie sich: »Wie kommst du dazu, diese Maschine zu loben? Dagegen sieht die ›Ju 52‹ geradezu majestätisch aus! Oder willst du das bestreiten?«

Er ersparte sich eine Widerrede. »Nein, Mama. Ich kann dir aber versichern, daß die ›Douglas‹ überaus zuverlässig ist.«

»Das will ich hoffen«, entgegnete sie schnippisch und wandte sich an Ditha. »Ich möchte, daß du während des Fluges bei mir sitzt, damit wir uns unterhalten können.«

»Ich denke, du hast eine Schlaftablette genommen.«

»Ach ja, richtig. Das hatte ich vergessen. Ich werde mir auch wieder Watte in die Ohren stopfen, denn die Motoren dieser Maschine sind bestimmt nicht leiser.« Sie nahm Ditha zur Seite und dämpfte die Stimme. »Wohin mit Natalja? Sie darf keinesfalls neben diesem Sebastian sitzen. Sein Flirten ist geradezu skandalös.«

»Das mußt du anders sehen, Mama. Kreuzpointner ist ein prächtiger Junge ...«

»Mir kann der nichts vormachen«, fiel die Mutter ungehalten ein. »Hübschen Burschen darf man nicht trauen. Denen fliegen die Mädchen nur so zu. Außerdem ist er Bayer.«

»Da hast du recht«, pflichtete ihr Ditha genervt bei. »Du brauchst dir aber keine Gedanken zu machen. Er sitzt mit Werner in der Kanzel.«

»Oh, das erleichtert mich.«

Welch ein Affentheater, dachte Ditha.

Als Werner von der Wetterwarte zurückkehrte, raunte er ihr zu: »Sorg dafür, daß Mama sich anschnallt, bevor sie einschläft. Im mittleren Streckenteil wird es voraussichtlich böig.«

Der Meteorologe hatte sich nicht getäuscht. Mutter Eggebrecht schlief aber so fest, daß sie selbst während der zeitweiligen Turbulenz nicht aufwachte. Und weder in Zaragoza noch in Madrid nahm sie die Zwischenlandung und den erneuten Start wahr. Erst als die Maschine auf Sevilla zuflog und der Druck in den Ohren durch

den Höhenwechsel merklich zunahm, schaute sie verwirrt um sich. Doch kaum hatte sie sich zurechtgefunden, legte sie wieder los: »Ich verstehe den Jungen nicht. Diese Maschine ist kein bißchen leiser als die deutsche Junkers.«

Ditha beugte sich zu ihr hinüber. »Um das zu beurteilen, mußt du erst die Watte aus den Ohren nehmen.«

Die Mutter kam dieser Empfehlung nach. »Ach, was für ein entsetzlicher Krach.«

»Kreuzpointner sagte gestern, der Lärm richte sich nach der Stärke der Motoren.«

»Dann verfügen die hier aber über sehr viel weniger Kraft. Die deutschen Motoren haben wesentlich mehr gedröhnt.« Sie hatte den Satz kaum beendet, da faßte sie sich an den Mund, als wollte sie die unbedachte Äußerung zurückhalten.

Ditha gab sich den Anschein, als hätte sie nichts bemerkt.

Mutter Eggebrecht indessen rettete sich in die Frage: »Findest du nicht, daß die ›Ju 52‹ bei weitem nicht so wackelt wie dieses Flugzeug?«

»Das liegt an der Wetterlage.«

»Du bist wie Werner. Der hat auch immer Ausreden, wenn er die Güte deutscher Waren nicht anerkennen will. Deutschland ist für ihn ein Land wie jedes andere. Du solltest ihm klarmachen, daß sich versündigt, wer nicht stolz auf seine deutsche Heimat ist.«

»Meinst du das im Ernst?« fragte Ditha. »Ich, die ich meine Heimat verloren habe ...«

»Um Gottes willen, so war es nicht gemeint. Ich wollte dich nicht beleidigen. Es ärgert mich halt, daß Werner so wenig Nationalbewußtsein besitzt. Es gibt kein Land ...«

Ditha hob abwehrend die Hände. »Bitte, laß uns das Thema beenden.«

»Ja, das ist wohl besser. Ach, Kindchen, ich bin froh, daß du mir nichts nachträgst. Wir werden uns immer gut verstehen.«

Nachdem die Maschine vor das Verwaltungsgebäude gerollt war und die Passagiere die Kabine verlassen hatten, zwängte sich Werner aus der Führerkanzel heraus. »Alles gut überstanden, Mama?«

»Hervorragend! Ich habe abgrundtief geschlafen. Die Landung war übrigens wunderbar weich. Das hast du gut gemacht, Jungchen! Ich bin stolz auf dich!«

Er breitete die Arme aus. »Ich heiße dich in Sevilla herzlich willkommen. Mögest du in dieser schönen Stadt geruhsame und angenehme Wochen verbringen.«

Sie bedankte sich gerührt, doch als sie ins Freie trat, rief sie entsetzt: »Du lieber Himmel, das ist ja hier wie im Backofen.«

»Du empfindest die Wärme im Moment so stark, weil wir uns in den letzten Stunden in viel kühleren Luftschichten aufgehalten haben«, versuchte er, sie zu beruhigen.

»Also, in dieser Hitze könnte ich nicht lange leben. Schon der Gedanke läßt mich schwindelig werden.«

»Wir wohnen außerhalb der Stadt an einem Fluß«, gab er zu bedenken. »Dort sind die Temperaturen wesentlich angenehmer.«

»Hoffentlich! So jedenfalls ist es nicht auszuhalten.«

Werner warf Ditha einen vielsagenden Blick zu.

Sie verstand, was er zum Ausdruck bringen wollte: Reg dich nicht auf! Wir werden auch diese Eskapade überstehen.

Während Kuhnke davoneilte, um den Wagen aus der Halle zu holen, fragte Kreuzpointner Natalja, ob er ihr am nächsten Tag Sevilla zeigen dürfe.

Mutter Eggebrecht mischte sich augenblicklich ein. »Erst müssen wir mal mit uns selbst fertig werden. Und wenn es soweit ist, dann führt uns mein Sohn durch die Stadt.«

»Vorsicht!« warnte Werner. »Vermutlich werden meine Kameraden und ich noch in dieser Woche einen weiteren Flug für die Iberia durchführen müssen. Ich schlage deshalb vor, daß Sebastian gleich morgen zu uns kommt und sich von Natalja die ersten Buchstaben des Morsealphabets beibringen läßt. Und wenn du, Mama, dich genügend erholt hast und ich Zeit habe, unternehmen wir gemeinsam einen Bummel durch Sevilla.« Er wies auf den Mercedes, mit dem Kuhnke heranbrauste. »Senora, senoritas – jetzt wird nicht mehr gemeckert, sondern eingestiegen!«

Mutter Eggebrecht verschlug es die Sprache. Was war geschehen? Hatte sie den Bogen überspannt? Vorsorglich lehnte sie sich nicht auf.

Für Werner war dies ein untrügliches Zeichen dafür, daß die Mutter mit ihren Quengeleien bewußt hatte provozieren wollen. Es war also richtig, ihr mit Festigkeit entgegenzutreten.

Eingedenk dieser Erkenntnis stoppte er den Wagen schon nach kurzer Fahrt, als die Mutter es nicht unterlassen konnte, über die Zugluft bei geöffnetem Fenster zu lamentieren. Er hätte auf die Hitze hinweisen können, die sie so sehr beklagt hatte, doch er verzichtete darauf. Wortlos stieg er aus, schlug das Verdeck zurück, setzte sich wieder hinter das Steuer und fuhr weiter. Im Rückspiegel sah er, daß Ditha und Natalja Mühe hatten, nicht zu lachen.

Die Mutter verbarg ihren Unwillen. Wenig später aber fragte sie hintergründig: »Sehen die Menschen in Andalusien alle wie Zigeuner aus?«

Werner ignorierte ihre Boshaftigkeit, obwohl er sich kaum noch zu beherrschen wußte.

Sie dagegen versuchte, ihn weiterhin zu reizen. »Ah, jetzt erkenne ich, daß es wirklich Zigeuner sind. Bei uns sind die Röcke der vagabundierenden Weiber mit den gleichen Volants besetzt.«

Werner reagierte nicht.

Nun beanstandete die Mutter in munterer Folge den schlechten Zustand der Straßen, das »Herumlungern« der Menschen auf den Stufen ihrer »Behausungen«, das eher grau als grün aussehende Laub der Bäume, die noch von Eseln gezogenen primitiven Fuhrwerke und was sonst gerade den Weg kreuzte. Und zwischendurch stöhnte sie herausfordernd: »Nein, so etwas würde es in Deutschland nicht geben. Du lieber Gott, du lieber Gott!«

Werner fiel es schwer, zu alledem zu schweigen, aber er hatte sich vorgenommen, jeder Auseinandersetzung aus dem Wege zu gehen.

Ditha und Natalja erkannten diese Absicht und verhielten sich entsprechend.

Der Erfolg blieb nicht aus. Mutter Eggebrecht hörte auf zu kritisieren und entdeckte plötzlich lobenswerte Dinge. Die Pferde des

Gestüts, an dem sie vorbeifuhren, nannte sie erstaunlich gesund und feurig; die Weiden, auf denen sie grasten, ›herrlich saftig grün‹. Und als sie das Haus am Guadalquivir erreichten, rief sie begeistert: »Das ist ja wie im Paradies. Ach, und diese blendendweißen Kieswege! Und diese herrlichen Bäume, Sträucher und Blumen! Nein, Kinder, ist das eine Pracht! Ihr wißt gar nicht, wie gut ihr es habt. Ich hoffe, ihr dankt dem Herrgott jeden Tag für alles, was er euch beschert. Wenn ich Henriette erzähle, wie ihr wohnt ...! Ich höre Onkel Wilhelm schon poltern: ›Mach uns nichts vor, Christine! Der Junge kann sich ein solches Leben doch überhaupt nicht leisten.‹ Dann werde ich sagen: ›Du täuschst dich, mein Lieber. Margot könnte jetzt...‹ Sie brach erschrocken ab. »Entschuldigt, das ist mir so herausgeflogen. Es heißt ja schon in der Bibel: ›Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über.‹ Ihr versteht, was ich meine?«

»Gewiß, Mama.«

Den Innenhof mit dem Springbrunnen fand sie ›zauberhaft‹, das Eßzimmer ›wunderwunderschön‹, den Wohnraum ›hochelegant‹ und die Bibliothek wirklich beeindruckende. Aber sie verstummte, als sie das ganz in Hellblau gehaltene maurische Schlafzimmer betrat. Über dem rahmenlosen niedrigen Bett wölbte sich ein aus glänzender Seide gespannter ›Himmel‹. Das war zuviel für Mutter Eggebrecht. Ihr Sohn verbrachte die Nächte in einem Lotterbett? Sie preßte die Lippen aufeinander und schaute verwirrt von einem zum anderen. »Geh sofort hinaus!« verlangte sie von Natalja.

Werner glaubte nicht richtig zu hören. »Warum denn?«

»Das ist kein Schlafzimmer, das ist ...« Sie wandte sich um und wollte den Raum verlassen.

Ditha hielt sie zurück. »Sprich aus, was du sagen wolltest!«

Die Augen der Mutter flackerten. »Nein, das kann ich nicht. Ohne es zu wollen, habe ich schon genügend Unheil angerichtet. Ich werde einfach mit vielem nicht fertig.« Sie schlug die Hände vors Gesicht. »Habt Geduld mit mir! Bitte, habt Geduld mit mir!«

Werner legte den Arm um sie. Ihm war klargeworden, was die Mutter so verändert hatte. Allem guten Willen zum Trotz wurde sie nicht damit fertig, daß Ditha Jüdin war. Grauen erfaßte ihn. Warum

nur werden Menschen so irregeleitet? »Komm«, sagte er und führte die Mutter in das liebevoll für sie vorbereitete Gästezimmer.

Ditha saß bedrückt im Sessel, als Werner zurückkehrte. Im Gegensatz zu ihr war Natalja böse wie an dem Tag, als Werner sie am stillen Ufer des Don ungebührlich bedrängt hatte. Und ebenso aufgebracht wie damals reagierte sie auch jetzt.

»Was deine Mutter sich leistet, ist ungeheuerlich«, brauste sie auf. »Niemals würde ich sie begleitet haben, wenn ich gewußt hätte, welches Theater sie hier aufführt. Sie hat ...«

Werner schnitt ihr die Rede ab. »Ich weiß, daß Mamas Verhalten unmöglich ist. Doch wir haben ihr manches nachzusehen und sollten nicht in den Fehler verfallen, den Stab über einen Menschen zu brechen, der mit sich selbst nicht fertig wird. Da kann nur Mitleid helfen. Mama ist in guter Absicht hergekommen. Wenn sie nun versagt, dürfen wir nicht *sie* dafür verantwortlich machen. Die Schuld trifft die Institutionen, die sich erdreisten, diese oder jene Religion, diese oder jene Rasse und diese oder jene Nation über eine andere zu stellen.«

Ditha umarmte ihn spontan.

Natalja griff sich an die Stirn. »Entschuldigt meinen Ausrutscher. Ihr habt absolut recht. Aber wie soll es weitergehen?«

»Das ist ganz einfach«, antwortete Ditha. »Wir müssen und werden mit Mama fertig werden. Basta!«

Am nächsten Morgen war der Frühstückstisch unter einem der Rundbögen des Innenhofs gedeckt. Ditha holte die Mutter und Natalja ab. Noch bevor es zu einem Gespräch kommen konnte, übergab sie beiden eine hübsche verschnürte Schachtel und forderte sie auf, gleich nachzusehen, ob ihnen das kleine Begrüßungspräsent gefalle. Was folgte, waren ›Ahs‹ und ›Ohs‹, herzliche Umarmungen und Worte des Dankes.

Ditha nutzte die Gelegenheit, der Mutter zu empfehlen, das duftige Kleid auf der Stelle anzuprobieren. Sie brauchte nicht zweimal darum zu bitten, und als die nun wieder recht muntere Mama mit

beschwingten Schritten im neuen Gewand erschien, klatschten alle Beifall.

»Phantastisch!« rief Werner. »Das Kleid steht dir großartig!«

»Es ist wunderbar leicht«, freute sich die Mutter und zupfte am Rock. »Darin wird mir so schnell nicht zu warm werden.«

»Darum habe ich's besorgt«, sagte Ditha zufrieden. »Es ist salopp und wie dazu geschaffen, sich in einem Liegestuhl zu rekeln oder am Fluß in den Schatten eines Baumes zu legen.«

Mutter Eggebrecht umarmte sie. »Du bist so gut zu mir. Das habe ich nicht verdient.«

»Vergiß nicht, daß du mir Werner geschenkt hast!«

»Ach, das hast du schön gesagt. Nun freue ich mich auch richtig auf das Frühstück. Gestern abend konnte ich nichts essen. Ich war zu abgespannt. Hoffentlich versteht ihr, daß ich mich gleich hingelegt habe.«

Werner atmete auf. Das unbekümmerte und manchmal unbegreifliche Naturell der Mutter trug den Sieg davon. Für sie verlief alles, als hätte es nie ein Problem gegeben.

Wenig später kam ein Anruf, der Werner im ersten Moment etwas durcheinanderbrachte. Dallmeier teilte ihm mit, die Iberia frage an, ob er bereit sei, eine Gruppe von fünf hochgestellten Persönlichkeiten mit einer Lockheed »Electra« in einem für vier Tage geplanten Flug nach Cartagena, Valencia, Madrid und Salamanca zu fliegen. Der Auftrag reizte ihn ebenso wie das neue amerikanische Flugzeug. Aber durfte er Ditha jetzt allein lassen?

Noch unschlüssig fragte er: »Wann soll's losgehen?«

»Am Montag.«

Zeitlich würde das gerade noch hinkommen, überlegte Werner. Ich wäre am Donnerstag zurück. Am Samstag soll die Trauung sein. »Moment«, bat er den DLH-Vertreter. »Ich muß mich schnell mit meiner Braut besprechen.«

Ditha erklärte, ohne zu zögern: »Es ist immer gut, einflußreiche Leute kennenzulernen. Hau also ab. Meinen Segen hast du.«

Ihre bedingungslose Antwort erleichterte ihm die Entscheidung. Mit der Mutter würde sie schon zurechtkommen.

So startete Werner am Montag mit General Bazan, Oberstleutnant Kindelan, Hauptmann Vigon und den beiden Zivilisten Guillermo und Manzel zum Flug nach Cartagena. Der Zweck der Reise war ihm unbekannt. Von Dallmeier hatte er lediglich erfahren, der General sei Chef des spanischen Sicherheitsdienstes, Kindelan ein Offizier, der sich im marokkanischen Krieg hervorgetan habe, Vigon ein versierter Verbindungsmann zu allen möglichen Heeresstellen und Industriezweigen, Guillermo ein vermögender Argentinier und Manzel ein ehemaliger deutscher Marineoffizier, der privaten Geschäften nachgehe und des öfteren nach Sevilla komme. Er besitze in Algeciras ein komfortables Haus.

Noch während die Maschine zum Start rollte, beugte sich Kreuzpointner, der wieder am zweiten Steuer saß, zu Werner hinüber und raunte: »Ich kenne einen von denen, die mit uns fliegen. Der ist mit Vorsicht zu genießen.«

»Wieso?«

Der Bayer warf einen Blick in die Kabine, als wolle er sich vergewissern, daß ihn niemand höre. »Er heißt Manzel und hockt oft mit meinem Vater zusammen.«

»Na und?«

»Sie wissen doch, daß mein Alter Ortsgruppenleiter der hiesigen NSDAP ist.« Er griff nach einem Hebel und betätigte die Auftriebsklappe. »Ich erzähl's Ihnen später.«

Werner schaute zu Kuhnke zurück. »Alles klar?«

Der Funkmaschinist hob die Hand.

Gleich darauf heulten die Motoren auf. Zunächst etwas schwerfällig, dann, immer schneller und schneller werdend, jagte die Lockheed über die Grasnarbe dahin, hob schließlich vom Boden ab und entwickelte von diesem Augenblick an eine Steigleistung, die es Werner ermöglichte, ungeachtet der auf der Strecke liegenden hohen Berge direkt Kurs auf Cartagena zu nehmen. Er genoß die hervorragenden Flugeigenschaften dieser Maschine und staunte, als er bereits zwanzig Minuten später in viertausend Meter Höhe auf die Sierra de Granada zuflog.

»Hab' Cartagena an der Strippe«, meldete Kuhnke. »QDM 87 Grad.«

»Landung um elf Uhr fünf.«

»Hui, das geht heute aber schnell.«

»Wir haben 40 km/h Rückenwind, bewegen uns also mit dreihundert Sachen über Grund.«

Der ehemalige deutsche Marineoffizier steckte den Kopf in die Kanzel. »Fliegen Sie so über Cartagena, daß wir den viereckig angelegten Militärhafen gut übersehen können.«

Werner flog zu gegebener Zeit um das große natürliche Hafenbecken und die dahinterliegende Stadt, deren zahlreiche Kasernen den Eindruck erweckten, als sei der Ort eine einzige Militäranlage. Nachdem er den künstlich geschaffenen Hafen der Kriegsmarine mit seinen ausgedehnten Docks dreimal urfrundet hatte, steuerte er den Landeplatz an, wo sich an die zwanzig Offiziere versammelt hatten.

Werner beobachtete den Empfang der Fluggäste vom Führersitz aus, und ihm fiel auf, daß der Argentinier Guillermo fast mehr hofiert wurde als der General und »Jefe de la Seguridad«.

Kuhnke hatte den Oberkörper in die Kanzel gezwängt. »Blödes Theater, wa?«

Werner zuckte die Achseln. »Je höher der Dienstgrad des einen, um so tiefer der Bückling des anderen.« Er wandte sich an den Bayern. »Nun packen Sie mal aus. Weshalb sind Sie der Meinung, der ehemalige deutsche Marineoffizier sei mit Vorsicht zu genießen?«

»Konkret kann ich nichts gegen ihn sagen. Ich weiß aber, daß er zusammen mit meinem Vater eine Liste aller im Raum von Sevilla ansässigen Deutschen erstellt, die nicht Mitglied der NSDAP sind.«

»Welchen Sinn könnte das haben? Der Mann gehört offensichtlich zu einer höheren Kommission und wird doch keine Gesinnungsschnüffelei betreiben.«

Kreuzpointner wiegte den Kopf. »Ich habe hier schon einiges erlebt. Jedenfalls gehört dieser Manzel einem deutschen

Geheimdienst an. Den Namen der Organisation habe ich vergessen. War was mit ›Abwehr‹ oder so.«

Kuhnke schnitt eine Grimasse. »Womöglich will der Kerl was über Ditha und dich erfahren.«

Werner tippte sich an die Stirn. »So stellt sich der kleine Moritz den Geheimdienst vor.«

Der Bordwart ereiferte sich: »Hast du mir nicht selbst erzählt, daß ein Scheiß-SS-Sturmführer in deinem und Dithas Leben herumwühlt?«

»Das hat nichts mit dem zu tun, was Sebastian sagt.«

»Ich weeiß nich ... Du solltest auf der Hut sein.«

An diesen Rat erinnerte sich Werner, als ihn der Argentinier Guillermo vor dem Weiterflug nach Valencia in ein Gespräch verwickelte. Der Deutsche Manzel war kurz vor den anderen Passagieren auf dem Flugplatz erschienen und hatte angekündigt, General Bazan wünsche die Besatzung kennenzulernen. Also nahmen die drei nicht auf ihren Sitzen Platz, sondern postierten sich neben das Treppchen zum Einsteigen in die Kabine. Eine Unterhaltung war unmöglich, da nur Kreuzpointner spanisch sprach. Der aber dachte nicht daran, den Mund aufzutun. Er wollte nicht preisgeben, daß er der Sohn des Ortsgruppenleiters war und die spanische Sprache beherrschte.

Der Argentinier, ein stämmiger kleiner Mann, der trotz seiner buschigen Augenbrauen, weißen Haare und rötlichen Wangen farblos wirkte und so gar nicht zu den schmuck uniformierten Spaniern zu passen schien, ließ den Offizieren beim Einstieg den Vortritt und wandte sich in einwandfreiem, etwas gelispeltem Deutsch an den Piloten: »Ich hörte, daß Sie demnächst den Luftpostdienst zwischen Sevilla und Bathurst übernehmen.«

»Das ist richtig«, erwiderte Werner.

»Eine interessante Aufgabe. Da ich häufig in Las Palmas zu tun habe, werden Sie mich wahrscheinlich einige Male dorthin fliegen. Leben Sie schon lange in Spanien?«

»Nein, erst seit gut zwei Monaten.«

»Verheiratet?«

»Noch nicht. Ab Samstag könnte ich Ihre Frage bejahen.«

»Oh, da müßte ich gratulieren, aber im voraus darf man das ja nicht. Heiraten Sie eine Spanierin?«

»Nein, eine Schwedin.«

»Internationaler geht's nicht. Ich wünsche Ihnen viel Glück.«

Seltsam, dachte Werner, als er in die Maschine einstieg. Argentinier! Legt Wert darauf, einige Worte mit mir zu reden! Spricht deutsch mit rheinländischem Akzent! Ist darüber informiert, daß ich den Luftpostdienst übernehme! Fragt, ob ich verheiratet bin! Sollte dieser Manzel, der Listen über Deutsche anlegt, die nicht der NSDAP angehören, womöglich dahinterstecken?

Anderthalb Stunden später landete Werner nach einem abwechslungsreichen Flug entlang der spanischen Küste in Valencia. Die Altstadt erinnerte in gewisser Hinsicht an Sevilla. Unverkennbar auch hier der Einfluß der Mauren, die den klimatisch günstig gelegenen Ort ›Midina-bru-tara‹ – ›Stadt der Freude‹ – genannt hatten. Zwei mächtige Tore der früheren Verteidigungsmauer waren noch erhalten.

Im Hotel Excelsior wurde der Besatzung zum Abendessen ein Tisch neben der Tafel zugewiesen, an der die Fluggäste und einige hinzugekommene hohe Offiziere saßen. Werner war die nahe Placierung peinlich, und er versuchte, eine Änderung herbeizuführen. Aber der Argentinier bedeutete ihm, er solle getrost Platz nehmen.

Wünschte man, daß die Besatzung dort saß, um keine anderen Zuhörer zu haben als die der Landessprache nicht mächtigen Deutschen? Offensichtlich, denn das Gespräch der Herren war nicht ohne Brisanz, wie Kreuzpointner später erzählte. Vom Bau deutscher U-Boote war die Rede, von neuen Torpedos, modernen Feuerleitanlagen und einer Regierung, die in die Hölle katapultiert gehöre.

Am nächsten Morgen wurde nach Madrid gestartet. Der Flug führte über die Sierra de Mira, ein kahles Gebirge, dessen Anblick Werner frösteln machte. Um so mehr beeindruckte ihn die spanische Metropole mit ihren breiten Avenuen, freien Plätzen und

imponierenden Bauwerken. Nach dem Abendessen meldete er ein Telefongespräch mit Ditha an, nachdem die Reception des Hotels Ritz ihm versichert hatte, daß das von einer amerikanischen Gesellschaft installierte und verwaltete spanische Telefonnetz ausgezeichnet funktioniere und keine Wartezeiten verlange.

Ditha konnte es im ersten Moment kaum fassen, als sie seine Stimme hörte. »Wo steckst du?« rief sie erfreut.

»In Madrid. Kommst du mit Mama zurecht?«

»Ausgezeichnet. Wir waren heute in der Stadt. Da gab es natürlich einiges, worüber sie sich aufregte. »Mein Gott«, jammerte sie, »hier scheinen die meisten Menschen herumzulungern und zu faulenzen. Bei uns in Deutschland würde das nicht geduldet. Da herrscht Zucht und Ordnung.«

»Sei vorsichtig! Wenn sie dich hört ...«

»Keine Sorge. Sie ist bereits in ihrem Zimmer und in bester Stimmung, weil ich ihr ein Arrangement vorgeschlagen habe, das sie auf der Stelle akzeptierte und das auch dich erleichtern wird. Es kann zu keiner Komplikation mehr kommen: Mama nimmt an den Trauungsfeierlichkeiten teil und nicht teil.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Wie ich es sagte, mein Schatz.«

»Das Orakel von Delphi ist nichts gegen dich.«

»Und damit das so bleibt, wird Pythia jetzt keine weitere Frage beantworten. Sonne dich bis zur Rückkehr in dem Bewußtsein, daß ich eine Lösung gefunden habe, die uns allen zusagt und vieles erspart.«

»Du bist ein Teufelsweib.«

»Das ist besser als ein Weib des Teufels. Moment ... Natalja ruft mir eben zu, du sollst Sebastian ausrichten, sie freue sich darauf, ihm Unterricht zu geben.«

»Meint sie das im Sinne des Morsealphabets?«

»Woher soll ich das wissen? Auf alle Fälle tut sich da was.«

Werner und seine Kameraden mußten am folgenden Tag auf dem Madrider Flughafen Barajas stundenlang auf den General und sein Gefolge warten. Die Herrschaften erschienen erst am Spätnachmittag und hatten es nun eilig, nach Salamanca zu kommen.

Der Flug führte über Avila. Eine von vielen wuchtigen Türmen flankierte Verteidigungsmauer umgab die zwischen sanften Hügeln gelegene Stadt. Weiter ging es über ein fast steppenartiges Hochplateau hinweg, das nur wenige Siedlungen aufwies. Das Bild änderte sich, als am Horizont die Silhouette von Salamanca sichtbar wurde. Herausragend die alte Kathedrale im byzantinischen Stil, die gotische Neue Kathedrale und die berühmte Universität mit ihrer plateresken, silberschmiedartig gestalteten Fassade.

Der eindrucksvolle Anblick der früheren Hochburg der Wissenschaften verblaßte jedoch gegen die einzigartige Atmosphäre im Zentrum der Stadt. Manches erinnerte noch an Hannibal, der ›Salamantica‹ um 200 v. Chr. zu einem wichtigen Stützpunkt gemacht hatte. Auch gab es Zeugnisse aus der Zeit der Mauren, die den Ort zerstört hatten. Vor allem aber war der Geist jener Generationen zu spüren, die Salamanca wiederaufgebaut und die Universität gegründet hatten.

Am wohlsten fühlte sich Werner am romantischen Ufer des Rio Tormes. Die bunt gekleideten Frauen, die dort ihre Wäsche auf dem saftigen Gras zum Bleichen ausbreiteten, erinnerten ihn an Jugendtage. Goldfarbene Sumpflilien auf dem Wasser erhöhten den Reiz. Über den Fluß führte eine von den Römern vor zweitausend Jahren erbaute mächtige Steinbrücke. Pappeln säumten das gegenüberliegende Ufer. Im Hintergrund dominierte die auf einem Hügel errichtete Neue Kathedrale.

Angesichts der Schönheit dieser geschichtsträchtigen Stadt fragte sich Werner, was seine Fluggäste, die in Valencia nur über Waffen und Politik gesprochen hatten, in Salamanca zu tun haben mochten. Diese Frage beschäftigte ihn nicht zuletzt, weil Kreuzpointner gehört hatte, daß ihr Ziel das bischöfliche Palais war. Was hatten Militärs dort zu besprechen?

Der Rückflug nach Sevilla wurde früh am nächsten Morgen angetreten. Das Wetter war umgeschlagen, und da die hohen Berge der Sierra de Gredos überquert werden mußten, ließ Werner die Maschine gleich auf viertausend Meter steigen, um in den Wolken dem Ziel entgegenzufliegen. Aber schon nach einer Flugstunde riß die Bewölkung auf, und hinter der Sierra de Guadalupe lag das Land in strahlendem Sonnenschein.

Kuhnke beugte sich in die Kanzel hinein. »Ditha weiß Bescheid und fährt gleich los.«

Werner sah ihn ungläubig an. »Du hast sie offen über den Peiler verständigt?«

»Hältst du mich für blöd? Nee, ick hab' mit einem Funker ein paar Q-Gruppen vereinbart, die es offiziell nicht gibt, die uns aber gute Dienste leisten werden. Zum Beispiel: QEI plus Uhrzeit. Das heißt, Ilona soll zur genannten Stunde Eier in die Pfanne hauen. Sie weiß dann, daß ick im Anmarsch bin.«

»Und wie läßt du Ditha benachrichtigen?«

»Ick hab' QDI elf Uhr fünfzehn gefunkt. Das bedeutet: Senorita verständigen, daß Senor elf Uhr fünfzehn landet.«

Kuhnkes System funktionierte so ausgezeichnet, daß Ditha schon in Tablada erschien, als der DLH-Vertreter sie gerade verständigen wollte.

Werner sah sie, als er über den Flughafen flog, in ihrem Wagen sitzen.

Der Argentinier entdeckte den auffälligen Mercedes, als er nach der Landung auf das Verwaltungsgebäude zuing. Überrascht fragte er Dallmeier: »Wem gehört das Kabriolett dort drüben?«

»Unserem Piloten Eggebrecht.«

»Ist die Senorita seine Braut?«

»Ja.«

Guillermo entnahm seiner Brieftasche eine Visitenkarte, schrieb auf die Rückseite: »Meinen herzlichen Glückwunsch zur Eheschließung« und reichte die Karte dem DLH-Vertreter. »Veranlassen Sie, daß dem jungen Paar am Samstag für hundert Pesetas dunkelrote Rosen zugestellt werden.«

Entgegen ihrer Art wartete Ditha im Wagen, bis alle Fluggäste die Maschine verlassen hatten und Werner in der Kabinentür erschien. Im selben Moment sprang sie heraus und lief ihm entgegen.

Belustigt beobachtete er, daß ihre Füße im Laufen kleine Schlenker nach außen machten. Er breitete die Arme aus. »Übermorgen um diese Zeit sind wir verheiratet!«

»Und was sagst du zu dem Arrangement, das ich mit Mama getroffen habe?«

»Ich verstehe das Ganze noch nicht. Du sagtest am Telefon ...« Er hielt inne, da Dallmeier auf sie zukam.

Der DLH-Vertreter legte die Hände wie bittend aneinander. »Schimpfen Sie nicht, aber ich muß Sie kurz sprechen.«

»Warum immer ausgerechnet dann, wenn ich zurückkehre?«

»Vorher geht's ja nicht«, versuchte Dallmeier zu scherzen. »Heute könnte ich die Sache zwar hinausschieben, doch dann laufe ich Gefahr, daß Sie mir Ihr Vertrauen entziehen.«

»Also gut, schießen Sie los.«

»Ich gab Ihnen neulich einige Informationen, die bezüglich einer Person nicht richtig waren, und ich möchte nicht, daß Sie denken, ich hätte Ihnen bewußt etwas Falsches gesagt.«

»Reden Sie nicht um den heißen Brei herum.«

»Sie haben mir anvertraut, daß und warum Ihre Braut Deutschland verlassen mußte. Ich versicherte Ihnen meine Solidarität. Inzwischen habe ich feststellen müssen, daß eine Aussage, die ich über den deutschen Marineoffizier Manzel gemacht habe, nicht den Tatsachen entspricht. Und ich möchte nicht, daß Sie von anderer Seite erfahren, weshalb Manzel sich in Spanien aufhält. Er steht in Diensten des Amtes Ausland/Abwehr.«

»Na und? Was hat das mit mir zu tun?«

»Vermutlich nichts. Ich wollte nur nicht, daß Sie eines Tages annehmen, ich hätte Ihnen etwas verheimlicht.«

»Dafür danke ich Ihnen.«

Dallmeier wirkte erleichtert.

»Schaust du da noch durch?« fragte Ditha, als sie neben Werner im Wagen saß.

»Ich glaube schon. Mir kommt es so vor, als rege sich in Dallmeier das schlechte Gewissen. Damals, als er noch nicht wußte, wen ich heiraten würde, sind ihm einige für ihn jetzt peinliche Bemerkungen unterlaufen. Nun ist er offenbar bestrebt, keinen weiteren Fehler zu machen.«

»Welche Aufgabe hat das Amt Ausland/Abwehr?«

»Soviel ich weiß, ist das eine Militärorganisation, die im Ausland – das sagt der Name – Abwehrdienste leistet.«

»Könnte es sein, daß dieser SS-Sturmführer Malbinger ...«

»Ach was«, fiel Werner ein. »Mit Parteiorganisationen hat das Militär nichts zu tun. Außerdem möchte ich jetzt endlich wissen, welches Arrangement du mit Mama getroffen hast.«

Ditha legte den Gang ein. »Ich habe mir gesagt: Wenn Mama jetzt schon durchdreht, kommt es bei der Hochzeit bestimmt zu irgendeiner unliebsamen Szene. Also schilderte ich ihr die bürgerliche Trauung im Büro des Gemeindevorstehers als eine schrecklich nüchterne Zeremonie, der beizuwohnen sich kaum lohne. Des weiteren behauptete ich, das mit den Franziskanern verabredete Mittagessen sei für Nichtspanier insofern problematisch, als eine *Olla potrida* geboten werde, eine mit Wurst, Schinken und Geflügel angereicherte pikante Gemüsesuppe, die nur dann ausgezeichnet schmecke, wenn sie kräftig nach Ziegenstall rieche. Das entspricht übrigens der Wahrheit. Augenblicklich stöhnte Mama: ›Oh, das ist nichts für mich. Und das im Kreis von Franziskanern?‹ Mama wurde plötzlich lebhaft. ›Hör zu, Kindchen, darüber habe ich mir nämlich auch schon Gedanken gemacht. Ich traue den Katholiken nicht. Die tun immer so schrecklich fromm. Und was man alles so hört ... Besonders über die Mönche in den Klöstern! Allein der Gedanke, mit denen essen zu müssen ... Hätte ich doch bloß schon alles überstanden.‹ Das war das Signal für mich, Mama zu fragen, ob es ihr womöglich lieber wäre, wenn wir, anstatt gemeinsam zur Gemeinde und zum Kloster zu fahren, am Abend im Hotel Cristina eine schöne Hochzeitsfeier mit einem vorzüglichen Essen

veranstalten würden. Sofort jubelte sie: »Kindchen, ein schöneres Geschenk könntet ihr mir zu eurer Trauung nicht machen.«

Werner schüttelte den Kopf. »Mama wird mir immer unbegreiflicher. Aber was hilft's? Wir müssen sie nehmen, wie sie ist.«

»Genau! Und deshalb habe ich gehandelt. Mama nimmt nun an unserer Hochzeit teil und nicht teil. Das Festessen findet im Cristina statt. Alles Notwendige ist veranlaßt.«

Er legte den Arm um ihre Schulter. »Du bist eine großartige Frau.«

»Und eigens für dich auf diese Erde gekommen!«

»Halte mal an.«

Ditha gab Gas. »Nein, mein Lieber. Keine Minute wird vertrödelte. Du hast so schnell wie möglich in die Badewanne zu steigen.«

Dank Dithas Abkommen mit Mutter Eggebrecht verlief der Tag der Trauung insgesamt harmonisch, wenngleich einige kritische Momente nicht ausblieben. Alles in allem herrschte jedoch eine gehobene Stimmung. Dazu trug auch ein Telefongespräch mit Dithas Eltern bei, das ihr Vater schon am Abend zuvor angemeldet hatte. Viele bewegende Worte wanderten quer über Europa hinweg und bildeten eine verheißungsvolle Ouvertüre für den Tag.

Zu einem lustigen, dann jedoch unversehens heiklen Intermezzo kam es, als Kuhnke und Kreuzpointner zum verabredeten Frühstück in einem Peugeot aus dem Jahre 1923 vorfuhren, den sie vor Wochen preisgünstig erstanden und in ungezählten Arbeitsstunden so hergerichtet hatten, daß er wie neu aussah. Voller Stolz erzählten die beiden, ihre »Quadrilette« habe auf der Herfahrt eine Geschwindigkeit von 55 km/h erreicht und hätte wahrscheinlich sogar auf 60 km/h gebracht werden können, wenn die Straße in der entscheidenden Phase nicht in eine Kurve übergegangen wäre.

Amüsiert erkundigte sich Werner nach der Stärke des Motors.

»Der hat fast siebenhundert Kubik«, antwortete Kuhnke und fügte aufgekratzt hinzu: »Sobald ick den von mir bestellten »Drei/Zwanziger« BMW kriege, der achthundert Kubik hat und über

70 km/h laufen soll, überlasse ick Wastl die ›Quadrilette‹, damit auch er unabhängig ist und jederzeit mit Natalja durch die Gegend kutschieren kann.«

Augenblicklich erhob Mutter Eggebrecht Einspruch. »Natalja ist hierhergekommen, um mich zu begleiten, und nicht, um mit einem jungen Mann durchs Land zu fahren!«

Natalja wollte aufbrausen, doch Werner hielt sie mit einem warnenden Blick zurück.

Später, beim Frühstück, legte die Mutter plötzlich ihr Besteck zurück und erklärte in weinerlichem Tonfall: »Wenn ich euch alle so feierlich gekleidet sehe, verstehe ich nicht, daß ich als einzige hierbleiben soll. Schließlich ist es mein Sohn, der heiratet!«

Noch bevor Ditha sich dazu äußern konnte, entgegnete Werner mit strahlender Miene: »Das ist ja phantastisch, Mama! Wir begrüßen es selbstverständlich sehr, wenn du nun doch mitkommen willst. Du wirst dich zu uns in den Wagen setzen, und Max und Sebastian zuckeln hinter uns her.«

Seine Reaktion brachte das Konzept der Mutter durcheinander. Sie war froh, der standesamtlichen Trauung fernbleiben zu können, und legte auch keinen Wert darauf, im Kreis von Mönchen eine nach Ziegenstall riechende Suppe zu löffeln. »Du hast gut reden«, spielte sie die Beleidigte. »Jetzt, wo ihr alle dunkelblau gekleidet seid, denke ich nicht daran, in meinem ›Fähnchen‹ mitzufahren. Darüber könnten wir reden, wenn ihr nicht nur für Natalja, sondern auch für mich ein entsprechendes Jackenkleid besorgt hättet.«

Werner wurde es zuviel. »Wer heute stänkert, wird ausgeschlossen! Auch vom Festessen!«

Die Mutter ließ sich nicht einschüchtern, bewies vielmehr eine erstaunliche Beweglichkeit. »Falls du dies wirklich als Stänkerei aufgefaßt haben solltest, dann tust du mir leid, Jungchen. Welche Mutter würde wohl am Hochzeitstag ihres Sohnes einen Streit vom Zaun brechen wollen? Hältst du so etwas überhaupt für möglich?«

»Bitte, Mama ...« – »Keine Ausflüchte!« unterbrach sie ihn. »Ich erwarte eine klare Antwort.«

Unglaublich, dachte Ditha. Jetzt versucht sie tatsächlich, Werner ins Unrecht zu setzen.

Er hingegen antwortete gelassen: »Natürlich halte ich es für ausgeschlossen, daß du einen Streit vom Zaun brechen willst. Wie ich dich kenne, lebst du nach dem Motto: »Eintracht ernährt, Zwietracht verzehrt.««

»Das hast du schön gesagt, Jungchen!« erwiderte sie selbstsicher und fegte ihre Aufsässigkeit damit kurzerhand vom Tisch.

»Mama, der Sieg ist dein! Aber nun wird entschieden: Möchtest du mitkommen, oder willst du hierbleiben?«

»Das ist doch besprochen. Ich weiß nicht, warum du wieder von vorn anfängst. Mir wäre es allerdings sehr lieb, wenn Natalja mir Gesellschaft leisten würde. Auch halte ich es für schicklicher, Sebastian als Trauzeugen zu wählen.«

Werner erhob sich. »Möchtest du weiterhin mit uns frühstücken?«

»Warum sollte ich es nicht wollen?«

»Dann sei vorsichtig! Bei der nächsten Attacke hebe ich die Tafel auf und gehe mit Ditha und den Gästen ins Hotel Cristina.«

Laut lachend drehte die Mutter den Spieß um. »Was bist du nur für ein dummer Junge! Hast du nicht bemerkt, daß ich Spaß mache?«

Mutter Eggebrecht hatte es fertiggebracht zu kapitulieren, ohne ihr Gesicht zu verlieren. Und endlich kam eine gelöste Stimmung auf, die der besorgt gewordene Sebastian Kreuzpointner mit dem überraschenden Angebot festigte, der Mutter bis zur Rückkehr des jungen Paares Gesellschaft leisten zu wollen.

Die Trauung durch den spanischen Gemeindevorsteher verlief trotz eines geradezu rührend anmutenden Blumenarrangements, das seinen Bürotisch schmückte, noch unpersönlicher, als zu erwarten gewesen war. Das lag nicht zuletzt daran, daß Ditha die Worte des Bürgermeisters für Werner übersetzen mußte und der hinter ihnen stehende Dallmeier für die Trauzeugen die Dolmetscherfunktion übernahm. Doch ungeachtet der umständlichen Prozedur schlug Dithas Herz höher, als sie erstmals ihren neuen Namen hörte.

Judith Eggebrecht!

Die vielfach hart anmutende spanische Sprache gab ihrem Vornamen eine eigenartige Süße, wohingegen sich das Wort Eggebrecht in etwas knarrend Urwüchsiges verwandelte.

Egge-brecht! Die sprachlich bedingte leichte Trennung des Namens ließ an eine Egge denken, mit der umbrochener Boden geebnet wird.

Judith Eggebrecht! Ditha war überglücklich.

Werner erging es nicht anders, obwohl ihn die Abwesenheit der Mutter bedrückte. Weder mildes Verständnis noch mögliche Erklärungen halfen ihm da. Er suchte Trost in der Überzeugung, daß es der Mutter fernlag, Ditha oder ihn provozieren zu wollen. Sie hatte angesichts der Tatsache, daß er keine Christin, sondern eine Jüdin heiratete, ihr seelisches Gleichgewicht verloren.

Werner verdrängte weitere Überlegungen. Weder Kummer noch Bitterkeit sollten ihn ablenken. Er hatte allen Grund, glücklich und zufrieden zu sein.

Hingerissen sah er Dithas Augen auf sich gerichtet. Er hätte sie auf der Stelle in die Arme nehmen mögen. Gewiß, sie war verwöhnt, konnte sich mehr als andere leisten, immer aber würde sie bedingungslos zu ihm stehen. Deshalb fiel es ihr auch nicht schwer, über die Eskapaden der Mutter hinwegzusehen.

Wieviel Wärme Ditha aufzubringen vermochte, wurde beim Essen im Refektorium des Klosters deutlich. Sie kümmerte sich um jeden der Mönche, die an diesem Tag wie herausgeputzt aussahen, scherzte und lachte mit ihnen und bereitete ihnen ein Fest, das keiner so schnell vergessen würde. Zum Abschluß gab sie jedem einen Kuß auf die nun von der würzigen Olla potrida und vom kräftigen Vino tinto stark geröteten Wangen.

»Du warst großartig, Frau Eggebrecht«, lobte Werner Ditha auf der Rückfahrt. »Ich kann nur hoffen, daß der Abend mit Mama ebenso verläuft.«

»Dafür garantiere ich, wenn du meinen Rat befolgst. Es wird dich keinerlei Anstrengung kosten. Der Spanier sagt: ›Tener los oídos a componer.‹ Sinngemäß in unsere Sprache übertragen: ›Tue so, als ob du nichts hörst.‹ Gönnen wir Mama einen großen Sieg. Wir werden dann gewiß nicht die Unterlegenen sein.«

Ohne es zu wollen und sich der Auswirkung dessen, was er tat, bewußt zu sein, verhalf auch Kreuzpointner der schwierig gewordenen Mutter Eggebrecht zu einem ›Sieg‹. Als er allein mit ihr im Park saß und den Wunsch äußerte, im Schwimmbecken ein Bad zu nehmen, erklärte sie entrüstet: »Was denken Sie sich, Sebastian? Es kann doch nicht Ihr Ernst sein, während der Abwesenheit meines Sohnes in einer Badehose vor mir zu erscheinen. Oder sollte ich mich da täuschen?«

»Ehrlich gesagt, hab' ich das nicht für anstößig gehalten. Aber ich entspreche selbstverständlich Ihrem Wunsch und schwimme nicht hier, sondern im Guadalquivir. Dort kann ich sogar nackt baden.«

Auf der Stelle entsetzte sie sich: »Sie wollen unbekleidet ...? Du lieber Himmel! Unterstehen Sie sich nicht! Das werde ich keinesfalls dulden.«

Der weichherzige Bayer wählte ein anderes Thema, und nachdem eine geraume Zeit verstrichen war, sagte er in der Absicht, heimlich in den Strom zu springen: »Ich gehe ein bißchen zum Fluß hinunter.«

Mutter Eggebrecht erhob sich erfreut. »Das ist eine gute Idee. In der Nähe des Wassers ist es immer etwas kühler. Wir werden uns in den Schatten eines Baumes setzen und gemütlich miteinander plaudern.«

Bis zur Rückkehr des jungvermählten Paares machte es Mutter Eggebrecht Kreuzpointner unmöglich, das gewünschte Bad zu nehmen. Und er war so rücksichtsvoll, seine Enttäuschung nicht erkennen zu lassen.

Kein Wunder, daß die Mutter beschwingt auf Ditha und Werner zulief, als diese am Nachmittag mit den Gästen zurückkehrten. Ihre Stimmung schlug allerdings prompt in Rührseligkeit um, als der Sohn sich vor ihr verneigte und fragte: »Darf ich dir Frau Ditha Eggebrecht vorstellen, Mama?«

»O Kinder! Es ist also Wirklichkeit geworden! Nein, wer hätte das gedacht. Mein Gott, was gäbe ich dafür, wenn wir jetzt in Deutschland ...« Ihre Stimme versagte. Kein Wort brachte sie mehr hervor. Tränen rannen ihr über die Wangen. Schluchzend ließ sie sich umarmen.

Werner machte diesem Gefühlsausbruch ein Ende, indem er erklärte: »So, Mama, jetzt werden wir auf dein Wohl ein Glas Champagner trinken. Die Hauptperson bist schließlich du! Ohne dich gäbe es mich ja nicht. Gleichzeitig wollen wir an Papa denken.«

Die Mutter wurde augenblicklich quicklebendig. »Ach, das hast du schön gesagt.«

Reichlich Gesprächsstoff lieferte ein riesiger Strauß langstieliger roter Rosen, der mit einer Visitenkarte des Argentiniers Guillermo gebracht wurde. Verblüfft fragte sich Werner, was den großzügigen Spender veranlaßt haben mochte, ihnen zur Hochzeit Glückwünsche zu übermitteln. Diese Frage stellte sich auch Ditha, und es entbrannte darüber eine Diskussion, die mit dazu beitrug, daß nicht erneut ein problematisches Thema aufkam.

Das änderte sich erst beim Hochzeitsdiner im Hotel Cristina. Ganz unvermittelt beschwor Mutter Eggebrechts Eigenwilligkeit wieder einige verwirrende Situationen herauf. Allerdings glichen ihre skurrilen Ausfälle nun eher jenen kleinen Sketches, die ein Schmunzeln auslösen und dennoch voller Spannung sind, weil man nicht weiß, wie sie ausgehen. Unverkennbar aber war, daß die Mutter es darauf anlegte, Mittelpunkt des Abends zu sein. Allem Anschein nach kalkulierte sie mit ein, daß Werner und Ditha es nicht wagen würden, sich in der Öffentlichkeit gegen sie aufzulehnen. Sie machte das junge Paar und die geladenen Gäste auf simple Art zu Statisten ihres seltsamen Spiels. Wer konnte schon etwas dagegen sagen, wenn sie anstelle der servierten Pastete Gambas verlangte? Jeder wußte, wie gut die ihr schmeckten! Und was wollte man machen, wenn sie Bier verlangte und behauptete, Wein bekomme ihr nicht?

Ihr erster Wunsch ließ sich problemlos erfüllen, beim Bier wurde es schwieriger. Denn als der Kellner mit einer Flasche und einem Glas erschien, fragte die Mutter verwundert: »Sehe ich richtig? Das scheint hier kein besonders gutes Hotel zu sein. Bitte, Ditha, erkläre dem Ober, daß ich einen Silberbecher wünsche.«

»Silberbecher wird man nicht haben«, kam Werner seiner Frau zur Hilfe.

»Ein so großes Hotel hat keine Silberbecher? Das gibt's doch nicht. Bitte, sorgt dafür, daß mir mein Wunsch, an eurem Hochzeitstag Bier aus einem Silberbecher zu trinken, erfüllt wird.«

Ditha sprach gedämpft mit dem Kellner, der mehrmals verständnisvoll nickte. Doch es dauerte eine ganze Weile, bis er zurückkehrte – mit einem silbernen Vereinspokal, den er mit drei Flaschen Bier füllte.

»Bist du nun zufrieden?« fragte Werner nicht ganz ohne Spott.

Die Mutter reagierte überraschend. »Sogar sehr! Gib dem Kellner in meinem Namen ein angemessenes Trinkgeld.«

Den ganzen Abend ging es so, bis Werner die Gäste nach dem Essen in die Hotelhalle bat, wo eine engagierte Tanzgruppe sie erwartete. Als erstes wurde eine *Saeta* dargeboten, ein gesungener *Flamenco*, dem wirbelnde *Seguidilla*- und Fandango-Tänze folgten, bei denen der Klang der Gitarren und das antreibende rhythmische Händeklatschen schließlich im alles übertönenden Geklapper der Kastagnetten untergingen.

Angesichts des feurigen Temperaments der Spanier zog Mutter Eggebrecht es vor, stillschweigend zuzuschauen. Die bunt gekleideten Tänzer und Tänzerinnen waren ihr nicht geheuer. Doch Werner hatte ihr in kluger Voraussicht empfohlen, nur ja gut aufzupassen, damit sie Tante Henriette und Onkel Wilhelm detailliert schildern könne, was sie alles zu sehen bekommen habe. Diesen Rat schlug sie nicht in den Wind, und es dauerte nicht lange, bis die andalusischen Tänze, von denen sie glücklicherweise nicht wußte, daß sie auf Zigeunerweisen und arabischen Melodien basierten, eine solche Begeisterung bei ihr auslösten, daß sie alles um sich herum vergaß und kräftig mitklatschte.

»Das war wirklich eine einmalig schöne Hochzeitsfeier«, rief sie, leicht schwankend, beim Verlassen des Hotels in die Nacht hinein. »Hat's euch auch gefallen? Ich will's von jedem einzelnen hören.«

Brav bestätigten ihr Ditha, Werner, Natalja, Kuhnke, Kreuzpointner und Dallmeier der Reihe nach, was sie hören wollte. Daraufhin wünschte Mutter Eggebrecht ›Die Wacht am Rhein‹ anzustimmen. Doch diesmal stieß sie bei ihrem Sohn auf Granit.

»Schluß jetzt!« kommandierte Werner unmißverständlich. »Hinein in die Wagen! Es ist ohnehin sehr spät geworden.«

»Aber noch nicht zu spät!« flüsterte ihm Ditha ins Ohr. »Oder?«

Das Leben im Haus am Guadalquivir verlief in den folgenden Tagen und Wochen ohne besondere Ereignisse. Ditha und Werner nahmen Reitunterricht und fühlten sich schon bald recht sicher im Sattel. Und Mutter Eggebrecht konnte über Langeweile nicht klagen. Sebastian Kreuzpointner hatte sie mit einem Stapel alter Ausgaben des *Völkischen Beobachters* versorgt, die sie ungeachtet der zurückliegenden Erscheinungsdaten so begierig las, daß sie ihre Umwelt darüber vergaß. So konnte der junge Bayer stundenlang ungestört mit Natalja das Morsealphabet auf einem kleinen Gerät üben, das Kuhnke ihnen zusammengebastelt hatte. Und um ihm die Möglichkeit zu geben, täglich mit Natalja hinauszufahren, hatte ihm der immer hilfsbereite Berliner den neu hergerichteten Peugeot eher als vorgesehen überlassen. Er selbst brauchte vorerst kein Fahrzeug, da er nach wie vor im Hotel Cristina wohnte. Von dort war es nicht weit zu Ilonas Wohnung und zum Münchner Bierhaus.

Die Iberia nahm die Hilfe der deutschen Besatzung nur gelegentlich in Anspruch. Einmal war ein Flug über Cáceres und Salamanca nach Burgos durchzuführen. Ein anderes Mal lautete die Route Madrid-Zaragoza-Pamplona. Beim dritten Flug ging es nach Tetuan. Die Passagiere waren jedesmal hochrangige Offiziere. Darüber wunderte sich Werner, zumal in allen Fällen jene Lockheed-»Electra« zur Verfügung gestellt wurde, die General Banzán, Jefe de la Seguridad, als erster gechartert hatte. Wurde absichtlich keine spanische Besatzung herangezogen? Bereitete man womöglich einen großangelegten Militärputsch vor, von dem niemand etwas erfahren sollte? Falls dies zutraf, wollte er nichts damit zu tun haben. Deshalb erleichterte es ihn, als Dallmeier ihm eines Tages eröffnete, Berlin habe Weisung gegeben, noch vor Beginn der für Anfang November geplanten zweiten Versuchsreihe der Luftpostbeförderung einen internen Übungsflug durchzuführen, an dem auch der Pilot des schon früher eingesetzt gewesenen Heinkel-»Blitz« wieder teilnehme. Ausgangspunkt sei diesmal allerdings nicht Stuttgart, sondern Berlin. Der Flug via Böblingen und Marseille nach Sevilla finde am 8.

August statt; am nächsten Morgen sollte die ›Ju 52‹ nach Bathurst starten. Ankunft dort am 10. August. Am Tag darauf Ruhepause und Kontrolle der Maschine. Landung in Sevilla am 13. August. Abflug des Heinkel-›Blitz‹ nach Berlin am Montag, dem 14. August.

Der zusätzlich angeordnete Übungsflug verbesserte Werners Stimmung in doppelter Hinsicht. Er war froh, seine eigentliche Aufgabe wieder übernehmen zu können, und erkannte die Chance, der Mutter zu einem bequemen Rückflug zu verhelfen. Sie war in zunehmendem Maße eine Belastung für Ditha und ihn geworden. Ursache waren die vermaledeiten Zeitungen, die der überschlaue Kreuzpointner ins Haus gebracht hatte. Die Mutter las sie nicht einfach für sich, sondern berichtete ungeniert und voller Begeisterung über Erlasse und Verordnungen, die Ditha und ihn schmerzlich treffen mußten. Mehrfach bat Werner sie darum, das Gelesene für sich zu behalten. Vergebens. Wenn die Mutter sich freute, jubelte sie rücksichtslos. Für sie gab es nur eine Wahrheit: das Wort Adolf Hitlers. Wer dagegen sprach, war ein Schurke.

Wohin wird es führen, fragte sich Werner, wenn immer mehr Menschen politisch erblinden? Aber bestand nicht auch die Möglichkeit, daß *er* die Dinge falsch sah? Leistete der Mann, der sich ›Führer‹ nannte, nicht Grandioses? Ein halbes Jahr nach der Regierungsübernahme war die Arbeitslosenzahl von sechs auf vier Millionen gesunken! England, Frankreich und Italien hatten mit Deutschland einen Viererpakt geschlossen, der das Naziregime so sehr aufwertete, daß der englische Politiker Henderson nach München reiste, um jenen Mann zu besuchen, der Juden außer Landes wies und befahlen hatte, die Mitglieder anderer Parteien in Konzentrationslager einzusperren.

Werner begriff vieles nicht mehr. Auch sich selbst nicht. Warum mutete er Ditha zu, sich unentwegt Dinge anzuhören, die sie zutiefst verletzen mußten. Um den endgültigen Bruch mit der Mutter zu vermeiden? Oder war er wankend geworden? Beeindruckte es ihn insgeheim, daß Hitler es fertiggebracht hatte, der deutschen Industrie enorme Impulse zu verleihen? Dachte er vielleicht sogar an sich selbst? Hätte er seine glänzende Stellung auch dann erhalten, wenn die Lufthansa nicht von den Nationalsozialisten finanziell unterstützt würde? Er haderte mit sich und überlegte, wie er die Mutter im

besten Einvernehmen nach Berlin zurückbringen könnte. Der Zufall kam ihm auf merkwürdige Weise zu Hilfe.

Natalja äußerte den Wunsch, am Nachmittag mit Sebastian einen Bummel durch Sevilla zu machen. Auf der Stelle erklärte Mutter Eggebrecht, daß auch sie gern wieder einmal in die Stadt wolle. Da Ditha und Werner ahnten, worauf es ihr ankam, schlugen sie einen gemeinsamen Spaziergang vor, um Kreuzpointner die Möglichkeit zu geben, sich irgendwann heimlich mit Natalja abzusondern. Daraus wurde aber nichts, im Gegenteil. Als sie durch die Calla de Sierpes schlenderten, entdeckte die Mutter am Bayrischen Bierhaus eine schwarze Tafel mit der Aufschrift: »Heute Kasseler Rippenspeer.«

»Schaut, was dort geschrieben steht«, rief sie enthusiastisch. »Kasseler Rippenspeer! Das ist ja himmlisch. Deutsche Kost dürfen wir uns keinesfalls entgehen lassen. Bestimmt gibt's dazu auch Sauerkraut.« Werner versuchte, ihre Begeisterung mit dem Hinweis zu bremsen: »Um diese Zeit können wir unmöglich etwas essen.«

»Ich schon«, widersprach Natalja ahnungslos. Ihr war wohl bekannt, wer das Wirtshaus führte, doch Sebastian hatte Hemmungen gehabt, ihr anzuvertrauen, daß sein Vater Führer der NSDAP-Ortsgruppe Sevilla war. In Verkennung der Situation erklärte sie unbekümmert: »Pökelfleisch und dazu Bier vom Faß, das ist mal was anderes.«

»Das finde ich auch«, stimmte ihr Mutter Eggebrecht lebhaft zu. »Zögern wir also nicht!«

Sebastian Kreuzpointner erkannte die mißliche Lage, in die Werner und Ditha gerieten. Beide wollten gewiß nicht mit seinem Vater zusammentreffen und sich die Frage stellen lassen, ob sie Mitglied der NSDAP seien. Kurz entschlossen erklärte er: »Ich mache folgenden Vorschlag: Während Sie im Cristina mit Dallmeier und den Herren der Iberia konferieren, unterhalten Natalja und ich Ihre Mutter im Lokal meines Vaters.«

Werner war verblüfft. »Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar.«

»Am besten treffen wir uns anschließend in der Bar des Hotels. Wann wird Ihre Besprechung beendet sein?«

»Allerspätestens um sieben.« – »Gut, wir sind rechtzeitig dort.«

»Wie schade, daß ihr nicht mitkommen könnt«, bedauerte Mutter Eggebrecht. »Ich wußte gar nicht, daß du heute eine Verabredung hast. Muß Ditha dabeisein?«

»Ja. Sie kann stenographieren und soll das Protokoll führen. Also bis nachher.«

Nachdem man sich getrennt hatte, stöhnte Werner: »Verrückter geht's nicht. Wir wollten Sebastian helfen, und nun mußte er uns beistehen.«

»Und *wie* er das gemacht hat! Einfach toll.«

Werner hakte sich bei seiner Frau ein. »Laß uns das Alleinsein genießen. Nie hätte ich gedacht, daß Mama ein solcher Störenfried sein könnte. Sogar in Nataljas Leben mischt sie sich ein! Keine Stunde gönnt sie ihr an Sebastians Seite. Warum ist sie nur so?«

»Weil du sie in Berlin glauben gemacht hast, Natalja brauche ihre Hilfe«, war Dithas Erklärung. »Da wurde Mama zwangsläufig zur ›Glücke‹, und nun vermag sie die übernommene Rolle nicht einfach wieder abzustreifen.«

»Bist ein erstaunlich kluges Mädchen.«

»Vergiß gefälligst nicht, daß ich eine *Frau* geworden bin, Herr Eggebrecht!« protestierte Ditha.

Er zog sie an sich. »Und was machen wir, wenn Mama abgereist ist?«

»Mir scheint eine andere Frage wichtiger zu sein. Wann wirst du deiner Mutter nahelegen, die günstige Gelegenheit zu nutzen, mit dem Heinkel-›Blitz‹ an einem einzigen Tag nach Berlin zu gelangen? Im Grunde ist sie doch froh, wenn sie Spanien den Rücken kehren kann.«

»Ohne Zweifel. Ich bin aber überzeugt, daß sie noch lange hierbleiben wird, wenn ich das Thema anschneide und ihr empfehle, in zwei Wochen den ›Blitz‹ zu wählen.«

»Jetzt bist du erstaunlich klug.«

Beide konnten nicht damit rechnen, daß ihr Problem schon wenige Stunden später durch eine Begegnung gelöst werden würde, die Mutter Eggebrecht im Bayrischen Bierhaus gehabt hatte.

»Ihr werdet staunen, wenn ihr hört, wen ich kennengelernt habe!« rief sie mit glänzenden Augen, als sie in der Bar erschien. »Den Gauleiter von Nordafrika!«

Werner war schockiert. Hatte die Mutter zuviel getrunken? Ratlos schaute er zu Kreuzpointner hinüber.

Der lachte verkrampft. »So unglaublich es klingen mag, Hitler hat einen gewissen Johannes Bernhardt zum Gauleiter der NSDAP für Spanisch-Marokko ernannt.«

»Wahrscheinlich im Scherz«, warf Werner ein. Er wußte beim besten Willen nicht, was er sonst hätte sagen können.

»Das ist unerhört«, entrüstete sich die Mutter. »Der Führer macht keine Scherze. Alles, was er sagt und tut, dient unserem Volk. Ihr ahnt ja nicht, welch erhebendes Gespräch ich mit dem Gauleiter und Sebastians Vater, der übrigens Ortsgruppenleiter von Sevilla ist, in der letzten Stunde geführt habe. Es war eine Wohltat, wieder mit aufrechten Deutschen zu reden. Von Sebastians Vater könnte sich mancher eine Scheibe abschneiden. Es war ein Genuß, ihm und dem Gauleiter zuzuhören. Und wie die beiden mich hofiert haben, als sie mein Goldenes Parteiabzeichen entdeckten! Los, Kinder, bestellt mir ein scharfes Getränk. Ich bin in einer Stimmung wie schon lange nicht mehr.«

Werner entsprach ihrem Wunsch und wandte sich an Kreuzpointner. »Jetzt mal im Ernst: Hat Hitler tatsächlich einen Gauleiter für Nordafrika ernannt?«

Sebastian Kreuzpointner grinste. »Die Geschichte ist folgende: Besagter Johannes Bernhardt kam vor einigen Jahren als Angestellter einer deutschen Exportfirma nach Tetuan. Er war Mitglied der NSDAP und begriff nicht, wie er selbst sagt, daß in Spanisch-Marokko keine nationalsozialistische Auslandsorganisation existierte. Von Stund an rührte er die Trommel für Adolf Hitler. Und er hatte Zulauf. Das ermutigte ihn, die erste Ortsgruppe der NSDAP in Nordafrika zu gründen. Danach setzte er sich mit den schon bestehenden Parteistellen in Spanien in Verbindung, zog politische Fäden und gab der Reichsleitung in München ausführliche Berichte über seine Bautätigkeit sowie über die Pläne und Ziele einiger unzufriedener monarchistisch gesinnter Offiziere. Kurzum, er

informierte die oberste Parteiführung am laufenden Band und machte sich dadurch so beliebt, daß Hitler ihn nach der Regierungsübernahme zum Gauleiter von Nordafrika ernannte.«

Werner betrachtete Kreuzpointner prüfend. »Woher wissen Sie das alles?«

»Senor Bernhardt liebt es, seine Leistungen und Geschicklichkeiten an die große Glocke zu hängen. Unbegreiflich ist mir allerdings, daß dieser zweifellos sehr clevere Mann sich tatsächlich für den ›Gauleiter von Nordafrika‹ hält.«

»Das ist eine Infamie!« erboste sich Mutter Eggebrecht. »Hitler hat ihn, wie Sie selbst sagen, persönlich dazu ernannt.«

»Nun ja. Aber was ist schon ein Obermotz von vielleicht zwei- bis dreihundert Parteigenossen?«

Die Mutter schlug verärgert auf die Bartheke. »Müssen Sie sich denn über alles lustig machen? Ich bin bitter enttäuscht von Ihnen. Als Ihr Vater offen aussprach, Ihre unhaltbaren Auffassungen seien der traurige Beweis dafür, daß die Sozialdemokraten unsere Jugend vergiftet haben, dachte ich unwillkürlich an meinen Sohn. Eine ganze Generation wurde verdorben. Großes und Hehres zählte seit langem nicht mehr. Aber damit hat Hitler Schluß gemacht. Unerbittlich sorgt er für Zucht und Ordnung.«

Ditha mischte sich ein. »Bitte, Mama, laß uns das Thema beenden.«

»Nein, mein Gespräch mit dem Gauleiter und Sebastians Vater hat mir neue Kraft gegeben. Ich werde Gott auf den Knien danken, wenn ich wieder in Deutschland bin und nicht mehr unter Zigeunern leben muß.«

»Mama!«

Ditha hielt Werner zurück. »Beleidige nie den, der dich beleidigt!«

Die Mutter stutzte. »Was willst du damit sagen?«

»Ich möchte lediglich einen Streit verhindern.«

»Dann erkläre das deinem Mann und Sebastian. Vor allen Dingen ihm. Unglaublich, wie er mit seinem Vater umgegangen ist. Ohne mit der Wimper zu zucken, hat er ihm widersprochen!«

Werner legte die Hand auf den Arm der Mutter. »Ditha hat gebeten, das Thema zu wechseln. Es hat doch keinen Sinn, daß wir uns jetzt verzanken.«

»Da hast du recht. In den letzten Wochen habe ich oft gedacht: Kleine Kinder treten der Mutter auf die Schürze, große hingegen aufs Herz. Das meine blutet wahrhaftig zur Genüge. Sprechen wir also von etwas anderem. So bald wie möglich möchte ich wieder unter Deutschen sein, die zu ihrem Führer stehen und das Vaterland nicht beschmutzen.«

Trotz dieser Attacke war es Werner, als wehte ihm eine frische Brise ins Gesicht. »Wenn ich dir einen guten Rat geben darf, Mama: Überstürze nichts, und reise erst in vierzehn Tagen. Dann fliegt nämlich ein Heinkel-»Blitz«, der dich, ohne daß du umsteigen mußt, innerhalb eines Tages nach Berlin bringt.«

Ihr Gesicht erhellte sich. »Das wäre natürlich herrlich. Andererseits ...« Sie blickte nachdenklich vor sich hin. »In zwei Wochen hast du gesagt?«

»Ja.«

»Dann muß ich die scheußliche Hitze noch lange ertragen. Ihr dürft mir glauben, ich kann es kaum erwarten, endlich wieder kühle Luft zu atmen.«

»Das verstehe ich«, stimmte Ditha ihr zu. »Auch ich sehne mich manchmal nach einem erlösenden Regen.«

»Sei froh, daß du hier bist. Was hast du denn schon verloren?«

»Genaugenommen nur die Heimat.«

Kaum zu Hause angekommen, jubelte Werner: »Es ist geschafft!« Seine Frau ließ sich in einen Sessel fallen. »Gerade darum werden wir uns bemühen, Mama noch ein paar schöne Tage zu bereiten.« »Kann ich dich wirklich fast eine Woche mit ihr allein lassen?« Dithas Augen weiteten sich. »An deinen Flug nach Bathurst habe ich gar nicht mehr gedacht. Du mußt ja gleich am Morgen nach der Ankunft des »Blitz« starten.«

»Und ich komme erst fünf Tage später zurück.«

»Macht nichts. Ich werde mit Mama schon fertig. Außerdem kannst du mir den ausführlichen Bericht, den du Oberstleutnant Winter schicken willst, vorher diktieren. Ich tippe ihn dann während deiner Abwesenheit.«

»Großartig. Es wird ohnehin eine lange Epistel, da ich meinen Mentor auch über Malbinger und so weiter informieren muß. Die Zusammenhänge sind ihm ja völlig unbekannt.«

»Willst du den Brief deiner Mutter mitgeben?«

»Lieber nicht. Wer weiß, was sie dem Oberstleutnant erzählen würde. Ich werde das Schreiben Flugkapitän Heinze anvertrauen.«

»Oh, lá, lá! Das ist doch mein Verehrer. Bin ich nicht zu sehr gefährdet, wenn er sich fast eine Woche lang in Sevilla aufhält und auch noch Post für dich befördern soll?«

»Darauf muß ich es ankommen lassen.«

»Schlimm, sehr schlimm kann das ausgehen, Werner! Du bist nur Flugzeugführer, er hingegen ist Flugkapitän! Das gibt der Sache einen zusätzlichen verführerischen Touch.«

»In einem halben Jahr bin auch ich Flugkapitän. Bis dahin mußt du die Zähne zusammenbeißen und durchhalten.«

Ditha spielte die Gequälte. »Ich werde mich bemühen.«

Mutter Eggebrecht war wie verwandelt. Obwohl sie aus ihrer Haut nicht herauskonnte, sah sie manches doch wieder sehr viel klarer, und sie genoß die Tage, die ihr in Sevilla noch verblieben. Der Gedanke, bald nach Berlin zurückzukehren, machte sie glücklich. Sie litt echt darunter, daß ihr Jungchen ein schlechter Deutscher war, wie sie es nannte. Daß er eine Jüdin geheiratet hatte, betrachtete sie nicht mehr als ganz so tragisch. Sie war Dithas Charme erlegen, wenngleich sie sich dies nicht offen eingestand. Die Schwiegertochter imponierte ihr. Hinzu kam Dithas gutes Aussehen, das ihrer Meinung nach nicht ohne weiteres erkennen ließ, welche »unselige Rasse« sie entstammte. Als schlimmer empfand sie es nun, daß ihr Sohn, ihr eigen Fleisch und Blut, von Hitler nichts wissen wollte.

Werner wußte um den Kummer der Mutter, und ebendarum erleichterte es ihn, sie wieder ausgeglichen zu sehen. Die fünf Tage, die Ditha in der kommenden Woche ohne ihn mit ihr verbringen mußte, bereiteten ihm keine Sorge mehr.

Zu seiner Überraschung erfuhr das Problem noch vor seinem Start nach Bathurst eine für alle erfreuliche Lösung. Gleich nach der Landung des Heinkel-»Blitz« erklärte Flugkapitän Heinze, daß er leider nicht, wie zunächst vorgesehen, bis zur Rückkehr der »Ju 52« in Sevilla zu warten habe, sondern bereits am übernächsten Morgen nach Berlin zurückfliegen müsse. Und frech, wie er war, fügte er hinzu: »Ich hatte mich schon mächtig darauf gefreut, Ihrer reizenden Frau eine Woche lang gehörig den Kopf zu verdrehen.«

Ditha sah ihn herausfordernd an. »Sie meinen, daß Ihnen das gelungen wäre?«

»Klarer Fall. Als ich Sie kennenlernte, waren Sie noch nicht verheiratet. Bei Bräuten ist selten was zu machen. Ehefrauen hingegen schmelzen mit dem ersten Sonnenstrahl dahin.«

»Wirklich schade, daß Sie nicht einige Tage bleiben können. Ich hätte gern erfahren, welche Tour Sie diesmal gewählt hätten. Wieder die mit dem Knie?«

Flugkapitän Heinze ließ sich nicht einschüchtern. »Für wen halten Sie mich? Nein, mir schwebte vor, die Worte Ihres Gatten zu beherzigen. Er sagte damals, daß Sie klösterliche Befriedigung schätzen.«

Ditha drückte sich wie Schutz suchend an ihren Mann. »Steh mir bei, bevor Satanas Macht über mich gewinnt.«

Werner ging auf ihr Spiel ein. »Sie jagen meiner Frau Angst ein. Klöster ziehen sie so an, daß sie darauf bestand, das Hochzeitsessen im Refektorium eines Franziskanerordens einzunehmen.«

»Um Gottes willen, dann habe ich allen Grund, unserem Vorgesetzten, der mich anwies, dieses schöne Land gleich übermorgen wieder zu verlassen, von ganzem Herzen zu danken.«

»Wir schließen uns Ihrem Dank an, denn meine Mutter möchte der spanischen Hitze schnellstmöglich entfliehen und mit Ihrer Hilfe in die heimatlichen Gefilde zurückkehren.«

Mutter Eggebrecht tat einen Freudenschrei, als sie erfuhr, daß der ›Blitz‹ fünf Tage früher starten werde. »Dann kann ich Henriette ja schon am Freitag alles erzählen. Sie wird staunen, wenn sie hört, was ich gesehen und erlebt habe. Onkel Wilhelm wird Mund und Nase aufreißen. Und Margot ... Aber das hat sie sich selbst zuzuschreiben. Sie wählte das liederliche Leben, und nun muß sie büßen. Hoffentlich kommt nicht auch Natalja eines Tages unter die Räder. Anstatt, wie sich das gehört, mit mir zu ihren Eltern zurückzukehren, bleibt sie einfach hier. Und das nur wegen dieses Sebastian, der wider seinen Vater spricht. Unglaublich ist das. Mich gehen diese Dinge gottlob nichts mehr an. Hauptsache, ich bin bald wieder daheim. Schon jetzt freue ich mich auf kommende Wintertage. Eine verschneite Landschaft ist zu schön. Ihr beide müßt ja leider hier bleiben. Aber so ist das nun mal. Alles im Leben hat seinen Preis.«

Bekümmert dachte Werner: Mama wird nie begreifen, was es für Ditha und mich bedeutet, zusammenzusein, den Beruf ausüben zu können und nicht befürchten zu müssen, aus rassistischen Gründen getrennt und angefeindet zu werden. Sie will einfach nicht wahrhaben, daß für uns jeder Tag in Spanien ein Geschenk des Himmels ist.

Bei der Rückkehr von dem zusätzlich angeordneten Übungsflug nach Bathurst wunderte sich Werner darüber, daß der Mercedes, mit dem Ditha ihn regelmäßig vor dem Abfertigungsgebäude erwartete, nicht zu sehen war. Wohin er auch blickte, er konnte weder seine Frau noch den Wagen entdecken.

Kuhnke machte sich einen Spaß daraus. »Ein Glück, daß Flugkapitän Heinze nicht in Sevilla auf uns warten mußte. Sonst hättest du jetzt ganz schön Schiß, wa?«

»Weniger, als du denkst. Dann gäbe es immerhin eine Erklärung für Dithas Nichterscheinen. So bin ich ernstlich besorgt.«

Der Funkmaschinist grinste. »Gut gekontert. Wenn ich ...« Er brach jäh ab und zeigte auf eine kleine Limousine, die aus einer der Hallen des Flugplatzes herausfuhr. »Da, schau mal, das ist ein BMW ›AM 4‹! Genau den Typ hab' ick mir bestellt. Sogar die gleiche

Farbe.« Im nächsten Moment schrie er: »Mensch, det muß mein Wagen sein. Der hat 'ne Berliner Nummer!«

»Und wenn ich mich nicht täusche, sitzt Ditha am Steuer und überrascht heute mal dich!«

»Ick werd' verrückt. Obwohl ick weeiß, det se mir heimlich liebt ...« Mitten im Satz brach er ab, drehte sich um und rannte wie ein Wiesel zur Kabinentür.

Kreuzpointner lachte hinter ihm her. »So schnell ist er noch nie davongewetzt.«

»Vermutlich werden Sie ihm gleich nacheifern. Neben meiner Frau sitzt nämlich Natalja.«

Im Nu war auch der Bordwart verschwunden.

Werner schloß die Brandhähne und dachte belustigt: Wenn das so weitergeht, werde ich Mama zurückholen müssen. Ganz ohne Zucht und Ordnung geht's doch nicht.

Ditha kletterte in die ›Ju 52‹ und lief ihm entgegen. »Ich muß dich heute hier überfallen.«

Er küßte sie verlangend.

Sie schmiegte sich an ihn. »Auch für dich hab' ich eine Überraschung: eine Depesche von Mama. Der Text wird dich umwerfen.«

Werner las: ›soeben gut angekommen stop deutsche flugzeuge sind eindeutig besser als amerikanische stop bin sehr gluecklich darueber stop eure mama.‹ Er lachte hell auf. »Jetzt hat sie's mir gegeben!«

»Ein untrüglisches Zeichen dafür, daß sie in bester Stimmung ist.« »Darauf trinken wir nachher einen guten Tropfen.« »Und beratschlagen dabei, was in Zukunft aus unseren Fremdenzimmern wird. Max ist nun motorisiert und dürfte froh sein, wenn er das Hotel verlassen und seine Unkosten reduzieren kann. Auch Sebastian sollten wir anbieten, bei uns zu wohnen.« »Und das Zimmer neben Nataljas Raum zu beziehen?« »Das wäre eine patente Lösung. Denn Natalja und Sebastian sind fest entschlossen, sich nicht mehr zu trennen.«

Werner zog Ditha an sich. »Ich akzeptiere deinen Vorschlag, obgleich ich mich frage, ob wir dann nicht einen Teil unserer nun endlich gewonnenen Freiheit wieder verlieren.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wenn Natalja allein bei uns wohnt, müssen wir uns um sie kümmern. So hingegen ist sie versorgt. Außerdem werden Sebastian und Natalja schon aus funktechnischen Gründen oft und lange mit Max palavern. Der wiederum wird es sich nicht verkneifen, täglich das Bayrische Bierhaus aufzusuchen.« »Und er wird auch Ilona seine Honneurs machen!« »Na klar! Ich habe mir übrigens folgende Hausordnung ausgedacht: Frühstück unter den Rundbögen des Patio zu beliebiger Zeit zwischen neun und elf Uhr. Lunch: kaltes Büffet ebendort von vierzehn bis sechzehn. Gemeinsames Abendessen täglich um einundzwanzig Uhr im Eßzimmer.«

»Das Organisieren liegt dir offenbar im Blut. Ich frage mich nun allerdings, was du bei einem guten Wein noch mit mir beratschlagen willst.« – »Sei nicht so drängelnd«, wies sie ihn zurecht. »Laß dich überraschen. Mir wird auf der Fahrt nach Hause bestimmt ein für uns beide nicht ganz uninteressantes Thema einfallen.«

Als Sturmführer Malbinger eine Kopie des Telegramms vorgelegt wurde, das Mutter Eggebrecht ihrem Sohn nach Sevilla gesandt hatte, erinnerte er sich schmerzlich an seine erfolglosen Bemühungen, dem verhaßten Klassenkameraden etwas am Zeug zu flicken. Der seltsame Text bestätigte geradezu die Richtigkeit der mehrfach von ihm vorgetragenen Vermutungen. Er war und blieb der Meinung, daß einem Piloten, der fünf Jahre in Rußland verbracht hat, nicht zu trauen sei. Erschwerend kam hinzu, daß Eggebrecht sich von einer Jüdin ein Luxusauto hatte schenken lassen. Und nun erhielt dieser Mensch eine Depesche, deren Inhalt keinen Sinn ergab. Gewiß lag hier die Verschlüsselung einer geheimen Nachricht vor. Es wurde höchste Zeit, Nägel mit Köpfen zu schmieden.

Doch wie vorgehen? Nochmals den mit allen Wassern gewaschenen Vorgesetzten konsultieren? Lieber nicht. Am besten besprach er sich mit dem Offizier des Amtes Ausland/Abwehr, dem er den »Fall Eggebrecht« weisungsgemäß übergeben hatte. Da hieß es

freilich vorsichtig sein. Der dem Heer zugehörige Sachbearbeiter für Spanien mußte in dem Glauben bleiben, die Angelegenheit werde vom SS-Sicherheitsdienst nicht mehr verfolgt.

Malbinger entschloß sich, bei dem zuständigen Referenten, einem Oberleutnant der Infanterie, den Eindruck zu erwecken, als komme er zufällig am Tirpitzufer vorbei und nutze die Gelegenheit, sich nach den Recherchen über den Piloten zu erkundigen.

Aber gerade diese Behauptung machte den Sachbearbeiter hellhörig. Und er fand sein Mißtrauen bestätigt, als ihm der Sturmführer das Telegramm mit dem Hinweis vorlegte, es vor kurzem routinemäßig erhalten zu haben. Wieso trug er es dann bei sich?

»Nun, was sagen Sie zum Inhalt?« fragte Malbinger erwartungsvoll, als sein Gegenüber das Blatt auf den Schreibtisch legte.

Der Oberleutnant hob die Schultern. »Ein bißchen komisch für eine Mitteilung zwischen Mutter und Sohn.«

»Nicht wahr! Da stimmt etwas nicht. Der Text muß eine Verschlüsselung sein. ›Deutsche Flugzeuge sind eindeutig besser als amerikanische‹. Was soll das heißen? Der Nachsatz ›Ich bin sehr glücklich darüber‹, läßt sich ebenfalls nicht deuten. Oder können Sie was damit anfangen?«

»Auf Anhieb nicht«, wich der Referent aus. »Ich denke aber, daß es mir in Verbindung mit den Unterlagen, die wir inzwischen über Eggebrecht besitzen, nach einer sorgfältigen Analyse gelingen wird, die uns jetzt noch unverständliche Aussage richtig zu deuten.«

Der Sturmführer horchte auf. »Konnten Sie Konkretes ermitteln?«

»In gewissem Sinne möchte ich Ihre Frage bejahen. Allerdings anders, als zu vermuten stand. Nach unseren vielfachen Feststellungen führt Eggebrecht ein zurückgezogenes Leben. Er erfreut sich allgemeiner Beliebtheit und scheint ein sehr zuverlässiger Pilot zu sein. In seiner Freizeit – die Flüge nach Bathurst finden vorerst nur sporadisch statt – ist er für das spanische Luftfahrtunternehmen Iberia tätig, das großes Vertrauen zu ihm gewonnen hat und ihn schon mehrfach speziell für Flüge mit hohen Offizieren einsetzte, an denen glücklicher Zufall – auch unser

Gewährsmann teilnahm. Er konnte sich dadurch unauffällig und dennoch intensiv mit Eggebrecht befassen.«

Sturmführer Malbinger war enttäuscht. »Mir scheint, Ihr Mitarbeiter setzt den Hebel an falscher Stelle an. Eggebrechts fliegerische Qualifikation steht nicht zur Debatte. Es geht darum, daß er menschlich unzuverlässig ist.«

Der Heeresoffizier beugte sich vor. »Menschlich unzuverlässig? Was verstehen Sie darunter?«

»Erinnern Sie sich nicht an das, was ich Ihnen bei der Übergabe des Falles sagte? Eggebrecht treibt Rassenschande und ist somit nicht würdig, als Repräsentant des Deutschen Reiches aufzutreten. So schnell wie möglich muß er aus Spanien abberufen werden.«

»Dem würde ich zustimmen, wenn Sie recht hätten«, entgegnete der Oberleutnant, ohne sich anmerken zu lassen, daß er anderer Meinung war. »Bis heute gibt es kein Anzeichen dafür, daß Eggebrecht in irgendeiner Form mit der von Ihnen benannten Jüdin in Verbindung getreten ist. Im Gegenteil, er hat kürzlich eine Schwedin geheiratet, und wie wir wissen, reiste seine Mutter zur Hochzeit nach Sevilla.«

Malbinger stieg das Blut in den Kopf. »Dann bestellen Sie Ihrem Gewährsmann, er habe sich Sand in die Augen streuen lassen! Tausend gegen eins wette ich, daß es sich bei der Schwedin um die ehemalige deutsche Staatsangehörige *Judith Gülden* handelt!«

Der Abwehroffizier stellte sich betroffen. »Warum haben Sie uns nicht gleich auf diese Möglichkeit aufmerksam gemacht? Wir hatten keine Ahnung ...«

»Das hätten Sie von selbst herausfinden müssen!« unterbrach ihn Malbinger aufgebracht.

Der Oberleutnant gab sich konsterniert. »Wahrhaftig, ich muß mit Blindheit geschlagen gewesen sein. Noch heute werde ich neue Weisungen erteilen. Sie haben wirklich recht, diese Schwedin könnte jene Jüdin sein, mit der Eggebrecht, den Akten zufolge, in Berlin verlobt war.«

»Von ihr ließ er sich auch das Luxusauto schenken!«

»Das ist natürlich sehr verdächtig«, pflichtete ihm der Heeresoffizier bei.

»Dann Schwamm darüber. Hauptsache, Sie erkennen endlich, worum es geht. Noch ist es nicht zu spät. Wenn Sie jetzt den notwendigen Druck machen, ist der Herr Pilot bald erledigt.«

Der Oberleutnant erhob sich und reichte Malbinger die Hand. »Sie können sich auf mich verlassen. Wenn sich herausstellt, daß Eggebrecht ein Schwein ist, war er die längste Zeit in Spanien.«

Nach dem Abflug von Mutter Eggebrecht verlief das Leben im Haus am Guadalquivir anders als bisher. Es wurde zu einem zwanglosen Zusammensein, das alle als Wohltat empfanden. Beim Frühstück und Lunch traf man sich ebenso selten wie im Park und am Schwimmbecken. In den wenigen Fällen, da dies geschah, sprach man je nach Lust und Laune eine Weile miteinander und ging anschließend wieder seiner Wege. Ohne es abgesprochen zu haben, entwickelten sich Tagesrhythmen, die sich nicht überschnitten. Ditha und Werner ritten regelmäßig von acht bis neun Uhr. In dieser Zeit fanden sich Natalja und Sebastian an der Morgentafel im Patio ein. Der Langschläfer Kuhnke tauchte erst auf, wenn das junge Ehepaar nach seinem Ritt und einem erfrischenden Bad ausgiebig gefrühstückt hatte. Er genoß dann das Alleinsein, trank jede Menge Kaffee und vertilgte wie nebenbei drei, vier Eier, die er sich täglich auf verschiedene Weise zubereiten ließ. Dies nicht zuletzt, um mit der *Muchacha*, die ihn bediente, möglichst lange schäkern zu können. Nachdem er so den Pascha gespielt hatte, begrüßte er Ditha und Werner, die meistens in der Nähe des Schwimmbeckens lagen und sich von der Sonne bräunen ließen. Danach suchte er Natalja und Sebastian auf, die morsend am Ufer des Flusses hockten und ihre Kopfhörer schon abnahmen, wenn sie ihn kommen sahen.

Jeder wußte, daß diesen Wochen sehr anstrengende Monate folgen würden. Ditha las Bücher, die sie der Bibliothek des Hausbesitzers entnahm. Es waren Werke über Spanien und seine Bewohner. Sie bedauerte, daß Werner die spanische Sprache nicht beherrschte. Andererseits machte es ihr Freude, ihn über all das zu informieren, was die Bücher vermittelten. Beide hegten eine große Zuneigung zu

Spanien und hofften, das Land so schnell nicht wieder verlassen zu müssen.

Werners Vertrag lautete auf drei Jahre. Insgeheim rechnete er mit einer Verlängerung, wenn er seine Aufgabe zufriedenstellend erfüllte. Doch es gab einen Haken: Er war Angestellter des Deutschen Reiches, das ihn auf begrenzte Zeit der Lufthansa überstellt hatte. Solange Oberstleutnant Winter seine schützende Hand über ihn hielt, brauchte er sich keine Gedanken zu machen. Was aber würde werden, wenn dieser aufgeschlossene Offizier versetzt wurde? Eine Stationierung in der Heimat kam aus naheliegenden Gründen nicht mehr in Frage. Seine Eheschließung würde als Verstoß gegen das Rassenschutzgesetz geahndet werden. Schon deshalb pflegte er den Kontakt zur Iberia und war froh über jeden Flug, den er im Auftrag der Gesellschaft durchführen konnte. Je öfter das Unternehmen sich seiner bediente, um so größer wurde die Chance, eines Tages ganz in spanische Dienste zu treten.

Werner begrüßte es daher sehr, als er vierzehn Tage vor der offiziellen Aufnahme des Luftpostverkehrs gebeten wurde, nochmals mit einigen höheren Offizieren kreuz und quer über das Land zu fliegen. Zwar drängte sich ihm erneut der Verdacht auf, der mehrtägige Flug diene geheimen militärischen Zielen, doch er sagte sich: Ändern kannst du so oder so nichts. Außerdem schmeichelte es ihm, daß bedeutende Persönlichkeiten seine fliegerischen Fähigkeiten schätzten.

Daß der Argentinier Guillermo und der Deutsche Manzel wieder zu den Passagieren zählten, war für ihn fast schon selbstverständlich. Guillermo wurde von den Mitreisenden nach wie vor stark hofiert, während der Abwehroffizier, der angeblich für das deutsche Heeresamt tätig war, nur wenig Beachtung fand.

Werner ging dem ehemaligen Marineoffizier weitgehend aus dem Weg, kam aber nicht daran vorbei, hin und wieder ein Gespräch mit ihm zu führen. Dabei hatte er jedesmal das Gefühl, ausgehorcht zu werden. Um Näheres über ihn zu erfahren, bat er Sebastian kurz vor Antritt des neuerlichen Fluges, die Ohren offenzuhalten und den Lauscher zu spielen, wo immer sich eine Möglichkeit biete. »Ich hab' nichts gegen Manzel«, fügte er hinzu, »doch er rückt mir

manchmal zu sehr auf die Pelle. Vielleicht lassen sich aus Gesprächen, die er führt, einige Rückschlüsse ziehen.«

Dies war leider nicht der Fall. Dafür erfuhr Werner von Kreuzpointner höchst brisante Fakten. So trafen sich die von ihm beförderten Passagiere auf dem provisorischen Landefeld von Badajoz mit dem außer Landes gewiesenen General Sanjurjo, der einen Militärputsch inszeniert und versucht hatte, die Macht in Spanien an sich zu reißen. Er zählte zu den überragenden Mitgliedern der ›Union Militar Espanol‹, deren Ziel die Schaffung einer Militärdiktatur war, und er hatte sich nicht gescheut, sein Exil zu verlassen und die nahe gelegene portugiesische Grenze heimlich zu überschreiten.

Werner zweifelte nicht mehr daran, indirekt zum Handlanger von Offizieren geworden zu sein, die einen Umsturz herbeizuführen gedachten. Aber welche Rolle spielte der Argentinier? Selbst aus weiterer Entfernung war zu erkennen, daß dieser energisch auf den General einredete. Wie Kreuzpointner später aus Gesprächen heraushörte, hatte Guillermo dem hohen Offizier nachdrücklich geraten, in der gegenwärtigen Phase keinesfalls nach Berlin und Dessau zu reisen. Weder Göring noch die Junkers-Flugzeugwerke seien derzeit in der Lage, ihm Unterstützung zu gewähren. Er solle bis auf weiteres alles seinen Vertrauensleuten überlassen. Die Angelegenheit müsse langsam reifen.

Während General Sanjurjo und der Argentinier noch miteinander debattierten, erkundigte sich Manzel bei Werner, ob es nicht sehr schwierig sei, aus einem relativ kleinen Feld sicher herauszustarten.

»Kommt drauf an«, beschied ihn der Pilot. »Ich habe vorsorglich nur so viel Benzin getankt, wie wir bis Valladolid benötigen.«

Der Abwehroffizier lobte Werners Umsicht und wies, offensichtlich um das Thema zu wechseln, zur Stadt hinüber. »Schade, daß Sie sich Badajoz nicht ansehen können. Einst hieß der Ort ›Pax Augusta‹. Innerhalb des alten Festungswalls gibt es eine hochinteressante katholische Kirche. Aber ich glaube, Sie sind Protestant, nicht wahr?«

Werner stutzte. »Was hat meine Konfession damit zu tun?«

»Natürlich nichts. Ich kam darauf, weil in diesen Tagen die preußische Generalsynode ein Gesetz verabschiedete, demzufolge Geistliche, die im Sinne der Bestimmung nicht hundertprozentig reinrassig sind, sofort entlassen werden müssen. Pastor Niemöller hat sich dem neuen Gesetz mit einem Aufruf zur Gründung eines ›Pfarrernotbundes‹ entgegengestellt. Was halten Sie davon?«

Werner war auf der Hut und wehrte die Frage mit dem Hinweis ab: »Ich las darüber in der *Times*.«

Manzel stutzte. »Sie lesen nicht den *Völkischen Beobachter*?«

»Der ist in Sevilla nur mit großer Verspätung zu bekommen. Französische und englische Zeitungen sind zwei bis drei Tage früher erhältlich.«

»Das ist richtig. Was schreibt denn die *Times* über Deutschlands Austritt aus der Genfer Abrüstungskonferenz?«

»Ich hab' die Geschichte nur flüchtig verfolgt«, behauptete Werner ausweichend. Wozu sich eine Laus in den Pelz setzen? Hitler hatte die europäischen Staaten mit der Behauptung brüskiert, der Völkerbund sei ausschließlich zur Überwachung der Knechtung Deutschlands geschaffen worden. Und er hatte die Wiederbewaffnung des deutschen Volkes gefordert.

Manzel schüttelte den Kopf. »Hitlers Erklärung war doch ein Paukenschlag, den man nicht flüchtig zur Kenntnis nimmt. Zumal er unmittelbar darauf für den 12. November Neuwahlen ausschreiben ließ, um dem Volk die Möglichkeit zu bieten, die von ihm getroffenen Maßnahmen mit einem klaren ›Ja‹ oder ›Nein‹ gutzuheißen oder abzulehnen. Andere Parteien stehen nicht mehr zur Disposition. Was sagen Sie dazu?«

Werner zuckte die Achseln. »Ich war in den letzten Jahren für die ›Schwarze Reichswehr‹ in Rußland tätig. Dort konnten wir uns mit politischen Fragen nicht befassen. Sie werden verstehen, daß es mir nun schwerfällt, zum derzeitigen Geschehen Stellung zu nehmen. Ich erinnere mich aber, gelesen zu haben, daß Frankreichs und Englands Absicht, offiziell zu protestieren, am Widerstand der Vereinigten Staaten gescheitert ist.«

Nach dieser nichtssagenden Antwort wechselte Manzel erneut das Thema. Er erzählte nun begeistert von Spanien, das ihm, wie er

betonte, zur zweiten Heimat geworden sei und er so schnell nicht wieder zu verlassen gedenke.

Werner fragte sich unwillkürlich: Weshalb stellt mich dieser Vertraute des Argentiniers quasi auf den Prüfstand? Will er herausfinden, welcher Couleur ich bin? Wenn ja, wieso interessiert ihn das? Sollte zwischen dem Amt Ausland/Abwehr und dem SS-Sicherheitsdienst eine Verbindung bestehen? Steckt womöglich dieser Scheiß-Malbinger dahinter? Ditha hatte dies schon damals vermutet. Ich werde aufpassen müssen, darf mich nicht aufs Glatteis führen lassen. Fast eine Woche lang flog Werner mit der Offiziersgruppe von einer Stadt zur anderen, und es erleichterte ihn, daß Manzel nicht nochmals versuchte, ihn in ein politisches Gespräch zu verwickeln. Der stets sehr freundliche, aber undurchsichtige Deutsche verzichtete hierauf sogar, als sie sich in Barcelona am Tag vor der Rückkehr nach Sevilla zufällig ohne Begleitung in der Hotelbar trafen. Am Nachmittag hatte der Argentinier Guillermo eine Maschine der Lufthansa bestiegen, um nach Berlin zu fliegen. Manzel hätte somit genügend Zeit und Gelegenheit gehabt, behutsam ein verfängliches Thema anzuschneiden, doch er verzichtete darauf und erörterte statt dessen maritime und meteorologische Fragen, wobei ihn besonders die Wegenersche Kontinentaltheorie beschäftigte. Für Werner wurde der Abend dadurch hochinteressant, und er wünschte sich bei der Verabschiedung in Sevilla, den ihm unversehens sympathisch gewordenen Abwehroffizier bald wiederzusehen. Er war nun so eingenommen von ihm, daß er Kreuzpointners Hinweis auf die ominöse Liste der in Andalusien lebenden deutschen Nichtparteiigenossen keinen Glauben mehr schenken mochte.

Nach der Landung lief Werner in gelöster Stimmung auf Ditha zu, aber noch bevor er sie erreichte, überkam ihn Sorge. Sie eilte ihm nicht wie üblich entgegen, sondern stand gleich einer Statue regungslos neben dem Wagen. »Hast du Kummer?« fragte er, noch während er sie umfing.

»Sieht man mir das an?«

»Allerdings. Was ist geschehen?«

»Schlimmes! Ich bin nicht mehr Schwedin, wurde durch die Heirat mit dir wieder Deutsche!«

Werner starrte sie betroffen an. »Wer sagt das?«

»Ich habe mit dem schwedischen Generalkonsulat in Madrid telefoniert, um mich zu erkundigen, was ich tun muß, um meinen neuen Namen im Paß eingetragen zu bekommen. Antwort: ›Wenn Sie einen Ausländer geheiratet haben, müssen Sie sich an das für Ihren Mann zuständige Generalkonsulat wenden. Erst im Falle einer Scheidung würden wir Ihre Interessen wieder wahrzunehmen haben.«

In seiner Ratlosigkeit scherzte Werner. »Du hast hoffentlich erklärt, dich nie von mir scheiden zu lassen.«

Sie lehnte sich wie ermattet an seine Brust. »Sag mir lieber, was ich tun soll.«

»Gar nichts«, antwortete er. »Es bleibt alles beim alten. Du bist meine Frau und besitzt ein schwedisches Dokument.«

»Und wenn der Paß zurückgefordert wird?«

»Wer hat dir die Auskunft erteilt?« fragte Werner nach kurzer Überlegung.

»Ein Angestellter des Konsulats.«

»Hast du ihm deinen Namen genannt?«

Ditha schaute nachdenklich vor sich hin. »Nein. Ich verlangte den für Paßangelegenheiten zuständigen Herrn zu sprechen, und als dieser sich meldete, erkundigte ich mich, welche Unterlagen einzureichen seien, wenn eine Schwedin einen anderen Staatsangehörigen geheiratet hat.«

»Deinen Namen hast du bestimmt nicht genannt?«

»Ganz gewiß nicht.«

Werner schloß Ditha in die Arme. »Dann brauchst du nichts zu befürchten. Denn wer beim schwedischen Konsulat sollte schon auf die Idee kommen, deinen Paß zurückzufordern, wenn du deinen Namen verschwiegen hast?«

Ihre Augen weiteten sich. »Mensch, Werner! Ich muß blöd gewesen sein, daß ich nicht selbst darauf gekommen bin. Ich war so durcheinander ...«

»Hauptsache, du hast dich wieder gefangen.«

»Aber ich hätte so gern deinen Namen im Paß.«

Er strich ihr über die Haare. »So oder so bleibst du meine Frau. Und wenn andere denken, du seist mein reizender schwedischer ›Betthase‹, dann ist das immer noch besser, als eine Deutsche zu sein, die man verfolgt.«

Sie küßte ihn. »Gut, daß ich dich habe.«

»Und jetzt fährst du uns so schnell wie möglich nach Hause.« Er wies auf Natalja, Kreuzpointner und Kuhnke, die auf eine Halle zugen, in der der BMW des Funkmaschinisten abgestellt war. »Mit denen möchte ich mich keinesfalls gleichzeitig ins Schwimmbecken stürzen.«

Ditha lachte befreit. »Los, übernimm du das Steuer. Ich bin wie erlöst und werde dir während der Fahrt einen Brief vorlesen, über den du dich köstlich amüsieren wirst.«

»Von Mama?«

»Erraten. Ich erhielt ihn vor dem verflixten Telefongespräch mit dem Konsulat. Danach hätte ich ihn nicht mehr lesen können. Ich kann dir nicht sagen, wie deprimiert ich war. Doch Schluß damit. Erfreuen wir uns an Mamas Brief.«

Werner ließ den Motor an. »Bin gespannt, was sie schreibt.«

Ditha zog mehrere Seiten aus einem Kuvert, glättete sie und las: »Meine Lieben! Daß ich gut angekommen bin, telegrafierte ich Euch bereits. Der Flug war herrlich, doch darüber später. Ich muß Euch erst berichten, welch große Neuigkeit mich hier erwartete.

Ihr könnt es nicht erraten, werdet genau so perplex sein, wie ich es war, als ich Tante Henriette anrief. Sie begrüßte mich mit einem Wonneschrei, ließ mir aber keine Sekunde Zeit, zu erzählen, was ich erlebt habe. Sie übernahm sofort das Wort, und ich muß gestehen, daß ich über das, was voller Glück über ihre Lippen sprudelte, fast die Sprache verlor. Euch wird es ähnlich ergehen, wenn Ihr erfahrt, daß Margot geheiratet hat! Nicht irgendwen. Ihr Mann ist ein

hochangesehener SS-Brigadeführer. Stellt Euch vor, Margot ist die Frau eines SS-Generals geworden!

Um ehrlich zu sein, mich wundert das nicht. Sie ist bildhübsch und hat eine Figur, wie man sie selten findet. Ich will nur hoffen, daß sie im Laufe der Jahre nicht stärker wird. Ihre Mutter war in der Jugend auch wohlproportioniert. Alle Männer drehten sich nach ihr um. Im Gegensatz zu Margot hat sie sich natürlich nie zu Dummheiten hinreißen lassen. Sitte und Anstand lagen ihr im Blut. Das war damals, als die Sozialdemokraten noch nicht regierten. Unter Kaiser Wilhelm herrschte Zucht und Ordnung. Niemand durfte sich erdreisten, junge Menschen mit liederlichen Gedichten, schmutzigen Theaterstücken, aufreizender Musik und schamlosen Kleidern zu verderben.

Doch zurück zu Margot! Sie stieg wie Maria Magdalena aus dem Pfuhl der Sünde heraus. Wer sie jetzt noch anklagt, tut ihr ein Unrecht. Wir müssen ihr nun helfen, mit dem Schmerz fertig zu werden, der sie immer wieder überkommen wird, wenn sie zurückdenkt. Glücklicherweise sind Unkeuschheiten unter Frauen nicht strafbar.

Ich bin sehr froh darüber, daß Margot es sich zur Aufgabe gemacht hat, künftig für das Wohl eines hohen Gefolgsmannes unseres Führers zu sorgen. Dies fällt schwer ins Gewicht und muß berücksichtigt werden.

Könnt Ihr Euch meine Erleichterung vorstellen? Nun ist doch alles gut ausgegangen, und ich habe mich nicht ganz in Margot getäuscht. Von ihrem guten Kern war ich immer überzeugt.

Aber jetzt will ich mich Euch zuwenden. Ich habe Tante Henriette und Onkel Wilhelm detailliert geschildert, in welcher herrlicher Besetzung Ihr lebt, wieviel Personal Euch zur Verfügung steht, daß Ihr allmorgendlich reitet und große gesellschaftliche Verpflichtungen zu erfüllen habt. (Natalja, Kreuzpointner und Kuhnke ständig um sich zu haben ist wahrhaftig keine Kleinigkeit.) Vielleicht malte ich in etwas zu kräftigen Farben, aber Tante Henriette und Onkel Wilhelm haben sich mit Margots glanzvollem Aufstieg so wichtig getan, daß ich nicht zurückstehen konnte. Zumal Ditha ja wirklich sehr vermögend ist. So gesehen war es keine Übertreibung.

In einer Angelegenheit mußte ich allerdings flunkern. Ich hatte vor meiner Abreise erzählt, Ditha sei Schwedin. Das stimmt ja auch. Natürlich wollten Tante Henriette und Onkel Wilhelm wissen, wie sie aussieht. Da habe ich ihnen, was Ihr hoffentlich verstehen werdet, eine blonde Schwedin geschildert. Nicht, daß mir Dithas dunkles Haar mißfällt. O nein! Margot soll nur nicht denken können, Werner habe jene ›Schwarzhaarige‹ geheiratet, die ihn vor vielen Jahren einmal in einem Sportwagen nach Hause brachte.

So, nun seid Ihr über alles informiert. Mir selbst geht es ausgezeichnet. Ich habe mich noch nie so wohl gefühlt. Man muß das Elend in der Welt kennengelernt haben, um zu wissen, welch ein Glück es ist, der deutschen Nation anzugehören.

Deshalb möchte ich auch nochmals erwähnen, wie sehr mich unsere Flugzeuge beeindruckt haben. Gegen die »Ju 52«, die vor Kraft geradezu stotzt, war die amerikanische Maschine ein richtig wackliges Ding. Die Junkers ist gewiß ziemlich laut, doch das ist ja das Gesunde an ihr. Der Heinkel-»Blitz« war eine Überraschung für mich. Dieser Flugzeugtyp greift, wie Flugkapitän Heinze während unserer Zwischenlandung in Böblingen so schön sagte, weit in die Zukunft voraus. Das zu hören hat mir gutgetan, allerdings auch Schmerz bereitet, weil sich mir die Frage aufdrängte: Warum kann mein Jungchen nicht so aufgeschlossen sein wie dieser Flugkapitän?

In anderer Hinsicht hat leider auch er mich enttäuscht, denn er fährt ein italienisches Auto. Mir ist das unbegreiflich. Es ist doch bekannt, daß uns die Italiener im Krieg in den Rücken gefallen sind. Ich will lieber nicht daran denken. Leichtlebige Völker, das ist eine alte Geschichte, haben keinen Charakter und halten nie Wort.

Versteht Ihr nun, wie glücklich ich bin, wieder daheim zu sein? So schnell bringt mich niemand mehr aus Deutschland heraus. Dennoch war es gut, die Welt kennenzulernen. Jetzt kann ich jeden zurechtweisen, der mir von der Schönheit anderer Länder erzählen will. Ich ...<

Werner verlor die Beherrschung. »Schluß!« schrie er aufgebracht. »Ich kann den Unsinn nicht mehr hören.«

Ditha starrte ihn entgeistert an. »Was ist in dich gefahren?«

Er verlangsamte das Tempo. »Bitte, überlege, wie du reagieren würdest, wenn nicht meine, sondern deine Mutter diesen Brief geschrieben hätte.«

Sie faltete das Schreiben zusammen.

Werner zog sie an sich. »Vergessen wir's. Es gibt Gott sei Dank auch schöne Stunden mit Mama, an die wir uns erinnern können.«

Zwei Tage später erschien der DLH-Vertreter Dallmeier ohne vorherige Ankündigung im Haus am Guadalquivir. Er entschuldigte sich: »Ich mußte Sie überfallen, Werner, um Ihnen die Möglichkeit zu nehmen, ein Angebot auszuschlagen, das ich Ihnen zu machen habe. Es geht um eine Einladung zur letzten *Corrida de toros* des Jahres. Da ich Ihre Einstellung zum Stierkampf kenne und befürchtete, Sie am Telefon nicht überreden zu können, hab' ich mich auf den Weg zu Ihnen gemacht. In Anerkennung Ihrer selbstlosen Mitarbeit möchte die Iberia Ihnen und Ihrer Gattin für kommenden Sonntag einen Platz in der Ehrenloge der *Plaza de toros* anbieten.«

Da Ditha am Schwimmbecken gelegen hatte und schnell in ihren Strandanzug schlüpfen mußte, kam sie etwas verspätet hinzu. »Lieber Herr Dallmeier«, rief sie ihm entgegen, »ich habe jedes Ihrer Worte gehört und lade Sie zum Ausgleich für die Absage, die wir Ihnen erteilen müssen, zu einer erquicklichen Fahrt nach Jerez de la Frontera ein. Dort gibt es viele munter weidende Stiere, an denen wir uns erfreuen können.«

»Ein ausgezeichnete Vorschlag«, stimmte Werner ihr zu.

Sie wies auf eine Gruppe von Korbsesseln. »Jetzt bekommen Sie natürlich erst einmal einen Drink. Haben Sie einen besonderen Wunsch?«

»Am liebsten wäre mir Orangensaft.«

»Da schließen wir uns an.« Ditha klatschte in die Hände und gab dem herbeieilenden Diener die entsprechende Weisung.

»Es ist merkwürdig, daß Sie uns gerade heute bitten, einem Stierkampf beizuwohnen«, nahm Werner das Thema wieder auf. »Erst gestern haben wir lange über all das, was eine *Corrida*

kennzeichnet, diskutiert, und wir haben uns – nicht zuletzt durch Schilderungen und Erklärungen, die meine Frau in spanischen Büchern fand – dazu entschlossen, keines dieser Spektakel aufzusuchen. Betrachten Sie unsere Entscheidung nicht als Werturteil. Uns behagen Stierkämpfe einfach nicht.«

»Gelinde gesagt!« betonte Ditha. »Nach unserer Auffassung hat sich der Mensch auch Tieren gegenüber menschlich zu verhalten.«

»Das klingt ja so, als würden die eigens für die Corridas gezüchteten Stiere unmenschlich behandelt.«

»Zunächst werden sie fraglos jahrelang gehegt und gepflegt, dann aber zu Tode gequält! Das ist es, was uns gegen den Strich geht.«

Dallmeier schüttelte den Kopf. »Wenn Sie einen einzigen Stierkampf erlebt hätten, wären Sie anderer Meinung.«

»Dem wage ich zu widersprechen«, entgegnete Ditha. »Aus allen Beschreibungen geht eindeutig hervor, daß eine Corrida bis zu dem Augenblick, da der *Espada*, der in der letzten Phase mit dem langen Degen und dem roten Tuch auftritt, eine Kette von Grausamkeiten darstellt. Der Stier, der tagelang im Dunkeln gehalten wurde und nichts zu fressen bekam, sieht sich plötzlich ins grelle Sonnenlicht gestellt. Geblendet rast er gegen dicke Schutzwände, hinter denen sich die Toreros in Sicherheit bringen. Der zweite Teil der Corrida, die *Suerte de varas*, gehört den *Picadores*, die mit spitzen Lanzen auf elenden Kleppern sitzen. Der Stier stürzt sich auf das nur notdürftig mit einem Lederschutz versehene Pferd, bohrt seine Hörner in dessen Leib und bekommt dabei vom Picador die Lanze zwischen die Schulterblätter gestoßen. Man sagt, dies geschehe, damit der Stier wild werde. In Wirklichkeit geht es darum, ihn zu schwächen. Das Blut rinnt von diesem Augenblick an in Strömen an ihm herab. Und den armseligen alten Kleppern hängt das Gedärm aus dem Leib. Während einer Corrida verlieren oft mehr Pferde als Stiere das Leben.«

»Was Sie behaupten, stimmt einfach nicht«, erregte sich der DLH-Vertreter. »Ich habe noch nie gehört, daß mehrere Pferde draufgehen.«

»Weil das verschwiegen wird! Die armen Tiere verenden ja nicht in der Arena, sondern in den Stallungen unter den Tribünen, während

vor aller Augen der dritte Akt des Kampfes beginnt, die *Suerte de banderillas*, bei der nacheinander drei *Banderilleros* je zwei mit Widerhaken versehene Spieße in den Nacken des Stiers stoßen. Selbstverständlich tut man das nicht, um das Tier zu quälen. Gott bewahre, es soll lediglich gereizt werden. Sagt man! Tatsächlich wird der Stier aber weiterhin kräftig geschwächt, damit der Espada nicht Gefahr läuft, einem noch starken Stier entgegentreten zu müssen. Die Chance, nicht verletzt zu werden, steht für den Espada etwa fünfhundert zu eins. Dem Stier hingegen wird nicht die geringste Chance eingeräumt. Auch nicht, wenn es ihm gelingt, seinen Gegner zu vernichten. Denn dann erscheint gleich ein zweiter Espada. Und wenn dieser in der Schlußphase nicht beherzt zusticht, gibt der *Matador*, der Töter, dem Stier mit einem ›Genickfänger‹ den Gnadenstoß. Und das sollen wir uns ansehen? Nein, mein Lieber, da besuchen wir eher den Teufel in der Hölle.«

Dallmeier wischte sich Schweiß von der Stirn. »Seien Sie mir nicht böse, wenn ich Ihre Ausführungen mit dem spanischen Sprichwort kommentiere: ›Mucho ruido y pocas nueces‹. – ›Viel Geschrei und wenig Wolle.‹ Daß ich dies offen ausspreche, ist nicht Unhöflichkeit. Ihr ungerechtfertigtes Klagelied zwingt mich zu dieser groben Feststellung. Es ist einfach ungerecht, Einzelheiten aufzuzählen, ohne das Ganze zu betrachten.«

»Und was ist das Ganze?« ereiferte sich Ditha. »Sich anzusehen, wie an einem Nachmittag sechs Stiere jeweils eine halbe Stunde lang zu Tode gequält werden? Wenn anderen dieses ›Spiel‹ gefällt, ist das ihre Sache – gleichgültig, ob sie dabei unterdrückten Trieben die Zügel schießen lassen oder ob sie die Arena in der uneingestanden Lust aufsuchen, Blut fließen zu sehen. Eine entsetzliche Vorstellung. Ich vermute und hoffe jedoch, daß sich zur Corrida hauptsächlich Neugierige einfinden.«

Der DLH-Vertreter rang die Hände. »Zu solcher Auffassung kann nur gelangen, wer die Mentalität dieses Volkes nicht kennt. Für den Spanier liegen Leben und Tod ganz dicht nebeneinander. Daraus resultiert eine uns kaum begreifliche Furchtlosigkeit gegenüber dem Tod. Und ist das Leben nicht wirklich sehr kurz, der Tod hingegen unendlich lang? Wenn Sie das in Ihre Überlegungen einbeziehen, wird Ihnen verständlich werden, daß den Spanier das in der Arena zu

erlebende unmittelbare Nebeneinander von Leben und Tod in hohem Maße fasziniert.«

»Aus dieser Perspektive habe ich die Corrida bisher nicht betrachtet«, bekannte Ditha.

»Sehen Sie! Ein wirkliches Urteil können Sie sich erst bilden, wenn Sie ...«

»Nein«, unterbrach sie ihn mit neuem Eifer. »Der Stierkampf ist und bleibt eine Quälerei.«

Werner gab Ditha recht. Einen Stierkampf würden sie sich nicht ansehen.

Die zweite Versuchsreihe der Postflüge begann, und das Leben im Haus am Guadalquivir änderte sich. Ditha und Natalja waren jetzt oft über eine Woche allein, da Werner, Kuhnke und Kreuzpointner sich jedesmal mehrere Tage lang in Bathurst aufhalten mußten. Sie hatten dort auf das Eintreffen des von Natal am Rio Grande do Norte kommenden Dornier-»Wal«-Flugbootes zu warten, und es war alles andere als ein Vergnügen, Tage und Nächte bei hohen Temperaturen und neunzig Prozent Luftfeuchtigkeit zu verbringen. Doch keiner beklagte sich. Das Faulenzerdasein hatte seine Reize gehabt, aber alle drei waren trotz mancherlei Unannehmlichkeiten froh, beruflich wieder gefordert zu sein.

Da inzwischen ein zweiter schwimmender Flugstützpunkt im Südatlantik in Dienst gestellt worden war, wurden in Bathurst die zehn Tonnen schweren Flugboote von der »Westfalen« mit Hilfe der Katapultanlage in die Luft geschleudert. Und es gab nichts Aufregenderes, als einen solchen »Abschuß« zu beobachten.

Die in allen Teilen genau festgelegte Prozedur begann mit dem Anlassen der beiden BMW-Motoren. Nachdem deren ordnungsgemäßer Lauf kontrolliert war, drehte das Schiff in den Wind, und Pilot, Funker und Mechaniker zogen ihre Sicherheitsgurte stramm. Von diesem Augenblick an klopfte Beteiligten wie Zuschauern das Herz in der Kehle. Jeder wußte, daß ein Katapultstart nur gelingen konnte, wenn sich das Schiff im Moment des Abschleuderns in absolut waagrechter Lage befand. Deshalb hatte ausschließlich der Flugzeugführer den Zeitpunkt des Katapultierens zu bestimmen, und dies erforderte höchste Konzentration, weil ein Schiff auf dem Meer nie völlig ruhig liegt. Der Pilot mußte fast errahnen, wann zwischen zwei Schlingerbewegungen die Waagrechte erreicht wurde, und sobald dies der Fall war, hatte er zu handeln. Nicht den Bruchteil einer Sekunde durfte er zögern. Er brachte darum die Motoren zunächst auf volle Touren und legte, wie ebenfalls seine Kameraden, den Kopf gegen die Nackenstütze. Das Segment fest in den Händen und die Füße in die Seitensteuerpedale gestemmt, beobachtete er den Horizont, um dem Katapultführer über

ein Lichtzeichen exakt zur rechten Zeit das Kommando zu geben. Dann preßten augenblicklich 160 atü auf den Schleuderschlitten. Unter ohrenbetäubendem Zischen, das den Lärm der Motoren noch übertönte, wich die Luft aus dem Druckzylinder, der das Flugboot in 1,52 Sekunden (!) auf die erforderliche Abfluggeschwindigkeit brachte. Dabei flogen riesige Mengen Schmierfett, die auf die Gleitbahn aufgetragen waren, um sie geschmeidig zu machen, wie Feuerwerkskörper umher. Es sah aus, als explodierte die gesamte Anlage, und es war kaum zu verfolgen, was des weiteren geschah. Bereits nach 31,6 Metern war eine Geschwindigkeit von 150 km/h erreicht, und just in diesem Augenblick wurde der Schlitten auf einer Strecke von nur 5,75 Metern voll abgebremst und dadurch das zehntausend Kilogramm schwere Flugboot in die Luft geschleudert.

Erfreuliche Abwechslung brachten Landungen in Porto Praya, der Hauptstadt der Kapverdischen Insel São Thiago, gut sechshundert Kilometer westlich von Bathurst im Atlantik gelegen. Das Klima dort war ebenso ungesund wie das an der Mündung des Gambia. Für die Flüge über den Südatlantik lag Porto Praya aber etwas günstiger, und so wurde dieser Ort des öfteren zur Zwischenstation.

Unerfreulich hingegen waren die manchmal auf Nordost drehenden Winde, die Werner auf dem Rückflug zwangen, nicht nur in Villa Cisneros, sondern auch in Cabo Juby und Larache nachzutanken. Dann saß er während des zweitägigen Fluges achtzehn bis neunzehn Stunden hinter dem Steuer. Gelegentlich allerdings, wenn ein günstiger Wind wehte und das Flugboot aus Südamerika zu später Stunde in Bathurst landete, ließen ihn Ehrgeiz und Sehnsucht noch in der Nacht starten und an einem Tag in fünfzehn Flugstunden nach Sevilla fliegen. Daß er dann restlos ermattet war, spielte keine Rolle. Hauptsache, er konnte Ditha früher als vorgesehen in die Arme schließen.

Kuhnke und Kreuzpointner nahmen ebenfalls gern jede Anstrengung in Kauf, um möglichst schnell nach Hause zu kommen.

Im Gegensatz zu früher interessierte sich Werner mehr und mehr für das politische Geschehen. Die Möglichkeit, seine Tätigkeit im Dienst der Lufthansa im Sommer 1936 aufgeben zu müssen, war Grund genug, die Entwicklung in Deutschland und den angrenzenden Staaten aufmerksam zu verfolgen. Während es Anfang

1934 in Paris zu Unruhen und zum Rücktritt der Regierung Daladier gekommen war, wurde Hitlers Position durch den Besuch des britischen Lordsiegelbewahrsers Anthony Eden erneut gefestigt. Derweil entluden sich in Österreich die innenpolitischen Spannungen in einem Aufstandsversuch der SPÖ, der dreihundert Tote forderte und die Regierung zwang, das Standrecht zu verhängen. Und während vielerorts alles drunter und drüber ging, begann Hitler mit dem Bau von Autobahnen.

Positiv war der Abschluß eines Nichtangriffspaktes zwischen Deutschland und Polen zu werten. Besorgnis dagegen erregte die ›Röhm-Affäre‹, wenngleich die Revolte der SA-Führung auch gewisse Hoffnungen weckte. Eine Auseinandersetzung der NSDAP und SS mit der SA mußte zu einer Schwächung der nationalsozialistischen Regierung führen. Doch es kam anders. Lautstark verkündete Hitler nach der eilig vollzogenen Hinrichtung vieler SA-Führer: ›Es soll jeder wissen, daß, wenn er die Hand zum Schlage gegen den Staat erhebt, der sichere Tod sein Los ist.‹

Ditha hatte angenommen, die Mär vom homosexuellen Treiben der SA-Führer würde Hitlers Glaubwürdigkeit endgültig untergraben. Das war keineswegs der Fall. Sie hatte nicht bedacht, daß es in Deutschland nur noch eine gleichgeschaltete Presse gab und daß der von der Partei propagierte billige Volksempfänger, der nun in fast allen Wohnungen stand, ebenfalls ausschließlich nationalsozialistisch gefärbte Nachrichten lieferte. Ein echtes Urteil konnte sich daheim niemand mehr bilden. Die Wahrheit war, daß Ernst Röhm den Versuch unternommen hatte, seine SA-Einheiten als bewaffnete Streitmacht zu etablieren. Führende Generale hatten Hitler vor die Alternative gestellt, sich entweder für die Reichswehr oder für die SA zu entscheiden. Er gab dem Militär den Vorrang, und die Generalität sah sich von diesem Tag an verpflichtet, voll und ganz seinen Wünschen zu entsprechen. Über Nacht hatte Hitler einen unschätzbaren Sieg errungen.

Gerade in dieser Zeit, da Dithas Hoffnung, in Deutschland könne sich doch noch Grundlegendes ändern, wie eine erstickte Flamme in sich zusammengefallen war, tat es Werner gut, zu erleben, daß sie ihren Elan trotz aller bedrückenden Nachrichten nicht verlor.

Ohne mit ihm darüber gesprochen zu haben, hatte sie während seiner Abwesenheit den spanischen Flugzeugführerschein erworben. Nun wartete sie auf eine günstige Gelegenheit, ihn zu überraschen, und als der Peilflugleiter von Tablada sie eines Tages anrief und ihr meldete: »Ihr Mann ist soeben in Larache gestartet und wird in einer Stunde die Küste bei Cádiz erreichen«, raste sie mit Natalja zum Flughafen, bestieg eine dort bereitgestellte ›Falcon-Six‹ und startete in Richtung auf die hübsche Stadt am Ufer des Atlantik, die von den Spaniern liebevoll ›Tazita de plata‹, das ›Silbertäßchen‹, genannt wird.

Da ihr bekannt war, daß Werner die Küste bei normaler Wetterlage stets in fünfhundert Meter Höhe anflog, ließ sie das wendige Kabinenflugzeug auf achthundert Meter steigen und kreiste, als sie Cádiz nach einer halben Stunde erreicht hatte, in weitem Bogen um die Stadt. Sie brauchte nicht lange zu warten, bis sie die gradlinig auf Sevilla zufliegende ›Ju 52‹ entdeckte. Sofort ging sie zum gestreckten Gleitflug über, setzte sich hinter das nur 200 km/h schnelle Postflugzeug und befand sich wenige Minuten später etwa vierzig Meter neben dessen Führerkanzel, aus der gleich darauf drei verdutzte Gesichter zu ihr hinüberstarrten.

»Los, mach winke, winke!« forderte sie Natalja auf, die neben ihr saß und von der Besatzung besser als sie selbst gesehen werden konnte.

In der ›Ju‹ schien plötzlich alles drunter und drüber zu gehen. Aufgeregt fuchtelten Kuhnke und Kreuzpointner mit den Armen. Werner hingegen drohte mit der geballten Faust.

Ditha lachte übermütig. »Ich weiß genau, wie lange er mir böse ist. Genau bis zu dem Moment, in dem er mich schnuppert.«

Tatsächlich umarmte Werner seine Frau nach der Landung mit einer Inbrunst, als hätte er um ihr Leben gebangt. »Du bist und ...«

»Nicht schimpfen!« fiel sie ein.

Er zog sie an den Haaren. »Ich wollte lediglich meine Freude darüber zum Ausdruck bringen, daß du dich vom politischen Geschehen nicht hast unterkriegen lassen. Wozu auch? Was immer geschehen mag, wir beide bleiben zusammen.«

Ditha und Werner hatten den Eindruck, die Zeit rase plötzlich schneller dahin. Lag es an den häufigen Trennungen? Oder trugen die sich überstürzenden politischen Ereignisse dazu bei?

Hitler gewann immer mehr an Macht. Nach dem Tod Hindenburgs hatte er sich mit Hilfe eines am Tag zuvor schnell noch verkündeten Gesetzes zusätzlich zum Reichspräsidenten ernennen lassen, und es kam einer Farce gleich, das deutsche Volk aufzufordern, ihn über eine Wahl in diesem Amt zu bestätigen. Achtunddreißig Millionen gaben ihm ihr ›Ja‹, 5,15 Millionen stimmten dagegen oder machten den Wahlzettel ungültig. Das änderte freilich nichts an der Tatsache, daß Hitler die Alleinherrschaft angetreten hatte. Und es zeigte sich bald, welchen Kurs er steuerte. Als das Saarland durch eine Volksabstimmung an Deutschland zurückgefallen war, sagte er sich von den Rüstungsbeschränkungen des Versailler Vertrages los und führte die allgemeine Wehrpflicht ein. Daraufhin erklärten Frankreich, England und Italien auf einer eilig einberufenen Konferenz, daß sie sich solcher Willkür mit allen Mitteln widersetzen würden. Doch es blieb beim deklamatorischen Protest, und schon wenige Wochen später fand sich Großbritannien zu einem Abkommen bereit, das Deutschland die Seeaufrüstung bis in Höhe von fünfunddreißig Prozent der Königlichen Kriegsflotte einräumte. Hitler hatte wieder einmal einen kaum glaublichen Sieg errungen.

Spanien hingegen näherte sich dem Chaos. Separatistische Bestrebungen führten zu bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen. In Barcelona wurde die provisorische Zentralregierung für eine föderative Republik gebildet. Madrid setzte Militärkräfte ein. In Asturien kam es zum Aufstand. Marokkanische Fremdenlegionäre versuchten ihn niederzuschlagen. Gewerkschaften erklärten den Generalstreik. Die Regierung berief eine sofortige Parlamentssitzung ein, zu der die Sozialisten nicht erschienen. Sie gerieten dadurch in den Verdacht, die Unruhen inszeniert zu haben. Ihre Führer wurden verhaftet, zahlreiche Todesurteile ausgesprochen.

In dieser ständig bedrohlicher werdenden Situation hatte Werner wie immer nach Bathurst zu fliegen. Er machte sich Sorgen um Ditha, und es erleichterte ihn ein Gespräch mit dem Abwehroffizier Manzel, um das dieser gebeten hatte. Im ersten Moment war er der Meinung gewesen, der Deutsche wünsche ihn im Auftrag der

Offiziersgruppe zu sprechen, die er mehrfach geflogen hatte. Doch das war nicht der Fall. Manzel bekannte in aller Offenheit, dem Heeresamt Ausland/Abwehr anzugehören und schon vor längerer Zeit die Order erhalten zu haben, ihn zu überwachen. Der Grund sei ihm bis zur Stunde nicht klar. Fest stehe lediglich, daß der SS-Sicherheitsdienst den in Berlin für Spanien zuständigen Sachbearbeiter des Abwehramtes mit der seltsamen Begründung um Unterstützung gebeten habe, ein in Sevilla eingesetzter deutscher Pilot namens Werner Eggebrecht unterhalte rassenschänderische Beziehungen und sei somit für den nationalsozialistischen Staat ein Sicherheitsrisiko. Er, Manzel, habe unschwer feststellen können, daß es sich bei dieser Anschuldigung um eine Denunziation handeln müsse. Für ihn und den Referenten in Berlin sei der Fall damit erledigt gewesen. Nun aber verlange das SS-Sicherheitshauptamt eine detaillierte Begründung für die von ihm abgegebene Erklärung, der Observierte unterhalte keine rassenschänderischen Beziehungen, sei beruflich sehr geschätzt und mit einer Schwedin verheiratet.

Erläuternd fügte er hinzu: »Ich weiß natürlich, warum Ihre Gattin Deutschland verlassen und die schwedische Staatsangehörigkeit erworben hat. Doch ein Mann, der eine Jüdin heiratet, wird deshalb für mich nicht zum Sicherheitsrisiko.«

Werner reichte ihm spontan die Hand. »Ich bin glücklich, dies zu hören.«

»Ich muß Sie aber bitten, über meine Einstellung und über das, was ich Ihnen anvertraut habe, nicht zu sprechen. Es könnte mich Kopf und Kragen kosten.«

»Das ist mir klar, und ich gebe Ihnen mein Wort, alles unter uns zu belassen, soweit Ihre Ausführungen nicht meine Frau betreffen. Angesichts Ihrer liberalen Auffassung verstehe ich allerdings nicht, daß Sie sich für einen Staat einsetzen, der einen Teil des eigenen Volkes diskriminiert.«

»Vorsicht!« warnte Manzel. »Dienen nicht auch Sie – gleichgültig, ob direkt oder indirekt – dem Deutschen Reich?«

Werner war betroffen.

»Hinzu kommt noch eins. Außer dem mir erteilten Auftrag, militärische Aufklärungs- und Abwehrarbeit zu leisten, bemühe ich

mich zu konterkarieren, was ich für verantwortungslos halte. Beispielsweise die Anklage gegen Sie. Ausschließlich um diesen Punkt zu klären, spreche ich heute mit Ihnen. Ich muß herausfinden, wer Ihnen etwas am Zeug flicken will.«

Werner verzog den Mund. »Das kann ich Ihnen sagen. Mein früherer Klassenkamerad Malbinger, der heute als Sturmführer im SS-Sicherheitsdienst tätig ist. Er hat mir Rache dafür angedroht, daß ich ihn einen Scheißkerl nannte.«

»Das darf nicht wahr sein! Niemand anders als SS-Sturmführer Malbinger hat uns um Amtshilfe gebeten.«

»Dann sollten Sie noch folgendes wissen: Mein Klassenkamerad versuchte bereits, mich bei dem für Zivilflugzeugführer zuständigen Referenten auf alle mögliche Weise anzuschwärzen. Details kann Ihnen Oberstleutnant Winter nennen.«

Manzel rieb sich die Hände. »Dann kann mein Berliner Kollege den Fall abschließen. Die Sache ist zu durchsichtig. Ich bin nun doch sehr froh, in aller Offenheit mit Ihnen gesprochen zu haben. Zumal mir dies die Möglichkeit gibt, schon jetzt über andere Dinge mit Ihnen zu reden. Früher oder später wäre ich ohnehin nicht daran vorbeigekommen, Ihnen zu eröffnen, daß der Argentinier Guillermo, der übrigens morgen mit Ihnen nach Las Palmas fliegen wird, ein deutscher Marineoffizier ist, der kürzlich zum Chef des Amtes Ausland/Abwehr ernannt wurde: Kapitän zur See Wilhelm Canaris!«

»Und warum hat er sich bis jetzt getarnt?«

»Canaris unterhält seit dem Weltkrieg beste Beziehungen zu Spanien. Er ließ hier Dinge produzieren, die zu fertigen Deutschland untersagt waren. Wir beide dienten einst auf dem Kleinen Kreuzer ›Dresden‹, den wir vor Chile selbst versenkten, um ihn dem Zugriff Englands zu entziehen. Natürlich wurden wir interniert, aber Canaris konnte nach Argentinien flüchten, wo er sich den Namen Guillermo zulegte. Später suchte er Schutz in Spanien, von wo aus er der deutschen Marine unschätzbare Dienste leistete. Aus dieser Zeit resultieren seine vielfachen Freundschaften zu führenden Politikern, hohen Militärs und bedeutenden Industriellen dieses Landes.«

»Dann scheint er ein sehr wendiger Herr zu sein.«

»Und ob er das ist! Ihre Bekanntschaft mit ihm könnte Ihnen einmal nützlich sein. Denn wenn es in Spanien zum Aufstand kommen sollte, wird die Lufthansa zumindest vorübergehend ihre Flüge einstellen müssen, und Sie werden dann unter Umständen mit Ihrer reizenden Gattin in die Bredouille geraten. Also immer schön Kontakte pflegen! Das Tor zur Iberia haben Sie ja bereits geöffnet. Sollte es dennoch Schwierigkeiten geben: Canaris kann und wird Ihnen helfen.«

»Herzlichen Dank für diesen erfreulichen Hinweis. Aber sehen Sie wirklich eine echte Gefahr heraufziehen?«

»Im Moment nicht. Gewisse Vorbereitungen für einen großangelegten Putsch, der sich über ganz Spanien erstrecken soll, sind frühestens in einem Jahr abgeschlossen. Der nach Portugal verbannte General Sanjurjo, mit dem sich unsere Freunde vor Badajoz trafen, befindet sich zur Zeit in Berlin. Er ist der Kopf des geplanten Aufstandes zur Abwendung der Anarchie, in die Spanien zu geraten droht.«

»Und was führt Canaris nach Las Palmas?«

»General Franco, ein ebenso befähigter wie umsichtig taktierender Offizier, den die Regierung auf die Insel versetzte, um ihn kaltzustellen.«

Werner schüttelte den Kopf. »Wenn Deutsche hinter den Putschvorbereitungen spanischer Offiziere stehen ...«

»So ist das nicht«, fiel Manzel ein. »Mehr als ein paar Waffen werden nicht geliefert. Eine direkte Unterstützung kommt niemals in Frage.« – »Wissen Sie das so bestimmt?«

»Ich ahne, was Sie jetzt denken. Hitler riskiert verdammt viel. Doch er wird nicht so dumm sein, sich die Bürde anderer aufzuladen. Eine gewisse technische Hilfestellung mag er gewähren, wenn – ja wenn zu erkennen ist, daß nichts mehr schief laufen kann.«

»Sie halten Hitler für einen kühl berechnenden Staatsmann?«

»Ich glaube eher, daß er va banque spielt und dabei viel Glück entwickelt. Über seinen Mut kann ich nur staunen, und seine Erfolge überraschen mich. Die Wirtschaft läuft auf vollen Touren, der Versailler Vertrag ist nur noch ein Fetzen Papier, die Zahlung der

Auslandsschulden wurde eingestellt. Das sind Fakten, die auch Sie begeistern werden, oder?«

Werner zögerte, bevor er antwortete: »Mit einer Einschränkung. Hitlers Vorgehen könnte mir gefallen, wenn er nicht den Rassenfimmel hätte und jeden ihm mißliebigen Menschen verfolgen würde.«

»Da pflichte ich Ihnen bei.«

»Hoffentlich ergeht es uns nicht eines Tages wie den Spaniern. Mit der Jahrhunderte zurückliegenden Inquisition hat die heutige Bevölkerung nicht das geringste zu tun, und dennoch haftet dem Land und seinen Bewohnern die Schande der unzähligen Verbrennungen Andersgläubiger immer noch an.«

Manzel hob abwehrend die Hände. »Hoffen wir, daß in der Rassenangelegenheit das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Man kann einfach nicht mit dem einen Bein im zwanzigsten Jahrhundert und mit dem anderen im Mittelalter stehen.«

»Das sollte man meinen. Aber wer lernt schon aus früheren Fehlern? Hitler hat erklärt, er rüste auf. Prompt tun das auch alle anderen Nationen. Wird die Anhäufung von Waffen nicht zwangsläufig zum Krieg führen? Manchmal schmerzt es mich ja, daß ich mich über Hitlers Politik nicht freuen kann, doch wenn ich meine Mutter, Trägerin des Goldenen Parteiabzeichens, über die Pläne der Nationalsozialisten reden höre, stockt mir der Atem.«

»Mir geht es ähnlich, wenn ich mich mit dem Wirt des hiesigen Bayrischen Bierhauses unterhalte. Er ist Ortsgruppenleiter der NSDAP und erstellt für mich eine Liste aller in Andalusien lebenden Nichtparteigenossen.«

Werner wurde hellwach. »Und was machen Sie damit?«

»Nichts. Die Aufstellung ist einfach ein Trick. Wer Nichtparteigenossen unter die Lupe nimmt, muß ein echter Anhänger Hitlers sein. Finden Sie nicht auch?«

Daheim verschwieg Werner, was er mit Manzel besprochen hatte. Er sagte nur, der frühere Marineoffizier habe ihn darüber informieren wollen, daß der schon mehrfach mit ihnen geflogene Argentinier

Guillermo, der auch am morgigen Flug nach Las Palmas teilnehmen werde, in Wirklichkeit der vor kurzem zum Chef des Amtes Ausland/Abwehr ernannte deutsche Kapitän zur See Canaris sei.

»Über den hab' ick in den Zeitungen gelesen«, staunte Kuhnke. »Der soll demnächst Admiral werden.«

»Und wie beurteilt dieser Manzel die Lage in Spanien?« fragte Ditha, die durch die Unruhen der letzten Zeit besorgt geworden war.

»Er sieht fürs erste keine Gefahr, schließt freilich nicht aus, daß es im kommenden Jahr brenzlig werden könnte.«

Sie ließ das Thema fallen, doch kaum war sie mit Werner allein, bestürmte sie ihn: »Nun erzähl mal. Was hast du sonst noch erfahren?«

»Nicht viel«, antwortete er ausweichend. Er hatte sich vorgenommen, nur das preiszugeben, was Dithas Sorge dämpfen würde. »Zwei Dinge, die allerdings unter uns bleiben müssen, waren sehr interessant. Erstens: Sebastians Annahme und Dallmeiers Erklärung, der frühere Marineoffizier sei Angehöriger des Amtes Ausland/Abwehr, haben sich als richtig erwiesen. Es stimmt auch deine Vermutung, Malbinger könnte seine Fühler bis nach Sevilla ausgestreckt haben. Doch er ist abgeblitzt. Näheres konnte oder durfte Manzel mir nicht sagen. Mit einem einzigen Satz gab er mir aber zu verstehen, was er von der Sache hält und wie er denkt: ›Ein Mann, der eine Jüdin heiratet, wird deshalb für mich nicht zum Sicherheitsrisiko!««

»Dann steht er auf unserer Seite!« frohlockte Ditha.

»Und er gab mir den Rat, mich mit Kapitän Canaris gut zu stellen und den Kontakt mit der Iberia weiterhin zu vertiefen.«

»Mensch, Werner, mir fällt ein Stein vom Herzen. In letzter Zeit habe ich oft gedacht: An wen wenden wir uns bloß, wenn es hier mal knallen sollte? Nun mache ich mir keine Sorgen mehr. Denn wenn Manzel und sein hoher Vorgesetzter, der zur Hochzeit die herrlichen Rosen schickte, auf unserer Seite stehen, kann uns nicht viel passieren. «

Alfons Manzel hatte es nicht unterlassen, Werner auf einige Eigenarten des im Range eines Oberst stehenden Kapitäns zur See Canaris aufmerksam zu machen. Dazu zählten große Hundeliebe, Kontaktarmut, Scheu fremden Menschen gegenüber, das Bestreben, sich nach getaner Arbeit baldmöglichst zurückzuziehen und dem weiblichen Geschlecht aus dem Weg zu gehen. Es war gut, daß Werner dies wußte und seine Frau besonders auf den letzten Punkt hingewiesen hatte. Sonst wären beide wohl sehr enttäuscht gewesen, als der bedeutsame Fluggast am nächsten Morgen nur kurz zu Ditha hinübergrüßte und mit schnellen Schritten auf die ›Ju 52‹ zuing. Als er aber einen Terrier über das Rollfeld rennen sah, blieb er wie angewurzelt stehen.

»Wissen Sie, wem der gehört?«

»Einem Monteur der Iberia, Herr Kapitän. Ich habe ihn erst vor kurzem gebeten, den Hund im Bereich des Flughafens an die Leine zu nehmen. Der kann hier ja schnell in eine Luftschraube geraten.«

»Genau das habe ich eben gedacht. Mögen Sie Hunde?«

»Sehr. Sie haben, wie Friedrich der Große es ausdrückte, alle guten Eigenschaften der Menschen, ohne deren Fehler zu besitzen.«

Canaris war von diesem Augenblick an wie verändert. »Kann ich heute auf dem zweiten Führersitz Platz nehmen?«

»Selbstverständlich, Herr Kapitän. Das große Funkgerät befindet sich ohnehin in der Kabine, und dem Bordwart steht der Klappsitz zur Verfügung.«

»Das ›Armsünderbänkchen‹.« – »Ja, so wird es genannt.«

Das war fast alles, was bis Las Palmas gesprochen wurde. Unentwegt schaute Canaris auf das Meer hinab. Zurückliegende Zeiten schienen ihn zu beschäftigen. Erst als die Kanarischen Inseln in Sicht kamen, wandte er sich an den Piloten. »Ziemlich anstrengend, acht Stunden hinter dem Steuer zu sitzen, wie?«

»Es geht, Herr Kapitän. Morgen dürften es zehn Stunden werden. Wir haben auf der Strecke nach Bathurst zur Zeit Gegenwind.«

»Bald wird's ja leichter für Sie. Ich hörte, daß eine zweite und später noch eine dritte Besatzung eingesetzt werden soll.«

»Und jeweils mit einer neuen Maschine! Wir sind viel unterwegs, und selbst die zuverlässige ›Ju52‹ braucht von Zeit zu Zeit eine gründliche Überholung.«

»Dann wird Ihr Vogel beim nächsten Mal gewiß auch ein neues Kennzeichen bekommen. Anstelle der Nummern gibt es jetzt Buchstaben, damit unsere lieben Nachbarn nicht feststellen können, über wie viele Flugzeuge wir verfügen.«

Nach diesem Hinweis verstummte Canaris wieder. Und vier Tage später, auf dem Rückflug nach Sevilla, war er fast noch schweigsamer. Nach der Begrüßung erkundigte er sich: »Hatten Sie einen guten Flug?«

»Danke, Herr Kapitän. Ich hoffe, auch Sie sind zufrieden.«

»Nicht so sehr. Über Funk erhielt ich den Bescheid, daß einer meiner beiden Rauhhaardackel erkrankt ist. Ausgerechnet ›Sabine‹. Sie ist anfälliger als ›Seppl‹. Aber nun kann ich sie ja bald wieder selbst versorgen.«

Erstaunlich, dachte Werner. Ein angehender Admiral mit butterweichem Herzen? Es wäre nicht schlecht, wenn es mehr von seiner Sorte gäbe.

Bei der Verabschiedung in Sevilla deutete Canaris unauffällig zu Ditha und Natalja hinüber, die neben dem Mercedes standen. »Grüßen Sie Ihre Gattin und Ihre Freundin aus Rußland von mir. Voraussichtlich werde ich schon in ein paar Wochen nochmals nach Las Palmas fliegen müssen. Bis dahin: Hasta la vista!«

»Hasta la vista, señor cap ... Nein, capitán ist die Anrede für einen Hauptmann. Da sage ich lieber auf gut deutsch: Auf Wiedersehen, Herr Kapitän.« Der Chef des Abwehrdienstes klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter. »Dann ebenfalls: Auf Wiedersehen. Ich freue mich auf den nächsten Flug mit Ihnen.«

Wer mag ihn über Natalja informiert haben? fragte sich Werner. Mit Manzel hab' ich nie über sie gesprochen.

Ditha fiel ihm um den Hals. »Der hohe Herr hat dich ja sehr freundlich verabschiedet.«

»Abwechslung muß sein. Diesmal solltest du überrascht werden.«

»Wie sehr ich mich darüber auch freue, ich habe bestimmt eine noch größere Überraschung in petto! Am meisten wird sich allerdings Natalja wundern. Sie weiß nämlich noch nichts von ihrem Glück.«

Kreuzpointner, der mit Kuhnke hinzugekommen war, bestürmte Ditha: »Dann raus mit der Sprache. Was hast du ausgeheckt?«

»Nicht so stürmisch, Sebastian«, wehrte sie ihn ab. »Als ich erfuhr, daß eure Maschine und alle Stationen auf der ›Rennstrecke‹ zur Gewährleistung eines ständigen Kontaktes mit Kurzwellensendern ausgerüstet werden, habe ich Dallmeier einen Vorschlag gemacht, den er der Berliner Zentrale unterbreitete. Kurzum: Unser stellungsloses ›Sorgenkind‹ wird ab kommenden Montag beim Peiler Sevilla den Funkverkehr über Kurzwelle übernehmen.«

Die Freundin schrie auf, und im nächsten Moment redeten alle durcheinander. Jeder beglückwünschte Natalja und lobte Dithas Initiative, bis Werner sich energisch Gehör verschaffte.

»Sofort in die Wagen!« rief er auftrumpfend. »Wir werden heute ein richtiges Familienfest veranstalten. Dallmeier muß natürlich mitkommen.«

»Und wat mach' ick mit meiner Ilona?« maulte Kuhnke.

Werner stieß ihn vor die Brust. »Na, wat schon? Pack se in den Wagen, und stell se uns vor. Inzwischen sprech' ick ja ooch leidlich spanisch.«

Gut zwei Monate später flog Werner voller Zorn nach Bathurst. In Deutschland waren beim Nürnberger Parteitag Gesetze verkündet worden, die alle bisher gegen die Juden ergriffenen Maßnahmen in den Schatten stellten. Wer gehofft hatte, Hitler werde seinen Rassenhaß zügeln und einen Pflock zurückstecken, wurde eines Besseren belehrt. Unmißverständlich proklamierte er: ›Reichsbürger sind nur Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes.‹ Über Nacht verlor die gesamte jüdische Bevölkerung das Recht, in der Heimat ihrer Väter einen Beruf auszuüben. Eheschließungen zwischen Juden und deutschen Staatsangehörigen wurden verboten, bereits geschlossene Ehen für nichtig erklärt. Außerehelicher

Verkehr zwischen Juden und Deutschen hatte schwerste Bestrafung zur Folge. Die Beschäftigung von weiblichen Personen deutschen Blutes in jüdischen Haushalten wurde untersagt. Unter Aberkennung ihrer Ruhestandsbezüge mußten jüdische Beamte entlassen werden. Nichtarische Kriegsteilnehmer waren in den Ruhestand zu versetzen.

Die ausländischen Regierungen sagten nichts zu diesen unglaublichen Verordnungen. Das ›Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes‹ war eine deutsche Angelegenheit. Sorgen hatte man selbst genug. Italien war ohne Kriegserklärung in Äthiopien eingefallen. Starke Luftstreitkräfte flogen Angriffe gegen die Zivilbevölkerung und machten wahr, was der italienische General Douhet nach dem Weltkrieg verkündet hatte: ›Einen Krieg kann nur gewinnen, wer die absolute Luftherrschaft erringt und strategische Luftflotten zur pausenlosen Bombardierung des feindlichen Hinterlandes einsetzt.‹ Douhets völkermordende ›Empfehlung‹ hatte Werner erstmals schockiert, als er in Lipezk darüber las. In jener Stunde war er der Meinung gewesen, ein solches Vorgehen würde rund um den Erdball einen Schrei des Entsetzens auslösen. Nun jedoch, da die Italiener Abessinien bombardierten – ja sogar Senfgas versprühten, das jedes Leben vernichtete und Boden und Wasser vergiftete –, druckte die Presse weltweit einen ihr lyrisch erscheinenden Satz, den Mussolinis Sohn voller Begeisterung geschrieben hatte. ›Die Bomben detonierten wie Blumen zwischen den strohgedeckten Hütten der primitiven Eingeborenenstämme Kaiser Haile Selassies.‹

Welches Land würde als nächstes solch schaurige Gebilde zu sehen bekommen? Spanien? Gingen die Bewohner der Iberischen Halbinsel nicht einer unausweichlichen Katastrophe entgegen? Gemäßigte Politiker waren nicht mehr gefragt. Schießen war einfacher als handeln. Eine Terrorwelle überflutete das Land.

Deshalb war Werner immer heilfroh, wenn er bei der Rückkehr von Bathurst Ditha wohlbehalten neben dem Mercedes stehen sah. Durch den neuerdings eingerichteten Funkverkehr über Kurzwelle wußte er zwar, daß daheim alles seinen normalen Verlauf genommen hatte, doch ein gequetschtes ›Dit-dah-dit-dah‹ konnte nicht den Augenschein ersetzen.

Als er diesmal zurückkehrte, erwartete ihn Ditha nicht allein, sondern mit ihren Eltern. Strahlend gingen sie zu dritt auf ihn zu.

»Werner!« riefen Vater und Mutter wie aus einem Mund.

Er lief ihnen entgegen und schloß sie in die Arme. »Welch eine Überraschung! Wann seid ihr gekommen?«

Ditha zwängte sich zwischen die Eltern. »Schon vor fünf Tagen. Vier Stunden nachdem du gestartet warst, landeten sie hier. Paps hatte in Madrid zu tun.«

»Und ihr habt uns von dort nicht angerufen?«

»Doch. Deine eigenwillige Frau hat's dir nur verschwiegen.«

»Weil du unbeschwert losfliegen solltest«, verteidigte sich Ditha. »Und weil ich wußte, daß Mam und Paps schon am Mittwoch wieder fortmüssen. Da wollte ich die paar Tage unbeschwert mit ihnen genießen.«

»Schon übermorgen wollt ihr ...? Das kommt überhaupt nicht in Frage.«

»Wir müssen, mein Junge! Am Donnerstag habe ich eine Konferenz in Paris.«

»Jetzt seid ihr endlich bei uns, und da wollt ihr gleich wieder weg?«

Der Vater hob die Schultern. »Ich kann es nicht ändern, Werner. Seien wir zufrieden, daß wir heute und den ganzen morgigen Tag Zusammensein können.«

Die Mutter zog den Schwiegersohn an sich. »Paps hat recht. Es gibt gewichtige Gründe, die uns zwingen, bestimmte Termine einzuhalten. Und wie Ditha einige Tage in Ruhe mit uns Zusammensein wollte, wirst du dir wünschen, sie vor deinem nächsten Flug eine Weile für dich allein zu haben.«

Werner gab ihr einen Kuß.

»Die Eltern haben sich übrigens im Cristina einquartiert«, fuhr Ditha fort. »Sie sind es gewohnt, in getrennten Zimmern zu schlafen. Tagsüber waren sie selbstverständlich draußen bei uns. Schon zum Frühstück habe ich sie abgeholt. Abends haben wir im Hotel gegessen.«

»Ihr wohnt phantastisch«, begeisterte sich die Mutter. »Wir sind froh, endlich euer Heim kennengelernt zu haben. Wenn wir nun an

euch denken, sehen wir im Geiste, wie ihr unter den Rundbögen des Patio sitzt, im Park spazierendeht oder am Schwimmbecken liegt.«

»Für uns wird die Trennung dadurch um vieles leichter«, bekräftigte der Vater.

Beneidenswert, wie ausgeglichen Dithas Eltern sind, dachte Werner. Im Gegensatz zu Mama sind sie voller Harmonie.

Als sie in den Wagen eingestiegen waren, erklärte sein Schwiegervater: »Wir haben dir mehr zu verdanken, als du ahnst, Werner. Wenn du uns nicht über die Grenze gebracht hättest, mitsamt den Aktien und so weiter, erginge es uns wie so manchem, der Deutschland ohne Hab und Gut verlassen mußte. Wir haben mit Ditha schon gesprochen, aber ich möchte auch dir sagen, daß wir uns verpflichtet fühlen, das Elend, das über viele unserer Glaubensbrüder gekommen ist, so weit wie möglich zu lindern. Mam hat eine Organisation ins Leben gerufen, die sich um jeden aus Deutschland Geflüchteten kümmern soll. Ditha ist damit einverstanden, daß wir einen Großteil dessen, was wir besitzen, über diese Organisation an Bedürftige verteilen.«

Ditha schaute Werner erwartungsvoll an. »Ist das nicht eine gute Idee?«

»Sogar eine ausgezeichnete! Und es freut mich, daß du bereit bist, auf einen Teil deines Erbes zu verzichten.«

»Paps will bis zu drei Viertel unseres Vermögens zur Verfügung stellen«, betonte sie.

»Das nenne ich großzügig.«

Der Vater widersprach: »Wenn du wüßtest, wie dreckig es vielen ergeht, würdest du unseren Entschluß nicht loben, sondern als das ansehen, was er ist: eine moralische Verpflichtung.«

Die Mutter wurde ungewohnt lebhaft. »Man muß einfach helfen, Werner. Allein das endlose Warten zermürbt die Menschen. Wir kennen Familien, die seit zwei Jahren auf die Niederlassungsgenehmigung für dieses oder jenes Land warten. Hinzu kommt die bedrückende Diskriminierung. Das Wort ›Emigrant‹ steht heute für ›besitzloser Jude‹. Es hat ja kaum jemand

etwas retten können. Die Hoffnung wird von Tag zu Tag kleiner, der Schmerz immer größer.«

»Zumal sich allen eine erschreckende Erkenntnis aufdrängt«, übernahm der Vater wieder das Wort. »Bis in die zwanziger Jahre haben wir uns nicht als Juden, sondern als Deutsche gefühlt. Das gilt auch für Strenggläubige. Erst mit der Bedrohung durch Hitler trat ein Wandel ein. Wir wurden uns mit einemmal bewußt, Juden zu sein, bekamen Angst und verloren unser Selbstbewußtsein. Obwohl wir den Regierungswechsel kommen sahen, unternahmen wir nichts. Wir täuschten uns selbst. Nicht zuletzt im Glauben an den Fortschritt der Menschheit. Das Ausland empfing uns anders als erwartet. Wir selbst haben glücklicherweise nur gute Erfahrungen gemacht. Uns traf nicht das Elend der vielen, die erleben mußten, daß sie den Stempel ›ausgewiesener Jude‹ auf der Stirn tragen. Dies zu erleben ist für alle, die gehofft hatten, im Ausland mit offenen Armen empfangen zu werden, eine furchtbare Enttäuschung. Aber gerade daraus erwuchs Erstaunliches. In die so Gedeimütigten kehrte der Stolz zurück. Man erinnerte sich an zwei Worte, die in Vergessenheit geraten waren: ›Ibri anochi!‹ – ›Ich bin ein Hebräer!‹ Auch ich sage mir jetzt jeden Morgen: ›Ibri anochi!‹ Und die Synagoge, die ich früher nur zum Versöhnungsfest besuchte, sieht mich nun ziemlich oft.«

Ditha steuerte den Wagen in die Einfahrt zum Haus am Guadalquivir. »Ich werde mich künftig ebenfalls täglich daran erinnern, Hebräer zu sein.«

Werner legte ihr die Hand auf die Schulter. »Wenn du willst, besuch' ich mit dir die Synagoge.«

»Und ich begleite dich in die protestantische Kirche.«

»Wahrscheinlich werden wir mit einem katholischen Gotteshaus vorliebnehmen müssen, denn eine Synagoge beziehungsweise protestantische Kirche dürfte es in Sevilla nicht geben.«

Der Vater beugte sich vor. »Dann gebe ich euch einen guten Rat. Reist bei nächster Gelegenheit nach Toledo. Dort gibt es zwei Kirchen, die früher Synagogen waren: ›Santa Maria la Blanca‹ und ›San Benito‹. Wir haben diese geheiligten Stätten von Madrid aus

besucht, und es hat uns tief bewegt, zu erfahren, daß täglich viele *Sephardim* zu diesen Gotteshäusern wallfahren.«

»Sephard wurde Spanien einst von den hier lebenden Juden genannt«, erläuterte Ditha.

»Wir erfuhren in Toledo, daß die meisten Sephardim neben der Sprache des Landes, in dem sie heute leben, ein Altkastilisch sprechen, das hier niemand mehr kennt. In ihrer Heimat kochen sie sogar spanische Gerichte, und es gibt Familien, in denen seit nahezu fünfhundert Jahren alle Ehen ausschließlich zwischen Juden spanischer Abstammung geschlossen wurden. Mancher Urenkel, der Toledo aufsucht, trägt den Schlüssel des Hauses bei sich, das einmal seine Altvorden bewohnten.«

»Jetzt mach Schluß«, bat Ditha den Vater, der auch beim Aussteigen unaufhörlich weitergeredet hatte. »Der Tag war anstrengend für Werner.«

»Ich möchte nur schnell hinzufügen, daß Hitler an den Sephardim erkennen könnte, welch katastrophalen Fehler er macht. Nach Vertreibung der Juden brach in Spanien die Wirtschaft zusammen. Ich garantiere euch: Deutschland wird Gleiches erleben. Die namhaftesten Wissenschaftler, Techniker, Mediziner und Bankiers verlassen ...«

»Schluß jetzt!« trumpfte Ditha auf.

Der Vater hob die Hände. »Hast recht. Wir haben nachher noch genügend Zeit, dieses Thema zu erörtern.«

Ditha sorgte dafür, daß während des Abendessens weder über Judenverfolgung noch über Politik gesprochen wurde. Mit Geschick verbannte sie diese Themen auch am nächsten Morgen vom Frühstückstisch. Der Vormittag ging dadurch recht unterhaltsam dahin. Dann überbrachte ein Bote der Lufthansa zwei Briefe, die den weiteren Verlauf des Tages entscheidend beeinflussen. Beide Schreiben waren dem Piloten des Heinkel-»Blitz« anvertraut worden, der die reguläre Luftpost für Südamerika nach Sevilla beförderte. Außer der von Werner Eggebrecht gesteuerten »Juj2« waren auf der Strecke nach Bathurst nun zwei weitere Maschinen in den Dienst gestellt.

Die Briefe, die Werner erhielt, waren schon äußerlich sehr verschieden. Ein ungewöhnlich großes Kuvert zeigte als Absender das ›Reichsluftfahrtministerium‹, der andere, hellblaue Umschlag stammte von Margot Prussker-Hausmann.

Werner glaubte zu wissen, was das Ministerium ihm schickte. Vor Erregung schoß ihm das Blut in den Kopf.

Ditha entging dies nicht. Noch bevor er das großformatige Kuvert öffnen konnte, stand sie hinter ihm. »Eine unangenehme Nachricht?«

»Eher eine erfreuliche, hoffe ich.« Er griff nach einem Messer, schlitze den Umschlag auf und entnahm ihm einen weißen Karton.

Ditha schrie auf und küßte ihn stürmisch. »Endlich, endlich, endlich! Werner ist Flugkapitän geworden!« rief sie den Eltern zu. Vor lauter Freude sah sie nicht, daß über der Urkunde der deutsche Hoheitsadler mit dem Hakenkreuz abgebildet war. Und daß Hermann Göring das Dokument unterschrieben hatte.

Die Eltern gratulierten dem Schwiegersohn.

Werner befürchtete, die Ernennungsurkunde mit dem Hakenkreuz würde sie irritieren. Doch er täuschte sich.

»Mußt du gut aufbewahren«, empfahl David Gölzen. »Görings Unterschrift könnte eines Tages wertvoll werden. Im übrigen werde ich mir zur Feier des Tages erlauben, deine Flugkameraden, Natalja und den DLH-Vertreter Dallmeier zum heutigen Abschiedsessen ins Cristina einzuladen. D'accord?«

Werner hatte gut daran getan, Margots Brief nicht in Gegenwart der Schwiegereltern zu öffnen. Ihre freche und flapsige Art konnte zum Lachen reizen, aber auch mißfallen. Doch nun brannte er darauf, zu erfahren, was die Jugendfreundin schrieb. Deshalb öffnete er schnell ihren Brief, als er sich mit seiner Frau zurückzog, um sich zum Abschiedsessen umzukleiden.

»Lies vor«, forderte Ditha ihn auf. »Bin gespannt, was sie von dir will.«

Er entfaltete das Schreiben. »Lieber Werner! Ich würde es kaum wagen, das Nachstehende zu Papier zu bringen, wenn ich vor einigen Tagen nicht Flugkapitän Heinze kennengelernt hätte, der die Strecke nach Sevilla befliegt und mir versprach, einen an Dich gerichteten

Brief mitzunehmen und ihn Dir hundertprozentig sicher zuzuleiten, falls er nicht die Möglichkeit haben sollte, ihn Dir persönlich zu übergeben.

Durch Zufall erfuhr Dodo, der im Amt Ausland/Abwehr tätig geworden ist, daß Euer gemeinsamer Klassenkamerad Malbinger den Versuch gemacht hat, Dir einiges anzuhängen. Im Ernst, Werner! Der Widerling möchte Dich um jeden Preis wegen rassenschänderischer Beziehungen aus Spanien abberufen lassen. Gott sei Dank hat er nichts erreicht. Der für Andalusien zuständige Abwehrheini, sein Name ist mir entfallen, hat sich für Dich ins Zeug gelegt und Dir beste Noten erteilt. Dies zu wissen dürfte wichtig für Dich sein. Darum mein heutiger Brief.

Wäre ich aus anderem Holz geschnitzt, würde ich jetzt Rache nehmen und Malbinger erledigen. Ich könnte es, brauchte mich nur an meinen Mann zu wenden. Er ist – Deine Mama wird es Dir mitgeteilt haben – SS-Brigadeführer und in der Lage, einen kleinen Sturmführer wie eine Fliege zu zerquetschen. Dann wäre ich allerdings nicht anders als all diese Mieslinge in der Partei, SS und SA. Ich habe den Bonzen geheiratet, weil er mir ein vorteilhaftes Angebot machte. Er ist »Homo« und bedurfte eines Aushängeschildes, damit ihm keiner was anhaben kann. Wenn stramme Burschen bei uns übernachten, spielen die eben mit mir. Sich Hörner aufsetzen lassen darf ein Nazi, aber Männerpopos streicheln – nie!

Als Sexualdemokratin sah ich ein, daß das ungerecht ist. Zur Belohnung bekomme ich jetzt, was ich haben möchte. Als angesehene Frau eines hohen SS-Offiziers werde ich auf vielen Feten herumgereicht. Und es ist schon eine tolle Sache, keine Geldsorgen zu haben und machen zu können, was man will.

Aber wem erzähl' ich das? Deine Mutter hat meinen Eltern ausführlich geschildert, wie Ihr lebt. Das Vermögen Deiner Frau muß immens sein. Im eigenen zweimotorigen Flugzeug habt Ihr Eure Mama in Barcelona abgeholt. Ihr wohnt in einem Palast inmitten einer riesigen Parkanlage, durch die Ihr morgens entlang eines praktisch Euch gehörenden Flusses reitet. Ihr besitzt eigene Stallungen und drei oder vier Autos. Nicht zu zählende Domestiken lesen Euch jeden Wunsch von den Lippen ab. Von Eurer

Hochzeitsfeier wird Deine Mutter bis an ihr Lebensende schwärmen. Muß ja phantastisch gewesen sein. Ein ganzes Hotel voller Gäste! Hunderte von feurigen Tänzern und Tänzerinnen! Wer am Schluß keinen Champagner mehr mochte, bekam Bier in Silberbechern gereicht. Da kann man schon eifersüchtig werden.

Doch ich gönne Dir den Reichtum. Genieße das Leben, so wie es sich Dir bietet. Und grüß Deine Frau herzlich von mir. Deine Mutter hat meinen Eltern erzählt, sie sei ein ausgesprochen nordischer Typ. Ich glaub's nicht so recht. Du wirst doch die Schwarzhhaarige mit dem grünen Sportwagen nicht verlassen haben? Sollte meine Vermutung stimmen, dann schick mir eine Ansichtskarte mit einem Stecknadelloch. Ich weiß dann Bescheid. Zwei weitere Löcher bedeuten: Ich habe den Brief verbrannt. Du wirst Verständnis dafür haben, daß ich darauf bestehen muß.

Servus Werner! Halte die Ohren steif. Deine verrückte Margot.«

Ditha holte tief Luft. »Weiß Gott, verrückt ist sie wirklich.«

»Und dennoch ist sie irgendwie liebenswert.«

»Mag sein. Aber nach allem, was du mir erzählt hast und was aus diesem Brief hervorgeht, kann ich dir nur gratulieren, mit ihr keinen Knüsel angefangen zu haben.«

Das Abendessen im Hotel Cristina verlief harmonisch, doch ohne heitere Note. Selbst der immer zu Spaß aufgelegte Kuhnke erlaubte sich keinen Scherz. Der Grund war, daß Dallmeier wegen einer angeblich dringenden Verpflichtung im letzten Moment abgesagt hatte.

Werner vermutete einen anderen Grund. Seiner Meinung nach hatte sich der DLH-Vertreter, der ein glühender Verehrer Adolf Hitlers war, nicht dazu entschließen können, der Einladung eines Juden Folge zu leisten. Aber wie auch immer, Werner war gewillt, das ihm kindisch erscheinende Verhalten Dallmeiers zu ignorieren. Zu wichtig waren dessen Kontakte zur Iberia. Gerade jetzt, da sich die politische Entwicklung in Spanien zusehends verschlechterte.

Bei der Verabschiedung zu später Stunde nahm David Gülden seinen Schwiegersohn zur Seite. »Ich möchte dir schnell noch

folgendes sagen: Pflege deine Verbindung zur spanischen Fluggesellschaft und zu den Herren des deutschen Abwehrdienstes, die dir ja wohlgesinnt zu sein scheinen. Nach meinen Gesprächen in Madrid glaube ich zwar, daß die in der ›Union Militar Espanol‹ zusammengeschlossenen Offiziere, die eine Diktatur anstreben, beim Volk nicht die erhoffte Unterstützung finden werden. Doch auch die Regierung steht auf schwachen Beinen. Ich weiß nicht, wie die Dinge sich entwickeln werden, und bitte dich von ganzem Herzen, dafür zu sorgen, daß Ditha das Land verläßt, bevor es zu ernstlichen Auseinandersetzungen kommt. Wie es dann beruflich für dich weitergehen wird, läßt sich nicht voraussagen. Vorbeugen aber sollten wir. Schick mir baldmöglichst deine fliegerischen Daten. Ich möchte versuchen, dich bei der schwedischen Flugzeugindustrie unterzubringen. Es wäre doch wunderbar, wenn wir näher zusammenrücken könnten.«

Werner drückte dem Schwiegervater die Hand. »Natürlich würde ich das begrüßen. Aber ich bin Langstreckenpilot, und Schweden ist ein kleines Land. Andererseits gebe ich dir recht. Man soll nichts auf die lange Bank schieben. Ich werde dir also schon in den nächsten Tagen die erforderlichen Unterlagen senden.«

In den folgenden Wochen und Monaten atmete Werner jedesmal auf, wenn Kuhnke ihm während des Anfluges auf Sevilla meldete, er habe das mit Natalja verabredete Codewort ›nil‹ empfangen. Sie funkte es täglich exakt um zwölf Uhr, sofern sich bis zu diesem Zeitpunkt in Andalusien nichts Besorgniserregendes ereignet hatte. Seit dem Wahlsieg der ›Volksfront‹ im Februar 1936 zählten in Spanien Attentate und politische Morde zur Tagesordnung. Gewalt und Gesetzlosigkeit nahmen überhand. Es gab kaum noch einen Spanier, der nicht mit dem Ausbruch eines Bürgerkrieges rechnete.

Ditha, die in den Monaten zuvor ziemlich nervös gewesen war, bewies mit einemmal eine erstaunliche Ruhe und Gelassenheit. Während einer Fahrt in die Stadt erklärte sie nüchtern: »Wozu soll ich mich aufregen, wenn ich sehe, daß ein Volk, das am Rande des Bürgerkrieges steht, nichts unternimmt, um ihn zu verhindern. Statt miteinander zu reden und nach einer für alle Parteien akzeptablen Lösung zu suchen, stellt man Berechnungen über die Chancen der

einen oder anderen Seite an. Ganz ungeniert wird kalkuliert, daß von den fünfzehntausend Offizieren des Heeres ein Drittel zu den Verschwörern überlaufen werden; von der *Guardia Civil* etwa die Hälfte, von den *Carabineros* vierzig Prozent.«

»Das können nur Vermutungen sein«, gab Werner zu bedenken.

»Eben nicht«, behauptete Ditha. »Presse und Rundfunk nennen diese Zahlen und ergehen sich in Betrachtungen über Siegesmöglichkeiten. Niemand aber schildert die Schrecken eines Bruderkrieges. Und da soll ich, eine Ausländerin, mich noch aufregen? Nein, Werner, ich habe die Konsequenzen gezogen und mir vorsorglich für die nächsten vier Wochen das ›Falcon‹-Kabinenflugzeug gesichert. Sollte während deiner Abwesenheit ernste Gefahr drohen, fliege ich mit Natalja nach Lissabon. In achtzig Minuten sind wir dort.«

Werner war verblüfft. »Du hast ernstlich vor, gegebenenfalls abzuhausen?«

»Nur im äußersten Notfall. Ohne hinreichenden Grund bestimmt nicht, da kannst du unbesorgt sein.« Ditha hielt vor dem Hotel Cristina, in dessen Bar sie und Werner gern einen Aperitif tranken. Der Keeper war meist besser informiert als die Zeitungen.

An diesem Spätnachmittag saßen mehrere Offiziere an der Theke. Sie waren in animierter Stimmung und schienen etwas zu feiern. Es dauerte nicht lange, bis sie den Hinzugekommenen zuprosteten. Dabei wählten sie allerdings nicht das Wort ›Salud!‹, sondern ›Cafe!‹.

In der Annahme, es handle sich um einen Scherz, hob Werner sein Glas und erwiderte lachend: »Cafe!«

»Y la senora?« fragte ein Leutnant.

Ditha wünschte ebenfalls: »Cafe!«

Sie blieben auch weiterhin bei dem merkwürdigen Trinkspruch, da ihnen der Keeper unauffällig zu verstehen gegeben hatte, mitzuspielen und nicht gegen den Strom zu schwimmen. Erst als die Offiziere gegangen waren, klärte er sie auf.

»Das Wort hat nichts mit Kaffee zu tun. Es sind die Anfangsbuchstaben der Vereinigung ›Camaradas Aniba Falange

Espanola«. Doch wehe dem, der es ablehnt, mit ›CAFE‹ zu antworten, wenn ihm ›CAFE‹ zugerufen wird. Meistens muß der Vermessene wenige Tage später zum Friedhof getragen werden.«

Ditha schüttelte den Kopf. »Wenn ich bedenke, was sich in den letzten Tagen alles ereignet hat, kommt es mir vor, als sei ganz Spanien von einem Bluttausch erfaßt.«

»So ist das nicht«, widersprach der Keeper. »Alles, was zur Zeit geschieht, wird von oben gesteuert. Monarchisten, Separatisten, Kommunisten und Falangisten wünschen die offene Konfrontation. Darum folgt Mord auf Mord. Jose Castello schickte den Marquis de Heredia über den Jordan, prompt brachte die Falange Castello um. Nach seinem Tod waren die Regierungstruppen wieder an der Reihe.

Sie erschossen den Chef der Opposition, Calvo Sotelo. Das war vorgestern. Und was tut sich heute? Wir müssen es abwarten. Morgen werden wir es erfahren. Eins aber weiß ich jetzt schon.« Er beugte sich vor und raunte: »Das Monarchistenblatt *ABC* hat gestern seinen in London tätigen Korrespondenten angewiesen, unverzüglich mit einer gecharterten Maschine nach Las Palmas zu fliegen. Zu wem wohl?«

Werner erfaßte augenblicklich, daß ihm diese brisante Nachricht in voller Absicht zur Kenntnis gebracht wurde. »Woher wissen Sie das?« fragte er irritiert.

»Ich höre so manches«, wich der Keeper aus. »Auch daß sich jene Offiziere, die sich ›CAFE‹ zurufen, seit gestern zuflüstern: ›Am siebzehnten um siebzehn!‹ Das ist übermorgen!«

Wieder eine bewußte Indiskretion, dachte Werner und überlegte: Wie verhalte ich mich jetzt? Kurz entschlossen zahlte er und verließ mit Ditha die Bar. Er hielt sich für verpflichtet, den Abwehroffizier Manzel zu informieren. Admiral Canaris war inzwischen nochmals mit ihm nach Las Palmas geflogen. Bestimmt hatte er dort wieder den von der republikanischen Regierung verbannten General Franco besucht. Wenn eine monarchistisch orientierte Zeitung ihren Londoner Korrespondenten anwies, mit einem Sonderflugzeug von England nach Gran Canaria zu fliegen, dann hatte das einen besonderen Grund. Sollte dem General die Möglichkeit geboten werden, mit der gecharterten Maschine nach Spanien

zurückzukehren? Für den Admiral konnte eine Information über den ungewöhnlichen Vorgang unter Umständen von Wichtigkeit sein.

Ditha riet ihm dringend, sich keinesfalls in politische Dinge einzumischen. »Schon gar nicht in der augenblicklich so angespannten Lage. Außerdem werden Canaris und Manzel längst Bescheid wissen.«

»Das halte ich für sehr wahrscheinlich«, stimmte Werner ihr zu. »Aber es könnte auch anders sein, und dann hätte ich ihnen einen großen Dienst erwiesen. Beide sind mir wohlgesinnt. Ist es da für mich nicht ein Gebot der Stunde, sie über eine mir verdächtig erscheinende Sache in Kenntnis zu setzen?«

Ditha blickte unschlüssig vor sich hin.

»Vergiß nicht, daß ich auf die Iberia angewiesen bin, falls es zu einer militärischen Auseinandersetzung kommen und die Lufthansa sich gezwungen sehen sollte, den Postdienst einzustellen. Der Weg nach Deutschland ist uns versperrt. Ich muß alles tun, um meine Stellung in Spanien zu festigen.«

»Ich kann dir nur raten: Halte dich zurück!«

»Nein, Ditha, eine innere Stimme sagt mir, daß ich den Abwehroffizier verständigen muß.«

Eine halbe Stunde später wußte Werner, daß er richtig gehandelt hatte. Der Vertraute des Admirals war außer sich, als er hörte, weshalb er angerufen wurde. »Von wem haben Sie das erfahren?« schrie er förmlich in die Sprechmuschel hinein.

»Sagen wir, von einem Straßenpassanten«, antwortete Werner ausweichend. »Am Telefon kann ich keinen Namen nennen.«

Es entstand eine längere Pause, bevor Manzel fragte: »Sind Sie in Ihrer Wohnung?«

»Ja.«

»Ich spreche sofort mit Guillermo. Ihre Mitteilung kommt einer Katastrophe gleich. Hasta luego.«

Warum wählt er den früheren Decknamen von Canaris? überlegte Werner, als er den Hörer zurücklegte. Er wandte sich an seine Frau: »Jetzt brauch' ich dringend einen Schnaps.«

Ditha erhob sich, um das Gewünschte zu holen. »Allem Anschein nach hast du eine gute Nase.«

Noch bevor sie zurückkehrte, schrillte das Telefon. Dallmeier rief an und berichtete aufgeregt, soeben vom Außendienstleiter der Iberia in Madrid erfahren zu haben, daß binnen weniger Stunden Hunderte wohlhabender Spanier in Barajas erschienen seien, um einen Flug ins Ausland zu buchen. Wohin, sei gleichgültig. Der Preis spiele keine Rolle. »Sollten wir uns da nicht einschalten? Die ›Douglas‹ steht gerade in Sevilla, und Sie müssen erst am Sonntag nach Bathurst fliegen. Wenn Sie ...«

»Tut mir leid«, unterbrach Werner den stets einsatzfreudigen DLH-Vertreter. »Unter den gegebenen Umständen werden wir froh sein, wenn bei uns in den nächsten Tagen noch alles planmäßig verläuft.«

»Malen Sie den Teufel nicht an die Wand!«

Ditha kehrte zurück, und Werner erzählte ihr, weshalb Dallmeier angerufen hatte.

»Jetzt scheint's wirklich brenzlich zu werden.«

»Sieht danach aus.«

Während beide noch die verschiedensten Überlegungen anstellten, läutete das Telefon zum zweiten Mal. Werner nahm den Hörer ab.

»Hier Manzel. Ich habe Guillermo informiert und fahre sofort zu Ihnen. Noch heute muß ich die Person sprechen, die Ihnen das Datum genannt hat. Spätestens um Mitternacht bin ich in Sevilla. Ich werde im Cristina wohnen. Bitte, kommen Sie dorthin. Es ist äußerst wichtig! Guillermo läßt Ihnen seine Anerkennung ausrichten.«

Werner versicherte, rechtzeitig zur Stelle zu sein.

Als er mit Ditha zu später Stunde das Hotel erreichte, stellten sie verwundert fest, daß eine lebhaft diskutierende Menschenmenge vorm Eingang stand. Den Grund erfuhren sie gleich beim Aussteigen. Soldaten waren ins Cristina gestürmt, hatten einen Mann herausgeholt und ihn wenige Meter vom Portal entfernt erschossen.

Sie eilten in die Empfangshalle und erfuhren, wer das Opfer war: der Barkeeper! Vier Infanteristen hatten ihn kurz vor dreiundzwanzig Uhr überfallen und nach draußen geschleppt.

Ditha war wie gelähmt. Halt suchend griff sie nach Werners Arm. Die Knie versagten ihr den Dienst.

Er flüsterte ihr zu: »Kein Wort darüber, daß wir den Keeper heute nachmittag gesprochen haben.«

Sie sah ihn verständnislos an.

Werner führte sie zu einem Sessel. »Wir dürfen uns nichts anmerken lassen. Womöglich ist er umgebracht worden, weil er zuviel wußte.«

Ditha umklammerte Werners Arm. »Sind wir jetzt auch in Gefahr?«

»Wie kommst du darauf?«

»Weil du weitergemeldet hast, was ...«

»Unsinn, das weiß doch keiner.«

»Sprich nicht hier in der Halle mit Manzel. Euer Gespräch könnte belauscht werden.«

»Du machst dir unnötige Sorgen.«

Ditha seufzte. »Dieser Mord hat mir einen Schock versetzt.«

»Mir ebenfalls.«

»Ich setze mich in den Hintergrund, damit Manzel nicht gezwungen ist, mich zu begrüßen.«

Er nahm mit ihr Platz. Wenig später betrat der Vertrauensmann des Admirals das Foyer.

Werner erhob sich und ging ihm entgegen.

Manzel sah abgehetzt aus. »Stimmt es, daß der Barkeeper aus dem Hotel herausgezerrt und erschossen wurde?«

»Leider. Und *Sie* sind somit umsonst durch die Nacht gerast.«

Die Augen des Abwehroffiziers wurden starr. »Er war es, der Ihnen ...?«

»Gehen wir nach draußen.«

Vorm Hotel schilderte Werner, was er und seine Frau in der Bar erlebt hatten. Als er endete, blieb Manzel stehen. »Es wäre so wichtig gewesen, zu erfahren, wer das Datum und die Stunde verraten hat.«

»Sie wußten Bescheid?«

»Ich wurde verabredungsgemäß informiert. Mit der am siebzehnten um siebzehn Uhr anlaufenden Aktion haben Guillermo und ich natürlich nichts zu tun. Wir sympathisieren mit den Offizieren der »Union Militar Espanol« und vermittelten einige Waffen, als offensichtlich wurde, daß Spanien in Anarchie versinkt. Gerade heute erhielt ich einen Bericht, demzufolge es seit der Wahl vor vier Monaten fast dreihundert Morde und weit über tausend Attentate gegeben hat. Hundertsechzig Kirchen wurden niedergebrannt! Demokratische Methoden können da nicht mehr helfen. Das Militär muß eingreifen. Wenn allerdings der Termin für die Entmachtung der Regierungstruppen schon zwei Tage vorher einem simplen Barkeeper bekannt ist, steht zu befürchten, daß vieles schief läuft. Aber möglicherweise läßt sich der Termin noch ändern. Wenn nicht, ist man wenigstens gewarnt und auf der Hut.«

»Sie rechnen mit einer bewaffneten Auseinandersetzung?«

»Dazu dürfte es nur in einigen Städten kommen. Ich gebe Ihnen vorsorglich die Frequenzen der Kurzwellenstationen von drei militärischen Nachrichtenzentralen. Wenn Ihre Freundin aus Rußland am Peiler Tablada die Meldungen abhört, sind Sie über den Verlauf der Aktion ständig im Bild. Natürlich alles streng geheimhalten! Vergatten Sie Ihre Natalja dementsprechend.«

Nun war es an Werner, verwundert stehenzubleiben. »Woher wissen Sie von ihr? Ich habe mich schon gewundert, daß der Admiral sie kannte.«

»Ist das so schwer zu erraten? Er ließ sich Ihre Akte vorlegen. Doch nochmals zu dem, was uns im Moment beschäftigt. Gleich morgen früh fahre ich zurück. Ich verfüge zwar über einen eigenen Sender und Empfänger, aber informieren Sie mich trotzdem über alles Wissenswerte, was Sie in Sevilla erfahren.«

»In Ordnung. Nur eine Frage noch: Glauben Sie, daß ich am neunzehnten meinen nächsten Flug nach Bathurst antreten kann?«

»Wohl kaum. Die Lufthansa wird vermutlich spätestens am achtzehnten, wenn die ersten Meldungen vom Aufstand durch den Äther jagen, den Passagier- und Postverkehr nach Spanien einstellen. Meines Erachtens mindestens für vier Wochen.«

»Und dann geht's weiter wie bisher?«

»Si, claro.«

Werner fiel ein Stein vom Herzen.

»Und jetzt nehmen wir schnell noch einen Schlummertrunk. Ich sah Ihre Gattin in der Hotelhalle sitzen und würde sie gern kennenlernen.«

Noch in der gleichen Nacht bat Werner seine Flugkameraden und Natalja zum gemeinsamen Frühstück um acht Uhr, da Wichtiges zu beratschlagen sei. Sie trafen sich im Patio, und Werner berichtete unter dem Siegel der Verschwiegenheit, was sich tags zuvor ereignet hatte. Ergänzend fügte er hinzu: »Mit Dallmeier habe ich eben vereinbart, daß ich ihn in etwa einer Stunde aufsuche, um mit ihm über das künftige Flugprogramm zu sprechen.«

»Willst du ihn auch einweihen?« entsetzte sich Ditha.

»Natürlich nicht. Es geht um die Besatzungen, die unterwegs sind. Becker wird heute abend hier eintrudeln; also gerade noch rechtzeitig. Henke ist gestern in Bathurst gelandet. Planmäßiger Rückflug am Freitag nach Gran Canaria und am Samstag, dem achtzehnten, nach Sevilla. Sollte am siebzehnten das Befürchtete eintreten, müssen wir ihn warnen und auffordern, bis auf weiteres in Las Palmas zu bleiben.« Werner wandte sich an Natalja. »Du setzt dich übermorgen spätestens um sechs Uhr an die Taste und informierst Gran Canaria, falls Gefahr zu erkennen ist.«

Kuhnke erhob Einspruch. »Das ist zu riskant. Am siebzehnten bleibt Natalja zu Hause, und ick übernehme ihre Aufgabe.«

Kreuzpointner prostete ihm mit der Kaffeetasse zu. »Ehrensache, daß ich dich begleite. Auf dem Weg zum Flugplatz werden zwei mit 'ner Armee eher fertig als nur einer. Außerdem muß der Mercedes unbedingt versteckt werden.«

Kuhnke nickte zustimmend. »Am besten lassen wir den verschwinden, wenn wir Natalja heute abend abholen. Zu der Zeit ist das Bodenpersonal bereits abgehauen. Genügend Abdeckplanen stehen uns ja zur Verfügung.«

»Deinen BMW solltest du ebenfalls in Sicherheit bringen«, schlug Werner vor. »Bis die Lage geklärt ist, kommen wir mit der ›Quadrilette‹ aus.«

Ditha erhob sich. »Dann chauffieren wir Natalja jetzt nach Tablada, und während unser einfallsreicher Flugkapitän mit Dallmeier spricht, kaufen Max, Sebastian und ich möglichst viel Lebensmittel ein. Für mindestens vierzehn Tage müssen wir uns versorgen.«

Werner salutierte. »Dein Weitblick ist umwerfend! An unsere Bäuche hätte ich nicht gedacht.«

Die Ereignisse überstürzten sich. Im ganzen Land wurde nur noch von einem unmittelbar bevorstehenden Militärputsch größten Ausmaßes gesprochen. Dies über Nacht aufgekommene Gerücht brachte die zum Aufstand entschlossenen Offiziere in arge Verlegenheit. Von den etwa zweihundert Generalen des Heeres waren die meisten regierungstreu. Um sie in Sicherheit zu wiegen, erklärte der Anführer des geplanten Pronunciamientos, Brigadegeneral Mola, in einer öffentlichen Rede, es sei Lüge, Verleumdung und gemeine Intrige, zu behaupten, das Militär bereite Aufruhr und Umsturzpläne vor.

Die Regierung glaubte dennoch, Vorsichtsmaßnahmen ergreifen zu müssen. Sie ließ im ganzen Land fast fünftausend Offiziere unter Arrest stellen.

Die hektisch durchgeführten Maßnahmen und der Verdacht, der vereinbarte Termin zum Losschlagen sei verraten worden, veranlaßten Oberst Seguí, seinen Gefolgsleuten in Melilla/Spanisch-Marokko am Morgen des 17. Juli 1936 zu eröffnen: »Meine Herren! Heute nachmittag um siebzehn Uhr ergreifen wir die Macht! Arriba Espana!« Seine Ankündigung wurde dem regierungstreuen General Romerales hinterbracht. Als der Oberst dies erfuhr, glaubte er, nicht mehr bis siebzehn Uhr warten zu dürfen. Mit gezogener Pistole stürmte er in das Dienstzimmer des Generals und forderte ihn zur Übergabe der Befehlsgewalt auf. Romerales verlor die Nerven. Er unterschrieb ein entsprechendes Dokument und – wurde erschossen.

Die Nachricht vom Überfall empfing Natalja auf Kurzwelle gegen vierzehn Uhr. Sie verständigte Werner, der noch in der gleichen Minute Dallmeier anrief und ihm nahelegte, der Zentrale der Lufthansa unverzüglich einen Hinweis auf bevorstehende Unruhen zu geben.

Der DLH-Vertreter konnte ebenfalls mit einer Neuigkeit aufwarten. »Ich habe eben von unserem Verbindungsmann in Las Palmas erfahren, daß dort eine britische ›Dragon Rapid‹ gelandet ist, deren Passagiere sich gleich zu Francos Regierungssitz begeben haben. Irgend etwas scheint im Busch zu sein.«

»Das kann man wohl behaupten. Informieren Sie die Zentrale.«

Nach diesem Gespräch verständigte Werner den deutschen Abwehroffizier über die Landung des englischen Flugzeuges.

»Offensichtlich läuft alles nach Plan«, war Manzels Kommentar. »Haben Sie gehört, was in Melilla geschehen ist?«

»Ja.«

»Oberst Seguis Vorpreschen kann böse Folgen haben.«

Wie recht der Abwehroffizier hatte, erwies sich schon am Abend.

Fünf weitere Generale und ein Admiral waren binnen weniger Stunden exekutiert worden.

In den Morgenstunden des 18. Juli übernahmen rebellierende Offiziere die Befehlsgewalt in den spanisch-marokkanischen Städten Larache, Tetuan und Ceuta. Etwa zur gleichen Zeit brachte General Franco die Kanarischen Inseln unter seine Kontrolle. In Sevilla gelang General Queipo de Llano ein Husarenstück, ohne zu den Waffen zu greifen. Er stellte sich an das Mikrofon des Radiosenders und hielt eine so zündende Ansprache, daß ihm das Volk und alle Truppenteile einhellig zujubelten. Kampfflos übernahmen seine Einheiten Sevilla, Cádiz, Jerez de la Frontera, Cordoba und Granada. Fast ganz Andalusien war damit dem Einfluß der Madrider Regierung entzogen.

Republikaner versuchten nun überall im Land, ihre Freunde telefonisch zu beschwören, den Kampf nicht verloren zu geben. Doch bei vielen Anrufen mußten sie erleben, daß ihnen gleich der Schlachtruf der Rechten entgegengeschleudert wurde: ›Arriba

Espana!« Salamanca, Valladolid, Vigo, Santiago, La Coruna, Burgos, Segovia, Avila, Zaragoza, Huesca und Pamplona waren schon fest in der Hand der Rebellen.

Enttäuscht über den schnellen Sieg der Offiziere, rotteten sich in Madrid unübersehbare Volksmassen zusammen und schrien nach Waffen. Ministerpräsident Casares Quiroja weigerte sich, der Forderung zu entsprechen. Er erklärte seinen Rücktritt mit der Begründung, es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren zu können, Spanier auf Spanier schießen zu lassen. Eine noch in der Nacht zum 19. Juli eilig neugebildete Regierung dachte anders. Sie ordnete die sofortige Verteilung von Waffen an und löste damit ein Chaos aus. In ihrer Empörung über die Bewaffnung des Volkes rebellierten nun die Garnisonen. Wo Regierungsbeamte, Gewerkschaftsfunktionäre oder Sympathisanten der Linksparteien angetroffen wurden, erschoss man sie auf der Stelle. Die Angehörigen der Rechtsparteien ergriff ein Bluttausch. Binnen weniger Tage verloren vierzigtausend Menschen in Massensexekutionen ihr Leben. Der Bürgerkrieg hatte seinen Anfang genommen.

Flugkapitän Henke erhielt am 18. Juli auf der Strecke von Bathurst nach Las Palmas über Funk den Bescheid, in Villa Cisneros zu landen und dort weitere Weisungen abzuwarten.

»Warum das?« wunderte sich Werner, als Natalja ihm davon berichtete. »In Sevilla herrscht doch Ruhe.«

»Der Lufthansa-Vertreter auf Gran Canaria hat die Anordnung getroffen. Daß es hier ruhig bleibt, erscheint mir nach den letzten Funksprüchen zweifelhaft. Der Panzerkreuzer ›Jaime I.‹ ist ausgelaufen, um die Straße von Gibraltar zu kontrollieren und zu verhindern, daß marokkanische Elitetruppen nach Spanien gelangen. Die Mannschaft hat alle Offiziere erschossen und über Bord geworfen.«

Diese Nachricht veranlaßte Werner, den deutschen Abwehroffizier erneut anzurufen.

Manzel unterbrach ihn gleich beim ersten Satz. »Hab's schon erfahren. Schlimme Geschichte. Wie Francos Einheiten nun über die Meerenge kommen sollen, ist mir schleierhaft. Er selbst ist vor einer

halben Stunde mit der englischen Maschine in Tetuan gelandet. Wenn es ihm nicht gelingt, seine ›Moros‹ nach Andalusien zu schaffen, besteht die Gefahr, daß Queipo de Llanos grandioser Erfolg wie eine Seifenblase platzt. Dies um so mehr, als General Goded, der gestern die Balearen in seine Gewalt gebracht hatte und heute morgen nach Barcelona flog, um dort den Umsturz einzuleiten, von Arbeitern abgefangen und erschossen wurde. Wenn General Sanjurjo jetzt nicht schnellstens aus dem portugiesischen Exil geholt wird, kann noch alles schiefgehen.«

An diese Worte erinnerte sich Werner, als Radio Madrid am Abend einen geradezu haarsträubenden Bericht sandte. Demnach hatte General Mola einen jungen Flugzeugführer beauftragt, in Portugal zu landen, General Sanjurjo aufzunehmen und mit ihm nach Burgos zu fliegen. Zwischen dem Piloten und dem Adjutanten des Generals kam es zu einem Wortgefecht, als die Mitnahme von zwei schweren Koffern verlangt wurde. Der Flugzeugführer protestierte und erklärte, die ihm zur Verfügung gestellte kleine Maschine sei damit überladen und kaum zu starten. Vergebens. Nicht Vernunft, sondern der Dienstgrad entschied. Die Begründung lautete: ›In den Koffern befinden sich Paradeuniformen, auf die der Herr General unmöglich verzichten kann.‹ Der Pilot gab auf, und es trat ein, was er befürchtet hatte. Zwar gelang es ihm, vom Boden abzuheben, doch gleich danach sackte die Maschine durch, prallte gegen eine Mauer und fing Feuer. Der Flugzeugführer konnte sich aus den Trümmern befreien, General Sanjurjo aber verbrannte mitsamt seinen glanzvollen Uniformen.

»Unfaßbar!« empörte sich Ditha.

Werner pflichtete ihr bei. »Wir wollen dankbar dafür sein, daß uns in Sevilla keine Gefahr mehr droht. Max ist schon dabei, seinen BMW aus den Abdeckplanen herauszuholen.«

»Ich nähme gerne einige Opfer auf mich, wenn dafür keine Exekutionen mehr stattfinden würden.«

»Trotzdem bin ich froh, daß unser Flugdienst keine große Unterbrechung erfahren wird. Leo Hirsch, der DLH-Vertreter in Barcelona, hat Dallmeier angerufen und ihm versichert, in Katalonien werde es zu keinem Umsturz kommen, und die Lufthansa

könne voraussichtlich schon in Kürze wieder in Prat landen. Ein Problem wird es dann allerdings geben. Der Heinkel-»Blitz« kann den über vierhundert Kilometer weiteren Seeweg nicht ohne nachzutanken bewältigen.«

Ditha griff sich an den Kopf. »Hast du den Verstand verloren? In Spanien werden derzeit täglich Tausende umgebracht, und du redest vom Fliegen?«

Werner gingen die Nerven durch. Erbozt schlug er auf den Tisch. »Wäre es dir lieber, zu überlegen, was aus uns wird, wenn ich hier nicht mehr fliegen kann – wenn wir uns trennen müssen?«

Ihre großen Augen wurden noch größer. »Tut mir leid, das hab' ich nicht bedacht. Das Geschehen in diesem Land bedrückt mich so sehr, daß ich vergaß, an uns selbst zu denken.«

»Das ist gewiß besser als umgekehrt. Du mußt aber auch verstehen, daß ich im Moment alles nur aus meiner Warte betrachte. Und zwar um unserer willen! Mitleid und Herz können mir nicht weiterhelfen, wenn die Verpflichtung, die ich dir gegenüber übernommen habe, kaltschnäuzige Überlegungen verlangt.«

Nervosität überkam auch Flugkapitän Henke, als er am 20. Juli in Las Palmas landete und sich von Soldaten umringt sah. Zwei Nächte hatte er in Villa Cisneros in jenem stickigen Raum verbracht, in dem Werner, Kuhnke und Kreuzpointner einst vor Hitze nicht zur Ruhe gekommen waren. Und nun, da er endlich die Erlaubnis zur Rückkehr nach Gran Canaria erhalten und geglaubt hatte, allen Strapazen entflohen zu sein, eröffnete ihm ein Capitán, die »Ju52« mit dem Kennzeichen D-APOK sei requiriert und die Besatzung habe sich zu Einsätzen im Auftrag der Militärbehörde bereit zu halten. Alle Proteste halfen nichts. Henke mußte schon eine Stunde später zum Abwurf von Flugblättern starten. Tags darauf erhielt er Order, General Orgaz in der Nacht nach Tetuan zu fliegen. Ihm blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen, und er erreichte das befohlene Ziel im Morgengrauen. Kaum dort angekommen, wurde ihm bedeutet, er unterstehe nunmehr General Franco und habe auf schnellstem Weg zwei deutsche Emissäre nach Berlin zu bringen. Flugkapitän Henke erklärte sich wohl oder übel einverstanden.

Natalja und Kuhnke verfolgten den Funkverkehr der D-APOK mit gespannter Aufmerksamkeit, und Werner versuchte telefonisch, von Alfons Manzel eine Aufklärung über die ihm und dem DLH-Vertreter Dallmeier unverständliche Beschlagnahme des Flugzeuges zu erhalten. Vergebens. Der Abwehroffizier wich allen Fragen mit dem Hinweis aus:

»Gedulden Sie sich. Ich sehe selbst noch nicht klar. Sobald ich Konkretes erfahre, melde ich mich. Ich glaube aber schon jetzt sagen zu können, daß die Entwicklung für Sie sehr günstig ist.«

Werner schöpfte neue Hoffnung. Nach den letzten Meldungen hatten Truppen der »Nationalen«, wie sich die Aufständischen nun nannten, in vielen Gebieten die Befehlsgewalt errungen. Im Norden waren nur die Küstenprovinzen Oviedo, Santander, Viscaya und Guipuzcoa noch in der Hand von Regierungstruppen, die neuerdings die »Roten« geschimpft wurden. Zwei Fünftel des Landes unterstanden dem national gesinnten Militär. Von großem Nachteil war allerdings, daß es keine Verbindung zwischen Andalusien und den anderen von den Nationalen beherrschten Gebieten gab.

Werner überlegte: Wenn Manzel vermutet, die Entwicklung sei günstig für mich, muß etwas in Vorbereitung sein, das die Wiederaufnahme des Flugbetriebs ermöglicht. Was aber könnte einen solchen Wandel herbeiführen? Eigentlich nur der Transport von Kampfeinheiten durch die Luft.

Es dauerte Tage, bis der Abwehroffizier Werner anrief und ihm eröffnete: »Ich bin im Cristina und komme gleich zu Ihnen raus. Habe interessante Nachrichten.«

Ditha, die gerade mit Werner im Schwimmbecken Erfrischung gesucht hatte, wurde aufgeregt. »Was soll ich anziehen?«

»Na, was schon bei dieser Hitze? Deinen hübschen Strandanzug. Ich lasse einige Korbessel zum Fluß hinuntertragen. Dort können wir im Schatten eines Baumes sitzen.«

Manzel staunte nicht schlecht, als er sah, wie komfortabel das Ehepaar Eggebrecht mit Natalja Goworow und den Flugkameraden wohnte. »Sie müssen ein großer Glückspilz sein«, konstatierte er, an den Piloten gewandt. »Ein solches Haus gibt es in dieser Gegend kein zweites Mal.«

Werner wies auf Ditha. »Meine Frau war es, die dieses herrliche Anwesen ausfindig machte.«

»Und Sie fanden Ihre reizende Gattin! Es bleibt also dabei: *Sie* sind der große Glückspilz.«

»Charmant, charmant!« quittierte Ditha. »Doch ich muß Ihre Feststellung erweitern. Für meinen Mann war es ein echter Glücksfall, *Ihnen* zu begegnen. SS-Sturmführer Malbinger würde sich sonst gewiß durchgesetzt haben.«

»Sehr liebenswürdig, aber Sie überschätzen diesen Herrn«, wehrte Manzel ab. »Jedem vernünftigen Menschen muß das Blut in den Kopf steigen, wenn er Malbingers Behauptungen und idiotische Begründungen liest. Der wird so schnell niemanden überzeugen.«

»Da bin ich anderer Meinung«, widersprach Werner. »Hat Hitlers Rassenhaß vor fünf, sechs Jahren nicht breite Schichten der Bevölkerung aufgebracht? Und was ist heute?«

»Vielleicht macht Hitler jetzt etwas gut. Er wird Spanien helfen. Doch ich will nicht mit dem Ergebnis der inzwischen stattgefundenen Verhandlungen anfangen, sondern im Zusammenhang berichten.«

Werner wies auf den Park. »Darf ich Sie vorher bitten, mit uns zum Fluß hinunterzugehen? Dort ist es kühler, und wir können jederzeit eine Flasche Bier aus dem Wasser herausziehen.«

Noch während sie auf die Korbesselgruppe zugen, begann der Abwehroffizier mit der Schilderung von kaum glaublichen Ereignissen. »Ihr Kamerad Henke erhielt, wie Sie über Funk erfuhren, von General Franco den Auftrag, zwei Emissäre nach Berlin zu fliegen. Haben Sie zufällig mal den Namen Johann Bernhardt gehört?«

»Sie meinen den ›Gauleiter‹ von Nordafrika?«

Manzel grinste: »Ja, Hitler *soll* ihn dazu ernannt haben. Ich habe es nie so recht geglaubt, aber das, was Bernhardt und ein gewisser Langenheim nun wie im Handumdrehen zuwege gebracht haben, spricht eher dafür als dagegen. Um es kurz zu machen: Am Samstag landete Flugkapitän Henke in Berlin. Die beiden Emissäre ersuchten darum, dem Reichskanzler ein Schreiben General Francos

überreichen zu dürfen. Tür und Tor öffneten sich ihnen. Mit einem Sonderflugzeug wurden sie nach Bayreuth geflogen, wo Hitler, der Richard Wagners Musik ebenso schätzt wie die Atmosphäre von Dämonen, sich gerade dem Genuß der ›Walküre‹ hingab.

Nach der Vorstellung empfing der Kanzler die Abgesandten. Danach besprach er sich mit Göring, der für eine sofortige Unterstützung Francos plädierte. Daraufhin rief Hitler Reichskriegsminister von Blomberg zu sich. Dieser riet dringend davon ab, sich in Spanien zu engagieren. Hitler entschied sich trotzdem im Sinne Görings. Den Ausschlag gab eine brandneue Meldung, die Canaris präsentierte. Aus ihr ging hervor, daß Frankreich der Madrider Regierung Rückendeckung zugesagt hat, während Mussolini den Nationalen beistehen will. Als Hitler dies hörte, befahl er, Franco unverzüglich zwanzig ›Ju 52‹ zur Verfügung zu stellen.«

»Das bedeutet Krieg!« entsetzte sich Ditha. »Wenn Frankreich, Deutschland und Italien sich einschalten, wird Spanien zum Kriegsschauplatz von Mächten, die vorgeben, dieser oder jener Partei helfen zu wollen, in Wirklichkeit jedoch eigene Interessen verfolgen.«

»Das sehen Sie falsch«, bedeutete ihr der Abwehroffizier. »Natürlich geht es Frankreich darum, im Süden durch keinen Militärstaat bedroht zu sein. Natürlich wird Mussolini sich eine Gegenleistung erhoffen. Natürlich ist Deutschland in hohem Maße daran interessiert, gerade jetzt, da eine neue Wehrmacht aufgebaut wird, im Westen einen zuverlässigen Freund zu gewinnen. Aber welche Gründe die einzelnen Staatsmänner auch bewegen mögen, der einen oder anderen Seite zu helfen, niemand wird es zum erklärten Krieg kommen lassen. Spanien erhält somit eine gewisse Garantie dafür, daß der Brudermord schnellstens ein Ende nimmt.«

Werner war anderer Meinung. Er dachte wie Ditha, war jedoch nicht gewillt, seine Position zu gefährden. »Ich stimme Ihnen zu«, behauptete er kurz entschlossen. »Eine Ausweitung des Bürgerkrieges muß um jeden Preis verhindert werden. Ich sehe nur nicht, wie das bewerkstelligt werden könnte.«

»Indem schnell gehandelt wird. In diesem Moment befinden sich die ersten der zwanzig von Hitler genehmigten ›Ju 52‹ bereits auf dem Weg nach Tetuan. Von dort sollen mit jeder Maschine zweiundzwanzig feldmarschmäßig ausgerüstete ›Moros‹ nach Sevilla geflogen werden. Und das viermal am Tag! Ich sage voraus, daß die Verbindung zwischen Andalusien und den anderen Teilen des von nationalen Truppen besetzten Landes in spätestens einem Monat hergestellt ist. Und dann kommt Madrid an die Reihe!«

Werner stellte die Frage, die ihn im Grunde genommen einzig und allein interessierte: »Meinen Sie, daß die Lufthansa den Südamerikadienst schon bald wiederaufnehmen kann?«

»Selbstverständlich.«

»Ich habe da einige Bedenken. Denn wie soll die Post nach Sevilla gelangen? Unser Vertreter in Katalonien glaubt zwar, daß der Heinkel-›Blitz‹ weiterhin in Barcelona zwischenlanden darf, wie aber geht es von dort weiter? Die Strecke über See ist ohne nochmaliges Nachtanken nicht zu bewältigen.«

Manzel stutzte. »Das habe ich nicht gewußt.«

»Wie Sie sehen, ein schwieriges Problem, das sich nicht ohne weiteres lösen läßt.«

»Um so dankbarer ist die Aufgabe für Sie, lieber Eggebrecht. Denn nun werden Sie sich etwas einfallen lassen müssen. Es geht schließlich um Ihre und nicht um meine Existenz. Aber ich bin überzeugt, daß ein Mann, der es fertiggebracht hat, Natalja Goworow heimlich aus Rußland herauszuholen, auch einen Weg finden wird, Post unter ungewöhnlichen Umständen von Barcelona nach Sevilla zu transportieren.«

»Jetzt liegt der ›Schwarze Peter‹ bei dir«, sagte Ditha, als Manzel das Haus am Guadalquivir verlassen hatte.

Werner blickte gedankenverloren vor sich hin. »Wird eine harte Nuß werden.« – »Du siehst eine Möglichkeit?«

»Vielleicht. Doch als erstes rufen wir jetzt deine Eltern an, um ihnen mitzuteilen, daß es uns gutgeht und sie sich keine Sorgen zu machen brauchen. Auch möchte ich meinen lieben Schwiegerpapa

bitten, umgehend zu klären, ob ich bei der schwedischen Luftfahrtindustrie tätig werden kann. Nicht, daß ich daran denke, zu kapitulieren. Aber wenn es hier nicht klappt, könnte es gut sein, ein zweites Eisen im Feuer zu haben.«

Sevilla war nicht wiederzuerkennen. Von morgens bis abends dröhnten Flugzeugmotoren und machten aus der ruhigen Stadt einen Hexenkessel. Achtzigmal am Tag wurde in Tablada gestartet und gelandet. Einige hundertmal karrten Lastwagen feldmarschmäßig ausgerüstete Marokkaner vom Flughafen zur Promenade am Kai des Guadalquivir, wo sich ein Heerlager ausbreitete.

Im Cristina waren die deutschen Flugzeugbesatzungen untergebracht, allesamt in dunkelblauen Anzügen. Trotz gleicher Kleidung konnte man die Piloten, Funker und Bordwarte der Luftwaffe leicht erkennen. Das Flugpersonal der Lufthansa, das in der Überzahl und durchweg älter war, gab sich lässiger, kannte das Leben im Ausland. Doch wer immer am Abend im Hotel erschien, sah abgekämpft, verschwitzt und verstaubt aus. Die startenden Maschinen wirbelten in Tetuan jedesmal riesige Sandfahnen hoch, deren feine Partikel bis in die Flugzeugkanzeln drangen. Und in den Passagierkabinen stank es gottserbärmlich. Die Marokkaner waren auf halber Strecke bereits von oben bis unten vollgekotzt. Sie waren bereit zu kämpfen, wie es Mohammed einst getan hatte, wurden aber nicht damit fertig, daß ihnen befohlen wurde, einen ›Himmelswagen‹ zu besteigen. Da rebellierten ihre Nerven, und auch dem mutigsten Krieger kam der Inhalt des Magens hoch. Die deutschen Besatzungen brauchten nach getaner Arbeit wahrhaftig Mengen von Wasser und Seife, um Dreck und Gestank loszuwerden.

Werner dachte daran, das Cristina aufzusuchen. Dithas Vater hatte ihm am Telefon eröffnen müssen, daß keine Aussicht bestehe, in Schweden eine fliegerische Anstellung zu finden. Bei der ›AB Flygindustri‹ erinnere man sich zwar an die Tage, da er in Malmö Bulltofta Piloten mit der dreimotorigen Junkers ›G-34‹ vertraut gemacht habe. Doch in Schweden seien für Flugzeugführer die guten Zeiten vorbei. Man sage jetzt: ›Das Gefährlichste an der Fliegerei ist nicht der Absturz, sondern die Wahrscheinlichkeit zu verhungern.‹

Der Bescheid des Schwiegervaters hatte Werner zuerst bedrückt. Wenig später fühlte er sich jedoch fast erleichtert. Die Würfel waren gefallen. Es stand nun fest, daß er sich in jedem Fall selbst durchboxen mußte. Dieser Zwang und seine Entschlossenheit, sich keinesfalls von Ditha zu trennen, beflügelten seinen Geist und brachten ihn schon am nächsten Morgen auf eine Idee, die er mit Dallmeier besprach. Der war so begeistert, daß er gleich ein Telefongespräch mit dem DLH-Vertreter Leo Schwarz anmeldete, dem Werner erklärte:

»Ich hörte von Ihrem Kollegen, daß Sie der Meinung sind, der Heinkel-»Blitz« dürfe weiterhin in Barcelona landen. Damit ist leider niemandem gedient. Die Post muß nach Sevilla befördert werden. Wäre es nicht möglich, daß die republikanische Regierung, mit der Sie über Ihre katalonischen Freunde in Kontakt stehen, der Lufthansa gestattet, wöchentlich einmal mit einer deutlich als deutsche Maschine gekennzeichneten »Ju 52« von Sevilla über Madrid nach Barcelona und zurück zu fliegen? Gegenleistung: Von Madrid nach Barcelona und umgekehrt würde kostenlos jede Menge Post befördert. Ich selbst würde am Steuer sitzen und mich verpflichten – das gilt ebenso für meine Flugkameraden –, weder den Nationalen noch den Republikanern Kenntnis über Truppenbewegungen und so weiter zu geben.«

Leo Schwarz war Feuer und Flamme und versicherte, alles daranzusetzen, die herrliche Idee, eine Brücke über die Fronten zu schlagen, in die Tat umzusetzen.

Auch Ditha war von Werners Plan angetan, wenngleich es ihr Sorge bereitete, daß er dann in Städten landen mußte, deren Bewohner von den Anhängern Francos nur noch verächtlich kommunistische Vaterlandsverräter genannt wurden. Bestand nicht die Gefahr, daß er sich zwischen zwei Stühle setzte?

Diese Überlegung brachte sie auf den Gedanken, ihm zu empfehlen, das Cristina aufzusuchen, um die Ansichten anderer Piloten kennenzulernen. »Das ist immer nützlich«, fügte sie hinzu. »Womöglich triffst du sogar einen Bekannten.«

Obwohl Werner dies für unwahrscheinlich hielt, griff er ihre Anregung dankbar auf. Es reizte ihn, mit Kameraden zu sprechen, die eine nicht alltägliche Aufgabe übernommen hatten.

Zu seiner großen Überraschung war der erste Deutsche, dem er in der Empfangshalle des Hotels begegnete, Oberleutnant Ballmann, kurz ›Balli‹ genannt, mit dem er in Lipezk zusammengewesen war.

»Das darf nicht wahr sein!« rief der Kölner und fiel ihm fast um den Hals. »Menschenskind, Werner, haben auch Sie das Glück, hier eingesetzt zu sein?«

»Ich lebe seit Jahren in Sevilla, fliege die Postroute nach Bathurst.«

»Mich packt der blanke Neid.«

»Gehen wir an die Bar. Sie sind mein Gast.«

»Das hör' ich gern.«

Werner bestellte zwei Osborne. »Und nun erzählen Sie, wie es Ihnen geht.«

»Im Moment bin ich ein bißchen abgekämpft. Vorgestern der Flug über Rom nach Sevilla, gestern und heute viermal nach Tetuan und zurück. Und das mit Marokkanern, die wie die Reiher kotzen! Sonst kann ich mich nicht beklagen. Bin schon lange Hauptmann und warte auf meine Beförderung zum Major.«

»Gratuliere!«

»Ein Glück, daß Sie mich damals auf die ›Do P‹ umgeschult haben. Wäre ich bei den Jägern geblieben, säße ich jetzt in einem Scheiß-Fliegerhorst und müßte mit fünfhundert Mark auskommen. Für den Kampf gegen die Roten gibt es eine monatliche Sonderzulage von tausenddreihundert Reichsmärkern! Hoffentlich geht die Chose nicht zu bald zu Ende. Ich möchte mir einen Wagen kaufen. Prost!«

Werner stieß mit ›Balli‹ an.

»Haben Sie inzwischen Ihre fliegende Braut geheiratet?«

»Natürlich.«

»War sie nicht Jüdin?«

»Das ist sie auch heute noch.«

»Mensch, dann ist Ihre Ehe ja null und nichtig.«

»Für uns nicht.«

»Lebt Ihre Frau hier?«

»Ja.«

»Muß ich kennenlernen. Find' ich toll, daß Sie sich um das Gequake der Parteibonzen nicht kümmern. Die haben doch alle den Arsch auf.«

»Sind Sie etwa gegen die Männer der NSDAP?«

»Nee, wieso? Solange die Kohlen stimmen, können die Brüder von mir aus reden, was sie wollen. Hauptsache, ich werde befördert und erhalte Zulagen wie zur Zeit. Das Leben ist kurz, man muß es genießen. Jetzt spendiere ich einen.«

»Kommt nicht in Frage. Ich habe Sie eingeladen.«

Der Hauptmann hob sein Glas. »Wenn meine Frau erfährt, daß ich *Sie* hier getroffen habe ... Das wird man doch schreiben dürfen, oder?«

»Ich verstehe nicht. Werden Ihnen da Vorschriften gemacht?«

»Genau sind wir noch nicht informiert. Es ging alles hopplahopp. Uns wurde nur gesagt, daß in unseren Briefen nichts erwähnt werden darf, was Aufschluß über unseren Aufenthaltsort geben könnte. Die Post ist an eine Deckadresse zu richten und wird zensiert.«

Werner war verblüfft. »Dann scheint ja zu stimmen, was die ausländische Presse berichtet. Laut *Times* werden die Arbeiter und Angestellten in Deutschland eingesetzt, wo und wie es der Regierung gerade paßt. Ein echtes Familienleben gebe es nicht mehr.«

»So'n Quatsch. Natürlich gibt es infolge der Aufbauarbeiten häufig Versetzungen. Wir haben schon dreimal umziehen müssen. Meine Frau hat entsprechend oft geheult. Nu wot. Was soll's. Solange die Unkosten berappt werden, gibt es keinen Grund zur Klage.«

»Und was sagen Sie zur Aufrüstung?«

»Wenn Sie Negatives hören möchten, dürfen Sie sich nicht an einen Offizier der Luftwaffe wenden. Wir sind begeistert, das ist doch klar.«

»Und Sie befürchten keinen neuen Weltkrieg?«

»Ach was. Der Führer ist ein schlauer Fuchs, der seinen Bau erst verläßt, wenn sich ein Opfer zeigt, das zu Tode gejagt werden kann. England und Frankreich wird Hitler niemals angreifen. Für Polen und die Tschechoslowakei dürfte das letzte Stündchen bald gekommen sein. Da wird kurzer Prozeß gemacht.«

»Wenn das die Meinung vieler Deutscher ist, dann gute Nacht.«

Hauptmann ›Balli‹ lachte. »Sie ändern sich scheinbar nie. Immer wenn man glaubt, Grund zur Freude zu haben, spielen Sie die Klytämnestra.«

»Sie meinen die Cassandra.«

»Oder so. Prost!« Ballmann winkte zwei junge Männer herbei, die soeben aus dem nahe der Bar gelegenen Fahrstuhl heraustraten. »Kommt her! Ich mach' euch mit dem alten Hasen bekannt, der mich in Rußland auf Großflugzeuge umgeschult hat. Wenn *er* nicht gewesen wäre, säße ich heute am Knüppel einer Scheiß-›He-5i‹ und müßte mir den Wind um die Nase wehen lassen.« Er stellte einen Leutnant und einen Feldwebel vor. »Beide gehören zu meiner Gruppe. Tüchtige Piloten mit Blindflugqualifikationen.« Und an Werner gewandt: »Welchen Dienstgrad haben Sie erreicht? Sie wurden damals Leutnant der Reserve.«

»Der werde ich wohl auch heute noch sein.«

»Sie haben sich nicht darum gekümmert? Da würde ich aber schnellstens ans RLM schreiben. Die Jahre in Lipezk zählen doppelt! Ihre Beförderung zum Hauptmann d. R. ist bestimmt längst fällig.«

»Mir genügt mein ziviler Titel. Ich wurde Flugkapitän.«

»Dann wird Sie die nächste Runde nicht umwerfen.«

»Kommt drauf an, wie Sie es meinen.« Werner bestellte auch für die beiden Hinzugekommenen.

»Gehört Ihnen der Mercedes mit der Berliner Nummer, der draußen vorm Hotel steht?« fragte der Leutnant.

»Sagen wir: meiner Frau.«

»Ein tolles Fahrzeug.«

»Reden wir von etwas anderem«, schlug Werner vor. »Ich war seit Jahren nicht in Deutschland. Wie sieht's daheim aus?«

»Prima«, antwortete der Feldwebel. »Arbeitslose gibt's nicht mehr. Und die Gehaltstüten sind prall gefüllt. Uns geht's natürlich besonders gut. Das fliegende Personal erhält 'ne dicke Zulage, und Hitler beschert uns, wie Sie sehen, die schönsten Ausflüge.«

»Und obendrein eine nicht zu unterschätzende Gefahrenzulage!« betonte der Hauptmann.

»Nur eins ist knapp«, warf der Leutnant ein. »Es gibt kaum Südfrüchte. Meine Schwester hat ein Baby bekommen und braucht Bananen. Hätten die Juden uns nicht aller Devisen beraubt, würde es genug davon geben. Mit den Nürnberger Gesetzen wurde den Itzigs jetzt wenigstens ein Denkkzettel verpaßt, den sie nicht vergessen werden.«

»Ein anderes Thema!« forderte »Balli«. »Ich habe keine Lust, mich hier in Sevilla zu ärgern.«

Werner hob sein Glas. »Hals- und Beinbruch! Und haben Sie Verständnis, wenn ich mich hiermit auch gleich verabschiede. Meine Frau erwartet mich.«

Hauptmann Ballmann begleitete ihn zum Hotelausgang. »Nehmen Sie die blöde Bemerkung nicht übel. Meine Jungens sind sonst prima Kerle. Die hören einfach nichts anderes.«

»Und wie denken Sie über die Nürnberger Gesetze?«

»Kurz und bündig: Sauerei!«

Das Hotel Cristina suchte Flugkapitän Eggebrecht so schnell nicht wieder auf. Trotz des kameradschaftlichen Verhaltens von Hauptmann Ballmann hatte er nicht das Bedürfnis, ihn zu treffen. Wozu sich der Gefahr aussetzen, erneut durch irgend jemanden verletzt zu werden?

Aber dann trat etwas ein, das alles auf den Kopf stellte. Dallmeier hatte ihn angerufen und gebeten, baldmöglichst zu ihm zu kommen. Er habe aus Barcelona eine günstige Nachricht erhalten, die eine sofortige Rücksprache erforderlich mache. Werner fuhr gleich nach

Tablada, wo ihm ausgerechnet jener Leutnant über den Weg lief, der die ›blöde Bemerkung‹ gemacht hatte.

Im ersten Moment war der junge Offizier wie erstarrt, doch dann bat er, die Hacken zusammenschlagend, um eine kurze Unterredung.

»Bittel!« antwortete Werner steif.

»Ich möchte mich bei Ihnen entschuldigen, Herr Flugkapitän.«

»Hat Hauptmann Ballmann Ihnen dies nahegelegt?«

»Nein, er hat mich zusammengestaucht und aufgefordert, einmal darüber nachzudenken, wie Juden, die Deutschland ohne ihr Hab und Gut verlassen müssen, wohl in der Lage sein könnten, uns aller Devisen zu berauben.«

Werner war es, als wehte ihm eine frische Brise ins Gesicht. Schon versöhnt fragte er: »Zu welchem Ergebnis sind Sie gekommen?«

»Daß nur ein Hornochse auf die Propaganda von Goebbels hereinfallen kann. Hauptmann Ballmann hat mir die Augen geöffnet. Ich begreife meine Gedankenlosigkeit nicht, verstehe nicht, daß ich einfach geglaubt habe, was Presse und Rundfunk berichten. Mir setzt das mächtig zu, und ich bitte Sie, meine Entschuldigung anzunehmen.«

Werner reichte die Hand. »Herzlichen Dank. Und grüßen Sie Hauptmann Ballmann. Ich werde ihn in den nächsten Tagen aufsuchen.«

Er ahnte nicht, daß ihm an diesem Tag noch weitere erfreuliche Dinge mitgeteilt werden würden. Der DLH-Vertreter in Barcelona hatte von der Madrider Regierung eine Zusage für die Durchführung der vorgeschlagenen Postflüge erhalten. Er empfahl jedoch, die Zentrale der Lufthansa erst in Kenntnis zu setzen, wenn es gelungen sei, auch vom zuständigen Militärkommandanten in Sevilla das erforderliche Plazet zu erhalten.

»Wir haben nun einmal zwei Regierungen«, erläuterte Leo Schwarz. »Beide müssen ihre Einwilligung geben. Dallmeier meint, Sie kennen jemanden, der da ein gutes Wort einlegen könnte.«

»Stimmt«, erwiderte Werner. »Ich werde den betreffenden Herrn gleich anrufen.«

Er hatte natürlich an den Abwehroffizier gedacht, und der staunte nicht schlecht, als er erfuhr, was erreicht worden war. »Ihre Idee ist großartig«, rief er erfreut.

»Und *Sie* waren es, der mich auf die Sprünge gebracht hat! Hätten Sie nicht ...«

»Also ein erfreuliches Teamwork! Außerdem haben Sie viel Glück. Admiral Canaris kommt morgen mit einer Sondermaschine. Voraussichtliche Landung gegen drei Uhr. Er ist heute nach Rom geflogen. Sie sollen ihn unmittelbar nach der Landung in Sevilla mit Ihrer ›Ju‹ nach Tetuan fliegen. Rückflug noch am gleichen Abend oder in der Nacht. Ich begleite den Chef und werde ihn bitten, Ihr Problem General Franco vorzutragen. Bin überzeugt, daß alles klappen wird. Canaris fliegt am nächsten Morgen via Rom nach Berlin zurück. Darum der Flugzeugwechsel.«

»Und ich hatte schon geglaubt, der Admiral wünsche in Spanien nur noch mit mir zu fliegen.«

Es erleichterte Ditha sehr, daß sich der junge Leutnant aus Hauptmann Ballmanns Gruppe bei Werner entschuldigt hatte. Ihr selbst konnten ›blöde Redensarten‹ nichts anhaben. Zu oft war sie wegen ihrer Rasse in der Jugend gehänselt worden. Das Verhalten des Hauptmanns aber imponierte ihr. Ihn wollte sie unbedingt kennenlernen.

Ihr Wunsch sollte schon bald in Erfüllung gehen. Wie üblich chauffierte sie Werner zum Flugplatz. Dort waren für die Besatzungen, die viermal am Tag nach Tetuan fliegen mußten, Kantinenzelte aufgestellt worden, in denen kleine Mahlzeiten und erfrischende Getränke gereicht wurden. Vor einem dieser mit dem Schild ›Personas Junkers‹ gekennzeichneten Zelte saß Hauptmann Ballmann mit ausgestreckten Beinen und zurückgelegtem Kopf auf einer Holzbank und sonnte sich.

»He, Balli!« rief Werner ihm zu. »Schön, daß wir Sie treffen. Ich möchte Sie mit meiner Frau bekannt machen.«

Der Gruppenkommandeur sprang auf. »Mensch, das ist nett. Ich hab' Sie gar nicht kommen sehen.« Er wandte sich an Ditha. »Ich freue mich, Sie endlich kennenzulernen. Erzählt hat Ihr Mann ja schon in Lipezk von Ihnen.«

»Und als Sie hörten, daß ich Jüdin bin, erklärten Sie prompt: ›Aha, dann hat se Jeld an de Föß.««

Ballmann lachte schallend. »So genau hat er Ihnen alles berichtet?«

»In diesem Fall hat er es mir sogar geschrieben.«

»Wenn Sie *meine* Braut gewesen wären, hätten Sie auch von mir viel Post bekommen. Einfach aus Angst, Sie zu verlieren.«

Ditha hielt sich die Ohren zu. »Wenn Sie noch dicker auftragen, falle ich in Ohnmacht.«

»Wir werden Sie dann schon wieder wach kriegen.«

Aus dem Zelt traten mehrere junge Männer in Fliegerkombination.

Hauptmann Ballmann verabschiedete sich. »Es ist soweit. Wir müssen starten. Besucht mich im Cristina.«

»Das verspreche ich Ihnen«, erwiderte Ditha.

Werner blickte auf seine Armbanduhr. »Ich muß gegen fünfzehn Uhr nach Tetuan fliegen. Vielleicht sehen wir uns da.«

Der Hauptmann schüttelte den Kopf. »Bestimmt nicht. Dort steigen wir überhaupt nicht aus, stellen nur die Motoren ab und warten, bis die ›Moros‹ in die Kabine gepfercht sind. Dann geht's ab in die Lüfte. Also, Servus!«

Als Ditha mit ihrem Mann allein war, meinte sie versonnen: »Deinen ›Balli‹ hatte ich mir ganz anders vorgestellt. Der ist ja richtig nett.«

»Wer ist das in deiner Gegenwart nicht?« flachste er. »Am besten haust du jetzt ab. Manzel wird gewiß weit vor der voraussichtlichen Ankunft von Canaris hier aufkreuzen, und ich möchte noch einiges mit ihm besprechen.«

»Versteh' schon. Kannst mich nicht schnell genug loswerden.«

»Zu dumm, daß du immer alles sofort merkst.«

Werner hatte sich nicht getäuscht. Der Abwehroffizier erschien bereits eine Stunde vor der Landung der Sondermaschine. Er begrüßte den Flugkapitän lebhaft. »Hat sich viel getan, seit wir uns das letzte Mal sahen, wie?«

»Weiß Gott!«

»Prächtig, daß Sie einen Weg gefunden haben, den Luftpostdienst aufrechtzuerhalten. Hier in Andalusien ist ja nichts mehr zu befürchten. Was fehlt und dringend beschafft werden muß, sind Treibstoff und Waffen. Aber wir bekommen beides. Benzin liefern derzeit die Franzosen über Tanger.«

»Ich denke, Frankreich unterstützt die Republikaner.«

»Stimmt. Der bekannte Gelehrte und Pilot Andre Malraux hat sogar dazu aufgerufen, mit ihm in Spanien für die Erhaltung der Demokratie zu kämpfen. Das hält die französische Regierung jedoch nicht davon ab, auch mit den Nationalen Geschäfte zu machen.

Natürlich stillschweigend und mit verbundenen Augen. Weiteres Material und Benzin liefert Deutschland auf dem Schiffsweg. In Hamburg werden im Moment Gewehre, Patronen und Handgranaten verladen; in Bremen und Kiel Bomben verschiedenen Kalibers und fünf ›He 51.«

Betroffen fragte Werner: »Wir liefern auch Jagdflugzeuge?«

»Natürlich. Wenn es soweit ist, brauchen unsere Bomber Geleitschutz. Sobald alle ›Moros‹ herübergeschafft sind, werden unsere Maschinen umgerüstet. Bombengeschirre sind bereits unterwegs.«

»Wir gehen also doch einem richtigen Krieg entgegen.«

»Nein, daran hat niemand ein Interesse.«

»Und was ist, wenn französische, deutsche und italienische Militärs auf den Gedanken kommen, dieses Land als Übungsgelände zur Erprobung von Flugzeugen und Waffen zu betrachten?«

»Es wäre falsch, diese Möglichkeit auszuschließen. Primär geht es jedoch darum, in Spanien für Ruhe und Ordnung zu sorgen.«

Während sie so debattierten und Werner Dinge erfuhr, die ihn den Atem stocken ließen, setzte eine silbern gestrichene ›Ju J2‹ zur Landung an. Im Gegensatz zu den Transportmaschinen, die gleich nach ihrer Ankunft in Tablada einen kriegsmäßigen Farbanstrich erhalten hatten und am Leitwerk mit dem Andreaskreuz auf hellem Grund versehen worden waren, besaß die anschwabende

dreimotorige Junkers ein rot gestrichenes Leitwerk mit dem schwarzen Hakenkreuz im weißen Feld.

Manzel wies auf das an deutschen Flugzeugen neuerdings angebrachte Nationalitätszeichen. »Für die Flüge nach Barcelona sollten Sie Ihre Maschine auch so kennzeichnen. Dann ist jede Verwechslung ausgeschlossen.«

»Dafür dürften unsere weißen Motorhauben schon sorgen«, gab Werner zu bedenken.

»Dennoch rate ich Ihnen, das Leitwerk mit dem auffälligen deutschen Hoheitszeichen zu versehen.«

Konsterniert dachte Werner: Daß mir das Hakenkreuz Schutz bieten soll, ist eine Ironie des Schicksals.

Die ›Ju 52‹ des Admirals landete und rollte vor das Abfertigungsgebäude.

»Warten Sie hier«, bat Manzel. »Ich konnte den Admiral nicht mehr anrufen und möchte ihn schnell über Ihren Plan und das Erreichte informieren.«

Werner war wie benommen. Was ihm der Abwehroffizier in den letzten Minuten anvertraut hatte, erdrückte ihn fast. Die Auseinandersetzung zwischen den Nationalen und Republikanern spielte offensichtlich nur noch eine zweitrangige Rolle. Spanien war zum Spielball fremder Mächte geworden. Frankreich hatte, wenngleich verklausuliert, die Entsendung von Jagdflugzeugen und Bombern zugesagt. Deutschland übte nach außen hin Abstinenz und hatte dem ›Gauleiter‹ Bernhardt beziehungsweise dessen über Nacht gegründeter ›Compania Hispano-Marroqui de Transportes‹ alle Lieferungen und Aufgaben übertragen. Er scheffelte jetzt Millionen. Italien hatte sich entschlossen, in aller Offenheit Infanterie und Luftstreitkräfte nach Spanien zu entsenden. Vor allen Dingen Savoia-Marchetti-›SM-8i‹Bomber. Damit standen den Nationalen Flugzeuge zur Verfügung, die um 140 km/h schneller als die ›Ju 52‹ waren. Aktionsradius und Zuladung übertrafen sogar das Doppelte.

Zweifellos wurde die Lage in Spanien von Frankreich, Deutschland und Italien ausgenutzt, um politische Ziele zu verfolgen und gute Geschäfte zu machen. Aber durfte er, Werner Eggebrecht, sich darüber aufregen? Legte er es nicht auch darauf an, die

gegebene Situation für sich zu nutzen? Gewiß, ihm ging es nur darum, seinen Verbleib auf der Iberischen Halbinsel zu sichern, doch war der Unterschied wirklich so groß?

Werner beobachtete Manzel und den Admiral. Würde sich Canaris bei Franco für die Belange der Lufthansa einsetzen? Das Ansehen des nach Las Palmas verbannt gewesenen Generals hatte sich durch den von ihm initiierten Lufttransport der Marokkaner wesentlich erhöht, und es stand zu erwarten, daß ihm die Junta das Oberkommando übertragen würde.

Manzel winkte Werner herbei.

Er ging auf den Admiral zu und meldete das Flugzeug startklar.

Canaris begrüßte ihn sehr herzlich. »Was Sie da eingeleitet haben, findet meinen Beifall. Sie scheinen ein ideenreicher Odysseus zu sein. Ich werde auf alle Fälle versuchen, von Franco die Zustimmung zu erhalten. Ob mir das gelingt ...« Er hob die Schultern. »Meines Erachtens wird es dem General gegen den Strich gehen, in dieser Sache mit der Madrider Regierung an einem Strang zu ziehen. Aber wie gesagt, ich werde mein möglichstes tun.«

Auf dem Flug nach Tetuan gingen Werner die Worte des Admirals nicht aus dem Kopf. Verbissen überlegte er, wie man dem General das Vorhaben schmackhaft machen könnte. Vergeblich grübelte und grübelte er, bis ihm beim Erreichen der afrikanischen Küste ein Gedanke kam, der ihn veranlaßte, Manzel in die Führerkanzel zu bitten.

Der Abwehroffizier entsprach seinem Wunsch.

Werner sah ihn erwartungsvoll an. »Sollten wir Franco nicht darauf aufmerksam machen, daß die Iberia ihren Hauptsitz in Madrid hat und somit der republikanischen Regierung untersteht? Das müßte dem General doch schwer mißfallen, meinen Sie nicht auch?«

»Gewiß, aber worauf wollen Sie hinaus?«

»Daß eine neue, *nationale* Iberia gegründet werden muß! Und zwar mit Hilfe der Lufthansa. Der Postdienst zwischen Sevilla und Barcelona könnte als ein bescheidener Anfang gewertet werden. Auch wird es nach dem militärischen Durchbruch zu den anderen Teilen des Landes notwendig sein, einen Flugdienst nach Salamanca,

Valladolid, Burgos und Zaragoza einzurichten. Unsere Zentrale in Berlin ist bestimmt bereit, den Anfang zu machen und das aufgebaute Netz der nationalen Iberia zu übergeben, sobald im Land wieder Ruhe herrscht.«

Manzel stieß Werner in die Seite. »Das ist das Ei des Columbus! Canaris wird Sie ...« Er drehte sich um und verschwand in der Kabine.

Wenige Minuten später erschien der Admiral in der Kanzel. »Gratuliere! Ihr neuerlicher Vorschlag wird dem General behagen. Die Strecke nach Barcelona werden Sie allerdings nur kurze Zeit befliegen können, da Madrid seine Genehmigung zurückziehen wird, sobald Deutschland die neue spanische Regierung anerkennt. Das dürfte schon in ein paar Monaten der Fall sein.«

»Dann ziehe ich eben den Linienverkehr der zu gründenden nationalen Iberia auf.«

»Sofern ich bis dahin nicht eine interessante Aufgabe für Sie habe. Wenn die erfüllt ist, können Sie von mir aus zwischen Sevilla und Burgos hin- und herpendeln.«

Werner hätte jubeln mögen. »Herzlichen Dank, Herr Admiral.«

Canaris klopfte ihm auf die Schulter. »Grüßen Sie Ihre Gattin von mir. Sie hat mir einen reizenden Brief geschrieben.«

»Meine Frau?«

»Wußten Sie das nicht?«

»Nein.«

»Sie bedankte sich für die Rosen, die ich zu Ihrer Hochzeit schickte.«

»Kein Wort hat sie mir davon gesagt.«

»Auch das gefällt mir. Sie hätten ihr wahrscheinlich davon abgeraten. Stimmt's?«

»Ja. Ich hatte mich ja schon bei Ihnen bedankt.«

Bereits am 5. August, dem Tag der ›Santa Maria de Africa‹, konnte Werner Eggebrecht zum ersten Postflug nach Barcelona starten. Ditha und Natalja hatten sich am Abfertigungsgebäude von der Besatzung verabschiedet und waren gleich zum Peiler gegangen, um den Flug von der ersten bis zur letzten Minute zu verfolgen. Beide machten sich keine direkten Sorgen, aber die Vorstellung, daß republikanisches Gebiet überflogen werden mußte, dessen Machthaber den Nationalisten Tod und Verderben geschworen hatten, war höchst unangenehm.

Da außer dem normalen Flugverkehr auch eine Nachrichtenübermittlung auf Kurzwelle möglich war, übernahm der im Morsen noch nicht ganz sattelfeste Kreuzpointner auf Wunsch von Natalja diese interne Aufgabe. Die beiden liebten sich heiß und innig, zeigten dies aber ebensowenig wie Ditha und Werner, die ihre Empfindungen füreinander, außer vielleicht bei der Rückkehr von einem Flug, nie zur Schau stellten.

Das Kurzwellengerät befand sich in der Kabine der ›Ju J2‹, und Kuhnke war froh, wieder einmal in der Führerkanzel sitzen zu können. Die Flugroute verfolgte er so intensiv, als hinge das Leben aller von seinen Beobachtungen ab. Mit Erleichterung stellte er fest, daß die Flugsicherung wie eh und je durchgeführt wurde. Dennoch meldete er dem Madrider Peiler schon sehr frühzeitig, daß die Lufthansa-Maschine 0-2526 leicht an ihren weiß gestrichenen Motorhauben und an dem auffälligen deutschen Nationalitätszeichen zu erkennen sei. Auch dieser Funkspruch wurde ordnungsgemäß quittiert, und erst nach der Landung in Barajas zeigte sich, daß doch ein grundlegender Wandel eingetreten war.

Dem DLH-Vertreter, der nach wie vor in Madrid seinen Dienst versah und die republikanische Post für Barcelona zu übergeben hatte, war untersagt worden, mit der Besatzung zu sprechen. Ein Offizier überwachte die Einhaltung dieser Bestimmung, die um so unverständlicher war, als über das von einer amerikanischen

Gesellschaft in Spanien installierte Telefonnetz jeder anrufen konnte, wen er wollte.

Das gleiche Theater erlebte Werner am Nachmittag in Barcelona. Er erhielt nicht die Erlaubnis, mit Leo Schwarz zu reden, obwohl diesem die Einrichtung der Postflüge zu verdanken war. Aber es gab kein Verbot, miteinander zu telefonieren und einen Treffpunkt zu vereinbaren. Also nahmen beide ihren Aperitif im Hotel Majestic ein und machten sich lustig über die Sinnlosigkeiten hüben wie drüben.

»Was ich nicht verstehen kann«, sinnierte Werner, »ist die Tatsache, daß linke Gesinnung, die zweifellos zumeist auf intellektuellem Boden wächst, haarsträubende Auswüchse gebiert, sobald sie in Politik umgesetzt wird. Dann entwickelt sich ein schier unbegreiflicher Verfolgungswahn.«

»Das ist ganz natürlich«, entgegnete Leo Schwarz. »Intellektuelle liefern das Saatgut. Geerntet wird von Menschen, die nie in der Verantwortung gestanden haben und angesichts der ihnen plötzlich zugefallenen Aufgabe Angst bekommen, ihre Position wieder zu verlieren.«

Beide ließen das unerfreuliche Thema schon nach kurzer Zeit fallen, und Werner war froh, als er am Abend Ditha anrief und ihre Stimme hörte. Über ganz Spanien konnten sie sich unterhalten, Politiker und Militärs aber sprachen nicht mehr miteinander. Seit über einem Jahrhundert hatte die spanische Innenpolitik versagt und keines der anstehenden Probleme gelöst. Da mochte mancher denken: Wozu noch miteinander reden? Schießen ist einfacher als verhandeln. Die Folgen? Du lieber Gott, Tränen zählen nicht.

Sevillas Straßenbild veränderte sich zusehends. Die Farbenpracht der andalusischen Kleidung wurde immer mehr vom Olivbraun der Uniformen verdrängt. Es gab aber auch Gruppen schneeweiß gekleideter Männer, deren elegante Jacketts ebenso auffielen wie das wichtigtuersische Gehabe ihrer Träger. Diese ›Schönlinge‹, wie sie genannt wurden, wohnten mit den deutschen Flugzeugbesatzungen im Hotel Cristina und stellten sich hier besonders provozierend zur Schau. Unter ihnen waren die erfahrensten Monteure, Werkmeister und Ingenieure der Luftfahrt, die heimlich, ohne daß die

Öffentlichkeit davon erfuhr, von Hamburg nach Cádiz verschifft worden waren. Ihre weißen Anzüge verdankten sie einem Ministerialrat, der sich gesagt haben mochte: Uniformen dürfen unsere Leute in Spanien aus Tarnungsgründen nicht tragen, aber Männer, die zum Kampf gegen den Kommunismus antreten, müssen eine Einheit bilden. Auch ist zu bedenken, daß es im Süden Spaniens sehr heiß ist. Bei dieser Überlegung war der hohe Beamte wohl auf die Idee gekommen, allen zur Unterdrückung der roten ›Flut‹ entsandten Militärs und Zivilisten weiße Anzüge und Mützen zu verpassen, die eigentlich für die Ordnungskräfte der gerade in Berlin angelaufenen Olympiade gefertigt worden waren. Da war es naheliegend, daß die so ungewöhnlich Ausstaffierten sich entsprechend gebärdeten.

Verrücktheiten waren plötzlich an der Tagesordnung. Die deutschen Piloten hatten die Weisung erhalten, sich auf keinen Fall an Kampfhandlungen zu beteiligen. Dementsprechend wurden die ersten fünf ›He-5i‹-Jagdflugzeuge einem spanischen Verband übergeben, dessen ›Asse‹ wenige Stunden später drei der begehrten Maschinen am Boden zerstörten. Worauf befohlen wurde, die iberischen Aviateure sorgfältig umzuschulen. Die so trainierten Helden der Lüfte machten nunmehr ›Cochenjagd‹, das heißt, sie schossen auf jedes Auto, das sie jenseits der nationalen Grenze entdeckten. Daß dabei Landsleute, die auf der Flucht waren, ihr Leben verloren, kümmerte sie nicht.

Als wenig später auch Deutsche angewiesen wurden, in die Kämpfe einzugreifen, betrieben sie das gleiche Geschäft. Die ›He 5i‹ war nun einmal ein veraltetes Jagdflugzeug. Voller Neid schielten die deutschen Piloten auf die Italiener, die mit ihren Fiat ›CR-32‹ französische Flugzeuge unweigerlich in die Tiefe schickten.

Unterdessen rüstete Flugkapitän Henke, der mit den beiden Emissären nach Berlin geflogen war, in eigener Machtvollkommenheit sein Flugzeug zum Bomber um, unternahm sodann einen Angriff auf den Panzerkreuzer ›Jaime I.‹ und setzte ihn mit einem Volltreffer außer Gefecht.

Werner hatte dafür nicht das geringste Verständnis. »Wohin kommen wir, wenn Zivilisten ihren Tatendrang durch selbst organisierte Bombenabwürfe befriedigen?« erregte er sich. »Wird

Henke bei dem Gedanken, viele Menschen getötet zu haben, je wieder ruhig schlafen können?«

Begeistert reagierte Werner dagegen auf die Initiative des Oberleutnants von Moreau, der, als er von dem Hunger der im Alcazar von Toledo eingeschlossenen Verteidiger hörte, seine ›Ju 52‹ mit Lebensmitteln belud und nachts von Tablada in Richtung Nordost startete. In viertausend Meter Höhe näherte er sich der umkämpften Stadt, drosselte in wohlberechneter Entfernung die Motoren und glitt fast geräuschlos an den Alcazar heran, wo er im Morgengrauen die gesamte Ladung hinunterprasseln ließ. Doch er hatte Pech: Das kostbare Gut landete außerhalb der Festungsmauern.

Moreau gab nicht auf. Er startete am nächsten Tag erneut und flog den Alcazar in nur fünfhundert Meter Höhe an. Ungeachtet des Feuerhagels, in den er geriet, löste er im Tiefflug über dem Ziel die Abwurfvorrichtung aus. Diesmal mit Erfolg. Die in Blechkanister verpackten Lebensmittel fielen exakt in den nur sechzig mal sieben Meter großen Innenhof des Alcazar. Trotz zahlreicher Einschüsse gelang es Moreau, mit seiner Besatzung wohlbehalten nach Sevilla zurückzukehren.

Unerfreuliches hingegen mußte Werner auf dem nächsten Flug nach Barcelona feststellen. Der Madrider DLH-Vertreter war verhaftet worden. Ein Flugkapitän der Lufthansa hatte infolge Kompaßdefektes das Pech gehabt, so weit vom Kurs abzukommen, daß er die Orientierung verlor und nicht in Sevilla, sondern in Madrid landete. Dem geistesgegenwärtigen DLH-Vertreter war es zu verdanken, daß der Pilot sofort wieder startete. Zur Strafe hatte man den Deutschen eingesperrt.

Nach diesem Vorfall ergaben sich für Werner, Kuhnke und Kreuzpointner erhebliche Schwierigkeiten. Die Beamten des Madrider Flughafens begegneten ihnen mit Mißtrauen, durchsuchten die Maschine von oben bis unten und ordneten an, daß nur noch in Madrid-Loring und nicht mehr in Barajas gelandet werden dürfe, wo sich der Peiler befand. Anflüge bei schlechten Wetterlagen wurden dadurch problematisch. Werner wies auf die sich daraus ergebenden Gefahren hin. Man zuckte die Achseln. Der Grund war klar. Am Platzrand standen die ersten französischen ›Bloch‹- und ›Potez‹-Bomber.

Auch auf dem idyllisch gelegenen Flughafen Barcelona-Prat hatten sich französische Flugzeuge eingefunden, allerdings ausschließlich Jagdmaschinen. Sie zu betrachten wurde Werner nicht verwehrt. Mit dem DLH-Vertreter aber durfte er nicht sprechen. Also trafen sie sich wieder im Hotel Majestic, wo sie diesmal nicht über verrückte Anweisungen lästerten, sondern sich besorgt über die Einfuhr deutscher, französischer und italienischer Flugzeuge unterhielten.

»Das kann nicht gutgehen«, war Werners Meinung. »Der Bürgerkrieg entwickelt sich zum Waffenerprobungskrieg dreier europäischer Nationen.«

»Zählen Sie getrost auch Rußland hinzu«, riet ihm Leo Schwarz. »Väterchen Stalin wird auf die Dauer nicht abseits stehen wollen. Wenn er erfährt, in welcher Form die Madrider Regierung zahlt, zögert er bestimmt nicht lange. Für die ersten Flugzeuglieferungen erhielt Frankreich hundertvierzigtausend Pfund in *purem Gold!*«

»Man verhökert den Staatsschatz?« empörte sich Werner.

»Ohne Hemmungen. Spanien wird nach dieser Auseinandersetzung ein Krüppel sein. Das Militär erhob sich gegen eine regierungsunfähige Linkskoalition, konnte seinen großangelegten Putsch aber nur teilweise in die Tat umsetzen. Die Folge: Deutschland, Frankreich und Italien beziehen willkommenes Übungsgelände und werden eine schnelle Beendigung des entbrannten Kampfes zu verhindern wissen. Und wenn Stalin dem Klub der Erprobungswütigen beitrifft, wird er genauso denken. Deshalb richte ich mich vorsorglich auf einige Jahre ein.«

Werner rang die Hände. »Berufen Sie das nicht!« »Erwarten Sie von mir, daß ich Augen und Ohren schließe? Für mich steht fest, daß kein Staat es wagen wird, hier ernsthaft zu intervenieren. Allen ist eine begrenzte, auf Sparflamme gesetzte Auseinandersetzung lieber als der Ausbruch eines neuen Weltkrieges. Und der könnte vor der Tür stehen, wenn die Feindseligkeiten in diesem Land zu einem Kreuzzug der Ideologien führen würden. Da hält man es für besser, Spanien als Truppenübungsplatz zu betrachten.«

Obgleich Werner stets aufatmete, wenn er bei seinen Postflügen über das republikanische Gebiet wieder die nationale Zone erreichte, war er mit seiner neuen Tätigkeit durchaus zufrieden. Er brauchte nur an zwei Tagen in der Woche zu fliegen und konnte, wie schon seit langem nicht mehr, viele geruhssame Stunden mit Ditha verbringen. Morgens ritten sie über Weiden und Felder am Ufer des Guadalquivir entlang. Danach erfrischten sie sich ausgiebig im Schwimmbecken. Anschließend frühstückten sie in aller Gemütlichkeit, wobei sie verschiedene ausländische Journale lasen. Doch eines Tages stellten sie betroffen fest, daß der spanische Bürgerkrieg kaum noch erwähnt wurde. Spaltenlang berichtete die internationale Presse nun über die Olympiade in Berlin, und zwar einmütig lobend. Der *Observer* schrieb: »Diese Veranstaltung ist das großartigste Sportereignis, das die Welt je gesehen hat. Deutschland scheint der hervorragendste Gastgeber zu sein, den man sich denken kann.« Und der *Daily Telegraph* bezeichnete in einem Schlußresümee die Spiele in Berlin als »die glänzendsten in der Reihe der neuzeitlichen Olympiaden«.

Nur beiläufig wurde ein Vorkommnis erwähnt, das Ditha und Werner als einen unglaublichen Skandal empfanden. Der Amerikaner Jesse Owens, Gewinner von vier Goldmedaillen und erfolgreichster Sieger der XI. Olympiade, wurde wegen seiner Hautfarbe als einziger nicht von Hitler empfangen und beglückwünscht. Vor aller Welt demonstrierte der Reichskanzler und Reichspräsident des deutschen Volkes seinen Rassenwahn, und die internationale Presse nahm keinen Anstoß daran.

Ditha grämte sich: »Ich begreife die ausländischen Politiker nicht. Wer von ihnen angesichts des empörenden Verhaltens Hitlers nicht protestiert, darf sich nicht wundern, wenn der ihm eines Tages auf dem Kopf herumtanzt.«

»Das tut er bereits«, konstatierte Werner. »Tag für Tag schickt er Soldaten und Waffen in dieses Land.«

Ditha rümpfte die Nase. »Und das, obwohl sein Außenminister die Erklärung abgegeben hat, Deutschland werde sich im spanischen Bürgerkrieg strikt neutral verhalten. Andererseits: Frankreich und Italien, die waggonweise Kriegsmaterial zur Verfügung stellen, haben das gleiche Dokument unterschrieben.«

Werner erhob sich, um einige Schritte auf und ab zu gehen. »Mir scheint, wir müssen anfangen umzudenken. Mit unserer Empörung ändern wir nichts. Machen wir etwas aus dem scheußlichen Treiben. Nutzen wir jede Stunde, die uns – ich wage es kaum auszusprechen dieser Krieg *schenkt*. Wir sind zusammen, Ditha! Ich kann meinen Beruf ausüben! Solange *wir* nichts Unrechtes tun, ist es unser gutes Recht, jeden Tag so zu nehmen, wie er sich uns darbietet. Leben wir, ohne zu hadern! Wir haben allen Grund, glücklich zu sein.«

»Sofern wir die Verpflichtung erfüllen, die das Glücklichein uns auferlegt«, erwiderte sie. »Zum Beispiel: Der Vater und der Bruder unseres Zimmermädchens Maria-Lourdes wurden beim Heranrücken der Nationalen von den Republikanern *gezwungen*, sich in ihre Reihen zu stellen und mit ihnen den Heimatort zu verlassen. Nun behaupten die Anhänger Francos, die beiden seien den Regierungsgetreuen *freiwillig* gefolgt. Maria-Lourdes' Mutter und Schwestern sollen jetzt dafür büßen. Man hat ihnen das Vieh genommen und den Bewohnern der Ortschaft untersagt, ihnen auch nur die geringste Unterstützung zu gewähren.« »Es ist also wahr«, empörte sich Werner, »daß Unschuldige für etwas leiden müssen, was Väter oder Brüder angeblich getan haben sollen?«

»Beide Parteien gehen rigoros vor. Und aus Angst wagt keine Familie, der anderen zu helfen. Langer Rede kurzer Sinn: Laß mich an den Tagen, an denen ihr nach Barcelona fliegt, den Wagen mit Lebensmitteln vollpacken und in Not Geratenen beistehen. Mir, einer Schwedin und Frau eines deutschen Flugkapitäns, kann man das nicht verbieten. Ich würde bei der Familie von Maria-Lourdes anfangen. Sie soll mich begleiten und mit mir herausfinden, wo sonst noch Hilfe gebraucht wird.«

Werner beugte sich über seine Frau. »Dein gutes Herz macht mal wieder große Sprünge.«

»Nenn es, wie du willst.«

»Also gut, ich bin einverstanden.«

Ditha rannte davon, um Maria-Lourdes zu verständigen. »Gleich übermorgen geht's los!«

Kuhnke, der in diesem Moment mit Natalja und Kreuzpointner im Patio erschien, schaute hinter ihr her. »Wohin geht's morgen los?«

Werner erzählte, was sich zugetragen hatte und was Ditha beabsichtigte.

Der Funkmaschinist sah ihn entgeistert an. »In einer Zeit, da alles drunter und drüber geht, willst du deine Frau und ein junges Mädchen allein über Land fahren lassen?«

»Glaubst du, daß es Zweck hätte, gegen Ditha anzureden?«

»Aber wir können doch nicht ... Wo liegt das Kaff überhaupt, in das sie fahren will?«

»Soviel ich weiß, etwa vierzig Kilometer von hier entfernt.«

»Dann werden wir den beiden Hübschen unseren kräftigsten Monteur mitgeben.«

»Und zwar Jose!« konkretisierte Sebastian. »Der hat vier Jahre beim Militär gedient. Noch heute trägt er sein Käppi mit der baumelnden Quaste. Der wird Dampf machen, wenn jemand pampig werden sollte.«

Natalja hakte sich bei ihrem Freund ein. »Was seid ihr doch für prima Kerle.«

Kuhnke grinste. »Wie heißt es so schön? Wer die Übersicht verloren hat, muß wenigstens den Mut zur Entscheidung haben.«

Beim nächsten Postflug wurde es Werner, Kuhnke und Kreuzpointner kurz vor Madrid ziemlich mulmig. Im Weichbild der Stadt fanden Luftkämpfe statt, wie sie eine Woche zuvor noch niemand für möglich gehalten hätte. An die zwanzig Maschinen ›kurbelten‹ in den unterschiedlichsten Höhen, und es war lähmend, zu sehen, wie Flugzeuge mit langen Rauchfahnen oder brechenden Tragflächen in die Tiefe stürzten. Das war kein Bürgerkrieg mehr. Französische ›Breguet‹ und ›Nieuport‹, deutsche ›He 5i‹ und ›He 45‹, italienische Fiat ›CR-32‹ und Romeo ›Ro-4i‹ wirbelten wild durcheinander. Fast im Tiefflug donnerten mit Bomben beladene ›Juj2‹ und ›SM-8i‹ gradlinig auf die Hauptstadt zu. Ein vom Einsatz über dem nationalen Gebiet zurückkehrender französischer ›Potez‹-Bomber fing Feuer, eine deutsche Junkers zerschellte, noch bevor sie Madrid erreichte. In diesem unüberschaubaren Gewirr von Flugzeugtypen setzte sich plötzlich ein französischer Pilot mit einer

»Dewoitine«, deren Leitwerk das rot-gelb-violette Hoheitszeichen der Republikaner zeigte, neben Werners Maschine, wackelte kurz darauf mit der Tragfläche, gab wieder Vollgas und jagte davon.

»Daheim wird nichts von alledem erzählt«, vergatterte Werner die Flugkameraden nach der Landung.

Sebastian wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Klarer Fall. Jetzt werde ich aber auch unsere Flächenenden weiß anstreichen. Dann sind wir noch besser zu erkennen.«

»Gute Idee«, stimmte Kuhnke ihm zu. »Mir ist vorhin verdammt heiß geworden.«

»Ich bekam regelrecht Fracksausen«, bekannte Werner.

Auf dem Weiterflug nach Barcelona und während des Rückflugs am nächsten Tag gerieten sie glücklicherweise nicht wieder in eine »Kurbelei«. Doch sie hatten nicht mehr die Möglichkeit, Natalja mit Hilfe des Kurzwellensenders über die jeweilige Flugposition zu informieren. Das wertvolle Gerät hatte man in Madrid-Loring kurzerhand beschlagnahmt und ausgebaut. Werner ärgerte sich über das willkürliche Vorgehen der Republikaner. Zum Glück hatte er Ditha am Abend von Barcelona aus angerufen und ihr mitgeteilt, daß sie und Natalja sich keine Gedanken über das Ausbleiben der üblichen Meldungen machen sollten.

»In Ordnung«, hatte sie geantwortet und gefragt: »Möchtest du nicht wissen, wie es uns auf der Fahrt zu Marie-Lourdes' Mutter ergangen ist?«

»Natürlich«, versicherte er. »Ich war über die Requisition unseres Kurzwellensenders so aufgebracht, daß ich ...«

»Schon gut«, unterbrach sie ihn. »Als du meine Stimme hörtest, wußtest du ja, daß alles klargegangen ist. Jose hätte überhaupt nicht mitzufahren brauchen.«

»Er soll euch trotzdem weiterhin begleiten.«

»Wenn dich das beruhigt. Er hat sich im Dorf auch sehr geschickt verhalten. Die verängstigte Bevölkerung befürchtete Repressalien, wenn wir den betroffenen Familien Lebensmittel und Geld geben. Doch wie gesagt, es hat alles prächtig geklappt, und in der kommenden Woche fahren wir wieder los.«

Am nächsten Morgen war Werner froh, Ditha über die Beschlagnahme des Kurzwellensenders informiert zu haben. Denn Stunde um Stunde mußten sie auf das Eintreffen des Heinkel-»Blitz« warten, der nach einer planmäßigen Zwischenlandung in Marseille infolge eines kleinen Defektes erst verspätet wieder starten konnte. Das Flugzeug traf nicht wie üblich um acht Uhr, sondern erst kurz nach Mittag ein.

Während Kreuzpointner die Motoren der »Ju J2« anließ, übernahm Werner die Post. »Wie sieht's auf der Strecke nach Sevilla aus?« erkundigte sich Flugkapitän Heinze.

»Wenig erfreulich. Im Raum von Madrid sahen wir gestern mehrere Flugzeuge abstürzen. Bomber, die im Anflug waren, wurden von Jägern angegriffen beziehungsweise verteidigt.«

»Dann sagen Sie Ihrer Gattin mit einem sehr herzlichen Gruß, daß ich mich sofort bei ihr melden werde, falls es, was ja sein könnte, Sie zufällig treffen sollte.«

»Sie sind ein Gemütsmensch.«

»Bitte, fügen Sie das unbedingt hinzu! Frauen mögen alles, was das Herz anspricht.«

»Werden Sie sich nie ändern?«

»Warum sollte ich?«

»Dann weiterhin Hals- und Beinbruch.«

Der frivole Kollege langte in die Brusttasche seines Jacketts. »Jetzt hätte ich beinahe vergessen, Ihnen diesen Brief zu geben. Ihre Mutter hat ihn mir in die Flosse gedrückt und mich wegen meines Alfa Romeo zurechtgewiesen. Ein deutscher Pilot und ein italienisches Auto – das war zuviel für sie.«

»Sie hat es mir geschrieben. Geht es ihr gut?«

»Und wie! Ich mußte ihr versprechen, sie gelegentlich zu einer Tasse Kaffee einzuladen. Vermutlich möchte sie mich mal richtig zusammenstauchen.«

Werner lachte. »Das ist so ihre Art. Nehmen Sie es mit Humor.«

»Darum möchte auch *ich* gebeten haben. Und wenn wirklich ein böses Maschinengewehr ... Postkarte genügt. Ich komme sofort. Sagen Sie Ihrer reizenden Gattin, daß ich noch heute ihr Knie fühle,

an das ich mich beim Abendessen in Böblingen heranzutasten wagte. Damals wußte ich ja noch nicht...«

Keine schlechte Art, sich durchs Leben zu schlagen, dachte Werner, als er in seine »Ju« kletterte.

Als Ditha am Abend wie erlöst auf ihn zugelaufen kam, erinnerte er sich unwillkürlich an den Charmeur. Sie wußte erst seit einer Stunde, als Kuhnke mit dem normalen Funkgerät den Peiler Sevilla-Tablada hatte erreichen können, von der großen Verspätung.

»Ich hab' schon um dich gezittert«, klagte sie. »Dallmeier hat Barcelona und Madrid angerufen, erhielt jedoch aus unerfindlichen Gründen keine Auskunft.«

Werner zog sie an sich. »Das deckt sich mit einer Vermutung, die ich hege. Wahrscheinlich bereut man, uns die Genehmigung für die Postflüge gegeben zu haben, und versucht nun, uns mit Mätzchen davonzuekeln. Aber sprechen wir von uns. War die Fahrt mit Maria-Lourdes und Jose sehr anstrengend?«

»Teils, teils. Über weite Strecken besteht die Straße nur aus Schlaglöchern. Maria-Lourdes wurde es dauernd übel. Bei der nächsten Fahrt nehme ich sie nicht wieder mit. Ich kenne mich jetzt ja aus, und Jose ist ein angenehmer Begleiter. Von ihm hab' ich sogar einige hochinteressante Dinge erfahren.«

»Im Moment möchte ich mich nur mit dir beschäftigen.«

»Aha, ich ahne, was der Herr wünscht.«

»Etwas dagegen einzuwenden?«

»Dreimal darfst du raten.«

Als sie den Wagen erreichten, schloß Werner das Verdeck.

»Warum denn das?«

»Es soll uns keiner sehen können.«

»Mir wird ganz warm ums Herz.«

»Wie schön. Doch es gibt noch einen anderen Grund. Flugkapitän Heinze gab mir im letzten Moment einen Brief von Mama, den ich noch nicht gelesen habe. Führen wir ihn uns während der Fahrt zu Gemüt.«

Ditha setzte sich ans Steuer. »Vorher möchte ich wenigstens einen Augenblick lang spüren, daß du wirklich wieder bei mir bist.«

Dieser Aufforderung entsprach Werner nur zu gern. Dann schob er Ditha behutsam hinter das Steuerrad und zog den Brief aus der Tasche.

Sie ließ den Motor an. »Eine Bitte habe ich: Ärgere dich nicht, wenn Mama was Dummes geschrieben haben sollte.«

»Ich werde mich bemühen«, versprach er, öffnete das Kuvert und entnahm ihm einen drei Seiten umfassenden Brief. »Meine Lieben«, las er vor. »Ihr müßt entschuldigen, daß ich seit geraumer Zeit nichts von mir hören ließ. Ich wurde in den ›Ausschuß zur Erziehung gefährdeter Kinder‹ gewählt und nahm ein fast verwahrlostes Mädchen übelster kommunistischer Eltern zu mir in die Wohnung. Annette, so heißt das elfjährige arme Geschöpf, schläft auf der Couch in meinem Zimmer, so daß sie immer unter Aufsicht ist. Stellt Euch vor: Annette, ein im Grunde genommen reizendes Mädchen, kannte weder das Deutschland- noch das Horst-Wessel-Lied! Aber die Zeiten des Ungeistes sind vorbei. Es gibt kein Gebiet mehr, auf dem Hitler nicht für Ordnung sorgt.

Was er zu leisten vermag, stellte die Olympiade unter Beweis. Die Welt ist voll des Lobes und begreift endlich, daß unser Führer ›global‹ denkt, wie Onkel Wilhelm treffend sagte. Der Völkische Beobachter druckt alles ab, was im Ausland über die Olympiade geschrieben wurde, und es ist erstaunlich, wie objektiv man nun in Frankreich, England, Italien, Amerika und vielen anderen Staaten über Hitler und sein Werk urteilt. Nur Lob! Der Führer hat es verdient, daß man auch im Ausland auf ihn hört. Ich bewundere sein gradliniges und unerschrockenes Verhalten, das er bei der Olympiade in überzeugender Weise dokumentierte, als er diesem Neger nicht die Hand gab. Nun bin ich besonders froh, daß ich in Sevilla weder Zigeunern noch Spaniern je die Hand gegeben habe ...«

Empört knüllte Werner den Brief zusammen und warf ihn auf den Boden.

»Nicht ärgern, hab' ich gebeten!« ermahnte ihn Ditha.

Er legte den Arm über ihre Schulter. »Den Brief lese ich nicht zu Ende.«

»Gib ihn mir, damit ich sehe, ob Mama etwas schreibt, das wir wissen müssen.«

»Bist ein Schatz.«

Der nächste Flug nach Barcelona verlief reibungslos. Wie üblich traf sich Werner mit dem DLH-Vertreter zum Aperitif im Hotel Majestic, aber die Richtung, die das Gespräch mit Leo Schwarz diesmal nahm, gefiel ihm überhaupt nicht. Er hatte sich verpflichtet, weder den Nationalen noch den Republikanern Informationen über Truppenbewegungen und dergleichen zu geben. Doch was ihm der einstige Besitzer einer deutschen Flugzeugfabrik nun beim ›Tio Pepe‹ anvertraute, brachte ihn in Gewissenskonflikte.

Daß sich Deutsche, Tschechen, Polen, Franzosen und Engländer auf republikanischer Seite zur internationalen Brigade zusammenschlossen, war bekannt. Vielleicht auch, daß das ›Luftgeschwader Malraux‹ von fünfundsechzig Maschinen bereits siebenundfünfzig verloren hatte. Sogar die lahme Ente ›He5i‹ konnte französische Flugzeuge abschießen. Reingefegt war der Himmel freilich in erster Linie von italienischen Piloten, deren Jagdmaschinen allen anderen überlegen waren. Wenn aber zutraf, was Leo Schwarz ihm anvertraute, konnte sich das bald ändern. Er behauptete, in den spanischen Mittelmeerhäfen lägen russische Frachter, von denen modernes Kriegsgerät entladen werde. Sowjetische Instrukturen seien eingetroffen. Techniker der UdSSR hätten damit begonnen, Flugbasen für Bomber und Jagdmaschinen anzulegen. Angeblich würden russische Flakgeschütze und Flugzeuge erwartet.

Noch unschlüssig, ob er Manzel informieren oder schweigen solle, begab sich Werner nach dem Abendessen auf sein Zimmer und meldete ein Gespräch mit Ditha an. Zu seiner Verwunderung kam im Verlauf der nächsten Stunde keine Verbindung zustande. Er reklamierte deshalb bei der Telefonzentrale, wo man ihm versicherte, die Leitung sei in Ordnung, aber der Teilnehmer melde sich nicht.

Seine Kehle war wie zugeschnürt. Sollte Ditha auf der geplanten Versorgungsfahrt etwas zugestoßen sein? Er verscheuchte den Gedanken. Möglicherweise hatte der Wagen einen Defekt. Er redete sich ein, daß kein Grund zu ernstlicher Sorge bestehen könne, doch die Ungewißheit marterte ihn so sehr, daß er schließlich Dallmeier anrief.

»Entschuldigen Sie die späte Störung, aber ich versuche vergeblich, meine Frau zu erreichen. Hat sie Ihnen vielleicht einen Bescheid über eine Panne oder dergleichen zukommen lassen?«

Dallmeier räusperte sich: »Ja, ich habe Sie nicht verständigt, weil ich Sie nicht unnötig beunruhigen wollte. Ihre Gattin hat mich von einer Poststelle aus angerufen. Es geht ihr gut. Sie übernachtet in einem kleinen Gasthaus, konnte die Rückfahrt nicht antreten, weil der Wagen requiriert wurde.«

Werner fühlte sich wie von einer schweren Last befreit. Ditha war nichts zugestoßen! Schade um den schönen Mercedes, aber besser, ihn auf diese Weise zu verlieren als durch einen Unfall.

Daß die Beschlagnahme des Autos auch andere Folgen haben würde, erkannte Werner gleich nach der Landung in Sevilla. Mehr im Scherz als im Ernst sagte er dem DLH-Vertreter bei der Begrüßung: »Ich bin eigentlich verwundert, daß Sie gestern nicht auf der Stelle losgejagt sind, um meine Frau noch in der Nacht abzuholen.«

»Unter anderen Umständen hätte ich das wohl getan«, erwiderte Dallmeier in einem reservierten Ton.

Werner stutzte. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß Sie und Ihre Frau die Requisition des Wagens selbst verschuldet haben. Sie sind beide gegen die Nationalen. Über Flugkapitän Henke haben Sie sich neulich abfällig geäußert, weil er es für seine Pflicht hielt, den Panzerkreuzer ›Jaime I.« zu bombardieren. Und jetzt unterstützt Ihre Frau Leute, die am liebsten jeden, der für Zucht und Ordnung eintritt, exekutieren möchten.«

Kuhnke, der mit Kreuzpointner hinzugekommen war, brauste auf. »Noch een Wort, und ick knall' Sie eene, det Se radschlagen!«

»Misch dich nicht ein«, wies Werner ihn zurecht. »Ich kann mich selbst verteidigen, werde in diesem Fall allerdings darauf verzichten. Unqualifizierte Behauptungen treffen mich nicht.«

»Bravo!« stimmte ihm Sebastian zu. »Bedauerlich nur, daß unsere Vertrauensbasis zum Repräsentanten der Lufthansa dahin ist.«

»Auch dich muß ich bitten, deine Nase nicht in meine Angelegenheiten zu stecken«, rügte Werner den Bordmonteur und wandte sich an Dallmeier. »Ich werde Sie morgen aufsuchen, um einiges klarzustellen. Jetzt gibt es Wichtigeres zu tun.«

»Jawohl!« bekräftigte Kuhnke. »Jetzt wird Ditha abgeholt! Und wehe dem, der kritisiert, daß sie Frauen beisteht, deren Männer von den Republikanern *gezwungen* worden sind, gegen die Nationalen zu kämpfen. So sieht die Sache nämlich aus, Sie, Sie ...« Er machte eine wegwerfende Bewegung. »Ick hätte beinahe Hornochse gesagt.«

Auf der Fahrt in Richtung Huelva fluchte Kuhnke unentwegt über die Schlaglöcher der ›Carretera miserable‹, die seinem BMW schwer zusetzten. Doch als schließlich Ditha vom Licht der Scheinwerfer erfaßt wurde, strahlte er über das ganze Gesicht. Sie stand mit Jose und einigen alten Leuten vor dem Eingang des Gasthauses, das Dallmeier ihnen genannt hatte.

»Werner!« rief sie und lief auf den Wagen zu.

Er schloß sie in die Arme. »Tut mir leid, daß ich dich nicht schon gestern abholen konnte. Aber wie kommt es, daß ihr uns hier draußen erwartet?«

»Dallmeier hat mich über die Poststelle verständigt.«

»Eins zu null für den Knallkopp«, freute sich Kuhnke. »Der erste Schritt zur Besserung ist getan.«

Ditha schaute Werner fragend an. »Wovon redet Max?«

»Erzähl' ich dir später.« Er begrüßte den Monteur Jose.

Der sprudelte gleich los: »Machen Sie nicht mich verantwortlich, Senor. Wenn jemand den Mercedes hätte stehlen wollen, hätte ich ihn umgebracht. Eine militärische Requisition ist etwas anderes. Da kann man nur um die Beschlagnahmebestätigung bitten, und wenn man die bekommt, muß man darauf achten, daß sie auch gestempelt

ist. Genau das habe ich getan. Die Übernahme des Wagens ist ordnungsgemäß erfolgt.«

»Wie mich das beruhigt.«

Ditha erboste sich. »Ich hätte dem Capitan an die Kehle springen mögen. Mein Hochzeitsgeschenk ...«

»... hat uns jahrelang großartige Dienste geleistet«, fiel Werner ein. »Betrachten wir den Verlust als angemessenen Preis für das in vielerlei Hinsicht über uns gekommene Glück.«

Sie schmiegte sich an ihn. »Ich hatte schon befürchtet, du würdest mir wegen der Versorgungsfahrten Vorwürfe machen.«

»Dann wird es höchste Zeit, daß du mich richtig kennenlernst, senora encantadora mia.«

»Gleich zu Hause werde ich mich darum bemühen«, flüsterte sie ihm ins Ohr.

Während der mühseligen Rückfahrt erzählte Ditha mit viel Wärme von den Menschen, denen sie hatte helfen können. Ihre Stimme wurde aber hart, als sie zum Ausdruck brachte, daß ihr der Wagen wahrscheinlich aus purer Gemeinheit genommen worden sei. »Es kann einfach kein Zufall sein, daß ein Requisitionskommando fast gleichzeitig mit uns in einem Dorf erscheint, in dem nichts zu holen ist.«

Werner blickte nachdenklich vor sich hin. »Könnte jemand von unserem Personal ...?«

»Niemals!« entrüstete sie sich. »Für jeden unserer Leute lege ich meine Hand ins Feuer.«

»Würdest du es für möglich halten, daß ...« Werner sprach den Satz nicht zu Ende.

Kuhnke schaute kurz hinter sich. »Ich weiß, an wen du denkst. Nee, der würde so was nicht tun. Er ist ein Hornochse, aber kein Schweinehund. «

»Von wem redet ihr?«

»Das hat Max gerade sehr deutlich gesagt.«

Ditha kombinierte. Beide waren über Dallmeiers Anruf bei der Poststelle erstaunt gewesen. Sollte es Ärger gegeben haben? »Jetzt

verstehe ich, wen Max einen Hornochsen nennt. Und er hat recht: Verpfeifen würde der uns nicht.«

»Woher willst du wissen, von wem die Rede ist?«

»Wenn du nachdenkst, wirst du es herausfinden.«

Wie gelassen die Beschlagnahme des teuren Kabrioletts auch hingenommen wurde, Ditha wie Werner waren betroffener, als es den Anschein hatte. Sie verbargen ihren Kummer voreinander. Jeder wollte dem anderen helfen, möglichst leicht darüber hinwegzukommen, denn beide waren überzeugt, daß zwischen der Requisition des Wagens und Dithas Versorgungsfahrten ein Zusammenhang bestand. Eine Bestätigung dieser Vermutung erhielten sie noch in der gleichen Nacht. Sichtlich bedrückt erschien Kreuzpointner mit Natalja und bekannte rundheraus: »Den Verlust des Wagens habe ich verschuldet.«

»Was soll der Quatsch?« fuhr Werner ihn an.

Natalja war dem Heulen nahe. »Ohne es zu ahnen, hat Sebastian eine blödsinnige Schuld auf sich geladen. Er kann wirklich nichts dafür. Ich ...«

»Doch!« fiel der Bayer ein. »Hätte ich mich beherrscht, wäre es nicht passiert. Ich war so wütend ...« Er raufte sich die Haare. »Als ich vorige Woche bei meinem Vater war – ich muß mich ja hin und wieder bei ihm sehen lassen –, wollte er wissen, ob die ›Roten‹, wie er die Republikaner nennt, vor Madrid starke Stellungen ausgebaut haben und so weiter. Ich erklärte ihm, daß wir über das, was wir sehen, nicht sprechen dürfen. Daraufhin nannte er mich einen hinterfotzigen Kommunisten. Und als er behauptete, deine Mutter hätte schon damals geäußert, daß Ditha, Natalja, du und ich ehrlose Deutsche und verkappte Freunde der Sowjets seien, ist mir der Kragen geplatzt. Ich schrie ihn an: ›Wenn du wüßtest, daß Eggebrechts sogar für Menschen sorgen, die sie gar nicht kennen, würdest du den Mund halten und keine Unwahrheiten in die Welt setzen. Frau Eggebrecht fährt wöchentlich, wenn wir nach Barcelona fliegen...«

»Das genügt«, unterbrach ihn Werner. »Weitere Ausführungen kannst du dir ersparen.«

Sebastian schaute von einem zum anderen. »Bitte, nehmt mir nicht übel, was ich angerichtet habe.«

Ditha zog ihn am Ohrläppchen. »Nur unter der Bedingung, daß du dich bei deinem Vater nicht nochmals zu einer Lobeshymne über uns hinreißen läßt. Du siehst, wohin das führt.«

Werner pflichtete ihr bei. »Als Ortsgruppenleiter der NSDAP glaubt dein alter Herr wahrscheinlich, den Nationalen in den Hintern kriechen zu müssen.«

Kreuzpointner rang nach Worten. »Was der alles anrichtet!«

»Vergiß es! Fanatisierte Zeitgenossen wissen nicht, was sie tun. Die verpfeifen sogar ihre eigenen Kinder. Da hilft nur eins: Nachsicht üben!«

»Und Mitleid haben!« ergänzte Natalja. »Ich spreche aus Erfahrung.«

Am nächsten Morgen überlegte Werner mit Ditha, ob er das, was er in Barcelona vom DLH-Vertreter erfahren hatte, dem Abwehroffizier Manzel berichten sollte oder nicht. »Möglicherweise ist ihm und Canaris bereits bekannt, was mir über die russischen Lieferungen erzählt wurde«, sagte er nachdenklich. »Wenn nicht, könnte mir eine neuerliche Information weitere Pluspunkte einbringen.«

Ditha empfahl ihm, offen mit dem Vertrauensmann des Admirals zu sprechen. »Damals war es richtig, ihn über das, was wir in der Bar gehört hatten, zu verständigen. Was Leo Schwarz dir anvertraute, könnte von noch größerer Bedeutung sein. Außerdem mußt du dich für die Nationalen engagieren. Canaris stellte dir eine neue Aufgabe in Aussicht, falls die Republikaner weitere Flüge zwischen Sevilla und Barcelona untersagen.«

»Und er deutete an, daß ich mich später dem Aufbau der nationalen Iberia widmen könne. Wenn wir weiter in Spanien bleiben wollen, darf ich mir diese Chance nicht entgehen lassen.«

Noch während sie über ihre Zwangslage diskutierten, klingelte das Telefon. Manzel rief an. »Gut, daß ich Sie erwische. Canaris ist im Anflug. Er kommt von Rom und muß noch heute zu General Franco,

der sein Hauptquartier nach Salamanca verlegt hat. Also wieder fliegender Flugzeugwechsel. Der Admiral muß voraussichtlich schon morgen früh nach Berlin zurückkehren.«

»Wann soll nach Salamanca gestartet werden?«

»Vermutlich gegen siebzehn Uhr.«

»Geht in Ordnung. Wir werden rechtzeitig am Flugplatz sein«, antwortete Werner. »Es wäre gut, wenn ich Sie vor der Ankunft des Admirals sprechen könnte. Ich habe in Barcelona Dinge erfahren, die meines Erachtens von Wichtigkeit sind.«

»Ich komme wie üblich sehr früh. Wir haben also Zeit, in Ruhe miteinander zu reden.«

An diesem Tag wurde Werner zum ersten Mal nicht von Ditha zum Flughafen chauffiert. Die Besatzung nahm in Kuhnkes BMW Platz. Die ›Quadrilette‹ stand nun Ditha und Natalja zur Verfügung.

Der Abwehroffizier erwartete Werner in Dallmeiers Büro. »In Tablada ist es ja verdammt unruhig geworden«, begrüßte er den Piloten. »Im Restaurant fand ich nicht einen einzigen freien Platz.«

Der DLH-Vertreter stand wie angenagelt da und schien nicht zu wissen, wie er sich Werner gegenüber verhalten sollte.

Der reichte ihm die Hand. »Was noch zu klären war, hat sich durch Ihren Bescheid an die Poststelle in Wohlgefallen aufgelöst.«

Dallmeiers Miene erhellte sich. »Herzlichen Dank, Herr Flugkapitän.«

Manzel verließ mit Werner das Büro. »Gab's Ärger mit ihm?«

»Ja und nein. Er hatte mich blöd angequatscht, weil meiner Frau auf einer vielleicht nicht notwendigen Fahrt der Wagen requiriert wurde.«

»Ihr schöner Mercedes ist perdu?«

»Leider.«

»Da kann ich beim besten Willen nicht helfen.«

»Das erwarte ich auch nicht. Meine Frau ...« Mit wenigen Worten schilderte Werner, was sich zugetragen hatte.

Der Abwehroffizier wiegte den Kopf. »Ziemlich unbedacht von Ihrer Gattin, die Nationalen gegen sich aufzubringen.«

»Lassen wir das Thema fallen«, bat Werner. »Es ist wichtiger, Ihnen zu berichten, was ich in Barcelona von dem DLH-Vertreter erfuhr, dem wir es zu verdanken haben, daß heute noch Postflüge stattfinden. Ich vermute, daß er mir das, was ich Ihnen jetzt erzählen werde, nicht grundlos anvertraut hat.«

»Dann schießen Sie los.«

Detailliert schilderte Werner nun, was ihm zugetragen worden war.

Als er endete, schnappte Manzel hörbar nach Luft. »Sie halten diesen Leo Schwarz für zuverlässig?«

»Absolut. Wie genau er es nimmt, zeigen seine unterschiedlichen Formulierungen. Bei den ersten drei Punkten sagte er: Modernes Kriegsgerät wird entladen; sowjetische Instrukteure sind eingetroffen; russische Techniker haben damit begonnen, Flugbasen anzulegen. Beim vierten Punkt hingegen erklärte er vorsichtig: Angeblich werden russische Flakgeschütze und Flugzeuge erwartet.«

Der Abwehroffizier rieb sich sein Kinn. »Sie ahnen nicht, wie bedeutungsvoll diese Mitteilung für uns ist. Die Junta übertrug Franco gestern das militärische Oberkommando. Heute, morgen oder übermorgen dürfte er zum ›Caudillo‹, zum Staatsoberhaupt, gewählt werden. Canaris hat ein beachtliches Präsent für ihn im Gepäck, doch er muß auf Forderungen bestehen, die einem stolzen Spanier nicht schmecken werden. Ihr Bericht wird die Position des Admirals stärken. Was der DLH-Vertreter Ihnen mitgeteilt hat, deckt sich mit Meldungen, die wir von V-Leuten aus Rußland erhielten. Wir durften bis jetzt nicht darüber reden, weil uns der in Moskau ansässige deutsche Charge d'affaires versicherte, es gebe weder einen Hinweis noch gar einen Beweis dafür, daß die Sowjetregierung Waffen nach Spanien liefere. Wenn das aber doch der Fall ist... Ich glaube, Canaris wird Sie in die Arme schließen.«

Das tat der Admiral natürlich nicht. Er war allerdings sehr aufgekratzt, als er während des Fluges nach Salamanca in der Führerkanzel erschien und gegen den Motorenlärm Werner ins Ohr rief: »Manzel hat mich eben informiert. Er wird Sie in demselben

Hotel einquartieren, in dem Francos Stab untergebracht ist. Alles weitere erfahren Sie dort. Wir sehen uns morgen. Start voraussichtlich um sieben Uhr. Und herzlichen Dank! Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen!« Canaris wollte die Kanzel schon verlassen, blieb jedoch stehen, als sein Blick auf die Navigationskarte fiel. »Eine Frage noch: Wie konnte sich kürzlich ein Flugkapitän der Lufthansa so ›verfranken‹, daß er in Madrid landete?«

»Das ist leicht zu erklären«, antwortete Werner. »Erstens war der Kompaß ausgefallen. Und zweitens ist das französische Kartenmaterial, über das wir verfügen, katastrophal. Bei einem Anflug auf *Zaragoza* stellte ich kürzlich fest, daß die Höhenangabe des Berges ›Moncayo‹ mit der Wirklichkeit um fast vierhundert Meter differiert.«

Der Admiral legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ohne es zu ahnen, haben Sie auch mit dieser Feststellung Wasser auf meine Mühlen gegossen. Nunmehr doppelten Dank!«

Während Werner nach der Landung in Salamanca auf eine Holzbaracke zurollte, neben der sich spanische Offiziere zum Empfang des deutschen Admirals eingefunden hatten, schaute Manzel in die Kanzel hinein.

»Fahren Sie nachher ins Gran Hotel Residencia. Ich Sorge dafür, daß Ihnen ein Zimmer zugewiesen wird. Sobald im Hauptquartier die wichtigsten Punkte geklärt sind, komme ich zu Ihnen.«

»Und wo übernachten meine Männer?«

»Wenn's geht, im gleichen Hotel. Ich spreche mit der Reception. Einen Wagen schicke ich Ihnen.«

Nachdem Admiral Canaris und sein Adlatus von Bord gegangen waren, verließ auch Werner das Flugzeug. In denkbar bester Stimmung wandte er sich an Kuhnke, der draußen das Treppchen zum Aussteigen befestigt hatte. »Ich glaube, es tut sich was.«

Der Funkmaschinist grinste. »Hier hat sich bereits einiges getan. ›San Fernando‹, wie dieser Flugplatz nun offiziell heißt, verfügt seit wenigen Stunden über einen Peiler, den ein Deutscher bedient. Das

Gebiet der Nationalen wurde in die Flugsicherungszonen Nord und Süd aufgeteilt.«

»Großartig.«

Kuhnke schnitt eine Grimasse. »Mir riecht's zu sehr nach Militär.«

»Dennoch werde ich den Himmel preisen, wenn wir weiterhin in Spanien bleiben können. « Werner schaute zu Kreuzpointner hoch, der das Glasdach der Kanzel zurückgeschoben hatte und mit dem Abdecken des Führerraums begann. »Sobald ihr beide fertig seid, fahren wir zum Hotel. Dort erhalten wir nähere Weisungen. Fest steht bereits, daß wir morgen ab sieben Uhr startklar sein müssen. «

Wenig später landete auf dem Flugplatz eine ›Ju52‹ nach der anderen. Zu seiner Freude sah Werner Hauptmann Ballmann aus einer der Maschinen aussteigen. Sofort ging er ihm entgegen. »Hallo.«

Der langjährige Kamerad hob den Arm. »Ihr silberner Vogel hat mir schon verraten, daß Sie in der Nähe sind. Schön, Sie wieder mal zu treffen.«

»Wie geht es Ihnen?«

»Beschissen! Wir werden gottsjämmerlich verarscht. Aus der ›Tante Ju‹ haben wir Bomben zu werfen! Weiß ein Zivilist, wie das vor sich geht? Da der Mittelmotor keine Erdsicht nach vorn gestattet und von der Kanzel aus nicht gezielt werden kann, hat man für den Bombenschützen einen ›Aussichtstopf‹ konstruiert, der nach unten aus dem Rumpf herausgefahren wird. Mit solchem Scheißkram schickt man uns los. Drei meiner Maschinen sind bereits abgestürzt. Die Besatzungen wurden Opfer der sogenannten *Geheimhaltung unserer modernen Flugzeuge!* Im Klartext: Man schwatzt uns auf, der Einsatz der alten ›Schlitten‹ sei erforderlich, damit unsere europäischen Anrainer nicht erkennen, wie überlegen die ›He 111‹ und die ›Me 109‹ sind. «

Werner starrte den Hauptmann entgeistert an. »Wenn ich Sie nicht kennen würde ...«

»... hielten Sie mich jetzt für verrückt. Nein, mein Lieber, ich bin nicht bekloppt. Verschaukelt werden wir! Und das für

dreizehnhundert Märker im Monat. Wer Glück hat, kann sich am Schluß einen Wagen kaufen. Wer Pech hat, braucht kein Geld mehr. Der bekommt gratis einen Sarg geliefert. «

»Sie sind nicht wiederzuerkennen, ›Balli‹. Ich verstehe Ihre Verbitterung ...«

»Das nützt mir nichts«, brauste Ballmann auf. »*Ich* möchte wissen, warum man uns keine ›He 111‹ unter den Arsch klemmt.«

Werner versuchte, den Hauptmann zu beruhigen. »Als wir uns im Cristina trafen, sagten Sie: ›Daheim ging alles hopplahopp.‹ Das stimmt ja auch. Die ›Ju‹ wurde als Transporter eingesetzt und leistete? hervorragende Dienste. Nun, da keine Marokkaner mehr zu transportieren sind, wird improvisiert. Schon bald werden Sie die ersehnte ›He 111‹ bekommen.«

»Hoffentlich. Ich möchte ja gern noch lange abkassieren, aber ohne Chance, mit heiler Haut davonzukommen, macht selbst das Fliegen keinen Spaß. Einfach zu behaupten, andere Staaten dürfen nicht erfahren, wie überlegen wir sind ...! Da muß einem doch der Kragen platzen. Zumal man uns auch in anderer Hinsicht verscheißert. Als viele unserer Leute sich darüber empörten, daß Hitler den Olympiasieger Jesse Owens wegen dessen Hautfarbe nicht empfangen hat, wurde eiligst verbreitet, das habe nichts mit Rassenhaß zu tun. Beweis: Obwohl nichtarischer Abstammung, sei die Fechterin Helene Mayer ins Olympiateam aufgenommen worden. Und im Kasino wurde bei einem Trinkspruch auf General Wilberg, dem unsere Versorgung obliegt, völlig unmotiviert eingeflochten, er und General Milch seien Halbjuden. Mit solch verlogennem Solidaritätsgequatsche können wir nichts anfangen. Was wir brauchen, sind schnelle Flugzeuge. «

»Sind Sie mit Ihrer Gruppe in Salamanca stationiert?« erkundigte sich Werner.

»Wir waren es und müssen nun das Feld räumen, weil Francos Hauptquartier nach hier verlegt wird. Sein Stab wohnt im Residencia, wir im Hotel Passages, in das angeblich in Kürze ein deutscher Verbindungsstab einziehen soll. Mit uns kann man's ja machen. Für unsere Sonderzulage haben wir die Schnauze zu halten.

Ich wollte, ich säße wieder im Cristina und wäre täglich von kotzenden ›Moros‹ umgeben.«

Werner verabschiedete sich. »Ich muß laufen, hab' mich in dem von Ihnen genannten Hotel zu melden.«

»Wohnen Sie etwa im Residencia?«

»Das erfahre ich dort.«

Hauptmann Ballmann schüttelte amüsiert den Kopf. »Es ist immer das gleiche. Sie lassen es sich stets etwas besser als anderen ergehen, und sobald dies offensichtlich wird, versuchen Sie, Ihre Position zu verkleinern. Bei mir können Sie sich das ersparen, Werner. Ich gönne Ihnen Ihr Glück. Sie haben es schon wegen Ihrer Frau verdient.«

»Bin sehr erfreut, das zu hören, ›Balli‹. Und Servus bis zum nächsten Mal. Wir treffen uns bestimmt noch oft. Halten wir uns gegenseitig die Daumen.«

Bei der Reception des Gran Hotel erfuhr Werner, daß auch für Kuhnke und Kreuzpointner Zimmer reserviert waren. »Na also«, sagte er, an die beiden gewandt. »Da Manzel eine Menge mit mir besprechen will, geht ihr zweckmäßigerweise ...«

»Wir wissen Bescheid«, stoppte ihn der Funkmaschinist. »Kinder gehören an den Katzentisch. Aber wenn der Admiral was von uns will, dann spiel nicht den Großzügigen. Der niedrigste Dienstgrad der nach Spanien abkommandierten Angehörigen der Luftwaffe erhält zusätzlich *sechshundert* Piepen im Monat. Das steigert sich bis zu zweitausend Mark! Unser gutes Gehalt plus dicke Sonderzulage – Mensch, davon träum' ick seit Jahren.«

Werner riet Kreuzpointner: »Sollte es mit Max noch schlimmer werden, dann rufst du am besten einen Arzt.«

Sie flachsten noch eine Weile herum, bevor sie sich trennten.

Das erst vor wenigen Jahren erbaute Hotel bot modernsten Komfort, und Werner genoß es, sich in Ruhe umzuziehen. Nach einem ausgiebigen Bad begab er sich ins Vestibül und blätterte in Zeitungen, die vornehmlich über das Ende der Belagerung des Alcazar von Toledo und den heldenhaften Kampf der

eingeschlossenen zwölfhundert Kadetten und Offiziere sowie vierhundert Frauen und Kinder berichteten. Der Bürgerkrieg hatte seine erste Legende.

Manzel erschien später als erwartet. »Alles klar!« verkündete er verheißungsvoll. »Ihre Informationen haben dem Chef geholfen. Ich mache mich schnell frisch und erzähle Ihnen bei einem Drink, was beschlossen worden ist.«

Nach seiner Rückkehr ließ sich der Abwehroffizier in einen Fauteuil fallen. »Jetzt brauch' ich dringend ein Bier. Meine Kehle ist wie ausgedörrt.«

Werner bestellte für sich das gleiche.

Manzel leerte sein Glas in einem Zug und stöhnte wie erlöst: »Nun bin ich wieder fit. Allein das Zuhören war aufregend und anstrengend. Ich bewundere Canaris. Sein Spanisch ist exzellent, die Art, mit der er seine Anliegen vorträgt – eine seltsame Mischung von Gelassenheit und Eindringlichkeit –, ist umwerfend. Ein kluger Kopf. Freilich auch ein unruhiger Geist. Sein Motor dreht dauernd auf hohen Touren. Hoffentlich geht das auf die Dauer gut. Doch nun zur Sache.«

Endlich, dachte Werner, den das lange Warten schon nervös gemacht hatte.

»Die bisher von deutscher Seite geleistete Hilfe wird wesentlich verstärkt und erhält als Einheit den Namen ›Legion Condor‹. Es wird also ein echter militärischer Verband zum Einsatz gelangen. Allerdings nur Luftwaffe und was dazugehört. Etwa fünf- bis sechstausend Mann. Bis Ende November werden fünfundzwanzig Frachter mit Flugzeugen, Waffen und Personal in Cádiz eintreffen. Das Kommando übernimmt ein deutscher General mit eigenem Führungsstab. Für Franco eine harte Nuß. Aber die Nachricht über die sowjetische Unterstützung der Republikaner blieb nicht ohne Wirkung. Vieles ging plötzlich reibungslos über die Bühne.«

Werner war alles andere als erbaut. »Ich finde es dreist, einen militärischen Verband nach dem großartigsten aller Segelflieger zu benennen. In Südamerika wird der Condor ›König der Ander‹ genannt, und goldene Halbemailarbeiten zeigen, daß ihn die alten Ägypter als ›Göttin der Lüfte‹ verehrten. Unabhängig davon:

Glauben Sie, das Ausland wird es hinnehmen, wenn Deutschland aktiv interveniert?«

Manzel wischte die Frage mit einer Handbewegung fort. »Frankreich und England haben keinen Grund, sich aufzuregen, denn die Männer, die der Legion Condor angehören, sind ausschließlich Freiwillige. Woher die Kerle ihr Material haben, mag der Himmel wissen. Die deutsche Regierung jedenfalls weiß von nichts, und sie wird sich nicht in Dinge einmischen, die ein gewisser Herr Bernhardt, der sich ›Gauleiter von Nordafrika‹ nennt, über seine marokkanische Firma abwickelt. Machen Sie sich also keine Gedanken, das haben andere schon getan. Für Sie selber ergibt sich nun eine dankbare Aufgabe. Sie sollen eine ›Do 17‹ übernehmen, auch ›Fliegender Bleistift‹ genannt. Die für Sie bestimmte, nicht ganz serienmäßig hergestellte Maschine besitzt verstärkte BMW-Motoren und entwickelt eine Geschwindigkeit von vierhundert Stundenkilometern; sie ist damit schneller als jedes Jagdflugzeug. Kein Gegner könnte Sie einholen. Was sagen Sie dazu?«

»Tolle Sache. Um eine ›Do 17‹ zu bekommen, nehme ich manches in Kauf. Aber welche Aufgabe erwartet mich?«

»Gleich deren zwei. Auf der einen Seite sollen Sie den Auftrag erhalten, ganz Iberien im Reihenvorfahren kartographisch zu erfassen. Eine nach hier verlegte Aufklärungsstaffel erhält Weisung, Ihren Funkmaschinisten mit der Bedienung der entsprechenden Geräte vertraut zu machen. Ihre für uns wichtigste Aufgabe wird das Fotografieren von Kampfabschnitten sein, die Ihnen von Fall zu Fall genannt werden. Zwischen Spaniern, Italienern und Deutschen haben sich Rivalitäten entwickelt. Behauptung steht oft gegen Behauptung. Besonders wenn es sich um den Kampfgeist der verschiedenen Truppen handelt. Die kriegerische Leidenschaft der ›Moros‹ ist bekannt. Den mutig stürmenden Italienern kann man nur Lob zollen. Beide aber schimpfen auf die spanischen Soldaten, obwohl diese sich als ausgezeichnete Kämpfer erwiesen haben. Das könnte zu schwerwiegenden Auseinandersetzungen führen, wenn es neben dem spanischen auch einen deutschen Führungsstab gibt. Um hier vorzubeugen, muß eine unparteiische Vertrauensperson unterschiedliche Aussagen schnellstens prüfen können. Canaris hat mich beauftragt, diese nicht ganz einfache Sonderaufgabe zu

übernehmen, und Sie sollen mir das dazu erforderliche Material liefern.«

»Das kann eine interessante Tätigkeit werden«, erklärte Werner. »Aber ich bin hier im Auftrag der Lufthansa und ...«

»Moment«, unterbrach ihn der Abwehroffizier. »Sobald die Legion Condor Fuß gefaßt hat, wird Deutschland die Regierung Franco anerkennen. Mitte November dürfte es soweit sein. Bis dahin fliegen Sie schön brav zwischen Sevilla und Barcelona. Erst von dem Tag an, da der Postdienst eingestellt werden muß, treten Sie in die Dienste der Legion. Ihr Gehalt läuft weiter wie bisher. Das gilt auch für Ihre Männer. Der Bordwart wird ›Suboficial‹, Ihr Funkmaschinist ›Segundo Teniente‹, und Sie werden als ›Comandante‹ eingestuft. Die Sonderzulagen werden achthundert beziehungsweise tausend und für Sie fünfzehnhundert Mark betragen.«

Werner schaute Manzel entgeistert an. »Wir sollen Soldaten werden?«

»Nein. Sie bleiben Zivilisten. Die militärischen Ränge werden Ihnen aus Sicherheitsgründen zugeteilt. Denn wenn Sie, was ja denkbar ist, infolge Motorschadens gezwungen wären, auf republikanischem Gebiet zu landen, würden Sie und Ihre Flugkameraden in Zivil unweigerlich als Spione deklariert und standrechtlich erschossen werden. Deshalb muß auf den Flügen Uniform getragen werden.«

»Das leuchtet mir ein. Doch was wird aus dem Plan, eine nationale Iberia aufzubauen?«

»Canaris hat darüber bereits die ersten Gespräche mit dem Lufthansa-Direktor Wronsky und dem spanischen General Kindelán geführt. Grundsätzliches ist geklärt. Entsprechende Verträge werden bis Mitte nächsten Jahres abgeschlossen.«

»Und ich werde, wenn es soweit ist, für die Iberia fliegen?«

»Selbstverständlich.«

»Wo werde ich während meiner Zugehörigkeit zur Legion stationiert sein?«

»Das ergibt sich aus Ihrer jeweiligen Aufgabe. Für die kartographischen Flüge werden Sie gewiß Sevilla als Basis wählen,

denn für zwei Reihenaufnahmen vom Süden bis zum Norden des Landes und zurück brauchen Sie mit der ›Do 17‹ allenfalls vier Stunden.«

»Sofern der Himmel wolkenlos ist!«

»Eben. Manchmal wird es nötig sein, Zaragoza oder eine andere Stadt als Ausgangsbasis zu wählen. Da lassen wir Ihnen freie Hand. Wir haben Verständnis dafür, wenn Sie Ihren Wohnort bevorzugen. Es kann natürlich passieren, daß ich Sie zeitweilig in Salamanca, Burgos oder anderswo stationieren muß.«

Werner nickte zustimmend. »Ich sagte schon, daß ich für eine ›Do 17‹ manches in Kauf nehme.«

»Dann wäre eigentlich alles klar. Von dem Tag an, da der Postflugdienst nach Barcelona eingestellt wird, lasse ich für Sie und Ihre Männer Zimmer in diesem Hotel reservieren. Denn voraussichtlich werden Sie öfter in Salamanca sein müssen.«

»Warum gerade im Residencia? Ich hörte, der deutsche Führungsstab etablierte sich im Hotel Passages.«

»Von wem haben Sie das schon wieder erfahren?«

»Von einem Offizier der Luftwaffe, der mächtig flucht, daß er mit der ›Tante Ju‹ Bomben werfen muß.«

Manzel war verblüfft. »Sie scheinen Informationen wie ein Magnet anzuziehen. Hat der Betreffende sonst noch Interessantes von sich gegeben?«

»Zum Beispiel, daß höheren Orts behauptet wird, hier müsse mit alten Kisten geflogen werden, um dem Ausland ein falsches Bild über den Entwicklungsstand unserer Militärflugzeuge zu geben.«

Der Abwehroffizier hob die Hände. »Dazu möchte ich nicht Stellung nehmen. Doch um Ihre Frage zu beantworten: Wir werden aus taktischen Gründen im Residencia wohnen. Unsere offizielle Aufgabe lautet: kartographische Vermessungsflüge im Auftrag der nationalen Regierung. Daß dabei auch Kampfabschnitte erfaßt werden, wird jedem einleuchten.«

Kuhnke geriet außer Rand und Band, als Werner ihm und Kreuzpointner zu später Stunde eröffnete, welche Aufgabe sie erwartete: »Ick soll ein Reihenaufnahmegerät kriegen?« rief er begeistert

und mit hochrotem Kopf. Die ihm zuvor so wichtige Sonderzulage schien er ganz vergessen zu haben. »Verkohlst du mich nicht?«

»Was hätte ich davon?«

»Ick werd' verrückt. Jetzt werde ick auch noch Luftbildner?«

»Und zwar im Rang eines Segundo Teniente!«

»Ick bin *Leutnant* geworden?«

»Der wirst du auf den Flügen sein.«

»Nee, nee, Leutnant ist Leutnant. Oder muß ick die Uniform nach der Landung ausziehen?«

»Natürlich nicht.«

»Na also. Und welchen Dienstgrad erhält Sebastian?«

»Er wird Unteroffizier mit achthundert Mark Sonderzulage.«

Kreuzpointner sprang auf. »Mensch, das Geld können Natalja und ich verdammt gut brauchen. Auf den Dienstgrad scheiß' ich.«

»Kommt nicht in Frage«, protestierte Kuhnke. »Ick möchte dich mal so richtig strammstehen lassen.«

»Vorsicht!« warnte Werner. »Ich könnte versucht sein, dich dann dreimal um den Flugplatz zu jagen.«

»Wirst du Capitan?«

»Nein, Comandante.«

Kuhnke riß den Mund auf. »Hombre, det is 'ne Wucht! El Comandante! Das klingt fast noch schöner als Flugkapitän.«

»Der ich dennoch bleiben werde.«

»Na ja, den Titel hast du dir mühsam verdient.«

»Und dich scheint die Zulage von monatlich tausend Mark völlig kaltzulassen. Oder täusche ich mich da?«

Der Funkmaschinist gab sich lässig. »Wat is schon Geld? Als Luftbildner und Leutnant hab' ick es nicht nötig, mich um die Penunse zu kümmern. Die hat man. Stimmt's, oder hab' ick recht?«

Die Hacken vernehmlich zusammenschlagend, meldete sich Obersturmführer Malbinger im SS-Sicherheitshauptamt bei dem Standartenführer, der ihn einst angewiesen hatte, den ›Fall

Eggebrecht der Heeresorganisation Ausland/Abwehr zu übergeben. Die Recherchen dieser Dienststelle waren ergebnislos verlaufen, und in seiner Enttäuschung und Verbitterung darüber hatte sich Malbinger in aller Stille wieder darangemacht, eigene Nachforschungen anzustellen.

»Liegt etwas Besonderes vor?« erkundigte sich der Abteilungsleiter. »Jawohl, Standartenführer. Ungeachtet der Gefahr, von Ihnen zusammengestaucht zu werden, muß ich Sie mit Fakten bekannt machen, die ich in den letzten Monaten in mühseliger Kleinarbeit über den Piloten Eggebrecht zusammengetragen habe.«

»Ich warne Sie!« drohte der Vorgesetzte. »Wenn Sie nochmals einem Phantom nachjagen, vergesse ich Ihre gute Arbeit im Fall Zurbanski. Dann mache ich Ihre Beförderung zum Obersturmführer rückgängig!«

Malbinger war sich seiner Sache so sicher, daß er alles auf eine Karte setzte. »Einverstanden, Standartenführer. Ich konnte inzwischen Dinge ermitteln, die auch Sie überzeugen werden.«

Der Abteilungsleiter lehnte sich zurück. »Gut, ich höre.«

Die Augen des Obersturmführers erhielten einen verräterischen Glanz. »Davon ausgehend, daß die Entführung einer Militärfunkerin in einem totalitären Staat gewaltigen Staub aufgewirbelt haben muß, setzte ich mich mit zwei früheren Mitgliedern der ›Schwarzen Reichswehr‹ in Verbindung, um Näheres über die Vorgänge in Lipezk zu erfahren. Zu meiner Freude konnte ich schon sehr bald feststellen, daß ich mich auf dem richtigen Weg befand. Die Befragten versicherten mir, in der Jagdfliegerschule sei nie darüber gesprochen worden, daß der Erprobungspilot Eggebrecht besagte Funkerin aus Rußland herausgeschmuggelt habe. Diese sei vielmehr aus ungeklärten Gründen von einem Flug nach Samarkand nicht zurückgekehrt.«

»Und was schließen Sie daraus?«

»Daß eine sowjetische Behörde mit im Spiel gewesen sein muß. Anders ist Natalja Goworows seltsames Verschwinden in Samarkand und plötzliches Wiederauftauchen in Berlin nicht zu erklären. Eggebrecht allein kann das nicht zuwege gebracht haben. Die

Funkerin wurde nicht aus Rußland heraus-, sondern nach Deutschland eingeschleust!«

Der Standartenführer hob die Augenbrauen. »Zu welchem Zweck sollte das geschehen sein?«

»Eine Antwort auf diese Frage ergibt sich aus meinen weiteren Ermittlungen. Ich habe mich mit den Eltern der Funkerin, hochangesehene Parteigenossen, eingehend unterhalten. Beide sind der Auffassung, daß ihre Tochter im Dienst einer kommunistischen Organisation steht. Gleiches vermuten sie auch von Eggebrecht, dem die Funkerin ohne elterliche Genehmigung nach Sevilla gefolgt ist.«

»Auffassungen und Vermutungen allein können nicht überzeugen.«

»Gedulden Sie sich noch einen Augenblick, Standartenführer. Ich habe Steinchen um Steinchen zusammengetragen. So stieß ich auf Pressemeldungen, denen zufolge sich ein gewisser David Gülden, Eggebrechts jüdischer Schwiegervater, kurz vor der Machtergreifung in Moskau und Madrid aufhielt, um Waffengeschäfte zu vermitteln. Und ausgerechnet sein Schwiegersohn, der fünf Jahre in der Sowjetunion verbrachte, begab sich schon wenige Wochen nach seiner Rückkehr aus Rußland nach Spanien. Ist es da nicht merkwürdig, daß Natalja Goworow ihm folgte? Und was tut sie dort? Sie bedient auf dem Flughafen Tablada einen Kurzwellensender! Eggebrecht wiederum erhielt von der roten Regierung – Sie hören richtig: *von der roten Regierung!* – die Erlaubnis, trotz Bürgerkrieg wöchentlich einmal von Sevilla nach Barcelona und zurück zu fliegen! Und zwar jedesmal mit einer Zwischenlandung in Madrid! Glauben Sie, daß die »Republikaner«, wie sich die spanischen Kommunisten neuerdings unverschämterweise nennen, ihm diese Genehmigung erteilt hätten, wenn sie keinen Vorteil davon haben würden? Bestimmt ist er ...«

»Stopp!« unterbrach ihn der Standartenführer. »Jetzt möchte ich erst einmal wissen, woher Ihnen das alles bekannt ist.«

Obersturmführer Malbinger geriet in Fahrt. »Ich hatte das Glück, einen in Andalusien ansässigen Auslandsdeutschen kennenzulernen, mit dem ich in ein lebhaftes Gespräch kam, in dessen Verlauf ich nicht ohne Grund Eggebrecht erwähnte. Er kannte den Piloten nicht

persönlich, konnte sich aber daran erinnern, daß der Ortsgruppenleiter der NSDAP in Sevilla sehr schlecht auf ihn zu sprechen ist. Eggebrecht habe seinen Sohn überredet, auf der Poststrecke nach Bathurst als Bordwart tätig zu werden. Seitdem sei der Junge völlig verändert, mache sich über die Partei lustig, komme überhaupt nicht mehr heim und lebe mit einer deutsch-russischen Funkerin zusammen, die einen verheerenden Einfluß auf ihn ausübe. Ich habe mir natürlich sofort die Adresse des Ortsgruppenleiters geben lassen. Mit ihm korrespondiere ich seit geraumer Zeit, und ich möchte Ihnen das bis heute zusammengetragene Material übergeben. Sie werden schnell erkennen, daß es sich nicht um vage Behauptungen, sondern um konkrete Aussagen handelt. Sogar Eggebrechts Mutter, die zur Hochzeit ihres Sohnes nach Sevilla reiste, schilderte dem Ortsgruppenleiter ihren Kummer über den Ungeist ihres Sohnes. Und Eggebrechts jüdischer Frau wurde vor kurzem der Wagen konfisziert, als man sie dabei erwischte, wie sie Familien unterstützte, deren Angehörige auf der roten Seite *gegen* die Nationalen kämpften.«

Der Abteilungsleiter war beeindruckt. »Mein lieber Malbinger«, erklärte er angetan, »mir scheint, ich habe Sie unterschätzt. Sie sind ein Nagetier, das nicht aufgibt.«

»Ich bin noch nicht am Ende, Standartenführer. Es kommt noch dicker! Eggebrecht hat es verstanden, Canaris für sich zu gewinnen! Wenn der Admiral sich in Spanien aufhält, fliegt er nur noch mit ihm. Als ich das herausfand, sagte ich mir: Nun wird es höchste Zeit zu handeln, auch wenn die Recherchen noch nicht als abgeschlossen angesehen werden können. Der Chef des Amtes Ausland/Abwehr muß erfahren, mit wem er es zu tun hat.«

Der Standartenführer hob gebieterisch die Hand. »Canaris jetzt die Augen zu öffnen wäre ein unverzeihlicher Fehler. Er und Brigadeführer Heydrich sind erbitterte Kontrahenten. Wenn wir den Admiral informieren und unsere Feststellungen nicht hundertprozentig belegen können, platzt eine Bombe, die uns mehr als nur das Trommelfell zerreißen wird. Nee, mein Lieber, erst werde ich Ihre Unterlagen sorgfältig prüfen. Die gute Arbeit, die Sie geleistet haben, darf nicht durch voreiliges Handeln gefährdet werden. Vielleicht müssen Sie noch weiteres Material

zusammentragen. Auf alle Fälle wird erst geredet, wenn Ihre Ermittlungen unwiderlegbar sind. Dann allerdings werden mit großer Wahrscheinlichkeit wir *beide* einer Beförderung entgegensehen. Denn wenn Canaris sich im krisengeschüttelten Spanien eines Piloten bedient, der für die Kommunisten arbeitet, kann Heydrich ihm mächtig in die Suppe spucken. Für uns wäre das tausendmal mehr wert als ein erledigter Eggebrecht. Ich hoffe, Sie begreifen das.«

Malbinger knallte die Hacken zusammen. »Jawohl, Standartenführer. Ich habe begriffen und recherchiere weiter.«

Ditha reagierte gelassen, als Werner ihr mitteilte, nach Einstellung der Postflüge über republikanischem Gebiet müsse er vorübergehend in die Dienste der Legion Condor treten. Er hatte allerdings gleich hinzugefügt, daß die neue Tätigkeit nicht die geringste Gefahr in sich berge, da ihm eine ›Do 17‹ zur Verfügung gestellt werde, die schneller als jedes Jagdflugzeug sei. Und er hatte nachdrücklich auf die Vorteile hingewiesen, die sich aus der neuen Aufgabe für ihn ergeben würden. Verschwiegen hatte er freilich, daß zeitweilig auch Aufklärungsflüge über Frontabschnitten durchzuführen seien. Kuhnke und Kreuzpointner sprachen ebenfalls nicht darüber. Aber gerade die nachhaltigen Bemühungen der drei, die Zukunft in rosigen Farben zu schildern, machten Ditha und Natalja skeptisch und führten zu unterschiedlichen Reaktionen. Ditha behielt für sich, was sie dachte. In ihrer konsequenten Art sagte sie sich: Alles hat seinen Preis. Geschenkt wird einem nichts. Und jede Medaille hat ihre Kehrseite. In diesem Fall heißt die obere ›Iberia‹, die untere ›Legion Condor‹. Auch war sie davon überzeugt, daß am Ende des Bürgerkrieges eine Diktatur stehen würde. Ob rechts oder links gewirkt, machte für sie keinen Unterschied.

Ganz anders dachte Natalja. Für sie war der Kommunismus das kleinere Übel. Sie wurde mit den Anschauungen jener namhaften ›Goldfasane‹ der NSDAP nicht fertig, die in Berlin im internen Kreis lauthals verkündeten, die germanische Rasse sei dazu berufen, über andere Völker zu herrschen. In einem Vortrag über die Notwendigkeit der Schaffung eines Großdeutschen Reiches hatte ein Gauleiter im Haus ihrer Eltern ausgerufen: ›Mit Domestiken verhandelt man nicht! Kleinstaaten müssen verschwinden! Ihre Bewohner können von Glück reden, wenn wir sie als Menschen niederer Stufe ansehen und nicht einfach als Arbeitstiere behandeln.‹ Diese und andere haarsträubende Erklärungen weckten bei Natalja die Vorstellung, mit der Entsendung der deutschen Legion nach Spanien beginne die nationalsozialistische Führung, ihren schamlosen Worten entsprechende Taten folgen zu lassen.

Die unterschiedlichen Auffassungen führten zu lebhaften Diskussionen, die für Ditha und Werner besonders unerfreulich verliefen, wenn sie sich genötigt sahen, die Heimat stärker in Schutz zu nehmen, als es ihnen recht war. Natalja schoß in ihrer Sorge schnell über das Ziel hinaus, und Ditha wie Werner mochten es nicht hinnehmen, daß das deutsche Volk wegen einer Clique von rassenwahnsinnigen Parteibonzen in Bausch und Bogen verdammt wurde. Die Ungewisse Zukunft Spaniens ging jedoch allen gleichermaßen unter die Haut.

Nicht zuletzt aus diesem Grund überließ Werner die Korrespondenz mit der Mutter ganz seiner Frau. Sie übernahm die Aufgabe gern. Pflichterfüllung, Nachsicht, Harmoniebedürfnis und ein offenes Herz geboten ihr, dafür zu sorgen, daß die zwischen Mutter und Sohn entstandene Kluft sich nicht weiter vertiefte. Wenn es der eigenwilligen Mama gefiel, ihr ›Jungchen‹ mit nationalistischen Ungereimtheiten zu reizen, dann war das für Ditha kein Grund, solch dummes Verhalten zu vergelten. Sie eroberte sich die Welt auf ihre Weise. Zudem wußte sie, daß Werner darunter litt, mit der Mutter kein besseres Verhältnis zu haben. Vielleicht konnte sie mit der Zeit dazu beitragen, daß sich da einiges änderte.

Trotz der sich immer mehr zuspitzenden militärischen Lage flog Werner auch in den darauffolgenden Wochen regelmäßig nach Barcelona. Auf einem dieser Flüge entdeckte er Ende Oktober in Madrid die ersten sowjetischen Jagdmaschinen. Sie erinnerten ihn an vergangene Tage in Lipezk. Verstohlen stieß er Kuhnke an, als sie an einem russischen Tiefdecker vorübergingen. »Hat der nicht eine verdamnte Ähnlichkeit mit der ›Istrebitelje-7‹?«

»Garantiert eine Weiterentwicklung«, war die lakonische Antwort.

Es reizte Werner, Näheres über den Flugzeugtyp zu erfahren. Deshalb sagte er dem Unteroffizier, der in Madrid das Bordbuch abfertigte: »Ich war einige Jahre in Rußland und kenne viele sowjetische Maschinen. Damals gab es die ›Istrebitelje-7‹. Welche Bezeichnung hat das neue Modell, das dort drüben am Platzrand steht?«

Der Spanier schaute nach draußen. »Kommt darauf an, welches Sie meinen. Der Tiefdecker mit dem einziehbaren Fahrwerk hat die Kennziffer ›i6‹, der Doppeldecker ›i5‹. Und der zweimotorige Bomber, auf der anderen Seite des Platzes ist eine SB-2 ›Katiuska‹.«

Jetzt weiß ich mehr als die nationalspanische, italienische und deutsche Führung zusammen, ging es Werner durch den Kopf. Eigentlich müßte ich Manzel informieren, würde dann aber gegen die Abmachung verstoßen. Angesichts der drohenden Gefahr jedoch einfach zu schweigen ist auch nicht zu verantworten. Die Legion Condor wird es nun unheimlich schwer haben. Ich muß etwas unternehmen, ohne die eingegangene Verpflichtung zu verletzen.

Daheim kam ihm ein rettender Gedanke. Nach kurzer Rücksprache mit Ditha rief er den Abwehroffizier an und bat ihn, sich vom Reichsluftfahrtministerium die Leistungsdaten der russischen Flugzeugmuster ›I-i5‹, ›I-i6‹ und ›SB-2‹ geben zu lassen.

»Woher kennen Sie diese Typen?« fragte Manzel verwundert.

»Es dürften Konstruktionen des sowjetischen Professors Polikarpow sein«, antwortete er ausweichend und doch unmißverständlich.

Dem Abwehroffizier ging ein Licht auf. »Nennen Sie die Bezeichnungen noch einmal. Ich möchte sie mir notieren.«

Der Groschen ist gefallen, dachte Werner zufrieden.

Dennoch hatten seine Bemühungen keinen Erfolg. Manzel erhielt vom Reichsluftfahrtministerium den kaum faßbaren Bescheid: ›Die Flugzeugmuster sind uns unbekannte Steckte Absicht dahinter? Sollte das fliegende Personal nicht erfahren, was ihm drohte?

Wie zur Strafe lernten deutsche, italienische und spanische Piloten die russischen Jagdmaschinen auf schmerzliche Weise kennen, als Anfang November 1936 die nationale Offensive auf Madrid begann. Am Himmel wimmelte es von russischen Jagdflugzeugen. Kein Zweifel konnte darüber bestehen, daß die Republikaner die Luftüberlegenheit errungen hatten.

Werner war deshalb wie befreit, als Deutschland am 18. November die Regierung Franco anerkannte und die Postflüge eingestellt wurden, nachdem – auch dies ein Kuriosum des

spanischen Bürgerkriegs die republikanische Regierung in höflicher Form gefordert hatte, den Linienverkehr der Lufthansa nunmehr einzustellen.

Sevilla glich einem Heerlager. Am Rand des Flugplatzes reihte sich eine Mannschaftsbaracke an die andere. Vor dem Portal des Hotels Cristina, das für Offiziere und das fliegende Personal requiriert worden war, standen Wachposten mit geschultertem Gewehr. Unteroffiziere hatten in Villen und Pensionen Quartier gefunden.

Dank der Überlegenheit der russischen Flugzeuge war die Offensive auf Madrid fehlgeschlagen. Peinlich für Brigadegeneral Mola, der in einer Pressekonferenz erklärt hatte, die Metropole werde am 7. November eingenommen, um so den Jahrestag der bolschewistischen Revolution auf nationalspanische Weise zu feiern.

In diesen Tagen, da annähernd sechstausend Deutsche in Khakiuniformen, vom Hafen Cádiz kommend, in Sevilla eintrafen, war Ditha zum ersten Mal froh darüber, daß ihr nur noch die ›Quadrillette‹ aus dem Jahre 1923 zur Verfügung stand. Der alte Peugeot fand keine Beachtung. Das Mercedes-Kabriolett mit der Berliner Nummer hätten Ditha und Natalja in der Stadt wohl kaum verlassen können, ohne daß Landser ihnen ›nachgestiegen‹ wären. Das war ohnehin schon einige Male passiert, doch beide hatten sich den Anschein gegeben, als verstünden sie die deutsche Sprache nicht. Dadurch waren sie zwar gezwungen gewesen, sich manch frivol-anzüglichen Gerede anzuhören, ohne sich dagegen wehren zu können. Als eines Tages aber mehrere Offiziere hinter ihnen herstolzierten und in der Annahme, nicht verstanden zu werden, obszöne Reden führten, wurde es Natalja zuviel. Sie drehte sich plötzlich um und forderte: »Bitte, meine Herren, darf ich anregen, vor Unterhaltungen im Freien zunächst festzustellen, ob nicht deutschsprachige Lebewesen in der Nähe sind?«

Die Offiziere stammelten Worte der Entschuldigung, schlugen die Hacken zusammen und gingen mit roten Köpfen davon.

Ditha zog Natalja an sich. »Das hast du prima gemacht. Dafür lade ich dich zu einem großen Eisbecher ein.«

Zu beider Leidwesen erschienen im Cafe, das sie aufsuchten, uniformierte Deutsche, die nicht damit fertig wurden, dem Mief der heimatlichen Kaserne entflohen zu sein, die Tasche voll Geld zu haben und keiner Kontrolle zu unterliegen. Diesmal stoppte Ditha die gleich einsetzenden zotenreichen Annäherungsversuche mit dem Hinweis: »Vorsicht, meine Herren! Unsere Männer sind ausgesprochene Spielverderber. Wenn die gleich kommen, wird es Ärger geben.«

»Herzlichen Dank für den Hinweis«, grinste ein Unteroffizier.

Einem Obergefreiten schien die große Barschaft, über die er verfügte, in den Kopf gestiegen zu sein. Er faltete eine Hundert-Peseta-Note zusammen und benutzte sie als Fidibus zum Anzünden seiner Zigarette.

»Da siehst du's«, empörte sich Natalja. »Der wichtigstuerische deutsche Herrenmensch bricht überall durch.«

»Fang nicht wieder damit an!« warnte Ditha. »Wir sind übereingekommen, dieses Thema ein für allemal fallenzulassen.«

Die Freundin pflichtete ihr bei. »Zur Strafe zahle ich das Eis.«

»Und dann fahren wir nach Tablada. Die Montage der ›Do‹ soll heute beendet werden.«

»Hoffentlich!« seufzte Natalja. »Unsere drei Kindsköpfe waren in den letzten Tagen nicht mehr zu genießen. Alles dreht sich nur noch um die ›Do!‹«

Ditha und Natalja kamen gerade zur rechten Zeit, um den ersten Start zu erleben. Die Motoren der ›Do 17‹ waren eben abgebremst worden. Eine große Anzahl von Piloten, Monteuren und Soldaten umstanden und bestaunten das modernste Flugzeug jener Tage.

Werner entdeckte die beiden Freundinnen und winkte ihnen zu. Kuhnke hob die Faust mit nach oben weisendem Daumen. Kreuzpointner saß in der hinteren Glaskanzel und grüßte auf die gleiche Weise. Werner setzte die ›Do 17‹ übertrieben langsam in Bewegung.

Ditha lobte: »Das ist typisch für ihn. Aus allem macht er eine Versuchsphase. Bestimmt wird er bis ans äußerste Ende des Platzes

rollen, um notfalls mitten im Start das Gas wieder wegnehmen zu können.«

Natalja lachte. »Wem erzählst du das? In fliegerischer Hinsicht kenne ich deinen Mann besser als du.«

Werner dirigierte die »Do« am Platzrand in die Windrichtung, brachte die Motoren auf volle Touren, löste die Bremsen und ließ das Flugzeug über die Grasnarbe dahinjagen. Sehr viel früher als angenommen hoben die Räder vom Boden ab.

»Hurra!« schrie Kreuzpointner. »Der Vogel ist flügge!«

Kuhnke war nicht so überschwänglich. Er fragte vielmehr besorgt: »Alles klar?«

»Und wie! Nur die Querruder werden wir »nachbügeln« müssen. Die Maschine dreht nach links.«

Als tausend Meter Höhe erreicht waren, nahm Werner zur Kontrolle die Hände vom Segment. Die Maschine legte sich schräg und kurvte zur Backbordseite. Er drückte etwas gegen das Seitensteuer. »Das Seitenruder muß ebenfalls eine leichte Korrektur erfahren. Im übrigen ist es eine Wonne, diese Maschine zu fliegen. Der heutige Flug krönt meine bisherige Laufbahn.«

»Das haste vor Jahren beim »Roland« auch gesagt. Und später bei der »Do P«, und bei der »Do F« haste genauso geschwärmt.«

»Eben weil uns die Entwicklung immer wieder Neues beschert.«

Werner erging es wie vielen Piloten, die mit einer gerade fertig montierten »He 51« schon nach ein oder zwei Probeflügen zum ersten Einsatz starten mußten. Und das, obwohl die Initiative auf die republikanischen Luftstreitkräfte übergegangen war. Das Fluchen der deutschen Flugzeugführer über die ihnen zur Verfügung gestellten unzulänglichen Maschinen nahm kein Ende.

In die ohnehin bereits düstere Stimmung platzte an dem Morgen, als Werner zum zweiten Kontrollflug starten wollte, die unglaubliche Nachricht, daß eine Besatzung mit ihrer »Ju 52« nach Madrid desertiert sei. Man war entsetzt. Manch einer dachte aber auch: Das ist vielleicht die einzige Möglichkeit, sein Leben zu retten.

Kurz nach dem Bekanntwerden der Hiobsbotschaft erschien der Abwehroffizier in Tablada. Er erklärte, schnellstens mit General Sperrle sprechen zu müssen, der das Kommando über die Legion übernommen und sich in Salamanca im Hotel Passages einquartiert habe. »Können wir die neue Maschine benutzen?« fragte er erwartungsvoll.

Werner antwortete ausweichend: »Wir haben gestern den ersten Flug durchgeführt und heute morgen am Seitensteuer und an den Querrudern kleine Korrekturen vorgenommen. Wahrscheinlich ist jetzt alles in bester Ordnung.«

»Dann bitte ich Sie darum, mich gleich nach Salamanca zu fliegen. Die Sache ist dringend. Wie lange wird der Flug dauern?«

»Ich schätze, etwa eine Stunde.«

»Gut, verständigen Sie Ihre Gattin, daß Sie erst am Abend zurück sein werden.«

Kreuzpointner mischte sich ins Gespräch. »Das erledige ich, denn wenn Sie mitfliegen, muß ich hierbleiben. Durch den Einbau der Sondergeräte hat unsere ›Do‹ nur Platz für drei Personen.«

Eine halbe Stunde später wurde gestartet. Manzel saß neben dem Piloten, und er genoß es nicht weniger als Werner und Kuhnke, mit einer Geschwindigkeit von 400 km/h dem Ziel entgegenzujagen.

»Hab' Salamanca an der Strippe«, rief der Funkmaschinist erstaunlich bald. »Der Platz hat außer dem Peiler jetzt auch ein Funkfeuer.«

Manzel wies auf die Bordkarte. »In Vorbereitung einer großen Truppenverlegung nach Burgos und Vitoria wurden im Bereich von Zaragoza bis Salamanca mehrere Funkbaken aufgestellt. Nach dem Debakel von Madrid soll nun die Nordfront aufgerollt werden.«

»Haben Sie deshalb mit dem General zu sprechen?«

»Nicht direkt. Die in der Truppe entstandene Unruhe muß umgehend durch Lieferung moderner Flugzeuge beseitigt werden.«

Kuhnke reichte Werner einen Kopfhörer. »Die Frequenz hab' ick eingeschaltet. Brauchst nur noch zu kurbeln.«

»In Ordnung.« Werner setzte den Kopfhörer auf und begann damit, den Peilrahmen eines zwischen seinen Beinen montierten

neuartigen Gerätes zu drehen. Es dauerte nicht lange, bis er einen Dauerton hörte, auf dem er bleiben mußte, wenn er Salamanca im Direktanflug erreichen wollte. Kam er vom Kurs ab, dann hörte er rechts beziehungsweise links vom Dauerton ›Punkte‹ oder ›Striche‹.

»Die Funknavigation wird immer einfacher«, sagte er nach einer Weile und schob den Kopfhörer auf die Schläfen. »Wie sieht das Wetter in Salamanca aus?«

»Fünfhundert Meter Untergrenze«, meldete Kuhnke. »Mit dem neuen Funkgerät zu arbeiten ist eine Wonne. Wo früher ein feines Piepsen zu hören war, donnern jetzt fast Paukenschläge. Ist schon toll, wie schnell alles weiterentwickelt wird.«

Werner dachte unwillkürlich an Heraklits Ausspruch: ›Der Krieg ist der Vater aller Dinge.‹ In den drei Jahren, seit Hitler an die Macht gekommen war und zum Krieg rüstete, hatte sich die Flugtechnik um ein Vielfaches dessen weiterentwickelt, was in den fünfzehn Jahren nach dem Weltkrieg erreicht wurde.

Der Anflug auf Salamanca brachte Werner in die Gegenwart zurück. Doch als er nach der Landung die Ehre hatte, den beiden höchsten Offizieren der Legion Condor vorgestellt zu werden, machte er sich erneut Gedanken. Generalmajor Sperrle, der Befehlshaber des deutschen Korps, wirkte wie ein zu stark und zu groß geratener bayrischer Löwe. Kurios sein Versuch, durch Einklemmen eines Monokels blaues Blut vorzutäuschen. Im Gegensatz zu seinem Stabschef, Oberstleutnant Freiherr von Richthofen, der ein einfaches Käppi trug, schmückte ihn eine übergroße Schirmmütze. Dem Vetter des berühmten Weltkriegsfliegers Manfred von Richthofen war die adlige Herkunft nicht anzusehen. Er glich eher einem mürrischen Unteroffizier, der mangelnde Qualität durch Unnahbarkeit zu verdecken sucht.

Daß die beiden Herren sich nicht mochten, war unschwer zu erkennen. Werner richtete deshalb auf dem Rückflug an Manzel die Frage: »Sind Sie mit dem Verlauf Ihrer Besprechungen zufrieden?«

»Einigermaßen«, antwortete der Abwehroffizier. »Mit Menschen, die sich nicht ausstehen können, ist schwer zu verhandeln. Aber ich konnte erreichen, daß Oberleutnant von Moreau, der sich durch den spektakulären Abwurf von Lebensmitteln über dem Alcazar einen

Namen gemacht hat, morgen nach Berlin fliegt, um im Ministerium unmißverständlich moderne Flugzeuge zu fordern.«

»Endlich!« freute sich Werner. »Es ist schlimm, Soldaten aus rein taktischen Überlegungen mit schlechteren Waffen auszurüsten, als sie zur Verfügung stehen. So etwas bringt nur ein Regime fertig, das die Würde des Menschen mißachtet.«

»Wer die Wahrheit sagt, wird oft dafür bestraft!« warnte der Abwehroffizier. »Seien Sie vorsichtig, Comandante! Denken Sie an Ihre Gattin! Sonst landen Sie beide eines Tages in einem Lager. Wenn mich nicht alles täuscht, hat die SS hier trotz strikten Verbots des Führers neuerdings einige Agenten eingesetzt.«

Im Norden Spaniens herrschte so schlechtes Wetter, daß die kartographische Luftbildtätigkeit vorerst ausschließlich im Süden und im mittleren Teil des Landes in Angriff genommen werden konnte. Werner, Kuhnke und Kreuzpointner war das nur recht. Sevilla blieb damit der Ausgangspunkt aller Meßflüge. Eine angenehmere Tätigkeit war nicht vorstellbar. Um acht Uhr wurde unter dem Rundbogen des Patio in lauer Winterluft gemeinsam gefrühstückt. Anschließend fuhr die Besatzung in einem ihr zur Verfügung gestellten Dienstwagen nach Tablada, wo Werner sich vom Meteorologen eingehend beraten ließ, bevor er die Tagesroute festlegte. Der Start fand meistens gegen zehn Uhr statt. Länger als zwei Stunden dauerte kaum ein Flug, da die allgemeine Wetterlage Reihenaufnahmen über weite Strecken höchst selten gestattete. Erst an den beiden Weihnachtstagen herrschten günstigere Verhältnisse, und nun belegten glasklare Aufnahmen unter anderem, daß die hundertfünfzig Kilometer von der Mittelmeerküste entfernt gelegene Stadt Albacete zu einem republikanischen Versorgungslager geworden war. Manzel war diese Mitteilung hoch willkommen. Sie bewies, daß die vom deutschen Führungsstab nur ungern akzeptierte Sondermaschine für kartographische Aufgaben auch hervorragende Aufklärerarbeit leistete.

Kuhnke jubelte. Seine Ernennung zum Leutnant hatte einen erstaunlichen Sinneswandel bewerkstelligt. Der militärische Erfolg seiner luftbildnerischen Tätigkeit gab ihm ein erhebendes Gefühl. Es

hatte ihn schon zutiefst befriedigt, als sich herausstellte, daß entgegen der ersten Meldung keine deutsche, sondern eine spanische Flugzeugbesatzung mit einer ›Ju 52‹ nach Madrid desertiert war.

Auch Werner hatte diese Nachricht mit Erleichterung vernommen. Nicht nur, weil es ihm guttat zu hören, daß das deutsche Ansehen keinen Schaden genommen hatte. Er empfand Mitleid mit den Spaniern, die sich gezwungen sahen, auf eigene Landsleute zu schießen. Und dies angesichts der Tatsache, daß auf beiden Seiten Repressalien gegen Familien ergriffen wurden, deren Angehörige ohne persönliches Dazutun in die Reihen des ›Gegners‹ geraten waren. Wenn unter solchen Umständen ein Pilot der ›Fuereas Aereas Espanolas‹ das Lager wechselte, um Eltern oder Frau und Kinder vor Strafmaßnahmen zu schützen, dann war das wahrhaftig kein Verbrechen.

Über dieses Dilemma wurde im Haus am Guadalquivir öfter gesprochen. Doch es dominierten andere Themen. Ditha und Werner genossen es, unbeschwert in den Tag hinein zu leben. Sie wollten nicht an Dinge denken, die womöglich auf sie zukamen. Natalja und Sebastian schwelgten in Zukunftsplänen. Kuhnke hingegen hatte mit sich selbst zu kämpfen. Es war gewiß bequem, für rund zweihundert Mark im Monat über eine Spanierin wie Ilona zu ›verfügen‹, aber das genügte ihm nicht mehr. Er sehnte sich nach der Harmonie, die bei Ditha und Werner, Natalja und Sebastian zu spüren war. In seiner maßgefertigten Uniform saß er oft im Bayrischen Bierhaus neben Kreuzpointners Vater und hoffte, durch ihn ein deutsches Mädchen kennenzulernen. Er hatte das dreißigste Lebensjahr erreicht und fand, daß es an der Zeit sei, ans Heiraten zu denken.

Ditha bedauerte es, daß der immer lustige und zuverlässige Kamerad ihres Mannes keine geeignete Partnerin fand. Er interessierte sich neuerdings, wie er sich ausdrückte, »für wat Ähnliches wie BDM-Maiden mit langen Zöpfen und so«.

Im März 1937 ging im Haus am Guadalquivir die Herrlichkeit des geruh samen Lebens von einer Stunde zur anderen zu Ende. Werner erhielt von Manzel die Weisung, sofort nach Vitoria zu fliegen, wo im Hotel Frontón, das gleichzeitig als Einsatzzentrale diene, ein

Zimmer für ihn reserviert sei. Kuhnke und Kreuzpointner würden in einer nahe gelegenen Villa ein gutes Quartier finden. Er selbst bleibe in Salamanca, werde aber in ständigem Kontakt mit ihm stehen. Es gelte, Widersprüchlichkeiten zu eliminieren, die in verstärktem Maße zwischen dem deutschen Führungsstab und dem spanischen Stabschef Oberst Vigon aufgetreten seien.

Hinzugefügt hatte Manzel: »Das Verhältnis zwischen General Sperrle und Oberstleutnant von Richthofen wird immer unhaltbarer. Der sonst stets beherrschte Chef des Stabes hat sich hinreißen lassen, seinen Vorgesetzten einen ›Kaffeehaus-Kommandeur‹ zu nennen. Dazu kommt der ewige Ärger mit den spanischen Truppenoffizieren, die angeblich nicht in Gebiete vorstoßen, die von tieffliegenden deutschen und italienischen Jägern und Bombern sturmfrei gemacht wurden. Starten Sie also so bald wie möglich.«

Werner eröffnete Kuhnke und Kreuzpointner, aber auch Ditha und Natalja: »Wir haben sofort nach Vitoria zu fliegen und werden voraussichtlich eine Weile dort bleiben.« Er wollte noch etwas hinzufügen, doch da brauste Natalja auf:

»Ich hab' es geahnt! Ihr habt verschwiegen, daß ihr auch andere Aufgaben übernehmen müßt. Im Norden sind Kämpfe entbrannt. Wenn ihr für längere Zeit in Vitoria stationiert werdet, dann weiß ich, was auf euch wartet r Frontaufklärungsflüge! Durchzuführen im Auftrag Francos, den Hitler im Kampf gegen die vom spanischen Volk gewählte Regierung unterstützt. Macht, was ihr wollt, aber mich habt ihr die längste Zeit gesehen, falls sich zeigt, daß die Legion Condor in diesem Land damit begonnen hat, die monströsen Weiteroberungspläne des größtenwahnsinnigen deutschen Führers zu verwirklichen.«

Werner wurde es zuviel. »Das sind Hirngespinnste, Natalja! Kein Mensch denkt daran ...«

»Doch!« unterbrach sie ihn. »Viele bedeutende Persönlichkeiten ich nenne nur Maurice Thorez, Andre Malraux, Egon Erwin Kisch und Ernest Hemingway – haben warnend ihre Stimme erhoben und zum Ausdruck gebracht, was ich eben sagte: Wenn schon, dann muß man der republikanischen Seite helfen.«

»Hör auf!« empörte sich Ditha. »Unsere Männer haben ihre Klamotten zu packen, und Sebastian erwartet von dir keine Propagandarede, sondern eine liebevolle Verabschiedung!«

Kreuzpointner warf ihr einen Kuß zu. »Bist ein Engel!«

Als Werner mit Ditha allein war, sah sie ihm fragend in die Augen. »Besteht Gefahr für euch?«

»Nein«, versicherte er wie selbstverständlich.

»Wird's länger dauern?«

»Ich hoffe, daß in vierzehn Tagen oder drei Wochen alles überstanden ist.«

Sie küßte ihn. »Als du das zweite Mal nach Rußland aufbrachst, gab ich Max tausend kleine Schweizer Schokoladentäfelchen mit. Eines für jeden Tag. Wir wußten, daß wir fast drei Jahre getrennt sein würden. Da werden wir mit drei Wochen, vielleicht auch etwas mehr, wohl spielend fertig, oder?«

Werner zog seine Frau an sich. »Sebastian hat ins Schwarze getroffen. Du bist ein Engel.«

Wenige Stunden später landete Werner auf dem östlichen Flugplatz von Vitoria, der über eine betonierte Piste verfügte, die ausschließlich von den Piloten der Legion Condor benutzt werden durfte. Schon hier war die Welt in Klassen eingeteilt. Italienische und spanische Flugzeuge hatten ungeachtet des durch lang anhaltende Regenfälle stark aufgeweichten Bodens auf nahe gelegenen Feldern und Wiesen zu starten und zu landen. Diese befremdlich anmutende Weisung war notwendig geworden, weil auf dem Flughafen ungewöhnlich viele Maschinen stationiert waren und die Legion endlich über einige moderne ›He-111‹-Bomber und ›Me-109‹-Jäger verfügte, die festen Boden unter den Rädern brauchten; andernfalls bestand die Gefahr, daß sie beim Start oder bei der Landung in die Brüche gingen. Auch einige ›Hs-123‹-Sturzkampfbomber waren eingetroffen.

Werner wollte sich gerade eine dieser Maschinen ansehen, als ihm Hauptmann Ballmann über den Weg lief. »Mensch, ›Balli!‹« rief er erfreut. »Sind Sie unter die ›Stukas‹ gegangen?«

Der Kamerad aus Lipezk schlug übertrieben zackig die Hacken zusammen und meldete vorschriftsmäßig grüßend: »Bedauere, Comandante, bin ein kleines Arschloch geblieben. Stehe rangmäßig jetzt unter Ihnen.«

»Nur für die Zeit meiner Gastrolle bei der Legion.«

»Bin informiert, gran comandante. Schnelle ›Do‹ für Reihenaufnahmen. Immer grapschen der Herr sich die Rosinen aus dem Kuchen. Doch ich hab's bald geschafft. In vier Wochen geht's heim. Viertüriger Opel-Olympia steht vor der Haustür, wenn ich ankomme. Mit dem fahre ich – zum Major befördert! – sechs Wochen lang mit meiner Frau kreuz und quer durch Deutschland. Ich weiß ja überhaupt nicht mehr, wie grüne Wiesen aussehen.«

»Herzlichen Glückwunsch! Gern würde auch ich ... Aber Sie wissen ja, meiner Frau ist die Tür zur Heimat versperrt.«

»Das ist genauso eine Schweinerei wie dieser Krieg. Doch ich will nicht klagen. Hab' über zehntausend Märkerchen gespart und brauch' nicht mehr Angriffe auf Madrid und Guadalajara zu fliegen. Da war der Teufel los. ›Ratas‹, ›Chatos‹, ›Katinkas‹, ›Rasantes‹ und ›Nataschas‹ jagten uns, daß wir vor Angst in die Hosen geschissen haben. Der italienische Angriff brach zwangsläufig zusammen. Da war wirklich nichts zu machen. Und wie reagierten die Nationalspanier? Sie rissen Witze über die feigen Verbündeten, die sich für sie ins Schlachtgetümmel gestürzt hatten. Ist schon eine verrückte Welt. Na, Hauptsache, der Aktionsradius der russischen Jäger ist zu gering, um von Madrid aus zur Nordfront fliegen zu können. Und es gibt hier meistens Wolken, in die man sich verdrücken kann. Ich komme mir schon wie in einem Kurort vor.«

Um den Hauptmann etwas auszuhorchen, fragte Werner: »Stimmt es, daß sich der General und sein Stabschef spinnefeind sind?«

»Das waren die beiden schon in Berlin. Sperrle plädierte von Anfang an für Sturzkampfbomber, Richthofen hingegen für Verbände mit flächendeckender Wirkung.«

»Methode Douhet?«

»Genau! Die Industrie zerschlagen und die Bevölkerung demoralisieren! Bis heute haben wir allein in diesem Raum eine Million Kilogramm Bomben abgeworfen. Und zwar ›ohne Rücksicht

auf die Bevölkerung!« Ausdrücklicher Befehl! Und was wurde erreicht? Die Brücken, die wir mit der alten ›Ju‹ und unseren unzulänglichen Zielgeräten zerstören sollten, sind stehengeblieben. Dafür wurden zahlreiche Dörfer dem Erdboden gleichgemacht. Auch Kleinstädte, wie Durango. Dort richtete sich kein einziges Gewehr oder gar Geschütz auf uns. Stehend freihändig konnten wir abladen. Ergebnis: zirka zweihundert Tote und fünfhundert Schwerverwundete. Darunter viele Nonnen. Ein Kloster wurde getroffen und total vernichtet. Es war zum Kotzen.«

»Und wie reagierte Richthofen?«

»Erst hat er getobt, weil sich in Durango keine Soldaten befanden. Später bezeichnete er das Unternehmen als einen bedeutsamen Erfolg. Der Angriff habe den Gegner gezwungen, sich in verstärktem Maße zurückzuziehen. Auch sei anzunehmen, daß gerade die wahllosen Bombenabwürfe die Bevölkerung in hohem Maße verunsichert hätten.«

Werner glaubte nicht richtig zu hören.

»Ja, mein Lieber, nicht nur spanische Offiziere sind Versager.«

»Bezieht sich Ihr letzter Hinweis auf die spanischen Verbände, von denen behauptet wird, sie stießen nicht in Gebiete vor, die von Bombern und Jägern sturmreif gemacht wurden?«

»Ich habe das Denken aufgegeben. Und ein Urteil kann ich mir nicht erlauben. Bin ja kein Aufklärer. Manches ist allerdings komisch. Oft fliegen wir über Stellungen, in denen sich kein Aas mehr befindet. Aber jetzt ein anderes Thema.«

»Ich kann nur hoffen, daß dieser Krieg bald ein Ende nimmt.«

»Lassen Sie das bloß keinen ›Neukommer‹ hören!« warnte Hauptmann Ballmann. »Der bringt Sie glatt um. Fünf- bis zehntausend Märkerchen möchte doch jeder abkassieren.«

Am Abend erhielt Werner einen Anruf von Manzel. Seine Stimme klang, als liege ein anstrengender Lauf hinter ihm. Mühsam keuchte er: »Ich hab' Sie genau zur richtigen Zeit nach Vitoria kommen lassen. General Sperrle erwägt, ein Exempel zu statuieren. Er beabsichtigt, die Legion aus Nordspanien abzuziehen. Die rollenden

Einsätze unserer Bomber und Jäger brechen überall den Widerstand der republikanischen Truppen, aber die nationalen Einheiten denken nicht daran, vorwärts zu stürmen. Deshalb nehmen Sie ab morgen an den Einsatzbesprechungen teil und überfliegen die festgelegten Ziele jeweils nach Rückkehr der Verbände. Wir müssen mit Fotos belegen, wann und wo die Einnahme von Stellungen vorbereitet, aber nicht durchgeführt wurde. Verhalten Sie sich diplomatisch! Ihre eigentliche Aufgabe ist kartographischer Natur! Haben Sie eine Frage?»

»Nur eine Bitte. Von Vitoria aus kann ich mit meiner Frau nicht telefonieren. Die öffentlichen Leitungen sind zerstört. Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, ihr mitzuteilen ...«

»Selbstverständlich«, fiel Manzel ein. »Ich setze Ihre Gattin gleich davon in Kenntnis, daß Sie gut angekommen sind. Und Sie melden sich morgen so bald wie möglich. Bis dahin: Hals- und Beinbruch!«

Werner bedankte sich. Er sah dem kommenden Tag mit gemischten Gefühlen entgegen. Das änderte sich am nächsten Morgen. Noch vor der Einsatzbesprechung lernte er so aufgeschlossene, frische und von der Notwendigkeit des Kampfes in Spanien überzeugte Flugzeugführer kennen, daß er, wie schon einmal in Lipezk, dachte: Ich wollte, ich könnte mich auch für etwas einsetzen, von dem ich glaubte, es bringe das Heil der Welt. Er beneidete die jungen Piloten. Ihre Unbekümmertheit, ihre Kameradschaft, ihr Tatendrang und ihre Offenheit beeindruckten ihn.

Da der Einsatzleiter am Tag zuvor nach Burgos gefahren war, stellte Werner sich ihm in der Halle des Hotels Frontón vor.

Der schmalgesichtige Hauptmann betrachtete ihn mit verkneifenen Augen. »Mir ist nicht klar, warum Sie ausgerechnet jetzt, wo der Himmel durchweg von Wolken verhangen ist, hier im Norden in Aktion treten sollen. Da kommen Sie doch überhaupt nicht zum Zug.«

»In kartographischer Hinsicht ganz gewiß nicht«, pflichtete ihm Werner bei. »Der Sonderbeauftragte des Admirals ist jedoch der Meinung, daß es im Moment wichtiger sei, die Bemühungen des Oberstleutnants von Richthofen zu unterstützen.«

Der Hauptmann stutzte. »Ach, das war mit nicht bekannt. Inwiefern glauben Sie, dem Stabschef dienlich sein zu können?«

»Mir wurde der Auftrag erteilt, anhand von Fotos zu belegen, daß sturmreif gebombte oder geschossene Stellungen von Spaniern nicht eingenommen werden.«

Der Leiter der Einsatzbesprechungen legte die Hand auf Werners Arm. »Erfreut, einen Verbündeten in Ihnen zu sehen. Bitte um Empfehlung an den Vertrauten des Admirals. Wenn Wolken keine kartographischen Flüge gestatten, dann wenigstens den Kameraden helfen. Ausgezeichnet! Erlebt man leider nur selten. Alsdann: Nehmen Sie Platz, wo Sie wollen. Sie sind uns herzlich willkommen.«

Werner verdrückte sich möglichst weit in den hinteren Teil der Hotelhalle, in der die Einsatzbesprechungen stattfanden.

Daß er gut daran getan hatte, sich in den Hintergrund zu begeben, erwies sich bald. Der Chef des Stabes, Freiherr von Richthofen, erschien höchstpersönlich. Mit Distanz fordernder Miene trat er an einen länglichen Tisch und betrachtete Fotos, die ein Aufklärer am frühen Morgen »geschossen« hatte. »Wie heißt der Ort?« fragte er nach kurzem Studium.

»Marquina, Herr Oberstleutnant. Die Stadt liegt östlich von Guernica.«

»Da fällt mir ein, daß Guernica das geistige Zentrum der Basken ist. Die Madrider Regierung gewährte ihnen Autonomie, um Loyalität zu ernten. Ein verbissen kämpfendes Volk.« Der Stabschef nahm eines der Fotos und ging zum Schreibtisch des Einsatzleiters. »Besorgen Sie eine vergrößerte Landkarte.«

»Sofort, Herr Oberstleutnant.«

»Schauen Sie sich diese Aufnahme an.«

Der Hauptmann betrachtete das Luftbild. »Ganz eindeutig zurückflutende Einheiten auf den Straßen nach Marquina. Vermutlich Truppen, die sich schnellstens nach Bilbao begeben sollen. Dort möchte man wahrscheinlich eine neue Armee aufstellen.«

Die vergrößerte Landkarte wurde gebracht.

Richthofen beugte sich darüber und wies auf drei Straßen, die in den nahe von Guernica gelegenen Ort führten. »Wenn unser Verbrauch an Bomben auch in keinem Verhältnis zum Bodengewinn steht – es wird rücksichtslos abgeladen! Die ganze Gegend muß unpassierbar gemacht werden! Guten Tag, meine Herren!«

Kurz vor der Besprechung über den inzwischen durchgeführten Einsatz übergab Werner dem Hauptmann einige Fotos mit dem Bemerken: »Ich glaube, die sollten wir verschwinden lassen. Drei Straßen wurden bombardiert und lediglich an zwei Stellen getroffen. Das Land rundherum ist wie umgepflügt.«

Der Einsatzleiter schaute auf die Bilder. »Ich erhielt bereits die Aufnahmen unseres Aufklärers. Es ist zum Verzweifeln. Aus der ›Jux‹ ist ein gezielter Abwurf nicht möglich. Die Bombenschützen sitzen in ihren nach unten herausgekurbelten Töpfen und geben den Flugzeugführern die Kurskorrekturen per Knopfdruck bekannt. Wie soll dabei etwas Vernünftiges herauskommen?«

Werner verzichtete auf eine Stellungnahme und setzte sich wieder in den Hintergrund der Hotelhalle.

Oberstleutnant von Richthofen erschien und kam gleich zur Sache. Mit schneidender Stimme, als gelte es, Rekruten abzukanzeln, stellte er den Piloten Fragen. Danach packte er das Ergebnis des Einsatzes in die nichtssagende Feststellung: »Der Angriff ist also planmäßig erfolgt.«

Schweigen.

»Wie war die Abwehr?«

»Gelegentliches Maschinengewehrfeuer«, antwortete ein Oberleutnant. »Keine feindlichen Jäger. Alle Straßen in Richtung Bilbao sind verstopft. Ideale Bedingungen für Tiefangriffe.«

Der Chef des Stabes trat an die Vergrößerung eines Teilabschnittes der Landkarte. »Wo befindet sich das Gros der gegnerischen Truppen?«

»Östlich von Marquina mit Marschrichtung West.«

»Also auf Guernica zu.«

»Jawohl, Herr Oberstleutnant.«

Der Einsatzleiter übernahm das Wort. »Guernica ist von Bergen umgeben und zum Ausbau einer Verteidigungsstellung hervorragend geeignet. Mir erscheint es dringend notwendig, die gegnerischen Verbände noch *vor* der Stadt zu stoppen. Und zwar hier!« Er wies auf eine etwa dreihundert Meter von Guernica gelegene Brücke.

Richthofen übergab den Hinweis und erklärte: »Ich werde mich mit meinem spanischen Kollegen Oberst Vigón besprechen. Fahre gleich zu ihm nach Burgos. Bis dahin die Berge um Marquina laufend bombardieren und beschießen! Der zurückweichende Feind darf nicht zur Ruhe kommen!«

Nach dieser Besprechung rief Werner den Abwehroffizier an und schilderte ihm den Ausgang des Einsatzes. Manzel wußte nichts Neues zu berichten. Er deutete lediglich an, dem stets besonnenen Generalissimo Franco sei es offenbar gelungen, den polternden Bayrischen Löwen zu beruhigen. Jedenfalls spreche General Sperrle nicht mehr davon, die Legion aus dem Norden abzuziehen.

Pack schlägt sich, Pack verträgt sich, dachte Werner.

In Vitoria trafen sich die Flugzeugführer regelmäßig morgens um acht Uhr in der Veranda des Hotels Frontón zum Frühstück. Werner war gespannt, welchen Einsatzbefehl der Stabschef an diesem Tag erteilen würde. Auf dem hundert Kilometer entfernt gelegenen Flugplatz Burgos standen dreiundvierzig Bomber und Jäger startbereit, in Vitoria fünfunddreißig. Und man wußte, daß der Einsatzleiter nach der bereits erfolgten Früherkundung nochmals einen Nahaufklärer und eine Wettermaschine losgeschickt hatte. Etwas Besonderes schien geplant zu sein.

Werner war deshalb nicht überrascht, als ihn Manzel kurz vor neun Uhr an den Apparat rufen ließ. »Heute gut aufpassen! Irgend etwas ist im Busch. Richthofen führte gestern abend mit Oberst Vigón ein langes Gespräch. Worüber, ist nicht bekannt. Ein Großangriff scheint geplant zu sein. Rufen Sie mich an, sobald Sie von Ihrem Flug zurück sind.«

Seltsam, dachte Werner, als er zur Veranda zurückkehrte. Manzel war anders als sonst. Militärisch kurz. Dahinter aber schwang Sorge.

Der Einsatzleiter trat an Werner heran. »Wir sprachen darüber, daß vor einigen Tagen eine ›Do 17‹ abgeschossen wurde.«

»Ja, die war fünfzig Stundenkilometer langsamer als meine Maschine«, erwiderte Werner in der Annahme, man wolle ihm nochmals nahelegen, auf der Hut zu sein. »Unsere Motoren ...«

»Ich weiß«, unterbrach ihn der Hauptmann. »Um Geschwindigkeiten geht es jetzt nicht. Wir erhielten soeben den Bescheid, daß der durch seine spektakulären Erfolge bekanntgewordene republikanische Pilot Felipe de Rio, der unsere ›Do‹ abgeschossen hat, gestern abend von der eigenen Flak heruntergeholt wurde. Für Sie als Einzelflieger reduziert sich das Risiko damit beträchtlich. Das wollte ich Ihnen nur schnell sagen.«

Wie unverständlich mir hier manches auch erscheint, dachte Werner, Kameradschaft wird großgeschrieben!

Etwa eine halbe Stunde später flogen der nochmals gestartete Aufklärer und die Wettermaschine über das Hotel hinweg. Jeder rechnete damit, daß die Einsatzbesprechung nun in Kürze stattfinden würde.

Tatsächlich wurden bald darauf die Piloten in die Hotelhalle gerufen, wo Oberstleutnant von Richthofen vor einer an der Wand befestigten Kartenvergrößerung von Guernica und Umgebung stand. Offensichtlich beschäftigte ihn die Renteria-Brücke. Der Feind konnte sich nicht nach Bilbao zurückziehen, ohne diesen Übergang zu passieren. Die Brücke bildete gewissermaßen einen Flaschenhals und bot die Möglichkeit, zum vernichtenden Schlag auszuholen.

Die Flugzeugführer hörten sich die Instruktionen gelassen an, solange sie den unmittelbar vor Suernica gelegenen Flußübergang betrafen. Erst einige erläuternde Ergänzungen brachten Unruhe in die Reihen. Besonders die Erklärung: »Das Ziel ist von den Kampfverbänden mit Brand-, Splitter- und Sprengbomben zu belegen. Dabei werden die ›Ju52‹-Staffeln ihre Lasten Welle auf Welle abwerfen.

Oberleutnant von Moreau wird die Brücke mit seinen vier ›He-111‹-Versuchsbombern als erster anfliegen und gewissermaßen den ›Pfadfinder‹ spielen. Unsere neuen ›Me 109‹ werden seiner Einheit den erforderlichen Jagdschutz bieten.«

Der dienstälteste Staffelführer hob den Arm. »Habe ich richtig verstanden, Herr Oberstleutnant? Es sollen Brandbomben geworfen werden?«

»Jawohl.«

»Zu welchem Zweck?«

»Ist Ihnen nicht bekannt, daß die zwar sehr kleinen und unscheinbaren ›Stäbe‹ eine Temperatur von 2400 Grad entwickeln? Die Dinger sind überaus geeignet, beim zurückweichenden Feind eine heillose Panik auszulösen.«

»Möglich. Die Anflughöhe wurde aber auf zweitausend Meter festgelegt. Da werden die leichten Dinger wie Blätter im Sturm umherwirbeln und ...«

»... womöglich einen Lastwagen in Brand setzen«, fiel Oberstleutnant von Richthofen ein. »Die Straße wäre dann blockiert.«

Der Staffelführer gab sich nicht zufrieden. »Und was sollen die Splitterbomben bewirken? Einer steinernen Brücke versetzen die höchstens ein paar Kratzer.«

»An den Feind, der sich auf ihr befindet, scheinen Sie nicht zu denken.«

»Doch, Herr Oberstleutnant. Ich bin nur der Meinung, daß die Zerstörung eines Flußübergangs mit den uns zur Verfügung stehenden drei Sturzkampfbombern leichter und besser zu bewerkstelligen wäre. Drei ›Fünfhunderter‹ brächten die Brücke selbst dann zum Einsturz, wenn sie nicht voll getroffen würde.«

»Bestimmen Sie die Einsätze oder ich?« erregte sich der Chef des Stabes.

»Ich habe mir lediglich erlaubt, einige Fragen zu stellen.«

»Dann tun Sie das in sachlicher Form. Und wenn Ihnen etwas nicht paßt, brauchen Sie es nur zu sagen. Ihrer Rückkehr nach Deutschland steht nichts im Wege.«

Der dienstälteste Staffelführer ließ sich nicht beirren. »Mir paßt alles, Herr Oberstleutnant, aber ich muß meinen Männern sagen können, warum wir Brand- und Splitterbomben wählen, wenn eine

Steinbrücke zum Zusammensturz gebracht werden soll. Oder handelt es sich um eine Holzkonstruktion?»

Der Stabschef überhörte die provokante Frage und wandte sich an den Einsatzleiter. »Noch irgendwelche Unklarheiten?»

»Nein, Herr Oberstleutnant.«

»Dann beauftragten Sie den Navigationsoffizier, die Startzeiten und Flugrouten, den Sammelpunkt und so weiter genauestens festzulegen. Ich fahre an die Front, um den Angriff von einer günstigen Anhöhe aus zu beobachten. Guten Tag, meine Herren.«

Beim Verlassen der Empfangshalle machte ein vehement einsetzendes Stimmengewirr deutlich, daß der Einsatzbefehl die Piloten ungewöhnlich bewegte. Doch erst auf der Fahrt zum Flughafen wurde Besorgnis und zum Teil auch Auflehnung erkennbar.

»Da stimmt was nicht«, schimpfte der Fahrer des Wagens, in den Werner zusammen mit drei anderen Flugzeugführern eingestiegen war. »Jetzt verscheißert man uns sogar in großem Stil. Ich bin zwar nur Feldwebel ...«

»Achten Sie auf die Straße, und fangen Sie nicht an zu spinnen«, wies ihn ein Leutnant zurecht. »Wir erhalten dicke Sonderzulagen und haben – das ist beste deutsche Tradition – die Schnauze zu halten und zu gehorchen.«

»Und unsere Hände nach bester römischer Tradition in Unschuld zu waschen«, mokierte sich der dritte Mitfahrer.

»Genau das bringt mich seit Wochen in Rage«, wetterte der Feldwebel weiter. »Man stellt uns veraltete Maschinen zur Verfügung und leitet daraus das Recht ab, Bomben nicht gezielt auf gegnerische Stellungen, sondern wahllos auf Dörfer und Kleinstädte zu werfen. Nun sogar Brand- und Splitterbomben! Die Bevölkerung soll in Panik geraten. Anstatt zu kämpfen, vernichten wir Häuser, in denen sich Frauen und Kinder befinden. Und jetzt scheuen wir uns nicht einmal, Splitterbomben einzusetzen. Die Maschinen unserer ›Ju 52‹-Staffeln werden heute mit zirka fünfzigtausend Kilogramm beladen, und jede wird schätzungsweise hundert Brand- und

Splitterbomben zugeteilt bekommen. Und das, um eine Steinbrücke zu zerstören? Nee, mir kommt es so vor, als sollte die Bevölkerung dafür bestraft werden, daß es uns nicht gelingen will, dem Feind kräftig was aufs Haupt zu schlagen.«

»Das ist eine unverschämte Unterstellung«, empörte sich der Leutnant. »Auch wenn es richtig ist, was unser Staffelführer geltend machte. Zur Zerstörung einer Steinbrücke bedarf es wirklich keiner Brand- und Splitterbomben. Was meinen Sie, Herr Comandante?«

Werner zuckte die Achseln. »Für mich ist es schwer, dazu Stellung zu nehmen. Von militärischen Dingen verstehe ich so wenig, daß ich mich sogar frage, warum die Verwendung von Brand- und Splitterbomben die Gemüter mehr erregt als der Einsatz von schweren Sprengbomben. Der Befehl lautet doch eindeutig, die Renteria-Brücke zu zerstören.«

Der Feldwebel lachte abfällig. »Wollen wir wetten, daß die Bomben nicht auf die Brücke fallen? Mit unseren primitiven Zielgeräten treffen wir nie, was getroffen werden soll. Diesmal kommt noch der Einsatz des sogenannten ›Pfadfinders‹ hinzu! Wenn der ablädt, drücken alle an der gleichen Stelle aufs Auslöseknöpfchen.«

»Oberleutnant von Moreau ist ein sehr erfahrener Pilot«, gab Werner zu bedenken. »Ihm wird bestimmt kein Fehler unterlaufen.«

»Und was ist, wenn dem Feind durch Bombardierung der hinter der Brücke liegenden Stadt ein Schock versetzt werden soll, von dem er sich so schnell nicht wieder erholt?«

Der Leutnant brauste auf: »Ich verbitte mir, einer deutschen Führung unsaubere Machenschaften zu unterstellen!«

»Ich spiele nur in Gedanken durch, was möglich sein könnte«, verteidigte sich der Feldwebel. »Brand-, Splitter- und Sprengbomben auf eine einzige kleine Brücke? Das grenzt an Wahnsinn!«

Werner schlug vor, das Thema zu wechseln, und fügte hinzu: »Die Wetterlage ist außerordentlich günstig, und fehlende gegnerische Jäger machen es möglich, den Einsatz in aller Ruhe durchzuführen. Da wird es zu keinem Fehlabbwurf kommen.«

Der Feldwebel schüttelte den Kopf. »Dessen bin ich mir nicht so sicher. Ich glaube eher, daß hier geistige Windstille durch operative Hektik ersetzt wird.«

Obleich diese Feststellung zum Lachen reizte, arbeitete der Verdacht des Feldwebels so sehr in Werner weiter, daß seine finstere Miene Kuhnke gleich auffiel. »Ist was passiert?«

»Nein. Ich bin nur etwas durcheinander. Mich hat ein Gespräch nachdenklich gestimmt. Wo steckt Sebastian?«

Der Funkmaschinist zeigte auf eine in der Nähe abgestellte »Ju52«. »Da kommt er schon.«

Kreuzpointner lief herbei. »Ist es wirklich wahr, daß eine Steinbrücke mit Brand- und Splitterbomben belegt werden soll?«

»Woher weißt du das?«

»Unter den Besatzungen wird heftig darüber debattiert. Alle fragen sich, was dahintersteckt. Zumal der Einsatz sämtlicher Maschinen befohlen ist. Will man Nägel mit Köpfen machen?«

Werner schilderte den Verlauf der Einsatzbesprechung.

»Das hört sich nicht gut an.«

»Wann soll gestartet werden?« erkundigte sich Sebastian.

»Die Zeit wird in einer halben Stunde auf der Flugleitung bekanntgegeben. Wenn's geht, überfliegen wir das Ziel vor den Verbänden.«

»Sonst machen wir Aufnahmen doch immer erst hinterher.«

»Ausnahmsweise möchte ich heute aber auch vorher einige Fotos »schießen.« Werner blickte auf seine Armbanduhr. »Ich gehe schon mal zur Flugleitung. Laßt die Motoren warmlaufen.«

Als er zurückkehrte, gab er durch Überkreuzen der Arme zu verstehen, daß der Start verschoben sei. »Vor den Kampfverbänden darf kein Flugzeug Guernica überfliegen. Es soll ein Überraschungsangriff werden.«

»Reichlich viel Theater um eine Brücke.«

»Und wann geht's los?« fragte Kreuzpointner.

»Um sechzehn Uhr. Ich nutz' die Zeit, um Manzel vom Hotel aus nochmals anzurufen. Wir treffen uns um halb vier.«

Pünktlich um sechzehn Uhr wurde gestartet. Werner hatte an seine Navigationskarte einen Zettel mit Notizen über den bekanntgegebenen Zeitplan und die Sammelpunkte der Verbände befestigt. Die in Burgos stationierten Maschinen befanden sich bereits auf dem Weg und nahmen in zweitausend Meter Höhe Kurs auf Garay, einen kleinen Ort südöstlich von Guernica.

Da Vitoria gut hundert Kilometer näher am Zielort lag, hoben die dorthin verlegten Einheiten entsprechend später vom Boden ab, sammelten sich über Villareal und flogen dann ebenfalls nach Garay. Die begleitenden Jäger setzten sich fünf- bis siebenhundert Meter über die Kampfstaffeln.

Werner ließ seine schnelle ›Do 17‹ gleich auf viertausend Meter steigen. Ein Glücksgefühl überkam ihn. Am strahlendblauen Himmel dahinziehende Wolken ließen an friedlich weidende Schafe denken. Die Nachmittagssonne legte die Erde in duftige Pastellfarben. Es gab keine harten Konturen. Hügel glichen sanft sich hebenden Wogen. Doch dann sah Werner die imposant anmutende Formation der Kampfflugzeuge. Fast achtzig Maschinen bewegten sich mit der Präzision eines Uhrwerkes auf Garay zu, das nicht weit von Marquina lag. Wahrscheinlich sollte vorgetäuscht werden, die nach Guernica führenden Straßen würden erneut angegriffen.

Nein, dachte Werner, beeindruckt von der Maßarbeit, heute geht nichts schief. Das Wetter ist hervorragend. Kein Sturm, der fallende Bomben versetzen könnte.

Der Anblick der vielen Maschinen erinnerte ihn aber an die verächtliche Bemerkung: ›Fünzigtausend Kilogramm Brand-, Splitter- und Sprengbomben auf eine Brücke ...?‹ Hatte der Feldwebel womöglich recht? Der gewaltige Aufmarsch konnte unmöglich einer Brücke gelten, die über einen Fluß führte, der an mehreren Stellen – dies war von oben deutlich zu erkennen – breite Furten aufwies, die von Militäreinheiten spielend überwunden werden konnten.

Werner konnte sich nicht mehr von dem Gedanken befreien, daß etwas ganz anderes geplant war, als vorgegeben wurde. Er wandte sich an Kuhnke. ›Mach die Kamera bereit. Wenn sich die ›Pfadfinderstaffel‹ der Brücke nähert, setze ich mich so über die

Maschinen, daß wir die Bomben bis zum Aufschlag verfolgen können.«

»Witterst du immer noch Unrat?«

Anstatt zu antworten, wies Werner auf die Ortschaft Garay. »Die in Burgos gestarteten Verbände fliegen aufs Meer zu.«

»An Guernica vorbei?«

»Ja.« Er zog die Landkarte zu Rate. »Cap Santa Catalina oder das Fischerdorf Elanchove wird angesteuert. Ich wende etwas nach Osten. Wir sind zu schnell.«

»Ich bin froh, wenn wir den Golf von Biskaya im Rücken haben«, rief Kreuzpointner. »Auf der Suche nach feindlichen Jägern hab' ich mir die Augen schon aus dem Kopf herausgestarrt.«

Werner flog parallel zum Kampfverband der Küste entgegen, steuerte dort in weitem Bogen an Elanchove vorbei, sah, daß die »Pfadfinderstaffel« Kurs auf das offene Meer nahm, folgte ihr in gebührendem Abstand und drehte bei, als die erste der vier »He m« zum Festland zurückkurvte. Ein Blick auf die Karte zeigte ihm, daß die neu eingeschlagene Richtung nach Guernica führte. »Der Anflug beginnt!« rief er den Kameraden zu.

Kuhnke wies nach unten. »Die »Juj2« wenden bei Elanchove.«

Mit leicht gedrosselten Motoren folgte Werner den »Pfadfindern«.

Kreuzpointner beugte sich vor. »Wie sieht's aus?«

Werner gab etwas mehr Gas und setzte sich hinter die unter ihnen fliegenden vier »He 111« »Westlich vor uns liegt Guernica! Die Brücke befindet sich genau auf unserem Kurs.«

»Na also! Wer sagt's denn? Auch beim Militär gibt's anständige Menschen.«

»Kamera einschalten!«

»Jetzt schon?«

»Lieber etliche Meter Film vergeuden als zu spät beginnen.«

Kuhnke betätigte einige Knöpfe. »Kamera läuft!«

»In zirka einer halben Minute ist es soweit ... He«, unterbrach er sich verblüfft, »was ist denn das? Der Kurs wird nach Westen korrigiert, genau auf die Stadt zu!«

»Vielleicht hat die Abdrift stärkeren Westwind erkennen lassen. Dann würden die Bomben nach Osten versetzt werden.«

»Möglich. Die Wetterwarte meldete: ›In der Höhe zunehmender Westwind.««

Wenige Sekunden später sah es so aus, als höbe eine unsichtbare Hand die vier ›He 111‹ fahrradartig in die Höhe.

»Die Bomben sind ›raus!‹« rief Kreuzpointner.

Werner erhöhte die Tourenzahl, um den Abstand zu den nun schneller werdenden ›Pfadfindern‹ einzuhalten. Gespannt blickte er in die Tiefe. Das Herz blieb ihm fast stehen. In Guernica zuckten grelle Blitze auf. Er umklammerte das Steuer, als suche er Halt. Eine Detonation jagte die andere. Weiße Blitze irrten gespenstisch umher. Überall schossen Feuersäulen empor.

Kuhnke starrte kreidebleich auf das ausbrechende Inferno.

Sebastian schrie: »Natalja hat es gesagt! Die Legion ...«

Werner stockte der Atem. Einschlag folgte auf Einschlag, Explosion auf Explosion. Flammen kämpften mit den immer stärker werdenden Rauchwolken. Guernica verschwand in undurchdringlichem Qualm.

Er riß die Maschine herum, gewährte die nachfolgenden Flugzeuge, sah kleine und große Bomben in die Tiefe sausen und dachte an die Worte des Feldwebels: ›Wenn der »Pfadfinder« ablädt, drücken alle an der gleichen Stelle ...‹ Der Mann kannte sich aus. Pausenlos jagten tödliche Ladungen der Erde entgegen. Guernica hüllte sich in schwarze Wolken, wie um sein Leid zu verbergen.

Werner raffte sich zusammen. »Wir fliegen zurück.«

Kein weiteres Wort wurde gesprochen. Gelähmt hockten alle drei auf ihren Sitzen. War es Wirklichkeit, was sie erlebt hatten? Mechanisch erledigte jeder seine Aufgabe. Die Welt war plötzlich grau geworden, es gab, so schien es, kein Licht und keine Wärme mehr.

Wie in Trance rollte Werner nach der Landung zum Abstellplatz, schaltete die Zündung aus und starrte vor sich hin. Auch Kuhnke und Kreuzpointner rührten sich nicht. Das sonst so faszinierende Surren

der Instrumentenkreisel hörte sich wie das Schleifen von Messern an. Der Ruf eines vorbeifliegenden Vogels wurde zum kreischenden Schrei.

Der Funkmaschinist fand als erster in die Gegenwart zurück. Er schloß die Brandhähne und löste den Riegel der Bodenklappe.

Werner wandte sich dem Ausstieg zu und sah, daß Kreuzpointner heulte. Unfähig zu reagieren, verließ er die Maschine.

Kuhnke folgte ihm. »Sebastian ist geschockt.«

Mit Bewegungen, als versagten ihm die Knie, stieg der Bordwart aus dem Rumpf. »Ich mach' nicht mehr mit. Kein zweites Mal will ich so was erleben.«

Werner legte den Arm um ihn. »Meinst du, wir?«

Kreuzpointner schneuzte sich.

In seiner Ratlosigkeit erklärte Werner: »Was heute geschehen ist, wird Konsequenzen nach sich ziehen. Doch es hat keinen Sinn, jetzt Betrachtungen oder Überlegungen anzustellen. Dazu ist es noch zu früh.« – »Ich mach' so oder so nicht mehr mit.«

»In Ordnung, Sebastian. Wir denken nicht anders als du. Aber ohne Abstand gewonnen zu haben, kann man keinen Entschluß fassen. Gleich nach der Lagebesprechung rufe ich Manzel an. Danach komme ich zu euch, und wir überlegen weiter. Einverstanden?«

Kuhnke zog Kreuzpointner zu einem Haufen Abdeckplanen hinüber. »Wir versorgen schnell die Maschine, und dann kippen wir etliche Osborne in uns hinein. Kummer muß man fortspülen!«

Auf dem Weg zur Flugleitung fragte sich Werner: Wie viele Tote mag es gegeben haben? Wie viele Verletzte und Verstümmelte? Guernica, der Anfang vom Ende? Ein Menetekel?

Die Abschlußbesprechung in der Empfangshalle des Hotels Frontón glich einem Trauerakt, geleitet vom Einsatzleiter, der nicht wußte, was er sagen sollte. Oberstleutnant von Richthofen war nicht erschienen.

»Ja, meine Herren, ich glaube, es ist verfrüht ... Unserem Aufklärer war es nicht möglich, Aufnahmen zu machen. Die

Umgebung von Guernica liegt völlig unter Rauch. Ich kann deshalb noch nicht sagen, ob die Brücke zerstört wurde. Durch die Unzulänglichkeit unserer Zielgeräte ist allem Anschein nach die Stadt in Mitleidenschaft geraten. Bedauerlich, aber im Krieg ... Ich denke, wir sollten morgen darüber sprechen. Eines möchte ich allerdings gleich feststellen: Organisation und Durchführung des Anfluges verdienen höchstes Lob. Alle Maschinen sind unbeschädigt zurückgekehrt. Die vier »He 111« der Versuchsstaffel sind nochmals gestartet, um die Brücke vorsorglich auch mit schweren Bomben zu belegen.«

»Trotz des Qualms von den vielen Bränden?« brauste der dienstälteste Staffelführer auf. »In der Umgebung von Guernica ist doch überhaupt nichts mehr zu sehen.«

»Sachlich ist das richtig. Wir wollen aber mit einer neuartigen Methode versuchen ...«

Ungeachtet des ihm gegebenen Rates, sich diplomatisch zu verhalten, verlor Werner die Beherrschung. »Wenn ein Ziel schon bei klarer Sicht um viele hundert Meter verfehlt wird und dadurch eine ganze Stadt in Schutt und Asche versinkt, dann ist es unverantwortlich, unter den jetzt dort herrschenden Verhältnissen einen weiteren Einsatz zu befehlen.«

»Wir waren in einer gewissen Zwangslage«, verteidigte sich der Hauptmann. »Als die Italiener erfuhren, zu welchem Unternehmen wir gestartet waren, bestanden sie darauf, die Brücke ebenfalls zu bombardieren. Sie kennen unsere temperamentvollen Verbündeten. Ihnen geht es darum, behaupten zu können, soundso viele Volltreffer gelandet zu haben. Wir sahen uns deshalb genötigt, die Versuchsstaffel erneut loszuschicken.«

Der dienstälteste Staffelführer sprang auf und stürmte aus dem Raum. Ein Teil der versammelten Piloten folgte ihm. Auch Werner nahm sein Käppi und ging.

»Konnten Sie Fotos erstellen?« rief der Einsatzleiter hinter ihm her.

»Ja, Herr Hauptmann. Und zwar in dem Augenblick, als die »Pfadfinder« ihre Bomben genau in die Mitte von Guernica warfen.«

Werner erreichte Manzel erst zu später Stunde am Telefon. Der Abwehroffizier hatte an einer Konferenz in Burgos teilgenommen und erklärte gleich: »Ich kann mir denken, daß es Sie drängt, mich zu informieren. Der heutige Einsatz scheint ja ein unerwartet großer Erfolg gewesen zu sein.«

Der Pilot traute seinen Ohren nicht. »Wer sagt das?« »Die Italiener überschlagen sich förmlich und möchten alles auf ihr Konto verbuchen. Aber Oberst Vigón hat nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der entscheidende Einsatz von der Legion durchgeführt wurde.«

Werner war außer sich. »Soll die Tragödie auch noch in eine Komödie umgemünzt werden? Guernica steht in Flammen! Riesige Brandwolken machen Luftaufnahmen unmöglich. Ob das befohlene Ziel, die Renteria-Brücke, zerstört worden ist, weiß ich bis zur Stunde nicht – weiß niemand. Mit Fotos aber kann ich belegen, daß die ersten Bomben, die von der vorausfliegenden »Pfadfinderstaffel« geworfen wurden, genau in das Zentrum von Guernica fielen. Und alle nachfolgenden Flugzeuge bombardierten ebenfalls die Stadt.«

»Haben Sie getrunken, Eggebrecht?«

»Ich bin stocknüchtern, werde mich allerdings betrinken, bevor ich mich in die Falle haue.«

Manzel schien es die Sprache zu verschlagen. »Jetzt hören Sie mir mal gut zu«, erwiderte er nach einer Weile. »Im Hauptquartier heißt es, der Kampf im Norden sei praktisch gewonnen. Für die feindlichen Truppen bestehe keine Möglichkeit mehr, sich in den »eisernen Ring« um Bilbao zurückzuziehen. Was sagen Sie dazu?«

Werner rang nach Worten. »Es ist nicht auszuschließen, daß die Katastrophe von Guernica beim Gegner Panik ausgelöst hat. Eine dem Erdboden gleichgemachte Stadt muß selbst härteste Krieger erschrecken. Für mich steht im Moment einzig und allein fest, daß die Legion Condor, der Empfehlung General Douhets folgend, eine Stadt mit Brand- und Splitterbomben angegriffen hat, um die Bevölkerung zu demoralisieren.«

»Ich frage nochmals: Haben Sie wirklich nicht getrunken?«

»Nein, in drei Teufels Namen!«

Manzel schnaufte. »Dann sollten wir uns am Telefon nicht länger unterhalten. Kommen Sie morgen zu mir. Wann kann ich Sie erwarten?«

»Bestimmen Sie die Zeit.«

»Zehn Uhr?«

»Einverstanden.«

Unmittelbar nach Beendigung des Gesprächs lief Werner zum Quartier von Kuhnke und Kreuzpointner. Auf dem Weg zu ihnen kam er an zwei Villen vorbei, in denen Bordelle für die Legion etabliert worden waren. An die fünfzig Mann standen Schlange und grölten das Lied vom Sanitätsgefreiten Neumann, »der, schon lange her, die Tripperspritze hat erfunden ... <

Werner beschleunigte seine Schritte. Wie konnte man das grauenhafte Geschehen auf solche Weise zu verdrängen suchen.

Die beiden Flugkameraden lagen bereits im Bett. »Entschuldigt die Störung.«

Kuhnke wies nach draußen. »Bei dem heutigen Lärm können wir ohnehin nicht schlafen. Die einen betäuben sich mit Alkohol, die anderen mit Weibern.«

»Die meisten haben längst vergessen, was passiert ist«, erregte sich Sebastian. »Schon beim Essen wurden wieder Witze gerissen.«

Werner ging darauf nicht ein. »Wir müssen um neun Uhr starten.«

»Ohne mich!« protestierte Kreuzpointner. »Ich will nicht sehen, was angerichtet worden ist.«

»Sollst du auch gar nicht. Wir fliegen nach Salamanca. Manzel will mich sprechen.« – »Dann sag ihm, daß ich nicht mehr mitmache.«

»In Ordnung. Ich werd's ihm ausrichten.«

»Gut, dann fliege ich mit.«

Werner hoffte, der sonst stets zufriedene Bayer würde am nächsten Morgen nicht mehr ganz so voller Auflehnung sein. Er täuschte sich. Der Bordwart sprach kaum ein Wort. Erst nach der Landung in Salamanca wurde er lebhaft.

»Kann ich schnell in die Stadt fahren? Ich möchte Natalja anrufen.«

»Und ich Ditha!« erklärte Werner betont. »Wir werden das gemeinsam tun, sobald wir wissen, wie es weitergeht.«

»Ich mach' so oder so nicht mehr mit.«

»Wie oft willst du mir das noch vorplärren?« brauste Werner auf. »Wir sind nicht weniger betroffen als du. Beherrsche dich gefälligst.«

»Mir geht sein Gejammer längst auf den Wecker«, empörte sich Kuhnke. »Ich versteh' ja, daß er geschockt ist. Das sind wir alle. Aber wer seinen Kummer zur Schau stellt, hält sich für wichtiger, als er ist.«

Sebastian sah sie entgeistert an.

Werner warf ihm einen aufmunternden Blick zu. »Wir fahren nachher gemeinsam in die Stadt. Und jetzt Schluß!« Er deutete zur Baracke hinüber, auf die er zurollte. »Wir werden schon erwartet.«

Manzel nahm Werner gleich zur Seite. »Ich habe mit Admiral Canaris telefoniert. Er möchte schnellstens einen genauen Bericht haben. Erzählen Sie bis ins kleinste Detail, was geschehen ist.«

Beginnend mit der Einsatzbesprechung und endend mit der »Manöverkritik« nach dem befohlenen Angriff, schilderte Werner, was sich zugetragen hatte.

Der Abwehroffizier war konsterniert. »Das Ganze klingt so unglaublich, daß ich nicht weiß, was ich dazu sagen soll.«

»Mir aber ist ein Licht aufgegangen«, erwiderte Werner. »Ich verstehe nun die Offiziere, die nicht so vorwärtsstürmen, wie Oberstleutnant von Richthofen es sich wünscht. Tag für Tag erleben die Spanier, daß deutsche und italienische Flugzeuge mit Bordwaffen und Bomben ihre Landsleute bekämpfen und dezimieren. Stellen Sie sich vor, Sie müßten mit einer Kompanie von Berlin nach Potsdam stürmen, und französische und englische Maschinen würden Ihrer Einheit den Weg freibomben. Immer wieder müßten Sie sehen, wie Männer Ihres Volkes von fremden Soldaten angegriffen und aus den Stellungen herausgetrieben werden. Brächten Sie es dann noch fertig, die Gejagten zu verfolgen, um ihnen den Garaus zu machen?«

Manzel blieb betroffen stehen. »Zum Teufel, Sie haben recht. Ich habe die Sache anders gesehen. Gerade gestern legte mir Oberst Jaenecke den Entwurf eines Berichtes an das RLM vor, in dem es wörtlich heißt: ›Die Masse der spanischen Offiziere ist faul, dumm, unbelehrbar und überheblich.««

»Überheblich ist unsere Führung! Und rigoros ist sie obendrein!«

»Halten Sie es für möglich, daß Richthofen Guernica bewußt in Schutt und Asche legen ließ?«

»Da sage ich eindeutig ja, auch wenn dies nie zu beweisen sein wird. Aber die Fakten sprechen dafür. Vor allen Dingen der Einsatz von Brand- und Splitterbomben. Wer die geringe Treffsicherheit von Bomben als Begründung dafür anführt, ein kleines Brückenziel bis in eine Stadt hinein vergrößern zu müssen, der gehört vor ein Gericht gestellt. Und den Untergang Guernicas als Sieg zu feiern ...«

»Das tut seit heute morgen niemand mehr. Kaum war etwas über das Schicksal der Stadt durchgesickert, da verkündeten die Italiener, sie hätten keine einzige Bombe in den Ort geworfen. Ihr Ziel sei die Brücke gewesen, und wenn sie diese nicht getroffen haben sollten, trage die Verantwortung dafür die Legion Condor, durch deren Fehlabbwürfe die verheerenden Brände entstanden seien. Ein ordnungsgemäßes Anvisieren des Zieles wäre dadurch unmöglich geworden.«

»Und wie reagiert der deutsche Führungsstab?«

»Mit der armseligsten Erklärung, die Sie sich vorstellen können. Man habe noch kein klares Bild gewonnen, doch es scheine festzustehen, daß Guernica von den ›Roten‹ durch Brandstiftung und Sprengungen in einen Trümmerhaufen verwandelt worden sei.«

»Zu solcher Verlogenheit versteigt man sich?«

»Offen gestanden, ich komme in immer größere Gewissenskonflikte. Vieles stimmt nicht mehr. Zu viele legen es darauf an, dicke Geschäfte zu machen. So räumte der Direktor des amerikanischen Konzerns TEXACO General Franco einen uneingeschränkten Kredit ein und sicherte ihm jede Menge Öl und Benzin zu. Um das Risiko für die TEXACO zu verringern, hat besagter Direktor dann auch gleich für halb-militärische Unterstützung gesorgt. Amerikas Autofabriken verpflichteten sich

zur Lieferung von zwölftausend Lastkraftwagen ebenfalls auf der Kreditbasis. Den Republikanern wiederum versprochen die USA Flugmotoren im Wert von fast drei Millionen Dollar. Weil das aber die Luftstreitkräfte des Gegners stärken und das Kreditgeschäft mit Franco gefährden könnte, gaben clevere Amerikaner den Nationalen auf geheimen Wegen zu verstehen, der rotspanische Frachter ›Mar Cantabrio‹ habe in New York kostbares Gut geladen und befinde sich auf dem Weg nach Santander. Da war es ein leichtes für den nationalspanischen Kreuzer ›Canarias‹, die ›Mar Cantabrio‹ aufzubringen. Geschäft ist Geschäft.

Das sagte sich auch eine französische Firma, die der republikanischen Regierung Handgranaten verkaufte, die nicht mit Pulver, sondern mit Zement gefüllt waren. Schweinereien finden am laufenden Band statt.

Am Ende dieses Krieges wird Franco ein ›Sieger auf Kredit‹ sein. Das Land aber wird einem Krüppel gleichen, und das Volk wird eine Generation lang schuften müssen, um wiederaufzubauen, was jetzt zerschlagen wird. Ich verstehe Ihren Bordwart, wenn er sagt: ›Ich mache nicht mehr mit.‹ Immer deutlicher wird erkennbar, daß Europa unter Zwänge gerät, die von Hitler und Mussolini ausgehen. Wir alten Kriegsoffiziere waren anfangs begeistert, doch das ist vorbei, seit Hitlers Maßlosigkeit und Unbeherrschtheit offenbar geworden sind. Was aber tut das Ausland? Es läßt ihn gewähren, bietet kein Paroli.«

»Mich interessiert im Moment mehr, wie es hier weitergehen wird«, ereiferte sich Werner.

Manzel nagte an seinen Lippen. »Liefern Sie mir, sobald sich der Qualm über Guernica verzogen hat, die besprochenen Aufnahmen. Ich möchte belegen können, daß die *Stadt* und nicht die *Brücke* bombardiert worden ist. Und dann nehmen Sie von Sevilla aus wieder Ihre kartographische Tätigkeit auf. Wenn Sie damit fertig sind, dürfte es soweit sein, daß mit dem Aufbau der nationalen Iberia begonnen werden kann.«

Zwei Tage dauerte es, bis die Brände in Guernica erloschen waren und einwandfreie Luftaufnahmen gemacht werden konnten. Die

Bilder belegten, daß die Stadt einem Terrorangriff zum Opfer gefallen war. Ein Bombenkrater lag neben dem anderen, und die Renteria-Brücke hatte nicht einen Treffer erhalten.

Mit einer Kuriermaschine der Legion Condor sandte Werner die Fotos an Manzel. Damit war seine Aufgabe erfüllt, und der Rückkehr nach Sevilla stand nichts mehr im Weg.

Gemeinsam mit Sebastian hatte er von Salamanca aus mit Ditha und Natalja telefoniert. Der Bordwart war dabei so wortkarg gewesen, daß Werner ernstlich befürchtete, er habe Schaden genommen und würde sich von dem Schock so schnell nicht wieder erholen. Deshalb hatte er ihn auch nicht zurechtgewiesen, als er sich von dem Aufklärungsflug nach Guernica ausschloß, indem er, ohne ein Wort zu sagen, das Flugzeug einfach nicht bestieg.

»In ein paar Tagen wird er es überstanden haben«, vermutete Kuhnke, als sie ohne Kreuzpointner zum Start rollten.

Werner bezweifelte es und faßte den Entschluß, am nächsten Morgen während des Rückfluges nach Sevilla etwas zu unternehmen, um Klarheit über Sebastians Verfassung zu gewinnen. Konnte es nicht sein, daß der Schock eine psychische Störung hervorgerufen hatte? Im Hinblick auf die bevorstehenden Flüge mußte er dies herausfinden. Er durfte kein Risiko eingehen.

Als der Meteorologe ihm vor dem Abflug erklärte: »Über ganz Spanien herrscht blauer Himmel, seien Sie im Raum von Madrid also besonders vorsichtig!« entschloß er sich, Sebastian in der kritischen Phase unter die Lupe zu nehmen.

Kuhnke und Kreuzpointner erwarteten ihn bereits an der Maschine. »Wir haben Glück«, sagte er ihnen nach kurzer Begrüßung. »Bis Sevilla gibt es keine Wolken. Das müssen wir ausnutzen. Bei laufender Kamera bekommen wir ein ausgezeichnetes Reihenbild und erfassen vor allen Dingen Madrid.«

Der Funkmaschinist verzog den Mund. »Ist das bei der heutigen Wetterlage nicht zu riskant?«

Werner verneinte. »Ich werde gleich auf siebentausend Meter steigen und drücke die Maschine vor Madrid mit leicht gedrosselten Motoren bis auf fünfhundert Stundenkilometer! Die gefährliche Zone passieren wir so in längstens drei Minuten. Dabei verlieren wir zwar

zirka zweitausend Meter Höhe, aber für die russische Flak sind wir immer noch zu hoch. Und falls Jäger aufsteigen sollten, kommen sie zu spät.«

Kuhnke nickte zustimmend. »Müßte klappen.«

Werner wandte sich an Sebastian. »Was hältst du davon?«

»Wahrscheinlich die beste Art, den Gegner auszutricksen.«

Erleichtert dachte Werner: Gott sei Dank, er ist in Ordnung.

Die Richtigkeit seiner Annahme erwies sich beim Überfliegen der Hauptstadt. Kreuzpointner blieb gelassen. Angespannt lauschte er dem Lauf der Motoren, aufmerksam behielt er die Instrumente im Auge, neugierig verfolgte er Kuhnkes Funkverkehr.

Werner beobachtete ihn im Rückspiegel. In dem Bestreben, ihn abzulenken, deutete er nach Passieren der Sierra Morena auf die vor ihnen liegende andalusische Ebene. »Als Max und ich das erste Mal dieses herrliche Land sahen, haben wir laut gejubelt.«

Kuhnke erfaßte sogleich, worauf Werner hinauswollte. »Stimmt. Ich kann mich genau daran erinnern. Fast vier Jahre sind seitdem vergangen.«

»Damals ahnten wir nicht, daß uns noch am gleichen Tag ein hilfsbereiter Bayer über den Weg laufen würde.«

Kreuzpointners Miene erhellte sich.

Na also, dachte Werner, es ist geschafft. Zufrieden drückte er das Steuer an, um die Geschwindigkeit zu erhöhen. »Landung in zwanzig Minuten.« Der Funkmaschinist hob seinen Schreibblock. »Ich hab' dem Peiler auf Verdacht schon durchgegeben: ›QDI und QNA zwölf Uhr dreißig.« Ditha und Natalja dürften bereits auf dem Weg nach Tablada sein.«

Eine Viertelstunde später kam Sevilla in Sicht. Werner jagte mit einer Geschwindigkeit von 450 Stundenkilometern über den Flughafen, zog die Maschine hoch und setzte nach einer kühnen Schleife zur Landung an.

»Die ›Quadrilette‹ steht vorm Abfertigungsgebäude!« rief Sebastian.

Werner dirigierte das Flugzeug auf eine Halle zu.

Kuhnke wies nach vorn. »Eure beiden Hübschen laufen schon zum Abstellplatz.«

Ditha und Natalja winkten.

Werner stoppte wenige Meter vor ihnen und schaltete die Zündung aus.

Kreuzpointner öffnete die Ausstiegsluke und war im Nu draußen.

Kuhnke grinste hinter ihm her. »Sebastian scheint sich gefangen zu haben.«

»Dann wollen wir hoffen, daß Natalja nicht durchdreht, wenn sie erfährt, was in Guernica geschehen ist.«

Der Funkmaschinist klappte seinen Sitz zur Seite. »Hau ab. Ick bleib' heute in der Stadt.«

»Aber morgen wird um zehn Uhr gestartet! Die Hochdruckwetterlage müssen wir ausnutzen.«

Werner verließ das Flugzeug durch die Bodenluke.

Ditha breitete die Arme aus. »Walten Sie Ihres Amtes, Comandante!«

Er küßte sie. »Welch eine Wohltat, wieder bei dir zu sein.«

»Was ich empfinde, erzähle ich dir später.«

»Dann nichts wie heim.«

»Erst wirst du Natalja begrüßen!« Sie dämpfte die Stimme. »Seit dem Telefongespräch mit Sebastian ist sie völlig durcheinander.«

Werner umarmte die Freundin nach russischer Sitte. »Ich freue mich, dir sagen zu können, daß wir jetzt hierbleiben. Wir haben nur noch kartographische Flüge durchzuführen.«

»Ehrenwort?«

»Exklusive ›höhere Gewalt!«

»Hältst du dir eine Hintertür offen?«

»Nein. Aber Außergewöhnliches kann immer eintreten.«

»Das akzeptiere ich.« Natalja wandte sich an Sebastian. »Fahr mich zur Feier des Tages möglichst langsam nach Hause.«

»Die ›Quadrilette‹ entwickelt ohnehin nur fünfzig Stundenkilometer.«

»Mir genügen zwanzig und unsere Freunde möchten sich gewiß gern vor uns ins Schwimmbecken stürzen.«

Werner hakte sich bei seiner Frau ein und führte sie zu einem alten ›NSU‹, dessen einziger Fehler war, daß er in den Kurven unversehens wegrutschte. »Während der Fahrt mußt du mir erzählen, was sich hier alles zugetragen hat.«

Ditha legte gleich los. »Eine traurige Nachricht vorweg: Der Inhaber unseres Palacio ist gestorben. Die Vermögensverwaltung wurde dem Gestütsbesitzer Gonzalez übertragen. Er sichert uns zu, daß wir in dem Haus wohnen dürfen, solange wir wollen.«

Werner gab Gas. »Der Tod unseres Gastgebers tut mir leid. Doch dem einen sin Uhl ist des anderen Nachtigall.«

»Sei nicht so kaltherzig.«

»Bin ich das?«

Ditha rückt näher an ihn heran. »Dallmeier hat Natalja und mich während eurer Abwesenheit zu einem Abendessen ins Cristina eingeladen.«

»Das Hotel ist nicht mehr beschlagnahmt?«

»Es sind noch viele Deutsche einquartiert, aber es ist jetzt auch für die Allgemeinheit freigegeben.«

»Und *Dallmeier* hat euch eingeladen?«

»Er hat uns sogar abgeholt und wieder heimgebracht.«

»Was wollte er von euch?«

»Er hatte das Bedürfnis zu erfahren, wie es euch geht und was ihr zu tun habt. Das wußten wir ja selbst nicht. Übrigens hat er uns anvertraut, daß erneut zwei Besatzungen desertiert sind. Beide mit einer ›Ju52‹. Alle spanischen Piloten sind nun unter Bewachung gestellt.«

»So ein Blödsinn. Wer seine Familie drüben hat und abhauen will, bringt das so oder so fertig.«

Ditha schlug sich vor die Stirn. »Das Erfreulichste hätte ich beinahe vergessen. Mama hat sich für ihre häßliche Bemerkung über die Spanier entschuldigt.«

Werner stutzte. »Hast du sie darum gebeten?«

»Mit keinem Wort. Sie hat von Onkel Wilhelm erfahren, daß Hitler insgeheim deutsche Flieger hierherschickte, um Franco, wie sie schreibt, ›in seinem heroischen Kampf gegen den finsternen Bolschewismus unerschrocken beizustehen‹. Wenn der Führer sich zu diesem Schritt entschlossen habe, seien die Spanier mit Gewißheit keine minderwertige Rasse, und es tue ihr leid ... Du mußt den Brief selber lesen.«

»Mir bleibt die Spucke weg.«

»Hitlers Wort – Gottes Wort!«

»Dann kann dieser Mensch befehlen, was er will, und die Masse wird ihm gehorchen.«

»Genau das ist Nataljas Befürchtung.«

»In Lipezk zog Major Fink eine Parallele zwischen Hitler und dem Rattenfänger von Hameln. Blödsinn, dachte ich damals. Aber jetzt ... Fast alle folgen ihm. Sogar die ausländischen Staatsmänner lehnen sich nicht mehr gegen ihn auf.«

Ditha seufzte: »Für heute hatte ich mir ein anderes Thema gewünscht. «

Werner griff nach ihrer Hand. »Mein Vater pflegte zu sagen: ›Wünschen kannst du dir, was du willst. Mit Wünschen hat sich noch keiner bereichert. Aber viele erreichen, was sie sich wünschen!‹ Welchen Rückschluß ziehst du daraus?«

Sie schmiegte sich an ihn. »Daß heute all meine Wünsche erfüllt werden.«

Nicht nur die Hochdruckwetterlage hatte Werner bewogen, gleich am nächsten Morgen wieder einen Flug durchzuführen. Ihm ging es auch darum, Kreuzpointner abzulenken und dafür zu sorgen, daß er nicht zu sehr in Nataljas politisches Fahrwasser geriet.

Hierüber sprach Werner noch am Abend mit Ditha, nachdem er ihr die Bombardierung Guernicas und alles, was damit zusammenhing, ohne jede Beschönigung geschildert hatte.

Sie teilte seine Befürchtung nicht, war vielmehr der Meinung: »Wie sehr der Terrorangriff Natalja in ihrer Auffassung über Hitler bestätigen mag, Sebastian wird nicht so kurzfristig sein, die Chance

zu ignorieren, die sich ihm bei der Iberia bietet. Und Natalja wird das ebenfalls nicht tun. Die beiden haben – wie wir – nicht mehr die Möglichkeit, sich frei zu entscheiden. Denn wohin könnten sie sich wenden, wenn sie nicht in Spanien bleiben wollten? Also werden sie genau wie wir – hinunterschlucken, was ihnen nicht paßt.«

»Du unterschätzt Natalja«, widersprach Werner.

»Und du unterschätzt mich, wenn du glaubst, ich würde mit der von der Legion Condor vollbrachten Zerstörung einer Stadt leichter fertig werden als Natalja. Wenn es nach mir ginge, würde ich darauf bestehen, daß du sofort die Uniform ausziehst. Doch du möchtest deinen Beruf um jeden Preis ausüben, willst auf keinen Fall ›den Prinzgemahl spielen‹, wie du es nennst. In Ordnung. Dafür habe ich Verständnis, und ich verhalte mich auch dementsprechend. Sage mir aber nicht, ich sei mir der Inkonsequenz unseres Handelns nicht bewußt.«

Werner beschwichtigte seine Frau. »So war es nicht gemeint.«

»Trotzdem ist es gut, daß ich einmal frei von der Leber weg gesprochen habe.«

Entgegen Dithas Annahme, Vernunftgründe würden Natalja und Sebastian veranlassen, sich mit den gegebenen Verhältnissen zufriedenzugeben, war dies nicht der Fall. Politischen Gesprächen gingen beide allerdings aus dem Weg. Die Legion Condor, Guernica, Hitler, Deutschland – all diese Themen waren für sie plötzlich tabu.

Dies hätte Ditha und Werner auffallen müssen. Ebenso die häufige Abwesenheit der beiden. Und Kuhnke, der nur sporadisch erschien, wurde nicht ernst genommen, als er eines Abends warnend äußerte: »Ich hab' das Gefühl, bei denen braut sich was zusammen.«

Werner wischte diesen Verdacht ungehalten fort. Doch beunruhigte ihn das schwindende Zusammengehörigkeitsgefühl so sehr, daß er Kreuzpointner und Natalja eines Abends anschrie, als sie zu sehr später Stunde nach Hause kamen. »Ihr könnt von mir aus machen, was ihr wollt, aber ich muß darauf bestehen, daß sich Sebastian bei einer Wetterlage, wie wir sie im Augenblick haben, rechtzeitig in die Falle haut. Für unsere Flüge brauchen wir einen klaren Kopf! Auch verstehe ich nicht, wo ihr euch immer so lange herumtreibt. Das war doch sonst nicht eure Art.«

Der Bordwart wurde ausflüchtig. »Ich hatte einen alten Kameraden getroffen.«

»Und an anderen Abenden hat es uns halt Spaß gemacht, durch die Stadt zu bummeln«, begehrte Natalja auf. »Wir sind schließlich keine Kinder mehr.«

Der ruppige Ton machte Werner stutzig. Sollte Max' Vermutung zutreffen? »In Ordnung«, erwiderte er in dem Bestreben, die Mißstimmung zu verbannen. »Start morgen wie üblich um zehn Uhr. Gute Nacht.«

»Gute Nacht«, wiederholten beide mit fast bleierner Stimme.

War ich zu scharf? fragte sich Werner. Hätte ich mich diplomatischer verhalten sollen? Bedrückt suchte er das Schlafzimmer auf.

Ditha lag schon im Bett. »Hast du ihnen klargemacht, daß es so nicht weitergeht?«

Er nickte. »Wie geschlagene Hunde sind sie davongeschlichen. Mir haben sie richtig leid getan.«

»Bloß keine Seelenblähungen«, entrüstete sie sich. »Selbst wenn du zu scharf geworden sein solltest, werden die beiden immer noch besser damit fertig als du.«

»Und wenn sich etwas zusammenbraut?«

»Ach, du lieber Gott! Laß dir von Max doch keinen Floh ins Ohr setzen!«

»So ist das nicht, Ditha! Natalja und Sebastian waren anders als sonst. Sie sind wirklich schweren Herzens davongegangen.«

»Dann lauf zu ihnen, und entschuldige dich!« brauste sie auf.

Werner trat an ihr Bett. »Es wäre viel schöner, wenn du, anstatt wie ein Rohrspatz zu schimpfen, ein hübsches Liedchen zwitschern würdest. «

Ditha streckte die Arme nach ihm aus. »Ganz wie der Herr wünschen. Du brauchst nur den Ton anzugeben.«

Am nächsten Morgen erhielt Werner von der Auswertstelle in Tablada den überraschenden Bescheid, die genaue Prüfung der

Aufnahmen von Madrid habe erbracht, daß eine seinerzeit von der republikanischen Regierung beschlagnahmte ›Ju J2‹ der »Deutschen Luft Hansa« auf dem Flughafen Barajas von einer Bombe getroffen worden sei. Die Identität der D-AMYN ergebe sich aus den Buchstaben ›D-‹ und ›YN‹, die auf den nicht ganz zerstörten Tragflächen eindeutig zu erkennen seien.

»Det wird 'ne dufte Sache«, schwärmte Kuhnke. »Wir lassen die Aufnahme vergrößern und schicken sie der Berliner Zentrale mit dem Vermerk: Gegen Vorlage dieses Bildes wird die Gesellschaft, die die Versicherung der D-AMYN übernommen hat, schwer blechen müssen. Hochachtungsvoll, die Besatzung der 0-2526.«

Ditha lachte hell auf. »Ganz schön raffiniert!«

»Das ist wirklich eine ausgezeichnete Idee«, begeisterte sich Werner. »Es kann nie schaden, höheren Orts Eindruck zu schinden. Aber wo stecken Natalja und Sebastian? Die wissen doch, daß ich Etpünktlichkeit hasse.«

Ditha erhob sich. »Ich schaue nach ihnen.«

»Vielleicht müssen wir die Herrschaften demnächst auch noch wecken«, ereiferte er sich und fuhr, an Kuhnke gewandt, fort: »Ich habe ihnen gestern abend die Leviten gelesen. Womöglich protestieren sie nun mit Nichterscheinen.«

»Dann kriegen sie es mit mir zu tun. Ick weiß ja, wo sie sich herumtreiben. Nicht von ungefähr kam mir der Verdacht, daß sie etwas aushecken.«

»Rede im Klartext!«

»Seit Tagen hocken die beiden mit Angehörigen der spanischen Fliegertruppe zusammen. Erst dachte ick, die wollen abhauen, doch dann stellte ick fest, daß sich unter ihren Kumpanen kein Pilot befindet. Da war ick beruhigt und hab' die Schnauze gehalten.«

Ditha kehrte aufgeregt zurück. »Natalja und Sebastian sind verschwunden!«

Kuhnke sprang auf, rannte zur Anfahrt und schrie gleich darauf: »Die ›Quadrillette‹ ist auch nicht mehr da!«

Werner erhob sich. »Mir kommt ein furchtbarer Gedanke.« Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, ging er ins Haus und rief Dallmeier an. »Bitte, stellen Sie fest, ob Kreuzpointners Wagen ...«

»Der steht vor meinem Bürofenster«, unterbrach ihn der DLH-Vertreter. »Ich habe mich schon gewundert. Die Putzfrau erzählte, der Fahrer und seine Begleiterin hätten ihn kurz nach sechs Uhr dort abgestellt. Ich bin eben erst gekommen. Möchten Sie Sebastian sprechen?«

Werner war wie gelähmt. Schon vor drei Stunden waren die beiden nach Tablada gefahren? »Nein«, antwortete er. »Wir kommen. Ich wußte nicht, daß Kreuzpointner so früh ...« Er beendete das Gespräch mitten im Satz und eilte nach draußen. »Natalja und Sebastian sind seit sechs Uhr auf dem Flugplatz. Ihr Wagen steht vorm DLH-Büro. Wir müssen sofort rausfahren.«

Kuhnke stieg das Blut in den Kopf. »Am besten mit meiner Kutsche.«

»Was befürchtest du?« fragte Ditha, als sie zu dem BMW liefen.

»Ich habe nur eine vage Vermutung und hoffe, daß ich mich täusche.«

Die Fahrt nach Tablada wurde zur Tortur. Jeder hing eigenen Gedanken nach. Nur einmal raffte sich der Funkmaschinist zu der Erklärung auf: »Nee, Werner, was du denkst, halte ich für ausgeschlossen. Wastl und Natalja sind nicht lebensmüde.«

Kuhnke hatte erfaßt, welchen Verdacht Werner hegte.

Dallmeier lief bleich auf sie zu, als sie aus dem Wagen stiegen. »Kreuzpointner ist mit Natalja Goworow und fünf Angehörigen der ›Fuereas Aereas Espanolas‹ nach Madrid abgehauen! Mit einer ›Ju 52‹! Er muß übergeschnappt sein. Starten mag er die Maschine ja können, aber bei der Landung wird's Bruch geben.«

Werner war wie versteinert.

»Die Funkerin hat die Frechheit besessen, vor ein paar Minuten die Flugsicherungsstelle Nord aufzufordern: ›Verständigt Süd, daß wir gleich in Madrid landen. Besatzung: Kreuzpointner/Goworow. An Bord weitere fünf Idealisten, die für die Demokratie kämpfen wollen!‹«

Ditha lehnte sich an Kuhnkes Wagen. »Das darf nicht wahr sein.«

Werner entdeckte auf dem Führersitz der ›Quadrilette‹ einen mit Isolierband befestigten Brief. Er griff danach, riß den Umschlag auf und las:

›Verzeiht, daß wir wortlos gegangen sind. Es gab keinen anderen Weg. Hätten wir mit Euch gesprochen, würdet Ihr uns daran gehindert haben, die Fronten zu wechseln. Wir wissen, daß Ihr Euch nicht auflehnen könnt. Ihr müßt viel Bitteres in Kauf nehmen, um zusammenbleiben zu können. Wir möchten nicht in eine ähnliche Lage geraten. Aus Liebe zueinander seid Ihr in ein Dilemma geraten, das Euch hindert, rücksichtslos Ordnung in Eurem Leben zu schaffen. Wir dagegen haben noch die Möglichkeit, das Steuer herumzureißen und uns für die Demokratie zu entscheiden. Wie unbarmherzig Diktatoren vorgehen, hat die grauenhafte Vernichtung Guernicas gezeigt. Diese Erkenntnis zwingt uns, Konsequenzen zu ziehen. Versteht dies.

Möge unser Vorhaben gelingen. Wir werden Euch und Max nie vergessen. Euch allen ewigen Dank. Eure Natalja und Euer Sebastian.‹

Werner gab den Abschiedsbrief seiner Frau. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

Dallmeier sah ihn erwartungsvoll an. »Enthält die Mitteilung eine Erklärung?«

»Ja.« Das Schreiben war ihm zu intim, um es dem DLH-Vertreter zu zeigen.

»Was werden Sie tun?«

»Am liebsten würde ich nach Madrid fliegen, um festzustellen, ob sie gut gelandet sind.«

Kuhnke verlor die Beherrschung. »Jetzt auch noch besorgt sein? Kommt nicht in die Tüte. Ohne uns wäre Wastl niemals bei der Lufthansa gelandet. Ohne uns säße Natalja noch in Lipezk. Soviel Undankbarkeit ...«

Ditha drückte ihm die Abschiedszeilen in die Hand. »Lies dies, bevor du weiterredest.«

Werner stand ratlos da. Er wurde mit dem, was geschehen war, nicht fertig.

Ditha betrachtete ihn besorgt. »Was nun?«

Er zuckte die Achseln. »Wenn ich das wüßte, wäre mir wohler.«

»Du wirst Manzel verständigen müssen!«

Werner nickte. »Fahren wir nach Hause. Ich rufe ihn gleich an.«

Dallmeier wies auf sein Büro. »Sie können meinen Apparat benutzen.«

»Sehr freundlich. Aber ich muß erst Abstand gewinnen. Bin völlig durcheinander.«

Der Funkmaschinist steckte den ihm übergebenen Brief in seine Rocktasche. »Rauschen wir ab. Sonst erwischen wir Manzel nicht. Der hält sich über Tag ja oft in Burgos auf.«

Ditha staunte über das Geschick, mit dem Kuhnke dem DLH-Vertreter die Möglichkeit genommen hatte, sich nach dem Inhalt des Schreibens zu erkundigen.

»Sie werden heute nicht fliegen?« fragte Dallmeier.

»Wahrscheinlich nicht.«

»Soll ich nach Ersatz für Kreuzpointner Ausschau halten?«

Der Funkmaschinist schüttelte den Kopf. »Nicht nötig. Ich übernehme wieder beide Aufgaben. Eine Enttäuschung reicht.«

Als sie in den Wagen gestiegen waren, ereiferte sich Ditha: »Nach der Lektüre des Abschiedsbriefes faselst du von Enttäuschung?«

»Doch nur aus taktischen Gründen! Dallmeier sitzt oft mit Wastls Vater zusammen. Da muß ick mich tarnen.«

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter.

Werner drehte sich nach ihr um. Ihm standen Tränen in den Augen. »Neun Jahre kennen wir Natalja. Unzählige Flüge haben wir miteinander gemacht. Aus Rußland konnten wir sie herausbringen. Und Sebastian ... Drei Jahre saß er mit uns in der Kanzel. Mir will das alles nicht in den Kopf. Ich kann nur hoffen, daß die beiden glatt gelandet sind.«

Manzel war in Salamanca nicht zu erreichen. Werner bat die Reception des Hotels, dem Abwehroffizier auszurichten, daß er ihn dringend sprechen müsse.

Bedrückt wartete er mit Ditha und Kuhnke Stunde um Stunde auf Manzels Anruf. Immer wieder diskutierten sie über Nataljas und Sebastians folgenschweren Entschluß. Übereinstimmend waren sie der Meinung, daß es für die Geflüchteten auch dann ein böses Erwachen geben würde, wenn die Maschine bei der Landung nicht zu Bruch gegangen war. Keiner der Zurückgebliebenen glaubte, daß auf republikanischer Seite nach demokratischen Regeln regiert würde. Hüben wie drüben dominierte Intoleranz. In ganz Spanien wurde unmenschlich gehandelt. Überall waren aus Freunden Feinde geworden. Der Bürgerkrieg hatte das Land und die Familien geteilt.

Erst spät am Abend meldete sich Manzel. Er erkundigte sich aber nicht etwa, weshalb Werner ihn dringend zu sprechen wünsche, sondern polterte gleich los: »Wie konnte das passieren? Ihnen war doch bekannt, daß Kreuzpointner einen Knacks bekommen hatte. Sie hätten ihn keinen Augenblick lang unbeobachtet lassen dürfen! Es wäre Ihre Pflicht gewesen, sich um ihn zu kümmern! Jetzt haben wir den Kladderadatsch.«

Werner war verblüfft. »Woher wissen Sie von der Geschichte? Ich hatte Sie angerufen ...«

»Woher ich davon weiß?« unterbrach ihn der Abwehroffizier aufgebracht. »Ihr Bordwart und seine Freundin sind im Hauptquartier Thema Nummer eins! Und mir werden größte Vorwürfe gemacht. Radio Madrid feiert die beiden wie Helden! Kreuzpointner ist es gelungen, die Maschine unversehrt zu landen. Ihm wurde prompt die Ausbildung zum Flugzeugführer zugesichert. Doch das ist unwichtig. Die Motive, die ihn bewogen haben, zu den Republikanern überzulaufen, setzen der Legion Condor mächtig zu. Die Bombardierung Guernicas war weitgehend verschwiegen worden. Jetzt tritt dieser Mensch im Rundfunk als Augenzeuge auf!«

Werners Herz klopfte schneller.

»Das Hauptquartier will nun offiziell bekanntgeben, daß republikanische Truppen die Stadt in Brand gesetzt und viele Häuser

gesprengt hätten, um den siegreichen Vormarsch der Nationalen zu stoppen. Eine Dokumentation ist bereits in Auftrag gegeben.«

Werner bekam Oberwasser. »Und das finden Sie in Ordnung?«

»Natürlich nicht. Ich mache Ihnen auch keine Vorwürfe. Bin nur durchgedreht. Werde von allen Seiten angepöbelt. Aber wer weiß, wofür Kreuzpointners Überlaufen gut ist. Ich bin in Guernica gewesen. Die Stadt wurde tatsächlich dem Erdboden gleichgemacht. Tausende von Toten dürften unter den Trümmern liegen! Die Aussage Ihres Bordwarts wird Guernica ins Blickfeld der ausländischen Presse und der Weltöffentlichkeit rücken.«

»Bedauern Sie das?«

»Nein, wir sind doch gleicher Meinung. Und andere teilen sie mit uns. Der Chef einer deutschen Jagdstaffel sagte mir vorhin wörtlich: ›Ich werde das Gefühl nicht los, auf der falschen Seite zu kämpfen. Die sozialen Ungerechtigkeiten, die zu diesem Krieg geführt haben, werden nicht abgebaut. Hier die Besitz- und Rechtlosigkeit der breiten Masse, dort die Unantastbarkeit der aristokratischen und klerikalen Großgrundbesitzer. Wie soll das gutgehen?«

»Das frage ich mich auch. Aber zurück zu Kreuzpointner. Wir können die kartographischen Flüge ohne ihn zu Ende führen.«

»Gott sei Dank. Und wann glauben Sie ganz Spanien erfaßt zu haben?«

»Das hängt von der Wetterlage ab. Spätestens bis Juni/Juli müßte es geschafft sein.«

»Setzen Sie alles daran, bis dahin fertig zu sein. General Kindelán und DLH-Direktor Wronsky sind übereingekommen, daß die Lufthansa den Flugverkehr unter dem Namen der Iberia aufnehmen soll. Spätestens bis zum August werden drei ›Ju 52‹ in den Dienst gestellt.« Werners Augen glänzten. »Das sind Sirenenklänge!« »Für mich leider nicht. Ich möchte die mir im Hauptquartier zugewiesene Aufgabe an den Haken hängen und mich wieder meinem eigentlichen Metier widmen.«

»Anruf genügt. Ich hole Sie sofort ab.« »Herzlichen Dank. Ich freue mich aufs Wiedersehen.« »Ich ebenfalls.« Werner knallte den Hörer auf die Gabel und umarmte Ditha. »Bring Champagner!

Sebastian ist glatt gelandet! Die Bombardierung Guernicas wird jetzt an die große Glocke gehängt. Die ganze Welt wird die Wahrheit erfahren!«

Die Wetterlage der folgenden Wochen erlaubte ausgedehnte Flüge über die am Mittelmeer gelegenen Provinzen Katalonien, Valencia und Murcia. Werner fand bestätigt, was er vermutet hatte: In diesen Bezirken wurde die schnelle und hoch fliegende ›Do 17‹ weder von der Flak noch von Jagdflugzeugen bedroht. Kämpfe fanden ausschließlich vor Madrid, an der Guadaramafront und im Norden des Landes statt.

Das ideale Wetter konnte weitgehend genutzt werden. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß der Abwehroffizier just in dem Augenblick, da ein Tiefdruckgebiet heranrückte, Werner anrief und ihm mitteilte, er habe seine Tätigkeit im Hauptquartier beendet und wünsche sich nichts sehnlicher, als baldmöglichst nach Andalusien zurückzukehren.

»Dann komme ich sofort«, antwortete Werner nach einem Blick auf die Uhr. »Landung in Salamanca um neunzehn Uhr. Start fünfzehn Minuten später. Ankunft in Sevilla zwanzig Uhr fünfzehn.«

»Sie sind ein Zauberer«, begeisterte sich Manzel. »Daß Sie noch heute kommen würden, hätte ich nicht zu hoffen gewagt.«

»Ich versprach Ihnen, Sie unverzüglich abzuholen. Soll ich im Cristina ein Quartier für Sie besorgen?«

»Gern, sofern ich Sie mit Ihrer Gattin zum Abendessen einladen darf.«

»Ihr Angebot nehmen wir dankbar an.«

Alles klappte wie am Schnürchen. Fast auf die Minute genau landete Werner in Salamanca, und wie vorausgesagt kehrte er um zwanzig Uhr fünfzehn mit dem Abwehroffizier an Bord nach Sevilla zurück. Dort genehmigten sich beide als erstes ein Bier.

Im Verlauf ihres Gespräches erzählte Manzel in etwas euphorischer Stimmung, daß er zwei Tage in Lissabon gewesen sei. Abgesehen von dem Vergnügen, das ein solcher Abstecher bereite, habe er dort von einem in Portugal ansässigen V-Mann belegt bekommen, daß der SS-Sicherheitsdienst trotz gegenteiliger

Anordnung in Spanien tätig geworden sei und sich in mehreren Städten vertrauensseliger Parteigenossen als Informanten bediene. Über einen ›angezapften‹ Angehörigen der SS-Organisation habe sein Verbindungsmann bereits vor Bekanntgabe der Meldung des Senders Madrid erfahren, daß der Sohn des Ortsgruppenleiters Alois Kreuzpointner mit einer ›Ju 52‹ desertiert sei.

Werner zuckte die Achseln. »Bei dem Krach, den Sebastians Vater derzeit schlägt, ist das nicht verwunderlich. Von Kuhnke weiß ich, daß der alte Kreuzpointner mir die Hauptschuld gibt.«

Manzel stutzte. »Wieso Ihnen?«

»Wahrscheinlich, weil ich Natalja Goworow damals aus Rußland herausgebracht habe. Der Mann behauptet die unmöglichsten Dinge. So unter anderem, meine Mutter habe ihm gegenüber die Befürchtung geäußert, ich sei ein sowjetischer Spion.«

»Das spricht er offen aus?« entsetzte sich der Abwehroffizier.

Werner machte eine wegwerfende Bewegung. »Seit Jahren tut er das. Ich hab' mich um den Blödsinn nicht gekümmert. Er verdächtigt ja auch seinen Sohn und dessen Freundin, geheime Agenten zu sein.«

»Und das haben Sie mir nie gesagt? Dieses Gerede kann Sie Ihre Existenz und womöglich Ihr Leben kosten! Die SS wollte Ihnen doch schon einmal was am Zeug flicken! Jetzt, da Sie bei der Legion Condor als Comandante eingesetzt sind ... Dem Kerl muß ich noch heute das Maul stopfen. Immerhin sind Ihr Bordwart und diese Natalja inzwischen tatsächlich zu den Republikanern übergewechselt. Da können wir alle in die Bredouille geraten.«

»Aber wir haben doch nichts damit zu tun«, begehrte Werner auf.

Manzel lief rot an. »Menschenskind, begreifen Sie immer noch nicht? Sie, und damit unser Amt, sind gefährdet, wenn man Sie öffentlich und ungestraft einen politisch unzuverlässigen Piloten nennen darf. Der Admiral wird toben, wenn er es erfährt. Gott sei Dank habe ich etwas in petto, das den Herrn Ortsgruppenleiter zur Raison bringen wird. Er hat Deutschland verlassen, weil er vor Hitlers Regierungsantritt für den Prälaten Kaas, den Vorsitzenden der Zentrumspartei, fleißig Material gegen Mitglieder der NSDAP zusammengetragen hat. Erst hier in Sevilla wurde er Parteigenosse. Was meinen Sie, wie dem zumute ist, wenn ich ihm erkläre: Sollten

Sie Ihre lügnerischen Aussagen über Flugkapitän Eggebrecht nicht unverzüglich widerrufen, dann beweise ich Ihre Verlogenheit durch die Vorlage einer vor Jahren von Ihnen erstellten Akte über verbrecherische Nationalsozialisten!«

»Und wie wird Ihnen dabei zumute sein?« fragte Werner betroffen.

»Nicht anders als sonst. Meine Aufgabe ist es, Dinge zu verhindern, die Unheil anrichten. Ich handle nicht nach dem Motto, das Kreuzpointners Vater an seine Fahne geheftet hat: ›Nur kühn verleumden, es bleibt schon was hängen.‹ Warum also sollte ich mich nicht wohl fühlen, wenn ich diesem Kretin ins Handwerk pfusche?«

Am 1. Juli 1937, eine Woche bevor Werner Eggebrecht die kartographischen Flüge abschließen konnte, meldete SS-Obersturmführer Malbinger seinem Abteilungsleiter die Verhaftung des Pastors Martin Niemöller.

Der Standartenführer lehnte sich zufrieden zurück. »Na, endlich! Was dieser verdammte Pfaffe der Partei an Rechtsbrüchen unterstellt, hätte längst geahndet werden müssen. Hat er Sperenzchen gemacht?«

»Nicht im geringsten. Er gefiel sich darin, den disziplinierten U-Boot-Kommandanten und Pour-le-mérite-Träger des Weltkriegs herauszustellen.«

»Das ist die Tour der alten Offiziere: sich ums Verrecken nicht provozieren lassen. Dem Sondergericht wird es dennoch nicht schwerfallen, auch diesen Reaktionär ins Konzentrationslager zu bringen. Eine Gefängniszelle wäre wahrhaftig zu schade für ihn.«

»Bin ganz Ihrer Meinung, Standartenführer. Trotzdem erleichtert es mich, ihn wenigstens schon hinter Gitter gebracht zu haben. Im Fall Eggebrecht bin ich leider noch nicht soweit. Dabei war ich überzeugt, Ihnen in Kürze entscheidendes Beweismaterial vorlegen zu können. Aber dann trat etwas ein, das ich mir nicht erklären kann. Mein Gewährsmann Alois Kreuzpointner, der NS-Ortsgruppenleiter in Sevilla, bestreitet plötzlich alle früheren Aussagen und behauptet,

sein Sohn habe die unglaublichsten Lügen über den Piloten verbreitet.«

Der Vorgesetzte horchte auf. »Sie sprechen von Eggebrechts Bordwart?«

»Das ist er gewesen, Standartenführer. Jetzt sitzt er in Madrid und wird von den Roten zum Flugzeugführer ausgebildet. Binnen weniger Tage ereigneten sich Dinge, über die ich Sie nicht informierte, weil ich die ziemlich verworrenen Zusammenhänge erst bis ins letzte Detail klären wollte.«

Der Abteilungsleiter starrte den Obersturmführer entgeistert an. »Der Bordwart wird von den Roten zum Flugzeugführer ausgebildet?«

»Jawohl, Standartenführer! Wenn ich kurz zusammenfassen darf: Eggebrecht trat vor geraumer Zeit mit seinen Männern in die Dienste der Legion Condor, wurde ad hoc zum ›Comandante‹ ernannt und erhielt den Auftrag, Reihenglieder von ganz Spanien zu machen. Zwischendurch übernahm er ein Sonderkommando als Aufklärer an der Nordfront vor Bilbao.«

»Wer ist Ihr Informant?«

»Einer unserer neuerdings drüben eingesetzten V-Leute. Die Korrespondenz mit dem Ortsgruppenleiter verlief zu schleppend. Ich wies deshalb unseren Vertrauensmann an, gemeinsam mit dem Vater des Bordwarts zu recherchieren. Seitdem erfahre ich alles, was uns interessiert, über Funk. Mit Hilfe des Braumeisters ist es uns auch gelungen, einen auf dem Flugplatz von Sevilla tätigen wichtigen Kontaktmann zu gewinnen. Dadurch bin ich praktisch über jeden Flug informiert, den Eggebrecht durchführt. Natürlich nicht über seine Einsätze an der Front, über die ich mir allerdings Gedanken mache. So frage ich mich: Weshalb wird eine zivile Flugzeugbesatzung über Nacht in Uniform gesteckt? Warum ernennt man den Piloten zum Comandante? Wieso erhält nicht ein routinierter Luftwaffenoffizier den Sonderauftrag? Wer oder was steckt dahinter?«

»Bleiben Sie bei der Sache«, wies ihn der Vorgesetzte zurecht.

»Jawohl, Standartenführer. Als Eggebrecht mit seiner Besatzung aus dem umkämpften Gebiet zurückkehrte, passierte etwas

Unglaubliches. Der Sohn des Ortsgruppenleiters schnappte sich wenige Tage später eine ›Juj2‹ und flog mit der Funkerin Natalja Goworow, die Eggebrecht seinerzeit angeblich aus der Sowjetunion herausgeschleust hat, nach Madrid ins feindliche Lager.«

In den Augen des Abteilungsleiters war fassungsloses Staunen. »Der Bordwart steuerte ein Flugzeug?«

»So ist es, Standartenführer! Ein Mann, der keinen Flugzeugführerschein besitzt, startet in Sevilla eine dreimotorige Maschine und bringt sie auf einem der Flugplätze der spanischen Hauptstadt unbeschädigt zu Boden.«

Der Vorgesetzte schlug mit der Faust auf den Tisch. »Dann muß Eggebrecht ihm das Fliegen beigebracht haben!«

»Genau das ist meine Meinung, Standartenführer. Aber es kommt noch schlimmer. Der Bordwart begründete im Radio sein Überlaufen zu den sogenannten Republikanern mit der perfiden Behauptung, Zeuge der Vernichtung Guernicas gewesen zu sein. Über den Flugzeugen der Legion Condor fliegend, habe er gesehen, wie die Stadt mit Brand-, Splitter- und Sprengbomben belegt worden sei.«

»Die ausländische Presse berichtet ausführlich darüber.«

»Das alles ist Eggebrechts Werk! Den von ihm im Fliegen unterrichteten Bordwart und die von ihm aus Rußland herausgebrachte Agentin beorderte er zu den Roten, um ihnen ein klares Bild von der Kampfkraft und den Ausgangsstellungen der Nationalen zu vermitteln. Ich vermute, daß die beiden Kopien von den Fotos mitgenommen haben, die Eggebrecht im Auftrag der Legion erstellt hat.«

Der Abteilungsleiter sprang auf. »Dann wird es höchste Zeit, diesen Verräter hinter Schloß und Riegel zu bringen.«

»Dazu fehlt uns leider die Begründung, seit der Ortsgruppenleiter alles widerruft, was er über Eggebrecht aussagte. Jedem, der es hören will, versichert er jetzt, sein Sohn habe ihn jahrelang belogen und hinters Licht geführt. Er sei geflohen, weil Eggebrecht ihn durchschaut und dem Militär habe übergeben wollen. Dies gehe aus einem Brief hervor, den der Junge hinterlassen habe. Die Flucht mit dem Flugzeug sei eine Verzweiflungstat gewesen.«

Der Standartenführer blickte nachdenklich vor sich hin. »Mir geht ein Licht auf. Sie täuschen sich, mein Lieber, scheinen nicht einmal zu ahnen, in welches Wespennest Sie gestochen haben. Eggebrecht ist noch viel durchtriebener, als wir annahmen. Das beweist die Tatsache, daß der Vater des Bordwarts »umgedreht« wurde! Es kann gar nicht anders sein. Eines Sohnes, der zu den Kommunisten übergelaufen ist, wird sich jeder Parteigenosse schämen. Aber einen ihm verhaßten Piloten plötzlich ohne ersichtlichen Grund in Schutz zu nehmen, ja zu verteidigen, das tut nur jemand, der Dreck am Stecken hat und unter Druck gesetzt worden ist. Die Vergangenheit dieses Individuums ist sofort zu durchleuchten. Sollte seine Weste bekleckert sein, was ich annehme, dann wird uns die Art der Flecken zeigen, wer sie aufgedeckt und ins Spiel gebracht hat. Sobald wir das wissen, sind wir einen großen Schritt weiter. Machen Sie sich also an die Arbeit! Und wenn Sie monatelang zu nichts anderem kommen. Jetzt will *ich* den Kopf dieses Eggebrecht! Ist das klar?«

SS-Obersturmführer Malbinger schlug die Hacken zusammen. »Jawohl, Standartenführer! Ich werde unverzüglich loslegen.«

Mit Beendigung der kartographischen Flüge begannen für Ditha und Werner erholsame Wochen. Sie ritten täglich morgens am Fluß entlang, erfrischten sich danach im Schwimmbecken und frühstückten anschließend so ausgiebig, daß sie auf den Lunch verzichten konnten. Mit großem Interesse lasen sie englische Zeitungen, die allerdings meistens schon einige Tage alt waren. Aber das Geschehen in der Welt war größtenteils so unerfreulich, daß es ganz vorteilhaft war, erst mit Verspätung davon zu erfahren. Auch spielte es keine Rolle, ob man am 8. oder 15. Juli las, daß Japan einen Feldzug gegen China begonnen hatte. Und es war wirklich gleichgültig, ob man im September oder Oktober vernahm, daß Mussolini den Führer des Deutschen Reiches in Berlin aufgesucht und zum Ehrenkorporal der faschistischen Miliz ernannt hatte. Erstaunlich war freilich, daß die ausländische Presse ausführlich und durchaus wohlwollend über das Treffen der beiden Diktatoren berichtete.

Ditha und Werner ärgerten sich nicht weiter darüber, genossen vielmehr die ihnen unerwartet zugefallene Urlaubszeit, obwohl es ihnen nicht gelang, Natalja und Sebastians Fortgang zu verwinden.

Kuhnke erging es ähnlich. Seine Reaktion war jedoch höchst seltsam. Er träumte nun nicht mehr von einer ›blonden Maid mit Zöpfen und so‹, sondern faßte den Entschluß, Junggeselle zu bleiben und mit Ilona zufrieden zu sein. Zumindest, solange er sich in Spanien aufhielt.

Gut ein Monat verging, bis die von Manzel avisierten ersten drei ›Ju 52‹ für die neugegründete Iberia eintrafen. Mit den Besatzungen, denen die Überführung der Maschinen übertragen worden war, verstanden sich Werner und Kuhnke auf Anhieb. Ditha hielt sich bewußt zurück und stellte erfreut fest, daß die Hinzugekommenen andere Interessen hatten, als sich in das Heim eines Kollegen einladen zu lassen.

Der Winter setzte ungewöhnlich zeitig ein und lehrte den mit den örtlichen Verhältnissen noch nicht vertrauten neuen Piloten der Iberia, wie schwer das Fliegen bei schlechten Wetterlagen in Spanien sein konnte. Vereisungen am laufenden Band. Starke Turbulenzen. Schlechte Funkverbindungen.

Am unangenehmsten war die Strecke über die Sierra de Credos nach Salamanca. Fliegerisch leicht zu bewältigen war die Route an Gibraltar vorbei nach Tetuan. Abgesehen von diesen beiden Städten wurden Valladolid, Burgos, Vitoria und Zaragoza angeflogen. Passagiere waren meist Angehörige der Legion Condor, die in ihrer Freizeit möglichst viel von Spanien kennenzulernen wünschten. Die Linie Tetuan war fast immer ausverkauft.

Dennoch gab es für Ditha stets ein freies Plätzchen, wenn sie mitfliegen wollte. Die mit Nummer 19 gekennzeichnete harte Reservebank ließ sich ohnehin nicht guten Gewissens verkaufen.

Werner genoß es, seiner Frau Sehenswürdigkeiten zeigen zu können, die sie nur aus der Literatur kannte und die sie ihm nun anschaulich erklärte. So wurde ihm in Salamanca erstmals klar, daß die prunkvolle Ornamentik der Renaissance-Kathedrale ohne die von der spanischen Silberschmiedekunst ausgegangenen Impulse nicht denkbar gewesen wäre. Burgos gefiel Ditha schon allein, weil seine

Bewohner für Stierkämpfe nur wenig übrig hatten und dem Volkstanz den Vorzug gaben, der, dem höflichen Wesen der Burgolesen entsprechend, an das Menuett des Rokoko erinnerte.

Nur war der Himmel über Burgos fast immer verhangen, und bei der in diesem Jahr sehr frühzeitig einbrechenden Kälte mußte Werner an Kameraden denken, mit denen er in Vitoria stationiert gewesen war. Der Kampf um die Nordprovinzen hatte inzwischen sein Ende gefunden, und General Sperrle, der zu groß geratene bayrische Löwe, wurde von General Volkman abgelöst. Auch Oberstleutnant von Richthofen, der mit dem neuen Kommandeur gleich wieder in Streit geriet, kehrte in die Heimat zurück. Im Hauptquartier fanden anscheinend immer Kämpfe statt.

Aber nicht nur dort. Die unterschiedlichen Auffassungen und Temperamente der Spanier, Italiener und Deutschen brachten es mit sich, daß in den Stäben ebensowenig Einigkeit herrschte wie in den Hauptquartieren.

Die Republikaner erkannten dies und ergriffen Ende 1937 die Initiative. In einer Blitzaktion schlossen sie die Bergstadt Teruel mit über zweitausend nationalen Infanteristen ein. Die Temperatur war auf minus achtzehn Grad gesunken. Tiefhängende Wolken machten den Einsatz von Flugzeugen unmöglich. Beide Seiten führten Verstärkung heran, beide Seiten kämpften mit unbarmherziger Härte. Gefangene wurden nicht gemacht. Wer in die Hände des Gegners fiel, war des Todes. Gnadenlos wurden Kehlen durchschnitten, Leiber aufgeschlitzt, Schädel eingeschlagen.

In dieser Zeit des gräßlichen Mordens entließ Hitler in Deutschland den Reichskriegsminister Generalfeldmarschall von Blomberg und den Oberbefehlshaber des Heeres Freiherrn von Fritsch binnen einer Stunde aus ihren Ämtern. Ein übles Intrigenspiel und ein kaum glaublicher Mangel an Gespür gaben ihm diese Möglichkeit. Er schaffte die beiden hohen Offiziere und ernannte sich selbst zum Oberbefehlshaber der deutschen Wehrmacht. Und er zeigte, daß er schnell zu handeln verstand. Bereits acht Tage später, am 12. Februar 1938, forderte er vom österreichischen Bundeskanzler von Schuschnigg die sofortige Amnestie aller in Österreich inhaftierten Nationalsozialisten. Verbrämt wurde von

einem Einmarsch der deutschen Wehrmacht gesprochen, falls der Forderung nicht entsprochen werde.

Schuschnigg blieb nichts anderes übrig, als sich einverstanden zu erklären. Trotzdem fand am 12. März der Einmarsch in Österreich statt, und Hitler verkündete: »Das Land, in dem ich geboren wurde, ist mit dem Deutschen Reich *wiedervereinigt*.«

Als Ditha und Werner dies im Radio vernahmen, wollten sie ihren Ohren nicht trauen. Zumal ergänzend gemeldet wurde: »Die Bevölkerung bereitet den deutschen Truppen einen triumphalen Empfang. Nirgendwo wird Widerstand geleistet. Die österreichische Bundeswehr hat sich den deutschen Einheiten angeschlossen, um in Wien an einer *Befreiungsfeier* teilzunehmen.«

Ditha war blaß geworden. »Natalja behält recht. Dieser Mensch geht nicht nur gegen Juden vor, er unterwirft tatsächlich ganze Staaten.«

Verwirrt starrte Werner vor sich hin. »»Tu felix Austria!« – »Du glückliches Österreich!« hat es einmal geheißen. Wenn die europäischen Politiker nicht sofort Gegenmaßnahmen ergreifen, dürfte das Land einer höchst unglücklichen Zukunft entgegengehen.«

Ditha war konsterniert. »Wenn die Welt es Hitler so leicht macht, ist sein heutiger Überfall nicht der letzte. Hier, in Spanien, stehen seine Männer ja schon im Land.«

»Bitte, Ditha, du darfst nicht zu schwarz sehen.«

»Glaubst du denn, dieses Ungeheuer wird nach Beendigung des hiesigen Bürgerkriegs nicht auftrumpfen?«

»Vielleicht, um die Auslieferung des Ehepaares Eggebrecht zu fordern?«

»Nach Witzen ist mir nicht zumute«, erregte sie sich. »Jetzt steht für mich fest, daß wir auch dieses Land eines Tages werden verlassen müssen.«

Er schüttelte den Kopf. »So einfach geht das nicht. Manzel sagte einmal: »Sobald Franco sein Ziel erreicht hat, distanziert er sich von Hitler und Mussolini. Er muß so handeln, wenn er verhindern will, daß dieses fast schon ausgeblutete Land von Italienern und Deutschen vereinnahmt wird.« Sei also unbesorgt, Ditha! Hitler wird

hier nicht bestimmen können. Das würde der spanische Stolz niemals zulassen.«

Erste Zweifel an dieser Voraussage kamen Werner, als Manzel ihn wenige Tage später anrief und gleich beim Zustandekommen der Verbindung erleichtert sagte: »Gut, daß Sie daheim sind. Ich muß Sie dringend sprechen. Bin in einer halben Stunde bei Ihnen.«

»Sie sind in Sevilla?«

»Seit gestern abend. Der Vater Ihres Bordwarts riß mich aus meiner Ruhe. Mehr darüber mündlich. Hasta luego.«

Ditha sah ihren Mann verwundert an. »Warum war Manzel so kurz angebunden?«

»Es scheint Ärger mit dem Ortsgruppenleiter zu geben.«

»Wie kommst du darauf? Dem hat er doch angeblich für alle Zeiten das Maul gestopft.«

»Eben ließ er durchblicken, seinetwegen beunruhigt zu sein.«

»Das verstehe ich nicht.« Sie eilte davon. »Ich ziehe mich schnell um. Sag bitte Maria-Lourdes, daß sie Orangensaft und Bier bereitstellen soll.«

Der Abwehroffizier erschien schon vor der angesagten Zeit. Er machte einen gehetzten Eindruck. Nach kurzer Begrüßung und einem Kompliment über Dithas Aussehen kam er direkt zur Sache. »Dieser unglückselige Braumeister hat mich gestern angerufen und mir vorgejammert, er werde in der Angelegenheit seines Sohnes dermaßen unter Druck gesetzt, daß er meiner Hilfe bedürfe. Allein wisse er nicht mehr weiter. Auf meine Frage, wer ihm denn zu schaffen mache, antwortete er kleinlaut: ›Zwei SS-Männer‹.«

Ditha und Werner sahen sich betroffen an.

»Sie werden sich denken können, daß bei mir die Alarmglocke schrillte. Die Untergrundtätigkeit einiger dieser Burschen in Spanien war mir ja bekannt, aber ich hätte es nie für möglich gehalten, daß sie aus ihrer Zugehörigkeit zur SS kein Hehl machen. Verblüfft fragte ich den alten Kreuzpointner: ›Und was verlangten die Männer von Ihnen?‹ Eine Weile druckste er herum, bevor er bekannte: ›Ich soll den Namen der Person nennen, die mich, wie die beiden es

formulierten, umgedreht hat. Und sie wollen wissen, womit ich bedroht worden sei!« Für mich war das Grund genug, sofort loszufahren.«

Werner wies auf eine Sitzgruppe unter den Rundbögen des Patio.

Manzel nahm in einem Korbsessel Platz. »Ich habe den Vater Ihres Bordwarts heute nacht drei Stunden lang durch die Mangel gedreht und bin überzeugt, daß er nun eher krepieren als reden wird.«

Im Bestreben, die über sie gekommene Unruhe zu verbergen, erkundigte sich Ditha: »Was darf ich Ihnen zu trinken anbieten?«

Der Abwehroffizier reagierte unwillig. »Sie scheinen nicht erfaßt zu haben, worum es geht! Wenn SS-Angehörige von dem Ortsgruppenleiter erfahren wollen, wer ihn ›umgedreht‹ hat, dann heißt das, daß er vorher ihr Informant gewesen sein muß – ein Informant, der plötzlich kein Material mehr liefert. Daraus ergibt sich die Frage: Über *wen* hat er berichtet? Und da ein gewisser Malbinger sich schon einmal sehr intensiv für einen gewissen Flugkapitän Eggebrecht interessierte, vermutete ich gleich, wer hinter der Sache steht. Und ich habe mich nicht getäuscht. Der Braumeister bekannte notgedrungen, daß er seit Jahr und Tag mit dem Obersturmführer korrespondiert und ihm alles Wissenswerte über Sie und Ihre Gattin berichtet hat.«

Werners Backenknochen traten hervor.

»Ja, das ist eine böse Geschichte«, fuhr Manzel fort. »Dieser Malbinger ist zu einer echten Gefahr geworden. Jetzt arbeitet er nicht mehr auf eigene Faust. Sonst könnte er es sich nicht erlauben, hier in Sevilla aufzukreuzen und den Versuch zu machen, den Ortsgruppenleiter höchstpersönlich auszuquetschen. Doch ihm ist ein großer Fehler unterlaufen! Er war so dumm, sich ausgerechnet vor dem Menschen zu dekuivrieren, den er für ›umgedreht‹ hält! Nun kann ich losschlagen. Noch heute melde ich nach Berlin, daß sich Malbinger in Sevilla aufhält und entgegen allen Bestimmungen in Sachen Eggebrecht recherchiert. Der SS-Sicherheitsdienst wird das zwar erfahren und weiß dann, welche Rolle ich spiele, aber das ist mir gleichgültig. Ihnen empfehle ich, so zurückgezogen wie möglich

zu leben und sich auf keinerlei Diskussionen einzulassen. Je weniger Sie in Erscheinung treten, um so besser.«

Dithas Hände zitterten: »Befürchten Sie, daß mein Mann seine Stelle verlieren könnte?«

»Diese Gefahr besteht seit Ihrer Eheschließung. Der Brötchengeber Ihres Gatten ist nun einmal das Deutsche Reich, auch wenn er der Lufthansa respektive der Iberia zugewiesen wurde. Eine direkte Gefahr sehe ich jedoch nicht. Es gibt in allen Ämtern genügend Leute, die, ungeachtet ihrer positiven Einstellung zum Nationalsozialismus, über die Nürnberger Gesetze und die Konzentrationslager empört sind. Wenn Not am Mann ist, werden Sie schon einen Verbündeten finden. Und ich bin ja auch noch da.«

Trotz der tröstenden Worte des Abwehroffiziers verloren Ditha und Werner in jener Stunde ihren Gleichmut. Die Gefahr, irgendwann von SS-Schergen abgeholt zu werden, nur weil ihre Liebe gegen ein sogenanntes Rassengesetz verstieß, sahen sie plötzlich wie ein Damoklesschwert über sich schweben. Dies nicht zuletzt, weil aus der ausländischen Presse zu ersehen war, daß überall mit dem Schlimmsten gerechnet werden mußte.

Carl von Ossietzky, ein hervorragender Publizist, hatte die Freiheit eingebüßt. Sein Verbrechen bestand darin, daß er Pazifist war. Geehrt mit dem Nobelpreis, den Ossietzky auf Befehl Hitlers nicht annehmen durfte, starb er, wie die *Times* schrieb, an den Folgen von Mißhandlungen, die er im Konzentrationslager erlitten hatte.

Hitler betrieb unterdessen weiterhin seine Expansionspolitik. Er beklagte die Unterdrückung der Sudetendeutschen und verlangte den Anschluß ihres Wohngebietes an das Großdeutsche Reich.

England und Frankreich unterbreiteten Lösungsvorschläge, die der Präsident der Tschechoslowakei, Benesch, schließlich notgedrungen akzeptierte.

Prompt erklärte Hitler: »Ich stimme nur zu, wenn festgelegt wird, daß alle Tschechen das Sudetenland bis zum 1. Oktober 1938 verlassen.«

Daraufhin machte die Tschechoslowakei mobil. England und Frankreich folgten. Auch Mussolini gab entsprechende Order, schlug

gleichzeitig aber ein Treffen der Großmächte vor, um strittige Punkte auf gütlichem Wege zu regeln.

Chamberlain, Daladier, Mussolini und Hitler trafen sich in München und einigten sich auf das, was der Führer des Großdeutschen Reiches gefordert hatte – das Sudetenland sei abzutreten.

Werner empörte sich: »Frankreich und Großbritannien haben die Tschechoslowakei verraten.«

Ditha begnügte sich mit der resignierten Feststellung: »Natalja!«

»Weiß Gott! Sie behält recht, auch wenn alles kampflös geschieht. Kein Wunder, daß das deutsche Volk wieder einmal jubelt. Es ist ja auch kaum faßbar, daß die ausländischen Staatsmänner Hitler auf dem Tablett servieren, was er sich wünscht.«

Ditha faßte sich an den Kopf. »Ich gebe es auf. Franzosen und Engländer verhandeln und tafeln mit einem Menschen, von dem sie genau wissen, daß er politische Gegner einsperren und foltern läßt, daß er Juden verfolgt und sie ihres Eigentums beraubt. Dieses Ungeheuer wird auch noch jene fressen, die sich mit ihm an einen Tische setzen. Wir können einpacken, Werner! Wer den Titel eines ›Gauleiters von Nordafrika‹ schafft, will Nordafrika vereinnahmen. Wie dorthin kommen? Über die Straße von Gibraltar! Der Weg führt durch Spanien. Da trifft es sich glänzend, daß die Legion Condor ...«

»Hör auf!« ereiferte sich Werner unbeherrscht. »Wem dient es, sich in Schreckensvisionen zu ergeben? Dein Herz wird sich verhärten, wenn Hitler das für dich wird, was Russen und Juden für Mama geworden sind.«

Ditha lief auf ihn zu. »Um Gottes willen, nur das nicht.«

Er zog sie an sich. »Wir dürfen uns nicht verrückt machen lassen. Wer die Nerven verliert, ist verloren.«

Sie gab sich einsichtig. »Also gut. Nehmen wir uns vor, der SS ein Schnippchen zu schlagen, falls es ihr gelingen sollte, sich uns in den Weg zu stellen.«

»Bravo!« lobte Werner. »Das ist die richtige Einstellung. Wozu sich über das Nachgeben der Engländer und Franzosen grämen. Es ist ohnehin alles relativ. Ein Angehöriger der Legion jubelte vorhin:

»Hitler macht's richtig. Dafür, daß er sich ein Stück Land nehmen darf, bietet er gnädig ein Stückchen Frieden an. Wer so blöd ist, derartige Unverschämtheiten hinzunehmen, darf ihm später nicht die Schuld in die Schuhe schieben.«

Es erging Ditha wie Werner, der insgeheim all jene beneidete, die den Einmarsch in das Sudetenland als einen weiteren kampflos errungenen Sieg feierten.

So auch Kuhnke, der in Tablada mit Dallmeier anstieß und frohlockte: »Hitler versteht sein Geschäft. Er wirft nicht mit der Wurst nach der Seite Speck, sondern rückt höchstens das Papier zum Einpacken heraus. Wer sich das erlauben kann, wäre schön dumm, wenn er es sich nicht erlauben würde.«

Dennoch war auch Kuhnke, wie die meisten der in Spanien eingesetzten Legionäre, entsetzt, als bekannt wurde, was sich am 9. November 1938 in Deutschland ereignet hatte. Zur Strafe dafür, daß ein siebzehnjähriger Jude in seiner Verzweiflung über die unmenschliche Behandlung, die seine inhaftierten Eltern erfuhren, zur Waffe gegriffen hatte, schickten NSDAP, SS und SA Schlägerkommandos los, die binnen einer Nacht annähernd hundert Juden auf offener Straße umbrachten und viele jüdische Warenhäuser sowie unzählige Synagogen in Brand setzten. Tausende jüdischer Geschäfte wurden geplündert und verwüstet, 35 000 Juden zusammengetrieben und in Konzentrationslager gepfercht. Wer von den Unglücklichen über ein nennenswertes Bankkonto verfügte, konnte sich auf Weisung Görings *freikaufen*. Und allen noch in Deutschland lebenden Juden wurde auferlegt, für den von ihnen provozierten Schaden eine Milliarde Mark zu zahlen.

»Jetzt werden sich die europäischen Nationen von Hitler keine Vorschriften mehr machen lassen«, prophezeite Kuhnke mit vor Erregung heiserer Stimme. »Warum nur dieser abgrundtiefe Judentumhaß? Wenn der nicht wäre ... Alles war in bester Ordnung. Die Arbeitslosigkeit wurde beseitigt. Würde den Juden nicht Unrecht getan, stünden auch sie auf Hitlers Seite, und das Ausland hätte Verständnis dafür, daß wir eine Revision des Versailler Vertrages fordern. Aber so ... Nee, das kann nicht gutgehen.«

Ditha warf ihm einen Kuß zu. »Deine Worte zeigen, daß sich selbst Menschen, deren Herz für Hitler schlägt, mehr und mehr von ihm abwenden. Gewonnen ist damit freilich nichts. Aber es ist ein Anfang, der beweist, daß Gewalt sich nur kurzfristig behaupten kann.«

Wie tapfer Ditha sich in den nächsten Wochen auch gab, Werner war besorgt um sie. Es entging ihm nicht, daß sie schon nervös wurde, wenn nur das Telefon klingelte. Und immer häufiger schreckte sie des Nachts aus Alpträumen auf, in denen sie sich in ein Konzentrationslager eingesperrt wähnte.

»Flieg morgen mit mir«, bat er sie eines Abends. »Nach dem Durchbruch der Nationalen zum Mittelmeer übernimmt die Iberia den Anschlußdienst zu den Balearen. Die Nachschubmaschinen der Legion Condor fliegen nun nicht mehr via Rom nach Sevilla, sondern über Mailand nach Palma de Mallorca. Die berühmte Kathedrale dort möchtest du doch bestimmt gern einmal besichtigen, oder?«

Werner hatte den richtigen Köder ausgelegt. Wenn Ditha sich mit vergangenen Zeiten beschäftigen konnte, vergaß sie manches.

Da für die Route nach Zaragoza alle Sitzplätze und auch die kleine Reservebank gebucht waren, erklärte Werner dem DLH-Vertreter: »Meine Frau übernimmt heute die Funktion des Bordwarts.«

Dallmeier erhob keinen Einspruch, und Ditha war glücklich, einmal über eine weite Strecke im Führerraum sitzen zu können. Es freute sie fast, daß tiefhängende Wolken schon bald keine Erdsicht mehr gestatteten und sie erstmals die Möglichkeit hatte, die praktische Seite des Blindfliegens kennenzulernen. Doch sie fühlte ihr Herz klopfen, als sie im Anflug zur Landung auf Zaragoza den Grob- und Feinhöhenmesser beobachtete und bei nur hundert Metern über Grund noch nichts von der Erde zu sehen war. Die Wolken nahmen eine drohend dunkle Färbung an. Pilot und Funker machten einen überaus angespannten Eindruck, bis beide plötzlich so schnell handelten, daß Ditha kaum begriff, was geschah, Kuhnke rief: »Motor West!« Im selben Moment kurbelte Werner die Landeklappen heraus, und als der Funkmaschinist gleich darauf

»ZZ!« schrie, riß er die Gashebel voll zurück. Sekunden darauf wichen die Wolken, und ein naßglänzender Flugplatz lag unmittelbar vor ihnen.

Ditha atmete erlöst auf. »Das habt ihr großartig gemacht!«

Kuhnke öffnete den Preßlufthahn für die Bremsen. »Wir sind ja auch Klasse.«

Werner kontrollierte nach der Landung die Benzinmenge. »Wir können ohne nachzutanken weiterfliegen. Start so schnell wie möglich. Auf Mallorca scheint die Sonne.«

Es gab jedoch eine kleine Verzögerung. Der Kommandeur eines Kampfverbands bat Werner, für ein Flugzeug, das mit Motorschaden auf dem nahe der Mittelmeerküste gelegenen Flughafen La Cenia gelandet war, einige Ersatzteile mitzunehmen.

»Wir können bei tiefhängenden Wolken weder starten noch landen«, fügte der Major offenherzig hinzu. »Und in La Cenia regnet es in Strömen.«

Werner betrachtete die in der Flugleitung hängende Landkarte. »Im Westen des Platzes steil ansteigende Berge bis auf vierzehnhundert Meter. Auf der Seeseite scheint es keinerlei Hindernisse zu geben.«

»Nein, dort ist das Gelände flach wie ein Bügelbrett.«

»Also gut. Wir nehmen das Zeug mit.«

Ein Panzerkabelgeschirr und mehrere Kartons wurden verstaut. Kuhnke hatte sich inzwischen die Frequenz des Militärpeilers von La Cenia besorgt. Ditha nahm wieder in der Kanzel Platz, obwohl auf dem nun vor ihnen liegenden Streckenabschnitt nur vier Sitze belegt waren. Werner errechnete, daß die Zwischenlandung in vierzig Minuten erfolgen würde. Da die Wetterwarte starke Turbulenz über dem Küstengebirge vorausgesagt hatte, ließ er die Maschine auf dreitausend Meter steigen und forderte seine Frau, Kuhnke und die Passagiere auf, die Anschnallgurte stramm anzuziehen.

Tatsächlich wurde die »Ju52« nach etwa dreißig Minuten Flugzeit plötzlich von einer Riesenfaust erfaßt, in die Höhe geschleudert. Gleich darauf kippte sie zur Steuerbordseite, sackte durch, bäumte sich erneut auf und stieß und rüttelte, wie Werner es nie zuvor erlebt

hatte. Er mußte Schwerstarbeit leisten, um die Maschine immer wieder in die horizontale Lage zu bringen.

Die Uhr zeigte ihm, daß La Cenia in Kürze überflogen werden würde. »Peilung!« forderte er.

Ditha war bleich geworden, ließ sich ihre Besorgnis aber nicht anmerken.

Der Funkmaschinist betätigte die Morsetaste. »Es meldet sich niemand«, schimpfte er. »Die Kerle scheinen zu schlafen.«

»Das gibt's doch nicht. Hast du die richtige Frequenz gewählt?«

»Hältst du mich für einen Anfänger? Wahrscheinlich haben die Brüder bei dem Sauwetter Feierabend gemacht.«

»Dann werden wir ohne Zwischenlandung nach Mallorca fliegen und das Ersatzmaterial auf dem Rückflug abliefern.«

»Moment!« rief Kuhnke. »Ich glaube ... ja, jetzt wird mein Ruf bestätigt. Bekommst gleich 'ne Peilung.«

»Na also.«

»QDM vierundsechzig Grad!«

Werner stutzte. »Das kann nicht stimmen. Ich erwarte hundert bis hundertzehn Grad.«

Der Funkmaschinist sandte Dauerton und preßte den Kopfhörer ans Ohr. »Dreiundsechzig Grad! Die Peilung war richtig.«

»Dann müssen wir mordsmäßig nach Süden versetzt sein.«

»Bei der Turbulenz schon möglich.«

»Glaub' ich nicht. Laß dich weiterhin anpeilen.«

Kuhnke forderte erneut ein QDM und horchte, bis er plötzlich aufgeregt schrie: »Ich werd' verrückt. Der Peiler sendet ›QDM nil. QNA!‹«

»Was heißt das?«

»Mensch, Werner! Natalja ist an der Strippe! ›QDM nil!‹ – Bekommst kein QDM! ›QNA‹ – Natalja! Sie hat meine Art zu morsen erkannt! Nachträglich erkenne auch ich ihre Handschrift. Sie muß die Frequenz von La Cenia abgehört haben, und als sich dort niemand meldete, hat sie versucht, uns in Richtung ihres Peilers zu

lotsen. Klarer Fall: Sie wollte eine Maschine der Legion auf ihren Platz herunterholen.«

Das Flugzeug geriet erneut in starke Turbulenzen.

»Schau auf der Karte nach, ob sich in Richtung sechzig Grad in der Nähe von La Cenia auf republikanischem Gebiet ein Ort befindet, der über einen Flugplatz verfügt.« Es dauerte eine Weile, bis Kuhnke rief: »Es kommen sogar zwei in Frage: Valls und Reus.«

»Prost Mahlzeit! Bei einem unerfahrenen Piloten hätte das ins Auge gehen können.«

»Ist doch egal!« Der Funkmaschinist drückte in schneller Folge die Taste. »Ick sag' Natalja, daß wir verstanden haben und froh sind zu wissen, wo sie steckt.«

Ohne Zwischenlandung ging es weiter nach Palma de Mallorca. Der Aufenthalt auf der geschichtsträchtigen Insel verlief jedoch anders, als Werner es sich erhofft hatte. Die Kathedrale, das Königsschloß Almudaina, die gotische Börse und das Castillo de Bellver- Bauten, die Ditha in höchstem Maße interessierten – betrachtete sie nur flüchtig. Unentwegt dachte sie an Natalja. War Sebastian bei ihr? Wie mochte es den beiden ergehen? Bereuten sie es nicht, zu den Republikanern übergelaufen zu sein? Es konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der Bürgerkrieg zugunsten Francos enden und in Kürze die letzte Schlacht in Katalonien geschlagen werden würde. Und es war bekannt, daß Gefangene von den Nationalen schlimm behandelt wurden. Ditha grübelte und grübelte, wie man Natalja und Sebastian helfen und beistehen könnte.

Obwohl Werner dies für unmöglich hielt, versprach er ihr, nach Beendigung des Krieges sofort nach Barcelona zu fliegen, um mit Hilfe des DLH-Vertreters Leo Schwarz zu versuchen, die Freunde ausfindig zu machen und sie aus der Gefangenschaft herauszuholen.

Seine bewußt zur Schau gestellte Zuversicht ließ Ditha aufleben. Allerdings nur bis zur Rückkehr nach Sevilla. Dort berichtete ihnen Dallmeier, daß Kreuzpointners Vater sich das Leben genommen habe.

Werner beschlich eine böse Ahnung. »Wann ist das passiert?«

»In der Nacht vor Ihrem Abflug nach Mallorca. Er hat sich erhängt. In einem Abschiedsbrief deutet er an, erpreßt worden zu sein. Er nennt aber keinen Namen. Übrigens bittet Sie Herr Manzel, ihn noch heute im Cristina aufzusuchen. Er muß morgen früh nach Berlin fliegen.«

»So plötzlich?« fragte Ditha.

»Ja, ich habe mich auch gewundert. Die Legion Condor stellt für den Flug eigens eine ›Do 17‹ zur Verfügung.«

Da kommt einiges auf uns zu, dachte Werner betroffen.

Daß seine Vermutung richtig war, zeigten ihm die ersten Worte des Abwehroffiziers. »Ihr verdammter Malbinger hat mich aufs Kreuz gelegt. Wenn ich gewußt hätte, daß der Kerl vor nichts zurückschreckt ... Ich war drei Tage in Lissabon. Während dieser Zeit ist er in mein Haus eingebrochen. Nur er kann es gewesen sein. Mein Schreibtisch und meine Regale wurden durchwühlt. Dabei wurde die belastende Akte entwendet, die ich über den hier zum Ortsgruppenleiter der NSDAP aufgestiegenen Braumeister besaß.«

»Von Dallmeier haben wir erfahren, daß er sich das Leben genommen hat.«

»Davon rede ich doch die ganze Zeit. Malbinger hat ihn auf dem Gewissen! Er ...«

»Moment«, unterbrach ihn Werner. »Jetzt können wir Ihnen beim besten Willen nicht folgen. Sie müssen schon im Zusammenhang erzählen.«

»Und wenn's geht, nicht hier im Stehen«, bat Ditha. Ihr war elend zumute. Die Knie versagten ihr den Dienst.

Der Abwehroffizier entschuldigte sich für sein Ungestüm und wies auf eine Sesselgruppe.

Als sie Platz genommen hatten, fragte Werner beinahe aggressiv: »Weshalb nehmen Sie an, daß Malbinger, der seit Jahren versucht, *mir* Schwierigkeiten zu bereiten, sich für eine Akte interessiert, die den hiesigen Ortsgruppenleiter belastet?«

»Habe ich Ihnen nicht vor geraumer Zeit gesagt, daß der alte Kreuzpointner dem Obersturmführer alles berichtete, was er über Sie und Ihre Frau in Erfahrung bringen konnte?«

»Gewiß. Aber es waren doch *Sie*, der ihn mit ebenjener Akte unter Druck setzte!«

Manzel preßte die Finger gegeneinander, daß die Knöchel knackten. »Ihr gutes Gedächtnis ist mir schon bei anderer Gelegenheit aufgefallen. Meine damalige Äußerung, Kreuzpointner werde nun eher krepieren als reden, scheint Ihre Überlegungen in eine falsche Richtung gelenkt zu haben. Es wäre besser, wenn Sie sich fragen würden: Weshalb ist dieser Malbinger nach Spanien gekommen? Antwort: Um Ihnen und Ihrer Frau Steine in den Weg zu werfen. Und warum will er das? Weil Sie ihn einen Scheißkerl genannt haben. So etwas verzeiht man nicht. Da schwört man Rache. Jeder Weg ist dann recht. Malbinger machte sich an den Ortsgruppenleiter heran, und als ich dem das Maul stopfte, gab es für den Herrn Obersturmführer nur noch ein Ziel: herauszufinden, wer seinen Informanten »umgedreht« hat. In dieser Phase wird er sich an den positiven Bericht erinnern haben, den ich seinerzeit über Sie erstellte. Das dürfte ihn auf die richtige Spur gebracht haben und ließ ihn alle Skrupel verlieren, als er erfuhr, daß ich nach Lissabon gereist war. Er drang in meine Wohnung ein, durchwühlte meinen Arbeitsraum, fand die belastende Akte und nahm den einstigen Funktionär der Zentrumspartei in die Zange. Doch er täuschte sich. Anstatt zu reden, zog Kreuzpointner, allen Erwartungen zuwider, die Konsequenz aus seinem Doppelspiel. Er nahm sich das Leben.«

Ditha schlug die Hände vors Gesicht.

»Ich fliege morgen nach Berlin, um mündlich vorzutragen, was geschehen ist«, fuhr der Abwehroffizier fort. »Dem SS-Sicherheitsdienst ist es untersagt, sich in die Belange des Amtes Ausland/Abwehr einzumischen. Ihrem Klassenkameraden kann ich somit endlich das Handwerk legen.«

Werner fuhr sich durch die Haare. »Mir wäre wohler, wenn Sie das nicht tun würden.«

»Belieben Sie zu scherzen?«

»Ganz und gar nicht. Überlegen Sie, welche Folgen es haben wird, wenn Sie den Fall Malbinger, der doch untrennbar mit meiner Person verbunden ist, zur Sprache bringen. Zwangsläufig wird dann aufgedeckt, daß ich, ein im Ausland eingesetzter deutscher Pilot, im

Widerspruch zu den Nürnberger Gesetzen eine Jüdin geheiratet habe.«

Ditha blickte erschrocken auf.

Manzel winkte ab. »Lassen Sie das meine Sorge sein. Im Bereich der deutschen Luftfahrt gibt es eine Reihe befähigter Juden und Halbjuden, die von Göring akzeptiert wurden. Da wird er wohl auch bei einem kleinen ›Sünder‹, der das arische ABC nicht richtig aufsagen kann, ein Auge zudrücken. Vielleicht ist es sogar gut, eine gewisse Klärung herbeizuführen. Irgendwann werden Sie ja doch einmal nach Deutschland fliegen müssen.«

»Aber ohne mich!« erklärte Ditha vehement.

»Ich hatte an eine Dienstreise Ihres Mannes gedacht.«

Werner stimmte dem Abwehroffizier zu. »Ich würde es begrüßen, wenn die von Ihnen angedeutete Klärung herbeigeführt werden könnte. Schließlich sind meine Frau und ich Deutsche.«

»In meinem Fall mit schwedischem Paß!« konstatierte Ditha.

Manzel traute seinen Augen und Ohren nicht, als er in Berlin von seinem Vorgesetzten mit äußerster Zurückhaltung empfangen und in knapper Form aufgefordert wurde, unverzüglich einen ausführlichen Bericht über die Vorkommnisse in Sevilla abzufassen und sich zu einer Gegenüberstellung mit Obersturmführer Malbinger bereit zu halten. Dieser werde in etwa einer Woche aus Spanien zurück erwartet, habe aber wegen der Wichtigkeit der von ihm gemachten Ermittlungen seinen Abteilungschef telefonisch gebeten, der Reichskanzlei schon jetzt eine Beschwerde über die Einmischung des Amtes Ausland/Abwehr in die Belange des SS-Sicherheitsdienstes anzukündigen. Bis zur Klärung der Angelegenheit sei ihm, Manzel, jede Äußerung über den Selbstmord des Ortsgruppenleiters Kreuzpointner untersagt. Alles, was er wisse, habe er schriftlich niederzulegen.

»Was wird hier gespielt?« empörte sich Manzel. »Ich verlange, sofort Canaris gemeldet zu werden.«

»Der Admiral hat im Moment andere Sorgen«, war die lakonische Antwort. »Er befindet sich bei Hitler in Berchtesgaden.« Nach

kurzem Zögern fügte der Vorgesetzte in verändertem Ton hinzu: »Es geht wieder einmal um einen Tag X.«

Manzels Augen verengten sich: »Tschechoslowakei?«

»Könnte sein. Ich habe aber nichts gesagt.«

»Sie haben also doch noch Vertrauen zu mir?«

»Selbstverständlich.«

»Dann deuten Sie mir an, wessen ich mich in Spanien schuldig gemacht haben soll.«

»Es ist von einer Akte mit belastendem Material die Rede, die angeblich Prälat Kaas, der jetzt im Vatikan tätig ist, als ehemaliger Führer der Zentrumspartei anlegen ließ. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, weil ich selbst nicht mehr weiß.«

»Danke, das genügt«, antwortete der Abwehroffizier und überlegte: Sollte Malbinger wirklich den Nerv haben, den Spieß umzudrehen? Seine Verschlagenheit verdiente in diesem Falle fast Bewunderung. Die jungen Eggebrechts aber wären aus dem Schneider, wenn es dem SS-Sicherheitsdienst, wie es schien, darum ging, ihm aus dem Besitz der Akte einen Strick zu drehen. In seinem Bericht würde er die beiden vorsorglich nicht erwähnen.

SS-Obersturmführer Malbinger schlug die Hacken zusammen und schmettete mit zum deutschen Gruß erhobenem Arm: »Heil Hitler, Standartenführer! Melde mich gehorsamst aus Sevilla zurück!«

Der Abteilungsleiter erhob sich und reichte dem Untergebenen die Hand. »Sie haben allem Anschein nach Großartiges geleistet.«

Malbinger strahlte. »Wurde der Reichskanzlei die von mir erbetene Beschwerde übermittelt?«

»Natürlich nicht, Sie Hornochse. Wenn Sie weniger erfolgreich gearbeitet hätten, wäre ich weit davon entfernt, Ihnen diesen idiotischen Vorschlag zu verzeihen. Wie können Sie annehmen, ich würde einen so entscheidenden Schritt einleiten, ohne mich zuvor bis ins kleinste Detail informiert zu haben? Ein im Auftrag des Scheiß-Prälaten Kaas angefertigtes Dokument macht noch keinen Sommer. Auf seinen Inhalt kommt es an! Und auf den Fundort! Schießen Sie

also los. Nach Ihren Andeutungen am Telefon bin ich gespannt wie ein Flitzbogen.« Er zeigte auf einen Sessel.

Malbinger nahm Platz, öffnete seine Ledertasche und entnahm ihr die im Haus des Abwehroffiziers Manzel erbeutete Akte. »Diese kostbare Unterlage hat das Amt Ausland/Abwehr dem SS-Sicherheitsdienst vorenthalten, um Gegner des nationalsozialistischen Staates zu schützen. Ich muß allerdings hinzufügen, daß Kreuzpointner mir in einer Art Beichte eingestand, den Auftrag zur Anfertigung der Aufzeichnungen nicht von Prälat Kaas erhalten zu haben, wie er zunächst behauptet hatte. Er legte das Schriftstück vielmehr an, um sich selbst Vorteile zu verschaffen.«

»Das wollen wir für uns behalten. Kein Wort darüber zu anderen! Wir bleiben bei der sehr viel eindrucksvolleren Version, Prälat Kaas sei der Initiator gewesen.«

»In Ordnung, Standartenführer. Ihnen aber muß ich den wahren Sachverhalt aufzeigen. Um sich beim Klerus beliebt zu machen, erstellte Kreuzpointner eine Liste, in der er fleißig üble Nachreden über Mitglieder der NSDAP registrierte.«

Der Abteilungsleiter brauste auf: »Sind Sie nicht bei Trost? Wozu können uns Unterlagen dienen, die nichts als zweifelhafte Quatschereien enthalten?«

»In der Akte finden Sie noch etwas anderes, Standartenführer. Der verschlagene Bierbrauer war so gewissenhaft, hinter jede Anschuldigung den Namen und die Anschrift des jeweiligen Denunzianten zu setzen. Über dreihundert bayerische Schweinehunde sind aufgeführt. Die müssen sofort nach Dachau geschafft werden, damit wir sagen können: Seht her, diese Verbrecher wurden von einem Mitarbeiter des Amtes Ausland/Abwehr geschützt und wären nie der gerechten Strafe zugeführt worden, wenn ...«

»Großartig!« fiel der Standartenführer begeistert ein. »Sie sind ein Teufelskerl, Malbinger. Ihre Arbeit bringt Ihnen und mir die ersehnte Beförderung. Heydrich wird sich die Hände reiben. Jetzt kann er Canaris den Denkzettel verpassen, den der Admiral längst verdient. Doch um auf die Akte zurückzukommen: Wie kam Manzel in ihren Besitz?«

»Das konnte ich nicht ermitteln. Ich habe Kreuzpointner am letzten Abend noch schwer zugesetzt, bekam jedoch nur heraus, daß ihm ein Mann, dessen Namen er angeblich nie erfuhr, das Dokument nach der Machtergreifung gestohlen habe. Danach sei er auf raffinierte Weise erpreßt worden. Darum habe er Deutschland den Rücken gekehrt.«

»Und weshalb hat er sich das Leben genommen?«

»Kann es nicht Manzel gewesen sein, der ihn unter Druck setzte und in den Tod trieb? Um diese Überlegung ins Spiel zu bringen, habe ich Kreuzpointner vorsorglich einen Abschiedsbrief schreiben lassen, in dem er andeutet, erpreßt worden zu sein.«

»Haben Sie ihm etwa auch die Schlinge um den Hals gelegt?«

»Ich werde mir die Hände nicht schmutzig machen, Standartenführer. Nein, ich stellte ihn einfach vor die Wahl, die Konsequenzen zu ziehen oder seiner Familie und der Partei Schande zu bereiten. Sofern er ehrenvoll handle, sicherte ich ihm Verschwiegenheit zu.«

»Ausgezeichnet. Canaris wird aus den Pantinen kippen, wenn er erfährt, daß Manzel, sein Kamerad aus dem Weltkrieg, einen Spinner in den Tod getrieben hat.«

»Die Sache Eggebrecht habe ich unter den gegebenen Umständen leider vernachlässigen müssen. Aber das hole ich unverzüglich nach.«

»Später, mein Lieber! In den nächsten Tagen passieren gewaltige Dinge. Die Tschechoslowakei wird eingemeindet! Wir werden in Prag einmarschieren! Dort gibt es viele Köpfe, die abzusäbeln sind. Ihr Eggebrecht muß warten. Erst kommt die jiddische Mischpoke Böhmens und Mährens an die Reihe. Danach können Sie Ferien machen und Ihren Klassenkameraden erledigen.«

Noch während Ditha und Werner auf die ihnen von Manzel versprochene Benachrichtigung über die Entwicklung der Dinge in Berlin warteten, meldete das Radio am 26. Januar 1939 die Einnahme Barcelonas durch spanische und italienische Truppen. Die Legion Condor hatte den Luftraum freigehalten, ihren Verbänden

war jedoch bis auf weiteres untersagt worden, sich in die Hauptstadt Kataloniens zu begeben. Damit entsprach die deutsche Führung einem Wunsch der Italiener, die unverzüglich eine große Parade veranstalteten und den Worten ihres Außenministers Ciano Nachdruck verleihen wollten: ›Der Sieg in Spanien trägt nur *einen* Namen, den Mussolinis, der das Unternehmen mit Mut, Sicherheit und Festigkeit führte!‹

Besorgt fragte Ditha ihren Mann: »Wann wirst du unter diesen Umständen nach Barcelona fliegen und dich um Natalja und Sebastian kümmern können?«

»Das weiß ich nicht. Den Streckendienst dorthin werden wir vermutlich erst aufnehmen, wenn mit der nach Valencia geflüchteten republikanischen Regierung eine Vereinbarung über die Beendigung des Krieges getroffen ist.«

Werner täuschte sich. Nachdem die Legion Condor am 8. und 9. Februar noch einmal alle zur französischen Grenze führenden Straßen und Bahnlinien bombardiert hatte, um den zurückflutenden Einheiten den Weg über die Pyrenäen abzuschneiden, drängte es den Vorstand der Iberia, die Präsenz des Luftfahrtunternehmens im eroberten Gebiet zu dokumentieren. Werner erhielt den Auftrag, mit seiner auf den Namen des verunglückten Generals Sanjurjo getauften ›Ju 52‹ nach Barcelona zu fliegen, und Dallmeier erklärte sich damit einverstanden, daß Ditha ihn begleitete.

Im Gegensatz zu seiner Frau gab Werner sich nicht der Hoffnung hin, Natalja und Sebastian helfen zu können. Wenn es ihnen nicht gelungen war, nach Frankreich zu flüchten, dann sah es böse für sie aus. Es war verfügt worden – dies hatte er freilich Ditha verschwiegen –, kein Mitglied der ›Interbrigaden‹ mit dem Leben davonkommen zu lassen. Wer in Gefangenschaft geriet, sollte nach einem kurzen Verhör liquidiert werden. Deutsche und Österreicher erwartete ein vielleicht noch schlimmeres Los: Ihre Auslieferung war angeordnet worden. Also würden sie in Konzentrationslagern verschwinden.

Beim Überfliegen Barcelonas wies Werner auf das Zentrum der Hafenstadt. »Ein Glück, daß hier kaum etwas zerstört worden ist. Damals wurde gemeldet, Franco habe einen Wutausbruch

bekommen, als er erfuhr, daß die Italiener Barcelona ohne seine Genehmigung bombardiert hatten. Nun wird ihn der Großsprecher Ciano wahrscheinlich erneut in Rage versetzt haben.«

Kuhnke feixte. »Apropos Großmaul: Ein Oberleutnant erzählte mir gestern, Hermann Göring habe von seiner Frau, der Schauspielerin Emmy Sonnemann, eine Tochter bekommen, obwohl er durch eine gravierende Verletzung gar nicht in der Lage ist ... – Ihr wißt schon, was ich meine. Das Mädchen erhielt den zutreffenden Namen Edda.«

Irritiert fragte Ditha: »Wieso zutreffend?«

»Es sind die Anfangsbuchstaben von: Emmy dankt *dem* Adjutanten.«

»Das ist gehässig!« empörte sie sich.

»Dann werd' ick dir was Netteres erzählen. Kennst du das Kinderlied: ›Hoppe, hoppe, Reiter, wenn er fällt, dann schreit er ...?‹«

»Ja und?«

»Das Lied wurde umgedichtet in: ›Hoppe, Hoppe, Gründgens, kriegen keine Kindkens, kriegen sie doch noch Kindkens, sind die nicht von Gründgens.‹ Duft, wa?«

Ditha lachte. »Da die beiden Bühnenstars aus ihren Veranlagungen kein Hehl machen, finde ich die Umdichtung ausgesprochen nett.«

Werner schüttelte den Kopf. »Womit Menschen sich beschäftigen ...!« Er nahm die Gashebel zurück und kurvte auf den am Meer gelegenen Flughafen Prat ein. »Wenn mir damals, als wir das erste Mal hier landeten, jemand gesagt hätte, in sechs Jahren sei Spanien ein vom Bürgerkrieg vielfach verwüstetes Land, würde ich ihn für verrückt erklärt haben.«

»Und ich wäre auf die Knie gesunken, wenn mir in jenen Tagen prophezeit worden wäre: Die nächsten sechs Jahre lebst du mit Werner in Spanien!«

»Landeklappen auf fünfzehn Grad!«

Ditha drehte an dem Handrad neben Werners Sitz und fragte: »Gleich weiter auf dreißig?«

»Gut geschätzt! Du würdest einen ausgezeichneten Bordwart abgeben.«

»Kann ich mir denken. Vor allen Dingen wegen der persönlichen Betreuung, wie?«

»Fünfundvierzig Grad!«

»Aha, der Herr werden energisch.«

Sie gerieten in eine heitere Stimmung, die sich bis zum Übermut steigerte, als der DLH-Vertreter Leo Schwarz, kaum daß die Maschine vorm Abfertigungsgebäude zum Stillstand gekommen war, auf die Kanzel zulief und mit strahlender Miene verkündete: »Natalja Goworow und Sebastian Kreuzpointner waren hier!«

So schnell wie an diesem Tag war keiner von den dreien jemals aus einem Flugzeug herausgekommen.

Ditha bestürmte den Vertreter der Lufthansa: »Geht es ihnen gut? Wo stecken sie? Können wir ihnen helfen?«

Der alte Herr lächelte nachsichtig. »Nicht so stürmisch, Senora Eggebrecht. Helfen können Sie ihnen nicht. Die beiden haben sich rechtzeitig selbst geholfen. Wo sie jetzt stecken, ist mir unbekannt. Ich glaube aber sagen zu dürfen, daß sie nicht in Gefangenschaft gerieten.«

Ditha tat einen Freudenschrei.

Werner reichte Leo Schwarz die Hand. »Erzählen Sie! Was wissen Sie von den beiden?«

»Sie kamen mit zwei deutschen Monteuren und einem französischen Capitaine hierher. Geschuftet haben sie alle miteinander drei Tage und Nächte lang, um einen alten Potez-Bomber, der schwerbeschädigt am Platzrand lag, wieder flügge zu machen. Löcher in den Tragflächen und im Rumpf wurden von der ebenso reizenden wie geschickten Natalja mit Stoffresten geflickt und mit gekochtem Leim überstrichen. Gestartet sind die fünf knapp vor Heranrücken der italienischen Truppen. Und das mit zwei *verschiedenen* Motoren! Mir stand der Schweiß auf der Stirn, als die Maschine endlich abhob und, dicht über das Meer fliegend, nach Nordosten einkurvte. Dieser Kreuzpointner ist ein tüchtiger und unerschrockener junger Mann, der es zu etwas bringen wird. Der

Capitaine versprach ihm, dafür zu sorgen, daß er in Frankreich Boden unter die Füße bekommt.«

Ditha war nicht mehr zu halten. Sie umarmte Leo Schwarz und küßte ihn. »Mir fällt ein Stein vom Herzen. Jetzt mag passieren, was will – ich werde mich über nichts mehr aufregen. Meine größte Sorge bin ich los.«

Kuhnke bekam feuchte Augen. »Ick muß sagen, daß mich selten wat so gefreut hat wie diese Nachricht.«

»Dafür bekommst du auch einen Kuß.«

»Darauf spekuliere ick ja!«

Werner kam sich plötzlich alt vor. Er freute sich mächtig, konnte aber nicht so ausgelassen sein wie die anderen. Im Geiste sah er einen alten, zusammengeflickten und mit zwei verschiedenen Motoren ausgerüsteten Potez-Bomber tief über dem Meer Kurs auf den Golfe du Lyon nehmen. Dreihundert Kilometer waren zu bewältigen. Man konnte nur hoffen, daß alles gutgegangen war. »Wie geht es Ihnen selbst?« fragte er den DLH-Vertreter.

»Den Verhältnissen entsprechend. Meine Entlassung aus den Diensten der Lufthansa wurde von spanischer Seite beantragt.«

Werner war außer sich. »Mit welcher Begründung?«

»Mein gutes Verhältnis zu den Republikanern wird mir verübelt.«

»Das ist doch kein Grund, auf Ihre Mitarbeit zu verzichten. Ihnen ist es schließlich zu verdanken, daß wir den Postdienst so lange aufrechterhalten konnten!«

»Das zählt nicht. Der Krieg hat die Spanier zum Haß erzogen. Wer nicht hundertprozentig für Franco war, muß verschwinden.«

Dithas große Augen verrieten Angst. »Glauben Sie, daß meinem Mann die Flüge über Madrid angekreidet werden?«

»Vermutlich. Aber grämen Sie sich nicht. Die Lufthansa hat sich in ihrem Vertrag mit der nationalen Regierung verpflichtet, alle Angestellten der Iberia nach Beendigung der Feindseligkeiten durch geeignete einheimische Kräfte zu ersetzen. Für uns heißt das den Tatsachen ins Auge sehen. Spanien verfügt heute über genügend erfahrene Besatzungen und entsprechendes Bodenpersonal. Ich

schätze, daß die getroffenen Vereinbarungen schon in den nächsten Wochen geltend gemacht werden.«

Ditha und Werner waren wie vor den Kopf gestoßen. Wohl hatten sie mit Schwierigkeiten gerechnet, die ihnen irgendwann erwachsen würden, doch der Gedanke, die Iberia könnte von sich aus eine Kündigung aussprechen, war ihnen nie gekommen.

Noch bevor es Werner gelang, sich zu fassen, trat in Ditha ein erstaunlicher Wandel ein. Schlagartig wurden ihre Besorgnisse der letzten Zeit von dem kämpferischen Geist verdrängt, der sie früher ausgezeichnet hatte. »Was hab' ich vorhin gesagt?« rief sie mit brennenden Augen. »Daß ich mich über nichts mehr aufrege! Und ich halte Wort! Wie sehr ich es auch bedauern werde, wenn wir Spanien verlassen müssen, unser Feld ist die Welt! Brasilien, Argentinien, Chile – es gibt faszinierende Länder, die wir noch kennenlernen möchten. Stimmt's, Werner?«

Verwundert entdeckte er in ihren Augen ein Feuer, das er lange nicht mehr gesehen hatte. Augenblicklich begriff er, was geschehen war. Ihr unbeugsamer Wille hatte wieder die Oberhand gewonnen. »Du hast recht«, antwortete er und legte den Arm um sie. »Wir haben noch vieles nicht gesehen und müssen Verständnis dafür aufbringen, daß die Iberia eigene Landsleute beschäftigen möchte.«

»Deine Mutter würde jetzt frohlocken: ›Das hast du wunderschön gesagt.« Doch etwas anderes ist nun wichtiger. Wir werden die gute Nachricht über Natalja und Sebastian ebenso feiern wie das Wiedersehen mit Senor Schwarz. Einverstanden, meine Herren?«

Der DLH-Vertreter verneigte sich. »Ich danke Ihnen, Senora Eggebrecht.«

Kuhnke grünte: »Einverstanden, sofern ick eine Extraportion Gambas und Bier im Silberbecher bekomme.«

Werner lachte befreit. »Gambas und Bier aus Silberbechern! Kaum zu glauben, daß seit damals zweieinhalb Jahre vergangen sind.«

Nach der Besetzung Kataloniens konnte am unmittelbar bevorstehenden Ende des Bürgerkrieges nicht mehr gezweifelt werden. England, Frankreich und die USA erkannten denn auch schleunigst die Franco-Regierung an.

Hitler indessen, der sich nun in die Lage versetzt sah, die Legion Condor notfalls binnen kürzester Frist nach Deutschland zurückzubeordern, entschloß sich, in die Tschechoslowakei einzumarschieren. Anlaß bot ihm ein Konflikt zwischen der Prager Regierung und den Slowaken, die für ihr Land die Unabhängigkeit verlangten. Nach einer rigoros geführten Unterredung mit dem tschechoslowakischen Staatsoberhaupt, dem Hitler die Bombardierung Prags androhte, erklärte sich Präsident Benesch notgedrungen damit einverstanden, die ›Reichslande Böhmen und Mähren‹ sowie den Rest des übrigen tschechischen Staates als Protektorat unter deutsche Obhut zu stellen. Und schon am nächsten Morgen, dem 16. März 1939, schaffte die Wehrmacht vollendete Tatsachen. Die Tschechoslowakei hatte aufgehört zu existieren.

In Deutschland herrschte Jubel. Der ›Führer‹ hatte erneut bewiesen, daß er unmöglich Erscheinendes kampflos zu erreichen verstand.

Auch in der Legion Condor breitete sich Hochstimmung aus. Die Kaltblütigkeit, mit der Hitler einen kaum faßbaren Sieg errungen hatte, fand einhellige Bewunderung. Nun sogar bei denen, die über die ›Reichskristallnacht‹ empört gewesen waren. Und da die europäischen Regierungen nur verbal protestierten, gab es kaum Grund zur Besorgnis.

Mit Genugtuung registrierte Werner in diesen Tagen, daß Dithas zurückgekehrte Willenskraft durch die neue politische Lage nicht beeinträchtigt wurde. Wie widersinnig es auch erscheinen mochte, die Ereignisse halfen ihr, damit fertig zu werden, daß sie und Werner das geliebte Spanien in absehbarer Zeit würden verlassen müssen. »Natalja behält recht«, war ihre fast schon stereotype Rede. »Dieser Unmensch wird ganz Europa unterwerfen. Nicht von ungefähr singt daheim die Jugend: ›... denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt!‹ Es ist sinnlos, sich Illusionen hinzugeben. Man muß nach vorn schauen und Pläne schmieden. Auf uns bezogen: Wir werden uns nicht peu á peu aus Europa verdrängen lassen, vielmehr zum großen Sprung über den Atlantik ansetzen, um drüben ohne Angst leben zu können. Du mußt schon jetzt Vorbereitungen treffen, Werner! Bitte die Lufthansa, dich im gewiß bald wieder beginnenden Postdienst in Südamerika einzusetzen.

Freiherr von Gablenz wird wissen, daß deine Tätigkeit bei der Iberia endet und warum dir der Weg in die Heimat versperrt ist. Dank der Fürsprache von ›Papa Löhrs‹ hat er dir damals geholfen. Diesmal wird er es aus Überzeugung tun.«

Für Werner war es ein beruhigendes Gefühl, seine Frau wieder zielstrebig und resolut zu sehen. Er brauchte sich keine Sorgen zu machen und zweifelte nicht daran, mit ihr jede Hürde nehmen zu können.

Darum erregte er sich auch nicht sonderlich, als Manzel ihm höchst Unerfreuliches berichtete. Der Abwehroffizier schrieb:

›Dienstliche Gründe hinderten mich über Wochen daran, Ihnen die versprochene Benachrichtigung zu senden. Diese Zeilen befördert ein zuverlässiger Freund, der nun meinen Posten in Andalusien übernimmt. Aus taktischen Gründen wurde ich kaltgestellt. Habe bis auf weiteres Büroarbeit zu leisten. Wohin ich nach Ablauf einer gewissen Zeit beordert werde, steht noch dahin.

Meine Ablösung hat SS-Obersturmführer Malbinger bewerkstelligt. Auf teuflische Weise brachte er es fertig, mich als denjenigen hinzustellen, der den Ortsgruppenführer Kreuzpointner in den Selbstmord trieb. Aber wie überzeugend seine Argumente auch waren, alle mit der Materie Vertrauten durchschauten sein Lügengespinnst. Jetzt gilt es, den Spieß umzudrehen und dem gegen uns arbeitenden SS-Sicherheitshauptamt eine Lektion zu erteilen. Bis dahin muß ich als Bestrafter gelten, der von Glück sagen kann, nicht davongejagt worden zu sein.

Ich bedauere es sehr, Sie und Ihre Gattin nun nicht mehr aufsuchen zu können. Mit um so größerem Nachdruck warne ich Sie beide davor, Malbinger zu unterschätzen. Derzeit ist er, wie ich zuverlässig erfahren habe, im ›Protektorat Böhmen und Mähren‹ eingesetzt. Wenn er von dort zurückkommt, wird er es wieder darauf anlegen, seinen verhaßten Klassenkameraden zur Strecke zu bringen. Doch er wird sein Ziel nicht erreichen. Sie haben gute Verbündete. Vor allen Dingen Ihr Mentor Oberst Winter – er wurde in der letzten Woche zum Oberst befördert – steht voll und ganz hinter Ihnen. Ich habe ihn aufgesucht und über alles informiert. Er wird so bald wie möglich mit Gablenz sprechen.

Seien Sie also unbesorgt, aber dennoch vorsichtig. Ich muß es ebenfalls sein und verpflichte Sie, diese Zeilen gleich nach Kenntnisnahme zu verbrennen. Vergessen Sie nicht, sich vorher meine Anschrift und Telefonnummer zu notieren. Ich würde mich sehr freuen, von Ihnen zu hören. Post natürlich nicht auf dem normalen Weg, sondern über einen zuverlässigen Bekannten. Sie kennen sich da ja aus. Mit den herzlichsten Grüßen an Sie beide verbleibe ich, ihr Freund Manzel.«

Schneller, als zu erwarten stand, trat eine Klärung der Lage ein. Am 28. März 1939 endete der spanische Bürgerkrieg, und schon am 1. April wurde den bei der Iberia eingesetzten deutschen Besatzungen per 30. Juni gekündigt. Als Trostpflaster erhielt jeder einen vollbezahlten sechswöchigen Urlaub mit der Maßgabe, bis dahin einheimische Flugzeugführer, Funker und Bordwarte in ihre künftigen Aufgaben einzuweisen.

»Wat nu?« fragte Kuhnke, der spanienmüde geworden war und sich darauf freute, seine Ferien in Deutschland verbringen zu können.

»Ist doch klar«, antwortete Werner. »Wir entsprechen den Erwartungen, die man in uns setzt.«

»Ick meine, wie es beruflich weitergeht. Nach soviel Jahren werden wir uns doch nicht trennen, oder?«

»Natürlich nicht. Ich kann aber nicht sagen, welche Aufgabe uns erwartet. Das hängt von Gesprächen ab, die ich zu gegebener Zeit in Berlin führen muß. Ditha und ich möchten über den gewährten Urlaub hinaus noch eine Weile in Spanien bleiben. Danach wird sie zu ihren Eltern nach Stockholm fliegen, und ich werde daheim in Deutschland das Terrain sondieren. Gelingt es uns, in Südamerika bei der ›Scadta‹ oder beim ›Syndicato Condor‹ unterzukommen, dann nehme ich mir auf alle Fälle vorher die Zeit, meine Schwiegereltern zu besuchen. Doch über all dies schon jetzt zu reden hat keinen Sinn. Wir müssen die Dinge an uns herankommen lassen.«

»Das meine ich auch«, warf Ditha ein. »Schließlich werden wir mindestens noch vier Monate hierbleiben. Vor Ende Juli, Anfang August rauschen wir keinesfalls ab.«

»Warum nicht früher?« wunderte sich Kuhnke. »Im Hochsommer ist es wahrhaftig kein Vergnügen ...«

»Wir haben vor, in Portugal an der Costa Algarve oder weiter nördlich an der atlantischen Küste Ferien zu machen«, unterbrach sie ihn. »Der Grund dafür, daß wir länger bleiben wollen, ist dieser Malbinger. Werner hat die sogenannten Nürnberger Gesetze mißachtet und könnte in Deutschland zur Rechenschaft gezogen werden. Ich möchte deshalb, daß vor seiner Abreise nach Berlin etwas für seine Sicherheit getan wird. Er hat mir versprochen, darüber mit Oberst Winter und Manzel zu korrespondieren. Darum haben wir unseren Abreisetermin so weit hinausgeschoben.«

Der Funkmaschinist wiegte den Kopf. »Verdammt ungünstige Zeit.«

»Wieso?« fragte Werner.

»Liegt nicht Pulverdampf in der Luft? Kriege nehmen in der Regel ihren Anfang, wenn die erste Ernte eingebracht ist.«

»Du denkst an Polen?«

»Woran sonst? Hitlers Vorschlag, Danzig zurückzugeben und eine exterritoriale Autostraße und Eisenbahn durch den Korridor zu vereinbaren, wurde abgelehnt. Das läßt er sich bestimmt nicht gefallen. «

»Da bin ich anderer Meinung. Er wird es sich dreimal überlegen, ehe er Polen überfällt. England und Frankreich haben eine Garantieerklärung abgegeben, die nach der plötzlichen Besetzung Albaniens durch Italien auch auf Rumänien und Griechenland ausgedehnt wurde. Unabhängig davon hat sich der Einmarsch in die Tschechoslowakei als Pyrrhussieg erwiesen. Hitler gewann das Protektorat Böhmen und Mähren, verlor jedoch jede Glaubwürdigkeit. Nicht umsonst hat Chamberlain das Ende der ›Appeasement-Politik‹ angekündigt. Anders ausgedrückt: England und Frankreich werden zu den Waffen greifen, falls deutsche Truppen nochmals eine Grenze überschreiten sollten. Hitler wird sich also hüten, wegen des polnischen Korridors einen Krieg vom Zaun zu brechen.«

»Dein Wort in Gottes Ohr. Ich kann mir aber nicht vorstellen, daß er zurücksteckt. Polen hat ihn mit der Ablehnung seines Vorschlages

in Rage gebracht. Jetzt wird er erst recht darauf bestehen, daß Danzig und so weiter zurückgegeben werden.«

»Möglich. Doch er wird nicht zu den Waffen greifen. Und weil Ditha und ich davon überzeugt sind, daß es unter den gegebenen Umständen nicht zum Krieg kommt, haben wir uns entschlossen, Spanien erst so spät wie möglich zu verlassen. Es könnte ja sein, daß wir uns eine Weile trennen müssen.«

»Das bleibt euch hoffentlich erspart. Ick möchte auf alle Fälle schon Mitte Mai abhauen.«

»Nichts dagegen einzuwenden. Du darfst dann sogar Briefe an meine Mutter, Oberst Winter und Manzel mitnehmen und deren Antwortschreiben einem Kollegen übergeben, der die wiederaufgenommene Route Stuttgart – Barcelona befliegt.«

»Siehste, ick hab' gewußt, daß ick spätestens im Mai in Berlin sein muß.«

Ditha frotzelte: »Wie konnte ein Papst bloß behaupten, in der Welt gebe es nur wenig Verstand.«

Kuhnke rieb sein Kinn. »Vielleicht hat er recht. Darum sag' ick mir immer: Besser heimlich schlau als unheimlich blöd.«

Die Entwicklung der Verhältnisse in Spanien veränderte Ditha und Werner, wie sie es beide nicht für möglich gehalten hätten. Sie waren der Meinung gewesen, das Heranrücken der Stunde der vorübergehenden Trennung würde ihnen mehr und mehr zusetzen. Das Gegenteil trat ein. Die unfäßliche Tatsache, daß trotz der Beendigung des Bürgerkriegs das große Sterben in Spanien weiterging, machte es ihnen leicht, das Land zu verlassen.

Die Besiegten wurden unmenschlich drangsaliert. Hinrichtungen waren an der Tagesordnung. Etwa eine halbe Million Menschen, die das Pech gehabt hatten, bei Ausbruch der Kampfhandlungen auf republikanischem Gebiet zu wohnen, wurden als kommunistische Verräter in Straflager gepfercht; Offiziere und Funktionäre auf der Stelle erschossen.

Fast schlimmer noch erging es den verwundeten Gefangenen. Ihnen wurde zwar gestattet, sich nach Hause zu begeben, doch sie

erhielten keine Peseta, um sich auf dem zum Teil über weite Strecken führenden Weg in die Heimat mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Der Bevölkerung wiederum war untersagt worden, ehemaligen Angehörigen der ›Roten Armee‹ auch nur die geringste Unterstützung zu gewähren. Wie sollten die Unglücklichen lebend zu ihren Familien gelangen? Wer beim Diebstahl ertappt wurde, war des Todes.

»Das Vorgehen der Nationalen ist ungeheuerlich«, erregte sich Ditha.

»Es ist immer das gleiche. Kein Sieger vermag zu empfinden, was es heißt, Verlierer zu sein.«

»Aber hier sind Sieger und Verlierer doch Söhne *eines* Volkes! Rein zufällig standen sie auf verschiedenen Seiten.«

»Ist das bei großen Völkerkriegen etwa anders?« fragte Werner.
»Völlig unverschuldet gehört der eine dieser und der andere jener Nation an.«

»Weiß Gott, du hast recht. Doch warum bleibt die Legion Condor in Spanien?«

»Weil die Gefahr besteht, daß sich Carlisten und Falangisten, die bei Ausbruch der Feindseligkeiten ein Zweckbündnis eingegangen sind, nun in die Wolle geraten und eine neue Auseinandersetzung heraufbeschwören. Um dies zu verhindern, soll die Legion noch einige Monate im Land verbleiben. Übrigens zur Freude von Max, der darauf spekuliert, mit der Truppe nach Deutschland zurückzukehren. Er hat sich ausgerechnet, daß er die ›Medalla de la Campana‹, das ›Cruz blanca‹, ›Cruz de guerra‹ und das von Hitler gestiftete ›Spanienkreuz in Gold‹ erhält. Bespickt mit diesen Ehrenzeichen, gedenkt er in den Reihen der Legion Condor am ›Führer‹ vorbeizumarschieren.«

Ditha schüttelte den Kopf. »Verstehst du das?«

»Ja und nein. Im Moment träumt er wieder mal von einer ›blonden Maid mit Zöpfen und so‹, die er mit Orden und Ehrenzeichen leichter zu ergattern hofft.«

»Dann mach ihm klar, daß das der schlechteste Weg ist, den rechten Partner zu finden.«

»Wozu? Ich kenne seine Marotten. Am Ende ist er immer wieder vernünftig geworden.«

Werner behielt recht. Als Kuhnke von einigen Soldaten ein »Schmalspur-Offizier« genannt wurde, verlor er die Lust, mit der Legion Condor auf dem Seeweg nach Deutschland zu fahren. Da flog er lieber in Zivil via Barcelona nach Berlin. So stieg er nach zünftiger Abschiedsfeier und rührseliger Trennung von der Spanierin Ilona Mitte Mai in ein Flugzeug, und bereits achtundvierzig Stunden später meldete er über das Netz der »Deutschen Luft Hansa«, alle Schreiben den Adressaten persönlich übergeben zu haben.

Ditha und Werner warteten gespannt auf eine Mitteilung von Oberst Winter. Schon nach einer Woche, eher, als sie angenommen halten, erhielten sie ein Antwortschreiben, das sie in gehobene Stimmung versetzte. Der Oberst schrieb:

»Lieber Kamerad Eggebrecht! Mit Genugtuung ersehe ich aus Ihren Zeilen, daß Sie nach Berlin kommen wollen, um selbst mit der Direktion der »Deutschen Luft Hansa« über Ihr Problem zu sprechen. Freiherr von Gablenz sicherte mir zu, Sie zu empfangen, und er sieht auch eine Möglichkeit, Ihnen zu helfen. Da im Augenblick jedoch wichtige Rekordflüge vorbereitet werden, ist er längere Zeit nicht in Berlin. Im Hinblick darauf, daß ich vom 24. Juli bis zum 14. August Urlaub nehme, habe ich mit der Sekretärin des Freiherrn einen Termin für Donnerstag, den 17. August, vereinbart. Laut Flugplan der Lufthansa können Sie am Montag, dem 14., von Barcelona nach Stuttgart und am nächsten Morgen nach Berlin fliegen. Die Ankunftszeit ist zehn Uhr fünfzehn. Kommen Sie nach der Landung unverzüglich zu mir ins Reichsluftfahrtministerium. Ihre Frau Mutter bitte ich vorher nicht anzurufen. Diese Vorsichtsmaßnahme mag übertrieben erscheinen, aber nach dem, was mir Ihr Freund Manzel über SS-Obersturmführer Malbinger erzählte, halte ich es für erforderlich, alles zu bedenken. Ich glaube zwar nicht, daß Ihr Widersacher Sie schon von Ihrer Ankunft an beschatten lassen könnte, möchte diese Möglichkeit aber sicherheitshalber einkalkulieren. Allzuoft kommt es vor, daß jemand plötzlich spurlos verschwindet. Und wenn es gutgeht, erhalten die Angehörigen nach einem halben Jahr oder später Nachricht aus einem KZ. Deshalb

möchte ich Sie nicht nach Berlin kommen lassen, ohne vorher gewisse Maßnahmen ergriffen zu haben.

Ich erwarte Sie also am Dienstag, dem 15. August, gegen elf Uhr. Ihr Freund Manzel und zwei gute Bekannte werden Sie mit mir empfangen. Bis dahin verbleibe ich mit herzlichen Grüßen – auch an Ihre verehrte Gattin –, Ihr väterlicher Kamerad Claus Winter.«

Ditha und Werner gerieten außer Rand und Band. Sie brauchten sich keine Gedanken mehr um die Zukunft zu machen.

»Nun sehe ich dem Abschiednehmen nicht mehr mit Grauen entgegen«, seufzte Ditha erlöst. »Auch kann ich es jetzt kaum erwarten, meine Eltern wiederzusehen. Dir wird es ähnlich ergehen, wenngleich Mama kein ganz einfacher Mensch ist.«

»Stimmt. Für mich würde manches leichter sein, wenn sie ein bißchen weniger kompliziert wäre. Trotzdem, da hast du recht, freue ich mich sehr auf das Wiedersehen mit ihr. Zumal sie mit vielem versöhnt sein wird, wenn sie erfährt, daß ›ihr Jungchen‹ die Uniform der Legion Condor getragen hat, die im Augenblick von der gesamten deutschen Presse in den Himmel gelobt wird.«

»Und was machst du mit den Orden, die euch Helden der Lüfte in den nächsten Tagen verliehen werden sollen?«

»Die für Max bestimmten sende ich noch am gleichen Tag per Luftpost nach Berlin. Mein ›Blechsortiment‹ werde ich Mama in die Hand drücken. Dann hängt der Haussegel in den nächsten Wochen garantiert nicht schief.«

Ditha reckte den Hals. »In den nächsten Wochen? Ich denke, du willst so schnell wie möglich nach Stockholm kommen.«

»Das werde ich auch. Aber wenn meine Besprechungen positiv verlaufen und wir nach Südamerika auswandern...«

»Alles weitere kannst du dir schenken«, unterbrach sie ihn. »Vierzehn Tage bis drei Wochen sind hiermit genehmigt. Einverstanden?«

»Bist ein Schatz!«

Für beide folgten so wunderbare Wochen und Monate, daß es ihnen nicht schwerfiel, sich Mitte August in Marseille, bis wohin sie gemeinsam flogen, zu verabschieden. Sie alberten und lachten, um

keine Traurigkeit aufkommen zu lassen. Ein brennender Abschiedskuß aber kündigte an, daß es ihnen schwerfallen würde, in den folgenden Wochen mit ihrer Sehnsucht fertig zu werden.

Während des Fluges nach Stuttgart malte Werner sich aus, wie es sein würde, wenn er mit Ditha in Rio de Janeiro, Buenos Aires oder Santiago de Chile lebte. Gleichgültig, ob es sie nach Brasilien, Argentinien oder Chile verschlagen würde – er träumte von einer sorgenfreien Zukunft und vielen interessanten Flügen in einer fremden Welt.

Am nächsten Tag blickte er weniger hoffnungsvoll in die Zukunft. Er war kurz vor dem Start in Stuttgart dem Werkmeister wiederbegegnet, der ihm in jungen Jahren die Möglichkeit gegeben hatte, sich neben der fliegerischen Ausbildung auch mit technischen Dingen vertraut zu machen. Der stets aufgeschlossene Schwabe war mürrisch geworden und hatte besorgt einen unmittelbar bevorstehenden Feldzug gegen Polen prophezeit. »Und i will Ihne sage, woher i dees weiß«, hatte er hinzugefügt. »Von meinem Sohn Karl, der Panzeroffizier geworde ischt. Seit die Pole auf Hitlers Vorschlag bezüglich Danzig und de Korridor net eingegange sind, wird der gewaltsame Weg vorbereitet.«

Werner hatte dagegeengehalten, daß das Ausland keinen weiteren deutschen Überfall hinnehmen und Hitler sich hüten werde, den Bogen zu überspannen.

»Täusche Se sich net!« hatte der Werkmeister gewarnt. »Der Karle behauptet, unsere Wehrmacht könn't Pole in einer Woche schlucke. I sag' Ihne, die leicht errungene Erfolge haben Hitler verblendet. Der wird losschlage. Dann aber: Ade mein Heimatland! Dann gibt's einen gottsjämmerlichen Krieg! De Ausschreitung gegen de Jude, de viele Konzentrationslager, der Bruch des Münchener Abkommens – die andere lasse sich doch net einfach alles gefalle.«

Das Gespräch mit dem Schwaben ging Werner nicht aus dem Kopf. Erst die Landung in Tempelhof brachte ihn auf andere Gedanken.

Der Flughafen war nicht wiederzuerkennen. Riesige, in weitem Halbbogen errichtete Hallen muteten fast utopisch an.

Beschwingt stieg er in eines der vor der Anfahrt stehenden Taxis.

Schon nach kurzer Fahrt, vorbei am Kreuzberg, fiel ihm der enorme Betrieb in den Straßen auf. Wohin er schaute: moderne Autos, Omnibusse und Tramwagen. Alte Fahrzeuge schien es nicht zu geben. An mehreren Kreuzungen wurde der Verkehr durch Ampeln geregelt. In den Auslagen der Geschäfte befanden sich keine Attrappen, sondern *echte* Lebensmittel, *echte* Wäsche, *echte* Kleider, *echte* Lederkoffer und *echter* Schmuck. So etwas hatte Werner seit Jahren nicht mehr gesehen.

Als der Taxifahrer vor dem Potsdamer Platz kurz anhalten mußte, fiel Werners Blick auf eine mit großen Lettern beschriftete Hauswand. In Anlehnung an den Werbespruch des bekannten Berliner Optikers Ruhnke: »Sind's die Augen, geh zu Ruhnke!« warb die Likörfabrik Mampe mit dem Kalauer: »Sind's die Augen, geh zu Mampe, gieß dir einen auf die Lampe, brauchst nicht mehr zu Ruhnke gehn, kannst dann alles doppelt sehn.«

Typisch für Berlin, dachte Werner amüsiert. In keiner anderen Stadt wird es solche Reklame geben. In Berlin ist eben alles möglich und braucht man sich über nichts zu wundern.

Verwundert aber war er, als er beim Betreten des Reichsluftfahrtministeriums nicht kontrolliert wurde und keinen Ausweis vorlegen mußte. Er hatte nur zu sagen, wen er zu sprechen wünschte, und bekam Stockwerk und Zimmernummer genannt.

Ein »Paternoster« brachte ihn in die dritte Etage. Über blitzsaubere Gänge, in deren Bodenbelag das Licht sich spiegelte, gelangte er zu dem Zimmer von Oberst Winter. Drinnen wurde lebhaft gesprochen. Ein besonders lautstarkes Organ erkannte Werner auf Anhieb. Unwillkürlich klopfte er kräftig an die Tür.

Das Stimmengewirr erstarb. Dann wurde die Tür aufgerissen. Im Rahmen stand der inzwischen ebenfalls zum Oberst beförderte ehemalige Kommandeur der Jagdfliegerschule Lipezk. »Towarischtsch!« brüllte er und breitete die Arme aus. »Komm an Deduschkas Brust! Wodka wartet auf dich, damit in deinem Bauch die Sonne wieder scheint.« Oberst Fink drückte dem Günstling aus alten Tagen zwei schmatzende Küsse auf die Wangen. »Drushba! Freundschaft! – Mir! Friede!«

Werner wußte nicht, wie ihm geschah. Verwirrt schaute er von einem zum anderen.

Sein Mentor, Oberst Winter, reichte ihm die Hand. »Ich begrüße Sie zwar weniger temperamentvoll, aber nicht minder herzlich.«

Manzel packte den Piloten bei den Armen. »Schön, Sie wiederzusehen. «

Ingenieur Schulze, mit dem Werner schon vor Lipezk in Böblingen oft zusammengehockt hatte, stieß ihn vor die Brust. »Großartig, daß unsere Wege sich erneut kreuzen.«

Oberst Fink wies auf die Uniform des Ingenieurs. »Unser technischer Akrobat hat es zum Stabsoffizier gebracht. Sie werden demnächst vor ihm ebenso strammstehen müssen wie vor uns. Ihr Fürsprecher Manzel, der aus taktischen Gründen derzeit keine Uniform trägt, wurde reaktiviert und zum Major befördert.«

»Jetzt sollten Sie den Wodka kredenzen«, forderte Oberst Winter seinen übersprudelnden Kollegen auf.

Stabsingenieur Schulze griff nach einer auf der Fensterbank stehenden Flasche. »Den Mundschenk spiele ich.«

Der einstige Kommandeur der Jagdfliegerschule legte seinen Arm um Werner. »Erst nach meiner Rückkehr aus Rußland erfuhr ich, daß Sie die Funkerin Natalja über die Grenze geschmuggelt haben. Niemand von uns wußte davon. Bis zu unserer Abreise wurde drüben fleißig weiter nach ihr gefahndet. Wahrscheinlich tut man das heute noch.« Er lachte lauthals. »Boshe moj! Eine Russin wirft sich doch keinem Mann an den Hals!«

»Ist sich außerdem streng sapreschtscheno!« fiel Werner radebrechend ein. »Serr streng verboten!«

Schulze reichte den Wodka.

Oberst Winter hob sein Glas. »Auf das Wohl unseres Heimkehrers!«

Werner prostete ihm zu. »Ich weiß nicht, wie ich mich für Ihre Mühe und für diesen Empfang bedanken soll.«

Oberst Fink trat ihm auf den Fuß. »Kippen Sie das Zeug runter!«

Als alle getrunken hatten und der Stabsingenieur nachschenken wollte, hielt ihn Oberst Winter zurück. »Unser Schützling hat noch

einiges zu erledigen.« Er deutete an, Platz zu nehmen. »Kommen wir gleich zur Sache. Mein lieber Eggebrecht, um Sie abzusichern, haben wir folgendes vereinbart und in die Wege geleitet: Sie werden noch heute als Hauptmann der Reserve einberufen und zur Flugerprobungsstelle Rechlin abkommandiert. Damit erreichen wir zwei Dinge. Erstens, ein Offizier der Luftwaffe ist für die SS tabu. Lediglich Hermann Görings »Feldpolizei« könnte Sie festnehmen. Und das nur, wenn Sie sich ungebührlich benehmen. Zweitens, mit Ihrer Einberufung sind Sie dem Zugriff des für Sie zuständigen Wehrbezirksskommandos entzogen. Sie werden also gewissermaßen »uk« gestellt, und niemand wird Sie im Fall einer Mobilmachung auffordern, zu den Fahnen zu eilen.«

Werner wurde nervös. »Ich *soll* einberufen und nach Rechlin abkommandiert werden?«

»Zu einer Versuchsabteilung, die Stabsingenieur Schulze leitet.«

»Das Ganze ist eine Pro-forma-Angelegenheit«, ergänzte Oberst Fink. »Schulze untersteht mir und wird Sie in seiner Personalliste als Testpilot führen. Der Aufgabenkreis in Rechlin deckt sich mit Ihrer früheren Tätigkeit.«

»Wobei Sie in Lipezk fliegen mußten, während sie am Müritzsee nicht einmal zu erscheinen brauchen«, fügte der Stabsingenieur augenzwinkernd hinzu. »Sie erhalten ab sofort unbegrenzten Heimaturlaub.«

Werner fiel ein Stein vom Herzen. Er hatte schon befürchtet, in eine Zwickmühle zu geraten.

»Die Uniform müssen Sie natürlich tragen«, fuhr Oberst Winter fort. »Ich gehe nachher mit Ihnen zu einer hier in der Nähe gelegenen Offizierseinkleidestelle, die unter anderem auch Maßkonfektion liefert. Und zwar ruck, zuck! Spätestens morgen früh um zehn Uhr wird Ihnen alles, was Sie benötigen, ins Haus gebracht.«

Werner beschlich erneut ein ungutes Gefühl. »Und warum soll ich, der ich pro forma einberufen werde, die Uniform tragen?«

»Damit Ihr Scheiß-Klassenkamerad auf keine dummen Gedanken kommt«, polterte der frühere Lipezker Kommandeur. »Der muß

sehen, daß Sie zur Luftwaffe gehören. Andernfalls zieht er den Schwanz nicht ein.«

Oberst Winter pflichtete ihm bei. »Mein Kollege und Stabsingenieur Schulze entwickelten den Plan, Sie nach Rechlin einzuberufen. Auf diese Weise kann Ihnen selbst dann nichts passieren, wenn es, wie zu erwarten steht, zu einer militärischen Auseinandersetzung mit Polen kommen sollte.«

»Das halten Sie für möglich?« fragte Werner entgeistert.

»Für *notwendig*, Sie Knallkopp!« trumpfte Oberst Fink auf. »Oder sind Sie anderer Meinung?«

»Natürlich nicht. Doch England und Frankreich haben eine Garantieerklärung abgegeben ...«

»Papperlapapp!« ereiferte sich der alte Haudegen. »Die werden keinen Krieg gegen einen Mann riskieren, der ihnen überlegen ist. Ich bin weiß Gott mit vielem nicht einverstanden, was Hitler anordnet, aber in militärischer Hinsicht stimmt einfach alles. Betrachten Sie die enorme Aufrüstung! Wir können jetzt die Zähne zeigen. Schon in Lipezk hab' ich gesagt: Mit Glacehandschuhen ist nichts zu erreichen. Es muß auf den Putz gehauen werden!«

Werner nickte. »Ich erinnere mich sehr genau an die Stunde. Sie verglichen Hitler damals auch mit dem berühmten Rattenfänger von Hameln.«

»Na und? Liege ich da etwa falsch? Die meisten zuckeln doch wie mechanisch hinter ihm her. Das kann uns nicht daran hindern, klar und deutlich auszusprechen: Danzig und der polnische Korridor gehören zu Deutschland! Was nicht freiwillig zurückgegeben wird, holen wir uns mit dem Recht des Stärkeren. Doch dies soll heute nicht unser Thema sein. Wir gehen jetzt zu »Borchert«, tafeln dort ausgiebig auf Ihre Kosten, und danach werden hier im Haus die Formalitäten erledigt. Und morgen stellen Sie sich uns als Hauptmann der Luftwaffe mit allen Auszeichnungen vor, die Ihnen ans Hemd geklebt wurden. Sie wissen ja: Orden und Ehrenzeichen haben vieles mit Bomben gemeinsam; sie kommen von höchster Stelle und treffen meistens Unbeteiligte.« Oberst Fink lachte dröhnend.

»Sie sprechen mir aus der Seele«, versicherte Werner. »Und darum möchte ich die Orden nicht anlegen. Zumal in diesem Fall an der Dekoration ziemlich genau abzulesen ist, wieviel der Betreffende bei der Legion Condor verdient hat.«

»Freut mich, daß Sie kein Hehl daraus machen. Dennoch möchte ich den ganzen ›Klempnerladen‹ an Ihrer Brust sehen. Oberst Winter bat uns, ihm bei der Sicherung Ihrer Person behilflich zu sein. Nun erwarten wir, daß Sie das Ihre dazu beitragen, diesem verdammten SS-Heini das Maul zu stopfen.«

Am späten Nachmittag war Werner völlig durcheinander. Schon die Gespräche während des Essens hatten ihn verwirrt. Es kam ihm so vor, als sei er in eine fremde Welt geraten. Dies ganz besonders, als er nach Rückkehr ins Reichsluftfahrtministerium genötigt gewesen war, sieben oder acht verschiedene Abteilungen aufzusuchen und wohl oder übel immer wieder seine Leistungen auf diesem oder jenem Gebiet aufzuzählen. Dabei kam es vor, daß die Referenten, die ihn befragten, aus den ihnen vorliegenden Unterlagen mehr wußten als er selbst. Ein Inspektor, der für Eintragungen im frisch ausgestellten Wehrpaß zuständig war, machte ihn beispielsweise darauf aufmerksam, daß ihm die Teilnehmerorden an den drei ›Feldzügen‹ zur ›Befreiung‹ Österreichs, des Sudetenlandes und der Tschechoslowakei verliehen worden seien, da er während dieser Zeit im Dienst der Legion Condor und somit eines Teils der deutschen Wehrmacht gestanden habe. Ein anderer wollte Werners Zivilflugzeugführerschein kassieren, weil er als Offizier der Luftwaffe nur mit dem Militärpilotenschein fliegen dürfe. Um dieses Hindernis aus dem Weg zu räumen, sah Oberst Winter sich gezwungen, mit mehreren Ressortchefs zu telefonieren. Und als Werner schließlich auch die Einkleidestelle hinter sich gebracht hatte, wußte er kaum noch, wo ihm der Kopf stand.

Dem selbstlosen Oberst schienen die beschwerlichen Wege nichts auszumachen. Als hätte er einen Spaziergang hinter sich gebracht, schlug er vor: »Verständigen Sie jetzt Ihre Frau Mutter, daß Sie in ein bis zwei Stunden bei ihr erscheinen. Ich möchte mit Ihnen noch eine Tasse Kaffee trinken und etwas plaudern. Vor allen Dingen müssen Sie mir von Ihrer Frau und von Ihren Flügen erzählen.«

Verblüfft dachte Werner: Man kümmert sich in jeder Hinsicht um mich, erkundigt sich nach Dithas Wohlergehen, lehnt sich gegen die Partei auf, verdammt die »Nürnberger Gesetze« und preist den Mann, der sie erließ, prangert die rüden Methoden der SS und SA an, geht selber krumme Wege, sieht besorgt einer militärischen Auseinandersetzung entgegen und wünscht sie dennoch herbei.

Es gab vieles, womit er nicht fertig wurde. Manzel hatte sich darüber aufgeregt, daß Obersturmführer Malbinger von Sevilla aus mit dem SS-Sicherheitshauptamt telefonieren konnte. Im gleichen Atemzug schlug er Werner vor, ihm die Anschlußnummer seiner Schwiegereltern zu geben, damit er einen V-Mann in Stockholm beauftragen könne, Ditha für den nächsten Tag um siebzehn Uhr in das schwedische Büro des Abwehrdienstes zu bitten, zu dem eine zumindest von deutscher Seite nicht abhörbare Leitung bestehe, die er dem jungen Paar für zehn Minuten zur Verfügung stellen wolle. Sie sollten unbedingt vereinbaren, auf welche Weise sie bei künftigen Gesprächen über die normale Amtsleitung, die gewiß abgehört werde, Malbinger verwirren könnten. Manzel stellte die verrücktesten Überlegungen an, wie man den Obersturmführer hereinlegen könne, und schimpfte ihn einen falschen, hinterhältigen Hund, weil er selber von ihm hereingelegt worden war.

Oberst Fink und Stabsingenieur Schulze gingen ebenfalls seltsame Wege. Sie machten kein Hehl daraus, daß sie befähigte Mitarbeiter, die der Partei angehörten, nicht förderten und weniger qualifizierte Kräfte, die den NS-Organisationen mit Skepsis gegenüberstanden, beste Aufstiegchancen boten.

Beim Kaffeepausch mit dem »Vater der Zivilpiloten« schweiften Werners Gedanken oft ab. Dem Oberst entging dies nicht. Er vermutete, den Heimkehrer beschäftigte nach dem Telefongespräch mit der Mutter das Wiedersehen mit ihr, und er hatte Verständnis dafür. Deshalb sagte er nach einer Weile: »Wir treffen uns wie verabredet morgen um vierzehn Uhr. Und vergessen Sie nicht, Ihre Auszeichnungen anzulegen. Von mir aus können Sie die später wieder verschwinden lassen. Sie müssen aber verstehen, daß Oberst Fink Ihrem gehässigen Klassenkameraden von vornherein den Wind aus den Segeln nehmen will. Mit der Hilfestellung, die er Ihnen gewährt, riskiert er ja einiges.«

Werner war betroffen. »Das habe ich nicht bedacht.«

»Darum sage ich es Ihnen. Die Dinge liegen nicht so einfach, wie Sie vielleicht denken. Partei, SA und SS haben eine Front aufgebaut, an der nicht mit Waffen, sondern mit Intrigen gekämpft wird. Jede Möglichkeit der Verteidigung ist uns genommen. Es sei denn, wir riskieren den Widerstand aus dem Untergrund heraus. Diesen Weg können Offiziere, denen ein geleisteter Eid ebenso heilig ist wie die Verantwortung für die Truppe, nicht ohne weiteres mit ihrem Gewissen vereinbaren.«

Werner wischte sich über die Stirn. »Ich fange an zu verstehen, warum Sie alle verändert sind.«

Mitten während der Fahrt nach Hause fiel Werner ein, daß er sein Gepäck bei der Lufthansa deponiert hatte. Er dirigierte deshalb den Taxifahrer nach Tempelhof um und war froh, noch etwas länger allein zu sein. Er mußte erst verkraften, was auf ihn eingestürmt war. Daheim würde er kaum Zeit dazu finden. Schon am Telefon hatte die Mutter gejauchzt und geweint und erklärt, es sei zu schön, daß er gerade an diesem Tag komme. Zufällig habe sie zum Mittagessen Linsen gekocht, die, wie er wisse, aufgewärmt besonders gut schmecken. Sie werde schnell ein paar Würstchen und einen Liter – nein, besser zwei Liter Bier holen. Doornkaat und ›Bärenfang‹ stünden im Eisschrank. Er solle sich nur Zeit lassen, denn bis sie Tante Henriette die frohe Botschaft übermittelt habe und zurück sei, vergehe mindestens eine Stunde. Er kenne ja die Gesprächigkeit ihrer Busenfreundin. Und ein bißchen zurechtmachen wolle sie sich auch.

Werner hielt sich für gewappnet, als er an der Haustür schellte. Trotzdem erschreckte ihn der fast wollüstige Schrei, mit dem ihm die Mutter um den Hals fiel. Es folgte ein Stammeln und Weinen. Und immer wieder: »Mein Jungchen! Mein Jungchen!«

»Ach, es ist zu schön, daß du zu mir zurückgekehrt bist. Ich hab's gewußt! Oft habe ich mir gesagt: Eines Tages wird es klingeln, und Werner steht vor der Tür.«

Er schaffte sein Gepäck in den Korridor. Unwirklich erschien ihm alles. Die Wohnung war viel kleiner, als er sie in Erinnerung hatte.

Die Mutter redete und redete. Es tat ihm gut, nichts erwidern zu brauchen, einfach zuzuhören oder nicht zuzuhören. Als sie aber

nochmals zum Ausdruck brachte, gewußt zu haben, daß er zu ihr zurückkehren würde, hielt er es für geboten, eindeutig zu erklären, daß er nur für kurze Zeit nach Berlin gekommen sei. »Ditha ist zu ihren Eltern geflogen«, leitete er die Klarstellung ein. »Sie wird ...«

»Das ist eine gute Lösung«, unterbrach ihn die Mutter. »Ihr Verhältnis zu den Eltern war ja nie getrübt.«

»Mama! Du redest, als hätten Ditha und ich uns getrennt.«

Mutter Eggebrecht stand wie versteinert da. Ihre eben noch geröteten Wangen wurden grau. Doch dann hatte sie sich wieder in der Gewalt und drehte den Spieß um. »Für wen hältst du mich? Wenn ihr euch trennen wolltet, hättest du es mir gewiß längst geschrieben. Oder täusche ich mich da?«

»Natürlich nicht.«

»Dann frage ich mich, wie du auf den Gedanken kommst ...«

Werner umarmte die Mutter. »Ich bin froh, daß ich mich getäuscht habe.«

Sie gab sich nicht zufrieden. »Wieso hast du geglaubt, ich nehme an ...?«

»Einige Formulierungen irritierten mich«, bekannte er. »Auch hast du dich überhaupt nicht nach Ditha erkundigt.«

»Habe ich das wirklich nicht? Ach, das tut mir leid.«

»Vergessen wir's.«

»So geht das nicht, Jungchen. Jetzt möchte ich schon wissen, wie es Ditha geht. Wie lange wird sie bei ihren Eltern bleiben?«

»Ebensolange, wie ich bei dir bleiben werde. Vielleicht acht Tage, vielleicht vier Wochen – wir wissen es noch nicht. Das hängt davon ab, wann und wo ich meine nächste Stellung anzutreten habe.«

»Du kehrst nicht nach Spanien zurück?«

»Nein. Die Iberia hat allen deutschen Besatzungen gekündigt.«

Die Mutter griff sich an den Mund. »Um Gottes willen! Tante Henriette und Onkel Wilhelm dürfen nicht erfahren, daß du deine hervorragende Position verloren hast.«

»Nur keine Aufregung, Mama. Ich bekomme lediglich eine neue Aufgabe.«

»Aber das ist doch unglaublich, dich zu kündigen! Hitler hat Franco geholfen, die kommunistische Brut aus Spanien zu verjagen, und jetzt bedankt der sich, indem er hochqualifizierte *deutsche* Piloten entläßt?«

»Du siehst das falsch, Mama! Die Iberia wurde von der Lufthansa mit der Maßgabe aufgebaut, daß nach Kriegsende spanische Besatzungen eingesetzt werden.«

Sie rang die Hände. »Das ist wieder typisch für dich. Du verteidigst alles, was im Ausland geschieht, und findest nie ein gutes Wort für die grandiosen Leistungen unseres Führers, unserer SS und SA, der Wehrmacht, der vielen NS-Organisationen und des Volkes, das bereit ist, das Untermenschentum zu bekämpfen, Defätisten auszurotten und Plutokraten das Handwerk zu legen.«

Werner traute seinen Ohren nicht. »Was sind das für Vokabeln? Defätisten? Plutokraten?«

»So nennt Hitler die ewigen Schwarzseher und die überheblichen Bonzen der Geldwirtschaft. Ja, mein Jungchen, der Führer nimmt kein Blatt vor den Mund und sorgt für Ordnung. Alles Böse, Faule und Kranke wird ausgemerzt!«

»Du hast die Juden vergessen, Mama! Und die Christen, die Juden geheiratet haben.«

»Das ist garstig!« empörte sie sich. »Ich habe Ditha akzeptiert ...«

»Ich sprach nicht von dir, sondern von denen, die beispielsweise mir Strafe androhen, weil ich eine Jüdin geheiratet habe.«

Die Augen der Mutter wurden starr. »Wurdest du denunziert? Läuft ein Verfahren gegen dich?«

»Nichts dergleichen. Mein Klassenkamerad Malbinger – du hast diesen Widerling ja kennengelernt – versucht seit sechs Jahren, mich wegen meiner Verbindung mit Ditha vor den Kadi zu bringen. Jedes Mittel, mich zu schädigen, ist ihm recht.«

»Werde nicht ungerecht«, ermahnte ihn die Mutter. »Ich weiß, daß ihr beide euch verzankt habt und er mich aushorchen wollte. Aber er ist SS-Offizier und gehört somit zur Elitetruppe des Führers, die niemandem ein Unrecht tut. Prächtige Burschen sind das, sauber an Leib und Seele.«

»Schluß!« erklärte Werner. »Heute will ich von alldem nichts hören. Ich mache mich jetzt frisch, dann essen wir und plaudern über Verwandte, Freunde und Bekannte.«

»Ach, das hast du schön gesagt. Und wir sitzen auf dem Balkon und genießen die herrliche Abendluft. Die gab's in Sevilla nie. Wenn ich an die Zeit dort zurückdenke ... Schrecklich! Daß man es gewagt hat, dich zu kündigen ... Aber mach dir nichts draus, Jungchen. Es ist schon was dran, wenn man sagt: Spanier sind Zigeuner.«

Werner verließ den Raum. »Bis gleich, Mama.« Er war nahe daran gewesen, aufzubrausen. Doch dann hatte er sich gesagt: Nur keinen Streit jetzt. Ich muß ihr eröffnen, daß ich ab morgen die Uniform zu tragen habe. Sie wird sich dann noch größere Sorgen machen.

Das Gegenteil trat ein. Werner hatte die Mentalität der Mutter nicht bedacht. Sie geriet außer sich vor Freude, als er ihr sagte, daß er zum Hauptmann der Reserve befördert sei und aus Gründen, über die er vorerst nicht reden dürfe, vom nächsten Tag an die Uniform zu tragen habe.

Mutter Eggebrecht schwelgte in Seligkeit. Ihr Jungchen, das ihr wegen seiner politischen Einstellung so viel Kummer bereitet hatte, entpuppte sich als aufrechter Deutscher! »Onkel Wilhelm wird staunen«, frohlockte sie und wollte den Kreisleiter gleich anrufen.

Werner hielt sie zurück. »Am Telefon bis auf weiteres kein Wort über mich! Der Apparat könnte abgehört werden. Ich soll eine besondere Aufgabe übernehmen«, fügte er hinzu. »Deshalb möchten meine Vorgesetzten, daß wir nicht telefonieren.«

Die Augen der Mutter glänzten. »Ich verstehe: Geheimauftrag!«

Diese Deutung kam Werner gelegen. »So ungefähr«, stimmte er ihr zu. »Sprich mit niemandem darüber!«

Die Mutter war zu seiner Verbündeten geworden. Um das unverhofft Erreichte zu festigen, holte er seine Orden und legte sie auf den Tisch, konnte es sich allerdings nicht verkneifen, zu erklären: »Wofür ich diese Dinger bekommen habe, weiß ich nicht.«

Angesichts der Auszeichnungen war Mutter Eggebrecht außerstande, den negativen Kommentar zu erfassen. »Du hast das

Spanienkreuz in *Gold* bekommen?« fragte sie beglückt. »Der Orden war im *Völkischen Beobachter* abgebildet.«

»Ach, weißt du, bei einer bestimmten Anzahl von Flügen erhält man automatisch dieses und jenes ›Vereinsabzeichen der Luftwaffe‹ wie wir es nennen.«

»Einen hohen Orden so zu bezeichnen ist schamlos. Schließlich hat der *Führer* das Spanienkreuz gestiftet.«

»Wir sehen die Dinge anders. Hier, diese ›Medalla de la Campana‹ zum Beispiel wird auch ›Medalla de la Cerveza‹, auf deutsch ›Bierorden‹, genannt.«

»Ihr Männer seid schon fürchterlich«, erregte sie sich. »Über alles müßt ihr euch lustig machen. Aber ich habe eine große Bitte an dich: Geh mit mir auf einen Sprung zu Tante Henriette und Onkel Wilhelm. Sie müssen unbedingt erfahren, daß du Hauptmann geworden bist und zu den Helden zählst, die ..«

Werner schüttelte den Kopf. »Nimm es mir nicht übel, Mama. Hinter mir liegt ein anstrengender Tag. Ich werde froh sein, wenn ich das Bett aufsuchen kann. Morgen früh wird die Uniform gebracht. Gleich nach Tisch habe ich eine Besprechung im Ministerium. Am Nachmittag in einem anderen Amt. Übermorgen muß ich zur Lufthansa.«

»Gut, dann genehmigen wir uns jetzt einen Rachenputzer, und nachher laufe ich schnell zu Tante Henriette und zeige ihr die Orden. Onkel Wilhelm wird Augen machen!«

»Muß das denn heute sein?«

»Ich könnte sonst nicht einschlafen, Jungchen. Dazu bin ich viel zu aufgeregt.«

»Einverstanden. Aber ich darf mich schon hinlegen.«

»Selbstverständlich. Ich werde auf den Zehenspitzen gehen, wenn ich zurückkomme.«

Im Reichsluftfahrtministerium wurde Werner wieder mit großem Hallo empfangen, dann jedoch wegen seiner Orden und Ehrenabzeichen ganz schön gehänselt. Vor allem von dem ehemaligen Kommandeur der Jagdfliegerschule, der darauf bestand,

daß die tags zuvor gestiftete Flasche Wodka nun auf der Stelle geleert wurde.

Oberst Winter war zurückhaltend, und Major Manzel machte einen zerfahrenen Eindruck.

»Fühlen Sie sich nicht wohl?« erkundigte sich Stabsingenieur Schulze.

»Doch, doch. Aber es tun sich im Moment Dinge, die mich nachdenklich stimmen.«

»Dann raus mit der Sprache!« forderte der Haudegen aus Lipezk. »Wir sind schließlich kein Kaffeekränzchen, dem man nichts anvertrauen darf.«

Manzel zögerte. »Genau es wissen wir noch nicht. Es sieht so aus, als ob Großbritannien und Frankreich, die seit Monaten versuchen, die UdSSR für ein gegen Deutschland gerichtetes Abkommen zu gewinnen, bei Stalin abgeblitzt sind. Wahrscheinlich konnten sie den geforderten Preis nicht zahlen. Wie dem aber auch sei, Außenminister Ribbentrop ist nach Moskau gereist. Warum wohl? Will Hitler sich mit den Sowjets arrangieren?«

»Und da blasen Sie Trübsal?« wettete Oberst Fink. »Das wäre doch *die* Sache! Und sie wäre typisch für den Braunauer. Simsalabim – und schon zieht er einen roten Bären aus dem Hut!«

Der Stabsingenieur ergänzte: »Wenn Hitler mit Rußland einen Pakt abschließen würde, wäre Polen von zwei Seiten bedroht und müßte schnellstens klein begeben.«

»Na sdorowje, Towarischtschi!« rief der ehemalige Kommandeur und hob sein Glas. »Der nächste Krieg ist beendet, noch bevor er angefangen hat! Polen ist verloren. Danzig und der Korridor gehören in wenigen Wochen wieder zu Deutschland!«

Manzel wiegte den Kopf. »Ich bin nicht so optimistisch.«

»Ich dafür um so mehr. England und Frankreich haben bloß veraltete Flugzeuge und werden die Schnauze nicht aufreißen. Nein, nein, wenn es Hitler gelingt, mit Stalin ein schmutziges Geschäftchen zu machen, sind wir raus aus dem Schneider.«

Es beruhigte Werner, daß Manzel wohl an die Rückeroberung verlorener Gebiete, nicht aber an den Ausbruch von Feindseligkeiten

mit anderen Nationen glaubte. Allen europäischen Staatsmännern sei bewußt, welch verheerende Folgen ein zweiter Weltkrieg haben würde. So bemühten sich in den letzten Tagen eine Reihe einflußreicher Schweden, Gespräche zwischen Deutschland, Polen, England und Frankreich zu vermitteln. Man müsse und werde zu einer friedlichen Lösung kommen.

Als sie das Ministerium verließen, schnitt Major Manzel das ihn bewegende Thema noch einmal an. »Zu der erwähnten schwedischen Gruppe zählen Industrielle, die es in der Hand haben, ob Deutschland Stahl, Kugellager und viele andere wichtige Dinge bekommt, die eine Kriegsmaschine nun einmal braucht. Hitler weiß das. Seien Sie also unbesorgt, mein lieber Eggebrecht. So schnell schießen die Preußen nicht. Und Polen wird die geforderten Gebiete herausrücken. Ich bin darüber informiert, daß englische Politiker der polnischen Führung nahegelegt haben, nicht länger den störrischen Esel zu spielen.«

»Darf ich beim Telefongespräch mit meiner Frau andeuten, daß Sie aufgrund gewisser Vorgänge den Ausbruch eines Krieges für unwahrscheinlich halten?«

»Selbstverständlich«, antwortete Manzel. »Ich will jedoch nicht verschweigen, daß ein Einmarsch in Polen im Bereich des Möglichen liegt.«

Werner machte eine bedenkliche Miene. »Damals in Spanien haben sich die Dinge auch anders entwickelt, als angenommen werden konnte. Auf keinen Fall möchte ich mich hier von einem Krieg überrollen lassen.«

In Manzels Büro wurde dem Abwehroffizier gemeldet, der in Stockholm ansässige V-Mann habe Frau Eggebrecht nicht verständigen können. Sie sei mit ihren Eltern fortgefahren und werde erst am Abend zurück erwartet. Man habe hinterlassen, sie möchte sich am nächsten Tag um siebzehn Uhr zu einem Telefongespräch mit ihrem Mann in den Geschäftsräumen des Außendienstes einfinden.

Werner war enttäuscht. Manzel tröstete ihn: »Vielleicht ist es gut, daß es heute nicht geklappt hat. Morgen um diese Zeit haben Sie

schon mit Gablenz gesprochen und wissen, wie es weitergehen wird.«

Die Unterredung mit dem technischen Direktor der Lufthansa erbrachte keine absolute Klarheit. Wohl empfing der Freiherr den Piloten mit viel Wärme, und er ließ sich – dauernd mit seiner Pfeife beschäftigt – von Werner auch ausgiebig über Spanien berichten. Er legte sich aber nur bedingt fest. »Sie werden in den Zeitungen gelesen haben, welch grandiose Erfolge wir mit der viermotorigen ›Focke Wulf 200‹ erzielen konnten.«

»Ja, großartig! Berlin – Kairo. Berlin – New York. Berlin – Tokio. Berlin – Rio de Janeiro.«

»Bei den Atlantikflügen war Flugkapitän Henke, dessen eigenmächtige Bombardierung des spanischen Panzerkreuzers Ihr Mißfallen erregte, als Erster Pilot eingesetzt«, ergänzte der Freiherr schmunzelnd.

Betroffen fragte Werner: »Sie kennen meine Einstellung?«

»Mittelmänner informieren mich über alles.«

»Dann heißt einer von denen Dallmeier.«

»Genau. Und der weiß heute, daß er bei einer zweiten Hinterfotzigkeit rausfliegt.«

»Ich kam sehr gut mit ihm aus. Er wird eine schwache Stunde gehabt haben.«

»Schön, daß Sie das sagen. Doch zurück zu Ihrem neuen Aufgabenkreis.« Der technische Direktor der Lufthansa klemmte seine Pfeife zwischen die Zähne und blätterte in einigen Unterlagen. »Nach Henke brachte Flugkapitän Gramer von Clausbruch vor vierzehn Tagen die zweite, ebenfalls vom Syndicato erworbene ›Focke Wulf 200‹ nach Rio. Und die nächste sollen Sie überführen.«

Werner gelang es nur mit Mühe, nicht aufzuspringen. »Ich soll eine ›Focke Wulf 200‹ ...?«

»Haben Sie Bedenken?«

»Um Gottes willen, nein! Ich schwebe im siebten Himmel!«

»Das Syndicato wird mit Ihnen einen langfristigen Vertrag abschließen. Es gibt allerdings einen Haken. Die Maschine soll bis zum 15. September fertiggestellt sein, doch ich fürchte, daß gewisse

politische Ereignisse eine Beschlagnahme des Flugzeuges durch die Luftwaffe zur Folge haben könnten. Wir müssen uns jedenfalls auf eine Verzögerung einstellen. Es dauert womöglich Wochen, bis alles wieder ins rechte Lot gerückt ist. Ihre Frau ist zur Zeit in Schweden?«

»Ja.«

»Sie müßte Ihnen mit dem Schiff folgen, da von Tempelhof aus gestartet wird. Aus Gründen der Propaganda deklarieren wir die spektakulären Überführungen als ›Rekordflüge‹. Henke brauchte für die Strecke nach Rio vierzig Stunden und zweiundfünfzig Minuten. Vielleicht haben Sie G'ück und schaffen es noch schneller.« Der Freiherr stocherte in seiner Pfeife. »Tut mir leid, daß ich Ihnen heute nichts Konkretes sagen kann.«

»Sie haben mir auch so eine große Last von den Schultern genommen. «

»Bedanken Sie sich bei Oberst Winter. Er hat sich sehr für Sie eingesetzt. Und wie mir Ihre Uniform zeigt, finden auch die ›Maulwürfe‹ von Lipezk immer Wege, einem Kameraden beizustehen.«

Nach dem Gespräch mit von Gablenz konnte Werner nicht schnell genug ins Reichsluftfahrtministerium kommen. Es war ihm ein Bedürfnis, Oberst Winter zu berichten und ihm nochmals für alles zu danken, was er im Laufe der vielen Jahre für ihn getan hatte. Darüber hinaus wollte er auch der Mama umgehend mitteilen, welche Aufgabe ihn erwartete.

Seit sie von seiner militärischen Beförderung erfahren und die Orden gesehen hatte, war sie nicht wiederzuerkennen. Sie brannte darauf, mit ihrem Sohn durch die Stadt zu bummeln, und als er ihr schilderte, was ihn erwartete, irritierte es sie nicht, daß er demnächst noch viel weiter als bisher von ihr entfernt sein würde. Etwas anderes aber bedrückte sie sehr. Onkel Wilhelm hatte ihr am Abend zuvor gesagt: ›Wenn es Werner nach Südamerika verschlagen sollte, muß er aufpassen, daß er nicht krank wird. Dort gibt es noch mehr Dreck als in China, Rußland und Afrika.‹

Mutter Eggebrecht bedauerte ihren Sohn. Doch sie tröstete sich in dem Bewußtsein, daß sein Beruf wie geschaffen dafür sei, aller Welt die überlegene deutsche Technik vor Augen zu führen. Das war eine nationale Notwendigkeit und Tat.

Gern erfüllte Werner ihr den Wunsch, sie in seiner Uniform zu begleiten und einige Einkäufe mit ihr zu tätigen. Er erklärte allerdings gleich, daß er um siebzehn Uhr von einer militärischen Dienststelle aus ein wichtiges Telefongespräch führen müsse.

Dafür hatte seine Mutter größtes Verständnis. »Vielleicht gibt es in der Nähe ein Cafe.«

»Sogar das gleiche, in dem ich dich vor elf Jahren einmal abgesetzt habe.«

»Wie die Zeit vergeht! Damals mußtest du nach Rußland fliegen.«

»Und diesmal nach Südamerika.«

»Zeige mir auf der Landkarte, wo Rio de Janeiro liegt. Ich mach' mir ja etwas Sorge, Jungchen. Onkel Wilhelm erzählte, es gehe dort zu wie einst in Sodom und Gomorrha. Aber Ditha ist ja bei dir. Margot würde wahrscheinlich wieder auf die schiefe Bahn geraten. Woher sie das nur hat! Sie kommt doch aus einer guten Familie. Zum Glück hat sie sich gefangen und führt nun eine ausgezeichnete Ehe. Tante Henriette hat sie kürzlich in ihrer Villa besucht. Wegen irgendeiner Krankheit, keine gefährliche, darf Margot das Haus, das außerordentlich komfortabel eingerichtet sein soll, eine Weile lang nicht verlassen. Angeblich bemüht sie sich rührend um ihren Mann.«

Es störte Werner nicht, daß seine Mutter in den nächsten Stunden redete und redete. Er entspannte dabei oder stellte sich vor, was er wohl im Augenblick des Starts nach Rio de Janeiro empfinden würde. Noch fiel es ihm schwer, an das Glück zu glauben, daß er eine ›Focke Wulf 200‹ nach Brasilien überführen und dort stationiert werden sollte.

Das Telefongespräch mit Ditha kam pünktlich um siebzehn Uhr zustande. Aufgeregt erzählte er ihr, was er in den letzten Tagen erlebt und erfahren und was Freiherr von Gablenz ihm in Aussicht gestellt hatte. Halb benommen fragte sie: »Träume ich, oder spreche ich tatsächlich mit dir? Allein diese Verbindung über eine abhörsichere Leitung ist verwirrend.«

»Sie beweist, daß wir gute Freunde haben und daß in Deutschland nicht nur vom Nationalsozialismus verblendete Menschen leben.«

»Ich brauche mir wegen deiner Sicherheit wirklich keine Gedanken zu machen?«

»Nein. Unangenehm ist für mich nur, daß ich dauernd als Hauptmann der Luftwaffe umherstolzieren muß. Noch dazu mit einem ›Klempnerladen‹ an der Brust.«

»Du lieber Gott!« stöhnte Ditha. »Mein Herz zittert. Du wirst phantastisch aussehen. Die Frauen und Mädchen werden dich bewundern. Das wirst du nicht durchstehen, Werner!«

»Ich hege ähnliche Befürchtungen, seit mich einige Maiden, mit Zöpfen und so, richtig verlangend angesehen haben.«

»Ach, mich packt Verzweiflung!« stimmte Ditha das Lied aus der Oper ›Freischütz‹ an.

»Und ich verliere die Fassung, wenn wir nicht schnell noch ein paar vernünftige Worte miteinander reden«, erwiderte Werner. »Wie geht es deinen Eltern?«

»Ausgezeichnet. Und da ich nun nichts mehr zu befürchten habe, werde ich das Zusammensein mit ihnen in vollen Zügen genießen.«

»Vor allen Dingen nicht nervös werden, wenn es plötzlich donnern sollte. Man schätzt, daß spätestens nach vierzehn Tagen wieder Ruhe herrschen wird. Doch Schluß jetzt! Wir sprechen schon seit zwölf Minuten! Zehn waren uns eingeräumt!«

»Wir sind eben in allem etwas großzügig.«

»Servus, Ditha! Sofern nichts Besonderes vorliegt, rufen wir uns abwechselnd jeden dritten Abend an. Du unter dem Namen Doris Glas, ja?«

»Ich zähle die Stunden, bis wir wieder zusammen sind. Mam und Paps lassen herzlich grüßen. Sie sagen, du wärst ein Idiot, wenn du gegebenenfalls nicht sofort nach Stockholm aufbrechen würdest.«

»Ich danke für den wohlgemeinten Ratschlag, der gewiß erteilt wurde, als noch nicht bekannt war, was für einen großartigen Auftrag ich bekommen soll.«

»So ist es.«

»Nochmals: Servus, Doris!«

»Auf Wiedersehen, gran comandante! Ich halte dir die Daumen. Viel kann uns ja nicht passieren, da wir füreinander auf die Erde gekommen sind.«

Am nächsten Morgen erhielt Werner von Kuhnke eine Postkarte mit dem knappen Text: »Verbringe meine Ferien mit 'ner Zuckerpuppe auf der Insel Poel. Unter obenstehender Telefonnummer kannst Du mich erreichen. Ich wage Dich nicht anzurufen, bin aber gespannt zu erfahren, wie es Dir geht und was sich tut. Laß mich nicht lange zappeln. Max.«

Nach dem Frühstück ging Werner zur Post und meldete ein Gespräch nach Poel an, das binnen weniger Minuten zustande kam. Offenbar beschleunigte die Uniform sogar Telefonverbindungen.

»Hör zu, Max«, sagte er, ohne seinen Namen zu nennen. »Es riecht brenzlich. Sollte es zum Kladderadatsch kommen, mußt du die Ferien sofort beenden.«

»Eben wurde im Radio durchgesagt, daß Hitler und Stalin einen Nichtangriffspakt abgeschlossen haben. Toll, wa? Jetzt wird den Polen Zunder gegeben! Für uns besteht keine Gefahr mehr.«

Werner ging darauf nicht ein. »Ich sage, daß ich dich unverzüglich erwarte, wenn Außergewöhnliches eintritt! Du rufst mich dann an und meldest dich in militärischer Form zurück. Ich werde daraufhin erklären, der General wünsche dich um die und die Zeit zu sprechen. Für dich heißt das: Du sollst zur genannten Stunde in der Eingangshalle des Luftfahrtministeriums sein. Kein weiteres Wort am Telefon! Der Anschluß bei mir zu Hause wird wahrscheinlich abgehört. Alles klar?«

»Wie Kloßbrühe. Und was konntest du in Tempelhof erreichen?«

»Wir werden uns in die erhoffte Richtung begeben. Und zwar mit vier Brummern.«

»Ick werd' verrückt. Vier Quirle hat nur ...«

»Schnauze!« stoppte Werner den Flugkameraden. »Und Schluß! Servus!«

»Heil Hitler!« brüllte Kuhnke. Er hatte auf der Stelle umgeschaltet.

Zufrieden kehrte Werner in die Wohnung zurück, wo seine Mutter ihn förmlich überfiel. »Du wirst es nicht für möglich halten, Jungchen! Margot hat angerufen! Jetzt plötzlich möchte sie sich mit dem Herrn Hauptmann unterhalten. Das könnte ihr so passen. Ich habe den Hörer natürlich sofort aufgelegt.«

»Dann muß *ich* mich um so länger mit ihr beschäftigen.«

Mutter Eggebrechts Gesichtszüge wurden streng. »Was willst du damit sagen?«

»Daß ich Margot anrufe.«

»Bist du nicht gescheit? Hast du vergessen, was sie mir angetan hat?«

»Dir?«

»Uns allen!«

»Ich habe mich mit Margot immer gut verstanden. Und du fandest es doch großartig, daß sie einen SS-General geheiratet hat.«

Die Mutter ging zum Telefonapparat, als wollte sie ihren Sohn daran hindern, ihn zu benutzen. »Auf keinen Fall wirst du aus meiner Wohnung ...«

»In Ordnung, Mama«, fiel er ihr ins Wort und setzte die Schirmmütze wieder auf, die er gerade an der Garderobe abgelegt hatte. »Es gibt vorm Haus ja eine Telefonzelle.«

»Du weißt doch überhaupt nicht Margots Nummer.«

»Ich kenne aber ihren Namen, der im Anschlußverzeichnis aufgeführt sein wird: Prussker-Hausmann! Und weil du den Hörer einfach aufgelegt hast, werde ich sie heute noch besuchen.«

»Wenn du das tust, brauchst du gar nicht wiederzukommen!«

»Bitte, wenn du willst, nehme ich mein Nachtzeug mit. Margot hat bestimmt ein lauschiges Kämmerlein für mich.«

Die Mutter lief in ihr Schlafzimmer und schlug die Tür zu.

Einen Moment lang hielt Werner besorgt inne. Dann rief er kurz entschlossen in den Korridor hinein: »Spätestens am Nachmittag bin ich zurück. Wir können dann noch einen Spaziergang machen und am Abend irgendwo essen.«

Ohne eine Reaktion abzuwarten, verließ er die Wohnung, wählte in der Telefonzelle Margots Nummer und fragte sie geradeheraus: »Hast du ein Stündchen Zeit für mich? Ich würde dich gern besuchen.«

»Welch eine Überraschung«, freute sie sich. »Deine Mama hat gleich den Hörer aufgeknallt und ...«

»Ich hab' dich was gefragt«, unterbrach er sie streng.

»Hui, den Ton dürfte mein Mann sich nicht erlauben. Trotzdem, ich werde dich mit Wonne empfangen!«

»Gut, ich brause gleich los.«

Werner leistete sich ein Taxi und fuhr über die Avus nach Schlachtensee.

Das Haus des SS-Brigadeführers Prussker lag in einem von hohen Bäumen bestandenen Garten. Ein Mädchen mit Häubchen öffnete die Tür. In der Diele großes Hitlerbild, viel Perserteppiche und modisch gewordenes Chippendale.

Margot begrüßte ihn in einem eleganten Salon. Sie sah blaß aus, war schmal geworden. Die hellblauen Augen wirkten größer als sonst. Ihre Schönheit hatte jetzt etwas Ätherisches, war ganz ohne sexuellen Reiz. »Ich habe mich sehr verändert, nicht wahr?« stellte sie selber fest.

Werner überreichte einen Strauß Nelken und küßte Margots Wange. »*Sehr* ist übertrieben. Du siehst geschwächt aus. Wie ich von Mama hörte, macht eine Krankheit dir zu schaffen.«

Sie lachte trocken. »Beschissen geht's mir. Hab' die Syphilis. Aber das bring' ich schon hinter mich. Mein Mann hat den besten Spezialisten engagiert.«

Werner brachte vor Betroffenheit kein Wort heraus.

»Mach kein Gesicht wie zehn Tage Regenwetter. Heute bekommt man auch die Syphilis in den Griff. Das Mißgeschick wäre nicht passiert, wenn Lydia nicht immer wieder ihre Eifersuchtsanfälle hätte. Sie duldet keine andere Frau an meiner Seite. In der Beziehung gebärdet sie sich wie die Parteibonzen, die jedem vorschreiben, was er zu empfinden, zu denken und zu tun hat. Es war zum Verzweifeln. Für *nationale* Sexualdemokratie bin ich nicht geeignet. Also spielte

ich nicht mehr mit und schnappte mir, um zu zeigen, daß ich auch anders kann, einen Major von der Legion Condor, der außer seiner betörenden Bräune und seinen Orden noch etwas nicht Sichtbares aus Spanien mitgebracht hatte. Verdammte Scheiße, kann ich dir sagen. Und das für ein kurzes Vergnügen. So schnell lass' ich keinen Mann mehr an mich ran!«

»Zurück zu Lydia?« fragte Werner, da ihm nichts Besseres einfiel.

»Mal sehen.«

Die Freude über das Wiedersehen mit Margot war getrübt. Sie tat ihm aber so leid, daß er sich nicht entschließen konnte, schon bald wieder aufzubrechen. Erst als sie das Thema Polen anschnitt und ihm erzählte, daß ihr Mann und alle anderen idiotischen SS-Führer nur darauf warteten, den ›Polacken eine zünftige Abrechnung‹ zu erteilen, da faßte er sich ein Herz und erklärte, nicht länger bleiben zu können, da er der Mutter versprochen habe, am Nachmittag einige Besorgungen mit ihr zu machen.

Margot bestellte telefonisch ein Taxi und brachte ihn an die Haustür. Für Werner war es ein bitterer Abschied. Er spürte, daß Margots Schicksal ihn noch lange beschäftigen würde. Ciceros Wort: ›Die Strafe soll nicht größer sein als die Schuld‹ ging ihm durch den Kopf.

Werner erschrak, als ihm am 25. August in Tempelhof ein Flugkapitän zuraunte: »Eben haben wir die Weisung erhalten, ab morgen den gesamten Luftverkehr einzustellen. Über Funk wurde allen Handelsschiffen der Befehl erteilt, sofort auf Heimatkurs zu gehen.«

Der Beginn des Feldzugs gegen Polen war offenkundig nur noch eine Frage von Tagen. Auf dem Weg nach Hause überlegte Werner, ob er kurzerhand nach Schweden abhauen oder auf Gedeih und Verderb in Deutschland bleiben sollte. Er kam zu keinem Entschluß, und da er in Berlin niemanden kannte, mit dem er über das heikle Thema hätte sprechen können, ging er zum nächsten Postamt, rief Kuhnke an und bat ihn, seinen Urlaub abzuberechnen. Der Funkmaschinist sagte zu. Sie verabredeten, sich am Montag, dem 28. August, in der Eingangshalle des Ministeriums zu treffen.

Kuhnke kam aus dem Staunen nicht heraus, als er Werner in der Uniform eines Hauptmanns der Luftwaffe erblickte. »Ick werd' verrückt! Wat is passiert?«

»Nichts. Man hat mich lediglich einberufen, damit ich dem Zugriff der SS entzogen bin.«

»Mensch, kann ick nicht auch ...? Wat hab' ick von meinen Orden, wenn ick sie nicht zur Schau stellen kann.«

»Ich habe Wichtiges mit Dir zu bereden«, entgegnete Werner und erzählte, was er bei seinen Besprechungen erfahren hatte und was vereinbart worden war. Danach fragte er ohne Umschweife: »Was soll ich tun? Wenn England und Frankreich nicht wortbrüchig werden wollen, müssen sie Polen beistehen und Deutschland den Krieg erklären. Ein Krieg aber kann lange dauern. Ditha sitzt in Stockholm, und ich wäre hier in Berlin weiterhin auf die Gunst eines Vorgesetzten und anständiger Kameraden angewiesen, die mich davor schützen, daß ich wegen meiner Eheschließung mit Ditha nicht vor Gericht gestellt werde. Womöglich muß ich eines Tages sogar noch für diejenigen kämpfen, die mir Rassenschande vorwerfen. Andererseits, wenn ich bedenke, was ich denen verdanke, die sich für mich eingesetzt haben, fühle ich mich verpflichtet, hierzubleiben. Außerdem ist es die einzige Möglichkeit, eines Tages die Anstellung beim Syndicato Condor zu erhalten.«

Kuhnke überlegte nicht lange. »Da gibt's nur eins: In Dithas und deinem ureigensten Interesse hast du zu bleiben!«

»Und was ist, wenn der Krieg Jahre dauert?«

»Mensch, Werner, du kennst doch die alten Kisten der Engländer und Franzosen! Die werden unsere ›Me 109‹ im Nu vom Himmel holen.«

»Da bin ich mir nicht so sicher. Denk an Spanien!«

»Dort waren die Verhältnisse anders. Die Legion mußte mit völlig unzulänglichen Flugzeugen gegen überlegene russische Maschinen kämpfen.«

»Und trotzdem haben die Republikaner nicht gesiegt! Kriege entwickeln ihr Eigenleben! Den Ausgang kann niemand voraussagen.«

»Also, wenn ick an deiner Stelle wäre, würde ick auf keinen Fall abhauen, sondern den Herren, die dir behilflich sind, klipp und klar sagen: Hören Sie zu! Wenn Sie mich schon nach Rechlin abkommandieren, dann nicht pro forma. Weisen Sie mir eine Aufgabe zu, die mich befriedigt. Ich habe nicht das Zeug, abseits zu stehen.«

Werner stutzte. »Mensch, Max, du hast recht. Wenn ich nicht etwas zu tun bekomme, drehe ich durch. Erteilt man mir aber einen Auftrag, dann wäre alles anders.«

»Und du würdest am Ende die Anstellung in Brasilien erhalten!«

»Komm, gehen wir rauf zu Oberst Winter. Unterbreiten wir ihm den Vorschlag.«

»Ich möchte aber ebenfalls die Uniform tragen!«

»Das dürfte keine Schwierigkeiten machen.«

Oberst Winter hörte sich Werners Anliegen an, und er war auch gleich bereit, Kuhnke einberufen zu lassen. Er bat beide, am nächsten Tag nochmals vorzusprechen. Bis dahin werde er klären, welche Aufgabe sie übernehmen könnten.

Tatsächlich brachte es der fürsorgliche Vorgesetzte mit Hilfe des ehemaligen Kommandeurs von Lipezk und des Stabsingenieurs Schulze binnen vierundzwanzig Stunden fertig, die langjährigen Flugkameraden in ein Programm zur Entwicklung eines Stratosphärenflugzeugs einzugliedern, das gerade in Auftrag gegeben worden war. Auch Kuhnkes sehnlicher Wunsch nach einer Uniform ging in Erfüllung. Er wurde zum Oberfeldwebel d. R. befördert.

Nur ein Problem gab es noch: Die Erprobungsstelle Rechlin lag sehr abgelegen, und ein fahrbarer Untersatz war mehr als nur wünschenswert. Der gewiefte Berliner wußte Rat. Ein Gebrauchtwagenhändler bot ihnen ein altes, aber gut erhaltenes Opel-Kabriolett an, dessen Nachteil lediglich war, daß es im Gegensatz zu neuen Autos versteuert werden mußte. Dafür war der Anschaffungspreis erstaunlich niedrig. Für achthundert Reichsmark wechselte der Wagen den Besitzer, und bereits am folgenden Tag fuhren beide mit zurückgeschlagenem Verdeck nach Rechlin.

Unterwegs erinnerte sich Werner an vergangene Zeiten und an den hübschen Gasthof, in dem er die erste Nacht mit Ditha verbracht hatte. Der Flughafen und die zu erwartende Aufgabe interessierten ihn plötzlich nur noch in zweiter Linie. Er fuhr schnurstracks zu der kleinen Herberge und stellte erfreut fest, daß das seinerzeit bewohnte Doppelzimmer nicht belegt war. Sofort mietete er es für die nächsten Wochen. Auch Kuhnke, der beim Anblick des anheimelnden Gastraumes und des feilgebotenen Biers vom Faß Stielaugen bekommen hatte, erhielt ein Zimmer.

Aber beide waren enttäuscht, als sie den Flughafen erreichten. Der alte Holzschuppen, vor dem sie sich einst kennengelernt hatten, existierte nicht mehr. Verwaltungsgebäude und viele Hallen hatten aus dem früher idyllisch anmutenden kleinen Platz eine große, nüchtern aussehende Versuchsanlage gemacht.

Beim Betreten des Büros von Ingenieur Schulze fiel ihnen als erstes ein mit Trauerflor versehenes Foto Oberleutnants von Moreau auf, der während des Spanienkriegs die eingeschlossene Besatzung des Alcazar aus der Luft mit Lebensmitteln versorgt hatte.

Der Stabsingenieur sah, wie die beiden erschranken. »Ja, Moreau hat es leider erwischt. Tragische Umstände führten zum Absturz seiner ›Ju 88‹.«

Werner starrte auf das Foto. »Ich habe mir immer gewünscht, ihn einmal persönlich kennenzulernen.«

Ingenieur Schulz griff nach einem Schnellhefter. »Moreau war ein prächtiger Mensch.« Er reichte Werner die Akte. »Studieren Sie diese Unterlagen über den ›Jumo-207‹-Höhenmotor, der für eine Stratosphärenmaschine vorgesehen ist, die zur Zeit aus der zweimotorigen ›Ju 86‹ – in einer stark veränderten Version, mit Druckkabine und wesentlich verlängerten Tragflächen – entwickelt wird. Gipfelhöhe etwa vierzehntausend Meter. Ende Januar dürfte die Umrüstung durchgeführt sein. Die Motoren stehen schon zur Verfügung und sollen vorab einer strengen Erprobung unterzogen werden. Drei lasse ich gerade in eine ›Ju 52‹ einbauen, die dann vermutlich neuntausend Meter Höhe erreichen wird. Abgasturbolader halten die Leistung der Motoren bis in zehntausend Meter Höhe konstant auf 750 PS.«

Werner wollte eine Frage stellen, wurde jedoch durch das Schrillen des Telefons daran gehindert.

»Schulze«, meldete sich der Stabsingenieur. »Ah, Sie sind's, Herr Major ... Ja, er ist sogar bei mir. Sie können ihn gleich sprechen. Ich übergebe.«

Verblüfft übernahm Werner den Hörer und nannte seinen Namen.

»Hier Manzel«, schallte es zurück. »Mein lieber Eggebrecht, ich kann Ihnen eine Mitteilung machen, die zwar nicht Sie betrifft, Ihre Stimmung aber trotzdem heben wird. Ich bin mit sofortiger Wirkung nach Schweden versetzt worden und reise noch in dieser Nacht via Lübeck nach Trelleborg. Morgen mittag fliege ich von Malmö nach Stockholm. Bis heute abend zehn Uhr bin ich in meiner Wohnung. Falls Sie mir einen Brief mitgeben möchten, werde ich ihn persönlich überreichen.«

»Sie Beneidenswerter!« seufzte Werner und schaute auf seine Armbanduhr. »Um sechs kann ich zu Hause sein. Dort schreibe ich sofort den Brief und bin gegen neun Uhr bei Ihnen. Ist das recht?«

»Ja, das paßt gut. Wir können dann noch einiges besprechen.«

Wenige Minuten später jagte Werner mit Kuhnke nach Berlin.

Der Funkmaschinist lehnte sich genüßlich zurück. »Das Väterchen im Himmel ist dir mal wieder behilflich. Noch bevor die Kanonen donnern, wird der Briefwechsel mit Ditha gesichert. Ein verheißungsvolles Omen!«

»Ich bin eher versucht, umzuschalten und Manzel Hals über Kopf zu begleiten. Noch sind die Grenzen nicht geschlossen.«

»Mach keinen Quatsch, Werner! Ein paar Wochen, möglicherweise auch Monate im trauten Stockholmer Heim können nicht die Jahre ersetzen, die euch in Rio de Janeiro erwarten, wenn du jetzt vernünftig bist. Ditha denkt bestimmt wie ich. In Spanien sagte sie: »Eure Tätigkeit bei der Legion ist der Preis für den Eintritt in die Iberia.« Auf die heutigen Verhältnisse bezogen: Wir blechen in Deutschland für das, was uns demnächst in Südamerika geboten werden soll.«

»Hast recht«, beruhigte ihn Werner. »Ich muß ja schon deinetwegen hierbleiben. Oder möchtest du, daß dich ein anderer Pilot heiratet?«

»Nee, dann würde ick sofort fremdgehen. Du bist für mich so was wie 'ne Lebensversicherung. Und ick bin dasselbe für dich, wa?«

»Meine Mutter würde jetzt jubeln: Das hast du wunderschön gesagt.«

Kuhnke lachte. »Kommt ihr im Moment gut miteinander aus?«

»Mit der Uniform und dem Geklimper an der Brust ist das kein Kunststück. Aber seit gestern die Bezugsscheinpflicht für Lebensmittel und so weiter verkündet wurde, sieht Mama den heranrückenden Ereignissen nicht mehr so begeistert entgegen. Ganz still ist sie geworden. ›Wenn Hitler nur nichts falsch macht‹, jammerte sie heute morgen. ›Er hat zu viel zu tun und ist auf immer mehr Berater angewiesen.««

Der Funkmaschinist feixte: »Es heißt bereits: ›Der Führer ist in Ordnung, nur seine unteren Organe funktionieren nicht.««

»Ein ausgezeichnetes Wortspiel.«

»Hast du das Nacktkulturlied schon gehört? Es wird neuerdings auf offener Straße gesungen. Hauptsächlich von BDM-Mädchen. Der Refrain lautet: ›Viel tausend uns zur Seite, die *ausgezogen* sind.««

»Noch so'n Kalauer, und ich setz' dich auf die Straße.«

»Dann will ick das Niveau mal anheben. Sagt ein General zu Hitler: ›Vorm Einmarsch nach Österreich und in die Tschechoslowakei standen wir am Abgrund. Jetzt sind wir einen großen Schritt weitere« Werner stieß Kuhnke in die Seite. »Wer erfindet bloß solche Geschichten?«

»Ick glaube, das Volk schafft sich auf diese Weise Luft. Woher käme sonst der Spruch: ›Wir Parteigenossen wissen zwar nicht, wohin wir wollen, werden jedoch als erste am Ziel sein.««

Den Funkmaschinisten schien eine Art Galgenhumor erfaßt zu haben, denn als Werner ihn in Berlin fragte »Wo soll ich dich absetzen?«, antwortete er gelassen »Das ist gleichgültig, ick werde überall gebraucht. Zu tun gibt's ohnehin nichts, aber ick fang' schon mal an.«

Werner schüttelte den Kopf »Komm morgen gegen zehn Uhr, und bring deine Klamotten mit. Ich lass' mich lieber in Rechlin als an der Seite meiner Mutter vom Krieg überrollen.«

Zur verabredeten Zeit klingelte Werner an der Tür des Abwehroffiziers. In euphorischer Stimmung lud Manzel ihn zu einem Cognac ein. »Ist es nicht wie eine Fugung des Schicksals, daß ich gerade jetzt nach Stockholm abkommandiert werde?«

»Ja, es ist seltsam. Und ich beneide Sie. Allerdings frage ich mich auch, welche Aufgabe haben Sie dort zu erfüllen?«

»Eine ganz andere als bisher. Auf der einen Seite soll ich mit den schwedischen Freunden, die ich kürzlich erwähnte, Kontakt aufnehmen und sie nachdrücklich bitten, alles zu versuchen, England und Frankreich davon abzuhalten, wegen Polen Schritte zu unternehmen, die zu einem weltweiten Konflikt führen könnten. Sollten erfolgversprechende Gespräche nicht möglich sein, habe ich in Stockholm ähnliche Geschäfte einzuleiten, wie ich sie nach dem Weltkrieg in Spanien tatigte. Im Kriegsfall ist Deutschland auf schwedisches Eisenerz angewiesen. Doch es wird Sie gewiß mehr interessieren zu erfahren, ob ich zwischen Ihrer Gattin und Ihnen eine konstante Verbindung herstellen kann. Das garantiere ich Ihnen. Und zwar ab sofort, obwohl in wenigen Stunden – dies im Vertrauen gesagt – deutsche Einheiten die polnische Grenze überschreiten werden. Eigentlich war der 26 dafür vorgesehen, doch mußte das Unternehmen verschoben werden, weil Mussolini unversehens nicht mehr mitmachen wollte. Für Hitler war das ein schwerer Schlag.« Manzel griff nach seinem Glas »Aber zurück zu dem, was Sie angeht. Ich habe dafür gesorgt, daß Post zwischen Ihrer Frau und Ihnen weiterhin über unser Amt befördert wird. Telefongespräche sind nicht mehr möglich. Ich werde Ihrer Gattin jedoch versichern, daß sie sich keine Sorgen zu machen braucht und daß die Aufgabe, die Sie erhalten haben, Ihre Position wesentlich festigen wird.«

Werner war erfreut und enttäuscht zugleich. Was Manzel Ditha berichten wollte, stand fast wörtlich in seinem Brief. Aber woraus sollte sie Kraft und Mut schöpfen, wenn England und Frankreich sich nun verbündeten und Deutschland den Krieg erklärten? Er hatte

plötzlich das Bedürfnis, allein zu sein, nicht mehr über das zu reden, was ihn seit Tagen quälte. Wenn deutsche Truppen tatsächlich ... Er gab sich keinen Illusionen hin. Es war falsch gewesen, nicht abzuhaufen.

Bei dieser Überlegung hörte er Ditha sagen: Make the best of it. Ihm blieb wahrhaftig nichts anderes übrig, als aus der verfahrenen Situation das Beste zu machen.

Werner wußte nicht, was in ihm vorging. Auflehnung und Zorn trieben ihn, sich selbst das Versprechen zu geben, seine Leistungsfähigkeit unter Beweis zu stellen und seine Aufgabe erstklassig zu lösen. Er wollte sich das Recht erkämpfen, nach dem Krieg einen Posten im Ausland *fordern* zu können. Kein Bittsteller wollte er mehr sein.

»Zufrieden?« fragte Manzel

Werner blickte unschlüssig vor sich hin. »Ich will versuchen, es zu sein, und werde mich nicht fragen, was morgen ist. Vielleicht finde ich so mein zweites Ich.«

Werners Wunsch, lieber in Rechlin als an der Seite der Mutter vom Kriegausbruch überrascht zu werden, ging nicht in Erfüllung. Er hatte ihr selbstverständlich verschwiegen, was Manzel ihm anvertraut hatte, und er schöpfte schon neue Hoffnung, als der Nachrichtendienst des Senders Berlin am nächsten Morgen nichts von einem Einmarsch deutscher Verbände in Polen berichtete. Doch ausgerechnet in dem Augenblick, als Kuhnke um zehn Uhr erschien, kündeten Fanfaren eine Sondermeldung an.

Die Mutter, die in solchen Fällen stets in freudige Erregung geriet, reagierte an diesem Tag anders. Der Anblick des ordengeschmückten Funkmaschmisten ließ sie erstarren. »Sie haben die gleichen Auszeichnungen erhalten wie mein Junge?«

»Dufte, wa?«

Mutter Eggebrecht war außer sich »Aber es war doch mein Sohn, der die Maschine steuerte. Und er ist Offizier. Wieso haben Sie ...«

Werner stieg das Blut in den Kopf »Was soll das, Mama? Max und ich ...«

Aus dem Radio ertönte: »Wir schalten um zu einer Reichstagssitzung, in der Adolf Hitler dem deutschen Volk eine wichtige Mitteilung zu machen hat.«

»Krieg.« konstatierte Werner lakonisch.

»Jetzt haben wir den Salat. Det mußte ja kommen. Ick hab' ...«

Mutter Eggebrecht gebot Kuhnke empört zu schweigen. Werner nahm den Kameraden zur Seite und flüsterte: »So schnell wie möglich fahren wir nach Rechlin.«

Es folgte, was zu erwarten stand. Hitler verkündete, ein niederträchtiger polnischer Überfall auf den Sender Gleiwitz habe ihn gezwungen, zum Gegenschlag auszuholen. »Seit vier Uhr fünfundvierzig wird zurückgeschossen! Die Wehrmacht hat den aktiven Schutz des Vaterlands übernommen ... Durch Gesetz wird die Freie Stadt Danzig in das Deutsche Reich eingegliedert ...«

Als die Sendung unter den Klängen des Deutschlandlieds zu Ende ging, erhob sich die Mutter schwerfällig von ihrem Stuhl. »Wir haben also Krieg! Das ist gewiß schlimm, aber der Führer konnte sich das unverschämte Treiben der Polacken nicht länger gefallen lassen. Und mit welcher fester Stimme er gesprochen und gesagt hat, daß er noch heute an die Front fährt!«

»Auch wir müssen aufbrechen«, erklärte Werner. »Unter den gegebenen Umständen dürfen wir keine Zeit verlieren.« Er umarmte die Mutter. »Es tut mir leid, daß ich dich in dieser Stunde verlassen muß. Am besten gehst du gleich zu Tante Henriette und besprichst dich mit ihr.«

»Ja, das werde ich tun. Ich bin gespannt, was Onkel Wilhelm sagt, wenn er vom Reichstag zurückkommt.« Sie schaute ihrem Sohn in die Augen. »Brauch' ich keine Angst zu haben, daß du an die Front mußt? Im letzten Krieg habe ich Papa verloren!«

»Du kannst unbesorgt sein«, versicherte er und gab ihr einen Kuß. »Ich rufe dich regelmäßig an, bin ja nicht weit von dir entfernt.«

»Das ist eine große Erleichterung für mich. Und ich werde täglich für dich beten.«

Oft dachte Kuhnke in den folgenden Tagen, Wochen und Monaten: El Comandante ist nicht wiederzuerkennen.

Werner hatte tatsächlich völlig umgeschaltet. Für ihn schien es nur noch die Entwicklung des Stratosphärenflugzeugs zu geben. Lediglich wenn ein Brief von Ditha kam, taute er auf. Dann konnte man über alles mögliche mit ihm reden, trank er abends auch ein paar Schnäpse und bekam sanfte Augen. Aber schon am nächsten Tag legte er wieder los, als gelte es, die Welt auf den Kopf zu stellen. Er stürzte sich auf Zeichnungen und Berechnungen, redete wie besessen auf Stabsingenieur Schulze ein oder erklärte plötzlich: »Los, wir müssen nach Dessau!« Und warum? Um einen Stab von Technikern verrückt zu machen, die Änderungswünsche abgelehnt hatten.

Den Feldzug gegen Polen hatte Werner aus seinem Kopf verdrängt. Zu vieles empörte ihn. Das Volk wurde auf der ganzen Linie belogen. So begrüßte der *Völkische Beobachter* den Ausbruch des Krieges mit der Schlagzeile: »Deutsche Antwort auf englische Heuchelei und Herausforderung!« Die Zeitungen berichteten mehr von polnischen Greueltaten gegen Volksdeutsche als von den unerwartet schweren Kämpfen, in die das Heer verwickelt wurde. Die militärische Führung hatte geglaubt, Polen in acht bis zehn Tagen niederringen zu können, aber erst nach vier opferreichen Wochen ging dieser Feldzug seinem Ende entgegen. Über die Gefallenen wurde nicht geschrieben. Die Presse verkündete vielmehr in dicken Lettern: »694 000 Gefangene wurden eingebracht!« Von Oberst Winter erfuhr Werner, daß annähernd elftausend Tote, viertausend Vermißte und dreißigtausend Verwundete zu beklagen seien.

Die hohen Verluste mochten mit dazu beigetragen haben, daß Hitler einen Friedensappell an die Westmächte richtete. Vergebens. Das Vertrauen war endgültig verspielt. Als dies selbst der Parteileitung klar wurde, überrieselten Rundfunk, Zeitungen und Journale aller Art das deutsche Volk mit so gehässigen Hetzkampagnen gegen die Alliierten, daß selbst diejenigen, die bei Kriegsausbruch erschrocken gewesen waren, nun zu der Überzeugung gelangten, Hitlers Vorgehen erweise sich im nachhinein als absolut gerechtfertigt.

Die verheerende Wirkung der Propaganda erkannte Werner erst richtig, als er eines Abends auf der Rückfahrt von Dessau seine Mutter besuchte. Sie war glänzend aufgelegt und begrüßte ihn in ihrer überschwenglichen Art.

»Ach, es ist zu schön, daß wir ein paar Stunden miteinander plaudern können. Ich koche uns schnell einen starken Kaffee. Er ist zwar nicht entölt und schmeckt etwas bitter, aber das nimmt man gern in Kauf, wenn man weiß, daß er in Polen erbeutet wurde. Ist doch unglaublich: Zentnerweise hatte sich dieses Volk mit Kaffee eingedeckt!«

Werner unterdrückte, was er dachte. »Und woher hast *du* ihn?«

»Von Onkel Wilhelm. Er brauchte ihn nicht einmal zu bezahlen. Ja, Jungchen, wir sind die Sieger! Hitler zeigt der Welt, wer zu bestimmen hat. Nun kommen die Franzosen an die Reihe. Danach die Engländer. Ich hätte nie gedacht, daß es so verlogene Staatsmänner gibt. In München haben sie mit Hitler verhandelt, und ein halbes Jahr später fallen sie ihm in den Rücken. Würden sie die miesen Polacken nicht gegen uns aufgehetzt haben, wäre es nie zum Krieg gekommen. Doch die Herrschaften haben sich getäuscht. Wie ein Sturm werden wir über Frankreich und England hinwegfegen!«

»Und wie viele Tote wird es geben?« erlaubte sich Werner zu fragen.

»Du meinst beim Gegner?«

»Und bei uns! Über zehntausend Deutsche mußten in Polen ihr Leben lassen.«

Die Mutter empörte sich: »Das ist eine infame Lüge, die der britische Rundfunk in deutscher Sprache verbreitet. Anscheinend hörst du feindliche Sender ab. Eigentlich müßte ich dich deswegen anzeigen.«

»Würdest du das tun, wenn ich nicht dein Sohn wäre?«

»Selbstverständlich! Es geht um Volk und Vaterland! Du scheinst die Zeitungen nicht zu lesen, scheinst die Ohren vor den warnenden Aufrufen im Rundfunk zu verschließen. Und das, obwohl du Hauptmann der Luftwaffe bist!«

»Hättest du auf meine Kragenspiegel geschaut, wäre dir aufgefallen, daß ich inzwischen zum Major der Reserve befördert wurde.«

Mutter Eggebrecht sprang auf. »Und das hast du mir nicht sofort gesagt? Das müssen wir feiern, Jungchen! Welche besondere Leistung hast du vollbracht?«

»Überhaupt keine. Für Beamte und Offiziere gilt die Regel: Nur der Tod schützt vor Beförderung.«

»Mußt du einem immer die Freude verderben?« entrüstete sie sich. »Du bist Major geworden! Deutschland geht neuen Siegen entgegen ...«

»Und ich frage dich, wie viele Menschen werden dabei ihr Leben verlieren?«

»Worauf willst du hinaus? Du weißt genau, daß wir unserer Helden gedenken. Ihr Opfer wird immer in hohen Ehren gehalten werden. Und was unsere Gegner anbelangt, da wollen wir lieber schweigen. Die müssen ausgemerzt werden, wenn wir nicht selbst vernichtet werden wollen. Genau das möchten sie nämlich: das schöne Deutschland dem Erdboden gleichmachen.«

»Entschuldige, Mama. Abgesehen von diesem Unsinn, den Onkel Wilhelm dir wohl wieder beigebracht haben wird, möchte ich feststellen: Wer im Krieg sein Leben verliert, ist in jedem Fall zu bedauern – gleichgültig, welcher Nation er angehört.«

»Das ist schlimmster Defätismus!« empörte sich die Mutter. »Dafür gehörtest du ins KZ gesteckt!«

Werner erhob sich. »Auf Wiedersehen, Mama. Ich werde in einem Hotel übernachten.«

Ihre Lippen wurden zum Strich. »Ich werde dich nicht daran hindern. Wie soll der Führer seine weitgesteckten Ziele erreichen, wenn er sich nicht einmal auf seine Offiziere verlassen kann?«

»Gute Nacht, Mama. Es wäre für uns beide besser gewesen, ich hätte dich nicht besucht.«

Nach einer unruhigen Nacht, in der Werner immer wieder überlegte, ob er die Mutter vor seiner Abreise aufsuchen und den

Streit aus der Welt schaffen sollte, fuhr er mit Kuhnke am nächsten Morgen nach Rechlin.

Zur Verwunderung des Funkmaschinisten hatte Werner zur verabredeten Zeit vorm Haus im Wagen gesessen. »Was ist los?« fragte Kuhnke betroffen. »Hat's Stunk gegeben?«

»Gelinde ausgedrückt. Ich habe in einem Hotel übernachtet.«

»Au Backe! Dann solltest du bis morgen eine Pause einlegen.«

Etwas Entspannung könnte mir nicht schaden, hatte Werner gedacht, und dirigierte, als Rechlin heranrückte, den Wagen nicht zum Flughafen, sondern zu der kleinen Herberge, in der seit geraumer Zeit seine Gedanken des Nachts immer wieder zu Ditha hinüberwanderten. »Fährst du zum Hangar?« fragte er Kuhnke beim Aussteigen.

»Wat soll ick sonst machen? Ick schau' nach, wie weit die Arbeiten an der ›Ju‹ gediehen sind. Die müßte jetzt eigentlich startklar sein.«

»Gib mir Bescheid. Wenn nichts Besonderes vorliegt, faulenze ich heute.«

Diese Erklärung war eine schlechte Umschreibung dessen, was Werner vorhatte. Um Abstand von der Auseinandersetzung mit der Mutter zu gewinnen, wollte er alle Briefe lesen, die Ditha ihm in den letzten Monaten geschrieben hatte. Ihre Zeilen strahlten Zuversicht aus und wirkten beruhigend auf ihn. Nicht ein einziges Mal hatte sie über ihr Schicksal geklagt. Sie bemühte sich vielmehr, *ihn* aufzumuntern. Und ihre Überlegungen ließen das weite Herz erkennen, das er schon oft bewundert hatte. Wie selbstverständlich schrieb sie:

›Nach langen Gesprächen-mit Paps über die politische Lage habe ich mich auf eine Trennung von mindestens einem Jahr eingestellt. Mam hat mir allerdings geraten, mit zwei Jahren zu rechnen. Die Wahrscheinlichkeit, daß ich eine Enttäuschung erlebe, sei dann geringer. Unabhängig davon sage ich mir: Was ist schon eine Trennung von ein oder zwei Jahren? Wir haben härtere Proben bestanden. Beim ersten Mal waren es zwei, beim zweiten Mal fast drei Jahre!‹

In einem anderen Brief berichtete Ditha, ohne auf das Thema des Wiedersehens einzugehen, ausführlich über Schweden und seine manchmal etwas befremdlich anmutenden, insgesamt aber sehr liebenswerten Bewohner. »Sie nehmen die Schönheit ihres Landes bitterernst«, schrieb sie, »sich selbst allerdings nicht minder. Wahrscheinlich, weil alle Familien voller Stolz auf außerordentlich arbeitsame Vorfahren zurückblicken. Man wirft den Schweden gern Steifheit vor, doch ich bin eher der Meinung, daß es sich um eine angeborene Scheu handelt, die viele beispielsweise daran hindert, sich über das Wiedersehen mit einem guten Bekannten so zu freuen, wie wir es tun.«

In einem anderen Brief demonstrierte Ditha, auf welch köstliche Weise sie schwere Stunden zu verdrängen vermochte. Sie schrieb: »Gestern abend war ich der Verzweiflung nahe und wußte mir kaum zu helfen. Da habe ich mir vorgestellt, Du wärest kein trockener deutscher, sondern ein lebenslustiger österreichischer Offizier. Und ob Du es glaubst oder nicht, ich erlebte, wie Du plötzlich den Arm um mich legtest – Du hattest übrigens ein schmales Oberlippenbärtchen –, mich an Dich heranzogst und im Wiener Dialekt säuseltest: »Geh, Tschapperl, bist grad neunundzwanzig g'worden! Und i bin erst fünfunddreißig! Selbst wenn uns nur sechzig bis fünfundsechzig Jahre beschieden sein sollten, ham wir immer noch guat dreißig Lenze vor uns. Was spielt da a Trennung von zwei oder drei Jahren schon für a Rolle? Doch überhaupt koane. Außerdem herrscht zur Zeit Krieg. Da könnten wir, wenn wir z'ammen wär'n, sowieso nix unternehmen. Bitt'schön, vielleicht täusch' i mich, vielleicht war's anders. Aber i find's g'scheiter, wir treffen uns, wann die blödsinnigen Raufereien eing'stellt san und man wieder mit dem Wagerl umherkutschieren darf. Zu Fuß is eh alles fad, find's net a?««

Dieser Beweis ungebrochenen Lebensmutes beglückte Werner. Die erfreulichste Mitteilung aber enthielt ein anderer Brief, in dem Ditha schrieb:

»Ich traute gestern meinen Augen nicht, als ich in der Times las: »Das zweite Konzert, das die Söhne und die Tochter des Russen Iljitsch Abakumow in der Londoner »Royal Academy« gaben, erregte erneut staunende Bewunderung. Das virtuose Spiel der drei

Violinisten, besonders die von ihnen dargebotenen Zigeunerweisen, löste begeisterte Ovationen aus. Ebenso der sphärenhafte Klang, den die blind geborene Jadscha Abakumov ihrer Harfe entlockt. Die größte Überraschung war zweifellos die Darbietung des jungen Wsewolod Abakumov auf dem Violoncello. Kenner vergleichen sein Spiel schon jetzt mit dem des berühmten Cellisten Pablo Casals. Wer ihn gehört hat, hält diesen Vergleich nicht für übertrieben.«

Du wirst Dir denken können, daß ich mich augenblicklich an Deine und Nataljas Schilderungen der Abende in Lipezk erinnerte. Welch ein Glück, daß es Ijitsch Abakumov gelungen ist, zusammen mit den Seinen die Sowjetunion zu verlassen. Das muß uns helfen, daran zu glauben, daß auch unser zeitweilig beschwerlicher Weg eines Tages in einen sicheren Hafen führt.

Meine Gedanken wandern nun mehr denn je zu Natalja und Sebastian. Warum nur haben sie damals die Fronten gewechselt? Wären sie bei uns geblieben, säßen sie heute ... Nein, Natalja wäre niemals nach Deutschland zurückgekehrt und Sebastian folglich auch nicht. Hoffentlich ist ihnen bei ihrem waghalsigen Flug nach Frankreich nichts zugestoßen, hoffentlich hat der mitfliegende Capitaine ihnen wirklich weitergeholfen. In diesem Fall – und das ist die furchtbare Quintessenz meiner Überlegungen – könnte es freilich sein, daß Sebastian als Pilot gegen seine Heimat eingesetzt wird.«

Es ist wie im spanischen Krieg, dachte Werner. Der Zufall entscheidet darüber, auf welcher Seite man steht. Den weiteren Verlauf der Dinge bestimmen persönliche Ohnmacht und unerbittliche Befehle. Aus Überzeugung greifen nur wenige zu den Waffen.

Kuhnke hatte richtig vermutet. Die Umrüstung der ›Ju J2‹ mit drei Höhenmotoren war abgeschlossen, und die Dauererprobung der Triebwerke konnte endlich in Angriff genommen werden.

Schon auf dem Prüfstand hatte der ungewöhnlich ruhige Lauf der Schwerölaggregate die Flugkameraden überrascht. Und gleich beim ersten Start zeigte sich, daß die von Professor Junkers entwickelten Gegenkolben-Zweitakt-Dieselmotoren weniger Geräusch verursachten als die Luftschrauben. Diese bereiteten Werner insofern Kopfzerbrechen, als das Stratosphärenflugzeug, das Anfang Februar

zur Verfügung stehen sollte aus vielerlei Gründen Verstellpropeller benötigte, die noch nicht lieferbar waren. Er mußte sich deshalb bei den Testflügen mit der »Ju J2« vorerst mit einfachen Luftschrauben begnügen. Kein Problem hingegen war die Beschaffung von Sauerstoffgeräten, ohne die ein längerer Aufenthalt in der dünnen Luft unmöglich gewesen wäre. Für eine gute Verständigung sorgten Kehlkopfmikrophone und in die Hauben eingelassene Kopfhörer.

Dank der durch Turbolader konstant auf 750 PS gehaltenen Motorleistung stieg die Maschine ungleich besser als die Normalausführung der »Ju 52«. Nach vier Minuten waren zweitausend Meter Höhe erreicht, nach vierzehn Minuten sechstausend und nach vierzig Minuten neuntausend Meter.

Werner und Kuhnke genossen es, in einer Höhe zu fliegen, die es bei Hochdruckwetterlagen erlauben würde, zugleich die Alpen und die Berge Norwegens zu sehen. An diesem Tag war die Erde jedoch in Wolken gehüllt. Die Außentemperatur betrug minus siebenundfünfzig Grad Celsius. Trotz schützender Fellkleidung machte die Kälte sich schon nach kurzer Zeit bemerkbar. Aber der Auftrag lautete, die Motoren bei jedem Flug mindestens vier Stunden in größtmöglicher Höhe zu testen.

Mit klammen Händen, Rauhreif an der Sauerstoffmaske und steifgewordenen Gliedern wies Kuhnke nach fünf Flugstunden auf die Borduhr. »Ich hätte nichts dagegen, wenn wir Schluß machten.«

Werner nahm die Gashebel zügig zurück. »Stark darf ich nicht drosseln, sonst werden die Motoren zu kalt. Wenn ich die Leistung aber nur wenig verringere, brauchen wir für den Abstieg mehr Zeit als für den Aufstieg.«

»Versuch's mit zweitausend Touren«, riet der Funkmaschinist.

Werner handelte entsprechend, aber kaum war die Leistung auf 2400 Umdrehungen gesunken, setzten alle drei Motoren schlagartig aus. Erschrocken blickte er zu Kuhnke hinüber. »Wie ist das möglich?« Er schob die Gashebel schnell wieder vor. Die Drehzahl erhöhte sich nicht. »Verstehst du das?«

Der Funkmaschinist starrte auf die Anzeigegeräte. »Da hilft nur eins: Ich muß die verdammten Biester neu anlassen.«

Werner winkte ab. »Das kannst du dir schenken. Die Batterien schaffen weniger als der Fahrtwind, der die Propeller wie Windmühlenflügel antreibt.« Er zeigte auf die Instrumente. »Zweitausend Touren! Die müßten völlig ausreichen, um die Motoren wieder in Schwung zu bringen. Irgend etwas stimmt nicht. Die Zündung muß im Eimer sein.«

»Mensch, Werner! Dieselmotoren arbeiten mit Selbstzündung! Die kann überhaupt nicht ausfallen.«

»Wie du siehst, arbeitet sie nicht.« Er drückte die Maschine stärker an. Die Drehzahl stieg auf 2500 Touren, die Motoren sprangen nicht an.

Kuhnke schüttelte den Kopf. »Jetzt versteh' ick überhaupt nichts mehr.«

»Ich auch nicht. Aber mir kommt ein Gedanke. Könnte es nicht sein, daß zu geringer Luftdruck die Selbstzündung aussetzen läßt, wenn die Leistung wesentlich reduziert wird?«

»Keine Ahnung.«

Werner schloß die Treibstoffhähne, um ein Verschmieren der Brennkammern zu verhindern.

»Wie willst du landen?«

»Beim Aufstieg betrug die Wolkenuntergrenze zweitausend Meter. Peil uns an den Platz heran. Eine Ziellandung werde ich ja wohl noch fertigbringen.«

»Ick informier' die Bodenstation über den Ausfall.«

»Ja, tu das.«

Zehn Minuten später erhielt Kuhnke den Funkspruch: »Versuchen Sie, die Motoren nach Abstieg auf dreitausend Meter anzulassen. Müßte klappen. Schulze.«

Augenblicklich sinnierte Werner: »Wenn das der Fall sein sollte, stimmt meine Vermutung bezüglich des zu geringen Luftdrucks.«

Stabsingenieur Schulze hatte den richtigen Tip gegeben. In dreitausend Meter Höhe sprangen die Motoren ohne weiteres wieder an.

Werner und Kuhnke atmeten auf. Nach der Landung aber spürten sie, welch körperlicher Belastung sie während des fast sechstündigen Fluges in großer Höhe ausgesetzt gewesen waren.

Der Funkmaschinist reckte sich. »Ick zisch' nur noch ein Bier und hau' mich in die Falle.«

Werner nickte: »Die besten Ideen stammen immer von dir.«

Unmittelbar vor dem nächsten Testflug erhielt Werner einen Brief von seiner Mutter, den er auf der Stelle öffnete. Sie schrieb:

»Mein lieber Junge. Ich habe ein furchtbar schlechtes Gewissen. Deine Unterstellung, im Polenfeldzug hätten über zehntausend Deutsche ihr Leben verloren, trieb mich zu Onkel Wilhelm. Ich fragte ihn, ob er wisse, welche Verluste unsere Wehrmacht erlitten habe. Er sagte nach kurzem Zögern, es seien nur sehr wenige Tote zu beklagen gewesen. Doch als ich erklärte, Du hättest aus *zuverlässiger Quelle* erfahren (ich behauptete dies, damit Du gegebenenfalls keine Schwierigkeiten bekommst), die Zahl der Gefallenen betrage über zehntausend, erregte er sich: »Wenn du das schon weißt, warum fragst du mich dann? Ich rate dir aber dringend, mit niemandem darüber zu reden. Der Krieg ist schließlich noch nicht zu Ende, und wir müssen damit rechnen, daß der Blutzoll im Kampf gegen Frankreich und England sehr viel höher sein wird. Halte also den Mund, und züchte keine Defätisten!«

Du kannst mir glauben, Jungchen, die Knie haben mir gezittert, als ich das hörte. Die Parteiführung ist bereit, Tausende von tapferen Soldaten zu opfern! Das hat mir einen Stich versetzt. Ich weiß, Deutschland braucht mehr Lebensraum. Hitler hat das immer gesagt. Doch ich hatte mir alles anders vorgestellt. Ich war der Meinung, es werde nur kräftig mit dem Degen gerasselt und wir würden kampfflos zurückerhalten, was uns genommen wurde. Wie in Österreich, im Sudetenland und in der Tschechoslowakei. Ich habe dem Führer immer blindlings vertraut, aber ich kann nicht gutheißen, daß er das Militär einfach gewähren läßt.

In meiner Einsamkeit habe ich die Nähe von Tante Henriette und Onkel Wilhelm gesucht, obwohl mir sein Verhalten damals, als Margot ihre Mutter zum ersten Mal wieder besuchte, sehr mißfallen

hat. Du wirst Dich daran erinnern, daß ich mit Onkel Wilhelm nichts mehr zu tun haben wollte. Aber er kann so überzeugend reden. Doch jetzt ist endgültig Schluß! Ein Sieg, der mit dem Verlust von Tausenden bezahlt wird, ist eine Niederlage! Auch will mir nun, da ich klarer sehe, nicht in den Kopf, warum wir Frankreich und England erobern wollen. Wir haben doch zurückbekommen, was uns geraubt worden war!

Dies, mein Jungchen, wollte ich Dir sagen. Ich wäre überglücklich, wenn Du mir verzeihen und bald mitteilen würdest, daß nichts mehr zwischen uns steht. Und grüße Ditha, wenn Du ihr schreibst, sehr herzlich von mir! Deine Dich immer liebende Mama.<

Werner lief zu Kuhnke, der gerade die Motoren zum zweiten Testflug anlassen wollte. »Start zwanzig Minuten später! Ich muß schnell meine Mutter anrufen.«

»Alles wieder im Lot?«

Werner schwenkte den Brief. »Gott sei Dank! Weihnachten wird daheim gefeiert.«

Mitte Dezember 1939 trat der zum Hauptsturmführer beförderte Angehörige des SS-Sicherheitshauptamtes Malbinger vor seinen Abteilungsleiter und schmetterte hackenschlagend: »Melde mich gehorsamst vom ›Sonderkommando Warschau‹ zurück!«

Sein Vorgesetzter, nach dem Polenfeldzug zum Brigadeführer befördert, reichte ihm die Hand. »Gratuliere zum EKII!«

»Und ich Ihnen zum EKI!«

Der Abteilungsleiter reagierte mit der Feststellung: »Es mag Ihnen merkwürdig erscheinen, daß ich, ohne an der Front gewesen zu sein ... Ich erhielt die Auszeichnung für hervorragende Truppenführung und in Anerkennung der Leistungen meiner Mitarbeiter, die auf diese Weise symbolisch geehrt wurden. Das ist nun mal so, mein Lieber. Sie haben dafür die Chance, das EKI demnächst für Tapferkeit vorm Feind zu erhalten.«

»Ich hoffe es, Brigadeführer. Der Dienst in Polen ist wirklich zermürend. Manche unserer Leute erfassen einfach nicht, worum es geht. Sie täuschen Krankheiten vor, um ein paar Tage keine

Exekutionen durchführen zu müssen. Es gibt natürlich angenehmere Dinge, als Tag für Tag Gruben ausheben zu lassen, Genickschüsse zu verpassen, Chlorkalk zu streuen und so weiter und so weiter. Aber es handelt sich schließlich um Juden. Das muß ich immer wieder predigen. Vorige Woche sah ich mich leider gezwungen, ein Exempel zu statuieren. Ich mußte zwei meiner Männer an die Wand stellen.«

»In Zukunft werden Sie es leichter haben«, tröstete ihn der Brigadeführer. »Uns ist da nämlich eine Idee gekommen. Warum, so fragten wir uns, wird teure Munition vergeudet? Was haben wir davon, miese Kreaturen in die Erde zu buddeln? Aus Walfischen werden Öle und Fette gewonnen. Aus Knochen gewinnt man Schmiermaterial und Seife. Warum sich nicht des Materials bedienen, das zur Verfügung steht?«

Hauptsturmführer Malbinger hob die Augenbrauen. »Ihnen schwebt eine Verwertung des vorhandenen ›Materials‹ vor?«

»Genau! Aus Juden, Verbrechern und niedrigem Gesindel werden wir Schmierfette und Seife herstellen. Und zwar, ohne das Pack zu erschießen. Es wird einfach vergast! Wie das im großen Maßstab geschehen kann, ist ein technisches Problem, das zur Zeit gelöst wird.«

»Grandios! Darf ich darum ersuchen, beim Aufbau dieser neuartigen Produktionsstätten mitwirken zu dürfen?«

»Verspreche ich Ihnen. Ihr Stellvertreter hat sich ja gut eingearbeitet.«

»Davon habe ich mich selbst überzeugt, Brigadeführer. Nur den Fall Eggebrecht sieht mein Kollege völlig falsch. Er möchte ihn abschließen.«

»Und zwar mit meiner Genehmigung. Wir verfügen inzwischen über ein klareres Bild als früher. Ihr Klassekamerad scheint trotz seiner strafbaren Eheschließung ein ungewöhnlich befähigter Pilot zu sein. Sonst hätte man ihn nicht nach Rechlin abkommandiert und mit der Erprobung eines Stratosphärenflugzeugs beauftragt, das als Überraschungswaffe im Kampf gegen England eingesetzt werden soll. Die Maschine wird so hoch fliegen, daß weder Flak noch feindliche Jäger sie erreichen können. Riesige Höhenbomberstaffeln

werden das perfide Albion eines Tages in Trümmer legen. Und Eggebrecht ist der Mann, der das Unternehmen vorwärtstreibt.«

»Dennoch dürfen gewisse Dinge nicht außer acht gelassen werden«, gab Hauptsturmführer Malbinger zu bedenken. »Nur ein Beispiel: Besteht nicht die Möglichkeit, daß Eggebrecht seiner in Schweden lebenden jüdischen Frau technische Geheimnisse verrät? Für sie wäre es ein leichtes, entsprechende Unterlagen nach England weiterzuleiten. «

Der Brigadeführer machte sich lustig: »Und wie teilt er seiner Frau mit, was es zu verraten gibt? Etwa auf dem Postweg? Oder sogar telefonisch?«

»Wohl kaum. Doch er könnte sich zum Beispiel der dänischen Piloten bedienen, die von Kopenhagen mit einer orangefarben gestrichenen ›Focke Wulf 200‹ zweimal wöchentlich über Berlin nach Wien fliegen. Garantiert wird mit der als ›neutral‹ deklarierten Maschine auch Diplomatenpost nach Stockholm befördert. Und dort sitzt unser ›Freund‹ Manzel. Ist es nicht seltsam, daß er ausgerechnet in die Nähe von Eggebrechts Frau versetzt wurde? Und ist es nicht verdächtig, daß ihr Mann eingezogen und schon nach kurzer Zeit zum Major befördert wurde?«

»Sehen Sie doch nicht überall Gespenster!« wies ihn der Brigadeführer zurecht. »Gegen Eggebrechts Beförderung ist nichts einzuwenden. Ich habe das nachgeprüft. Er wurde 1930 zum Leutnant der Reserve ernannt, hat also einschließlich der doppelt anzurechnenden Zeit in Rußland und bei der Legion Condor vierzehn Dienstjahre! Und einberufen wurde er meines Erachtens aus zwei Gründen: damit wir ihn uns nicht schnappen können und weil die andere Seite ihn fest in der Hand haben möchte.«

»Mag sein. Aber die Tatsache, daß Eggebrecht einem sehr kleinen Kreis angehört, in dem geheimste Dinge besprochen werden, legt uns die Verpflichtung auf, ihn mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln schärfstens zu beobachten.«

»Dieses Argument lasse ich gelten. Tun Sie, was Sie für richtig halten. Doch ich will von Ihrem Erzfeind erst wieder hören, wenn Sie Konkretes ermitteln konnten. Und hüten Sie sich, mit der Luftwaffe in Kollision zu geraten!«

»Jawohl, Brigadeführer. In diesem Zusammenhang möchte ich darauf hinweisen, daß es mir nach Eggebrechts Einzug in die Versuchsanstalt Rechlin gelungen ist, dort einen V-Mann einzuschleusen. Kleiner Angestellter, der von technischen Dingen nichts versteht. Hat aber ein waches Auge und konnte mir bereits melden, daß Eggebrecht kürzlich einen Brief erhielt, der weder frankiert noch gestempelt war. Deshalb mein Verdacht, daß zwischen ihm, seiner Frau und Manzel Kontakt besteht.«

Der Abteilungsleiter lachte. »Sie sind wahrhaftig ein unglaubliches Nagetier.«

»Darf ich diese Feststellung als Kompliment auffassen?«

»Raus, Sie ...«

»Nagetier!« schmetterte Hauptsturmführer Malbinger, schlug die Hacken zusammen und hob den Arm zum deutschen Gruß. »Heil Hitler, Brigadeführer!«

Die Weihnachtstage verbrachte Werner bei der Mutter. Sie waren übereingekommen, heikle Themen zu meiden, und da beide sich an ihre Abmachung hielten, erlebten sie harmonische Stunden wie seit Jahren nicht mehr. Zufrieden und glücklich verabschiedeten sie sich am Morgen nach dem Dreikönigstag.

Trotz schlechter Wetterlage und hinderlicher Schneeverhältnisse starteten Werner und Kuhnke in den folgenden Wochen ein um den anderen Tag mit der umgerüsteten ›Ju 52‹ zu einem jeweils fünf- bis sechsstündigen Testflug in neuntausend Meter Höhe. An den vorzüglich arbeitenden Dieselmotoren gab es kaum etwas zu beanstanden, die körperliche Belastung aber war beträchtlich. Sie wurde besonders groß, wenn die Landung wegen zu tief hängender Wolken nicht in Rechlin erfolgen konnte, sondern auf Plätzen durchgeführt werden mußte, die Blindanflüge im ZZ-Verfahren gestatteten. In der Regel waren dies Fliegerhorste, die nicht die Ruhe boten, die die Besatzung nach den anstrengenden Flügen brauchte. Immer wieder wurde sie nach den Leistungen der ›seltsamen‹ Motoren gefragt, und mancher wollte wissen, ob die Erprobungsflüge etwa der Geheimwaffe dienten, von der in jenen Tagen oft die Rede war. Es hieß, Hitler verwehre der Wehrmacht nicht ohne Grund die sofortige Auseinandersetzung mit Frankreich. Er warte auf den Augenblick, in dem ein neuartiges, alles in den Schatten stellendes Flugzeug zur Verfügung stehe. Werner und Kuhnke vermieden es, zu den ›Scheißhausparolen‹ Stellung zu nehmen.

Nach ihrem ersten Versuchsflug mit der endlich fertiggestellten Stratosphärenmaschine konnten sie wegen schlechten Wetters wieder nicht nach Rechlin zurückkehren. Erneut mußten sie auf einem Fliegerhorst landen. Im Nu war die durch extrem weit ausladende Tragflächen auffallende ›Ju 86 Pi‹ umringt. Und man staunte nicht schlecht, als sich unter dem Führerraum eine runde Platte drehte, die den Ein- und Ausstieg hermetisch abschloß. Was folgte, weckte noch größere Verwunderung. Der schwere Verschluß sank an einem

dicken Seil zu Boden, dann wurde eine Strickleiter herausgelassen, über die Pilot und Funkmaschinist ins Freie stiegen.

»Das ist ja ein toller Apparat«, begrüßte sie ein Oberstleutnant, der sich früher schon einige Male mit ihnen unterhalten und sie ins Kasino eingeladen hatte. »Ich habe gehant, daß die von Ihnen mit der ›Ju 52‹ getesteten Motoren für ein anderes Flugzeugmuster bestimmt waren. Darf ich mal in die gute Stube klettern und mir ihre Einrichtung ansehen?«

Werner schüttelte den Kopf. »Bedaure, wir sind angewiesen ...«

»Verstehe, verstehe«, beeilte sich der Platzkommandant zu versichern. »Gekados! Geheime Kommandosache! Klarer Fall. Ein paar Fragen werde ich dennoch an Sie richten.«

Werner streifte seine Kopfhaube ab.

Kuhnke hob mit einem Monteur die schwere Verschußplatte und drehte sie in die Kabinenöffnung hinein.

»Der Führerraum läßt sich luftdicht abschließen?«

»Ja.«

»Bisher trugen Sie dicke Fellkombinationen, diesmal nicht.«

»Sehr gut beobachtet, Herr Oberstleutnant«, flapste Werner. »Die Kabine ist geheizt.«

»Und da Ihre Wangen heute keine Abdrücke von Sauerstoffmasken erkennen lassen, dürfte die Kanzel direkte Versorgung erhalten.«

»Stimmt.«

»Wie hoch können Sie mit dem Vogel fliegen?«

»Das erproben wir zur Zeit.«

»Verstehe. Nur eine Frage noch: Seitlich befinden sich in der Verglasung merkwürdige Ausbuchtungen, deren Sinn ich mir nicht erklären kann.«

»Ohne die sogenannten ›Erkerfenster‹ wäre es unmöglich, zur Erde hinunterzuschauen.«

Der Oberstleutnant spitzte die Lippen. »Verstehe. Unwahrscheinlich große Höhe!«

»Bitte stellen Sie keine weiteren Fragen. Ich müßte sie unbeantwortet lassen.«

»Aber zum Essen darf ich Sie einladen, nicht wahr?«

»Herzlichen Dank.«

Trotz des hinter ihnen liegenden vierstündigen Aufenthalts in Zwölftausend Meter Höhe fühlten sich Werner und Kuhnke keineswegs angestrengt. Sie verdankten dies der hermetisch abgeschlossenen Kabine, in der Druck und Sauerstoffgehalt der Luft stets einer Flughöhe von dreitausend Metern entsprachen. Die Schalldämpfung war so perfekt, daß die Besatzung sich wie in einem ruhig dahinfahrenden Automobil unterhalten konnte.

Die beiden unzertrennlichen Flugkameraden waren fasziniert vom ersten Aufstieg in der Druckkanzel, obwohl sie wahrscheinlich nicht bis in die Stratosphäre vorgedrungen waren. Werner glaubte, über der gewonnenen Gipfelhöhe gelbliche Schleier entdeckt zu haben, und nach Ansicht der Meteorologen, mit denen er sich besprochen hatte, ist die Stratosphäre erst erreicht, wenn über der vermutlich starken letzten Inversionsschicht der Troposphäre keinerlei Dunst mehr zu sehen ist.

»Meinst du, daß die Maschine beim nächsten Mal noch höher steigt?« fragte Kuhnke, als sie im Waschraum des Kasinos allein waren.

»Vielleicht, vielleicht auch nicht«, antwortete Werner. »Unter gewissen Umständen kann die Wetterlage schon etwas helfen. Allerdings nur minim, wie der Schweizer Rene Butti sagen würde. Trotzdem, ich bin ganz zufrieden. Wenn ich bedenke, daß wir vor neun Jahren mit der ›Do P‹ gerade bis auf 3500 Meter klettern konnten, dann sind wir ein gewaltiges Stück weitergekommen. Aber ich werde in Dessau noch mehr Druck machen. Die im Bau befindliche zweite Stratosphärenmaschine muß unbedingt mit Verstellpropellern ausgerüstet werden! Sonst treiben wir einen riesigen Aufwand für eine halbe Sache.«

Russische Armeen waren Ende November 1939 in Finnland eingefallen. Der Völkerbund brandmarkte das Vorgehen der UdSSR in scharfer Form, die Westmächte versprachen schnellste Entsendung

von Hilfstruppen, ließen es jedoch bei dem Versprechen bewenden, so daß sich die verzweifelt kämpfenden Finnen Anfang März 1940 gezwungen sahen, mit Moskau einen Friedensvertrag zu schließen, in dem sie weite Teile ihres Landes abtraten.

In dieser Phase erhielt Werner die verbesserte und mit verstellbaren Luftschrauben ausgerüstete »Ju 86 Pa«. Gleich beim ersten Aufstieg gelang es ihm, die Troposphäre in 12 600 Meter Höhe zu verlassen und bis auf 13 700 Meter in die Stratosphäre einzudringen. Über Deutschland lag ein Zwischenhoch, das es ermöglichte, zu gleicher Zeit die Ostsee, den Harz, das Riesengebirge und die Alpen zu sehen. Im Norden verdeckten Wolken die skandinavischen Länder. Dennoch flog Werner immer wieder in diese Richtung. Gedanken an Ditha verdrängten den faszinierenden Weitblick und das beglückende Gefühl, nun zu der Handvoll Menschen zu zählen, die je die Stratosphäre erreichten. Wenn er das Steuer jetzt andrückte, um die Geschwindigkeit zu erhöhen, befand er sich in gut zwei Stunden in Stockholm. Aber er hatte sein Wort verpfändet, bei seinen Erprobungsflügen Deutschland nicht zu verlassen.

»Du solltest langsam wieder Kurs Süd steuern«, ermahnte ihn Kuhnke. »Ditha kriegst du doch nicht zu sehen.«

Werner kurvte um hundertachtzig Grad. Im Gegenlicht glich die oberste Schicht der Troposphäre jenen glatten Nebelfeldern, die von Bergen aus im Tal zu beobachten sind. Eine Umkehr der Temperatur, die Inversion, brachte dieses kleine Wunder zustande. Im Gegensatz zum Nebel aber ließ sich die aus feinen Staubpartikeln bestehende letzte gelbliche Inversionsschicht in senkrechter Sicht durchschauen. Und noch ein anderes Phänomen zeigte sich: Die Farbe des Himmels änderte sich, nahm einen grünen Schimmer an.

Kuhnke blickte versonnen in die Ferne. »Hier braucht man nicht zu beten, hier wird das Erlebnis zum Gebet.«

Werner grübelte. Wenn er weiterhin die Aufgabe erfüllte, die er übernommen hatte, würde er Ditha so schnell nicht wiedersehen. Und diente er mit seinen Flügen nicht jenen, die Juden verfolgten, Menschen willkürlich in Straflager einsperrten und Völker vernichten wollten? Er hatte sein Wort gegeben und saß nun in der

Falle. Es gab kein Zurück für ihn. Ihm blieb nur die Hoffnung, daß er nach dem Krieg seine Arbeit in Südamerika aufnehmen könnte.

In den folgenden Wochen führten Werner und Kuhnke viele Stratosphärenflüge durch, bei denen es ihnen nach Verbrauch eines Großteils des Kraftstoffs mehrfach gelang, bis auf 14 200 Meter zu steigen. Dieses Ergebnis übertraf alle Erwartungen, und es war besonders bemerkenswert, weil die als Höhenaufklärer ausgerüstete Versuchsmaschine neben verschiedenen, nicht gerade leichten Funkund Peilanlagen über drei schwere Reihenbildgeräte mit extremen Brennweiten verfügte.

Werner beschäftigte sich bereits mit der geplanten Weiterentwicklung des Stratosphärenflugzeugs, dessen Gipfelhöhe mindestens 16 000 Meter betragen sollte, als etwas geschah, das seine Gedanken in eine andere Richtung lenkte. Am 9. April 1940 meldete der Rundfunk die Besetzung Dänemarks und die Landung eines Gebirgsjägerregiments hoch oben in Norwegen, bei Narvik. Die Begründung lautete, nur so habe man dem Versuch der britischen und französischen Regierung zuvorkommen können, die Rohstoffversorgung des Reiches aus Skandinavien zu verhindern. Tatsächlich befanden sich westalliierte Truppen bereits auf Transportschiffen, um strategische Stützpunkte einzunehmen. Hitler hatte die Alliierten überlistet. Sogar die deutschen Gesandten in Kopenhagen und Oslo waren von der Meldung vom Einmarsch deutscher Verbände überrascht.

Wie schockiert Werner im ersten Moment auch gewesen war, er schaltete schnell um und entwickelte von nun an eine geradezu fieberhafte Tätigkeit. Anstatt, wie geplant, zum nächsten Stratosphärenflug zu starten, suchte er die Flugleitung auf und nahm an der dort hängenden großen Landkarte die unterschiedlichsten Distanzmessungen vor. Danach stellte er alle möglichen Berechnungen an, und schließlich bestürmte er Stabsingenieur Schulze, ihm in den Rumpf des Versuchsflugzeugs drei Zusatztanks für je 250 Liter einbauen zu lassen. Notfalls könne auf eines der Reihenbildgeräte verzichtet werden. Wichtiger sei es, den Aktionsradius zu vergrößern.

Der stets aufgeschlossene Ingenieur fragte verblüfft: »Was wollen Sie damit erreichen? Ihre Aufgabe ist die Erprobung ...«

»Die Meldung über den Einmarsch in Dänemark und Norwegen verlangt sofortiges Umdenken«, fiel ihm Werner ins Wort. »Unsere Aufgabe muß jetzt lauten: Erprobung als Fernhöhenaufklärer über der Nordsee und entlang der englischen Küste bis zu den Shetlandinseln. Darüber hinaus ist das Meer im südlichen Bereich der norwegischen Küste zu erfassen.«

Ingenieur Schulze sah ihn entgeistert an. »Das klingt, als hätten Sie einen phantastischen Traum gehabt.«

»Könnte stimmen. Auf alle Fälle gibt uns der Überfall auf Dänemark und Norwegen die Chance, zu beweisen, daß wir mit einer *einzigsten* Stratosphärenmaschine, die von keinem Flakgeschoß und keinem Jagdflugzeug erreicht werden kann, in der Lage sind, ein riesiges Aufmarschgebiet zu kontrollieren.«

»Sofern sich am Himmel keine Wolken befinden«, warf der Stabsingenieur ein.

»Natürlich«, bestätigte Werner gelassen. »Da der Krieg aber nicht nur bei schlechtem Wetter stattfindet, dürfte feststehen, daß wir aus großer Höhe manch britisches Schiff entdecken, das den heimatlichen Hafen mit Kurs Nordost verläßt. Für den Generalstab dürfte das von eminenter Bedeutung sein.«

Ingenieur Schulze kam aus dem Staunen nicht heraus. »Sie nannten Hitlers Blitzunternehmen einen ›Überfall‹, und nun zerbrechen Sie sich den Kopf, wie Sie der deutschen Führung helfen können?«

Werner zuckte die Achseln. »Wie inkonsequent Ihnen meine Überlegungen auch erscheinen mögen, mich reizt die Aufgabe. Das Ergebnis interessiert mich nicht.«

»Das klingt schon ehrlicher. Also, wer oder was ist der Vater des Gedankens, die von Ihnen vorgeschlagenen Flüge durchzuführen?«

»Die sich uns nun bietende günstige Ausgangsbasis. Von Dänemark aus läßt sich glänzend operieren.«

»Oh, der Herr Major wünschen bessere Verpflegung?«

»Auch.«

»An welche Basis haben Sie denn gedacht?«

»Zum Beispiel an Kopenhagen.«

»Näher, mein Weib, zu dir?«

»Erfäßt!«

»Ich helfe Ihnen gern, Werner. Aber könnte das, was Ihnen jetzt vorschwebt, nicht zu brenzlich werden?«

»Nein. Meine Frau besitzt einen schwedischen Paß. Wer will es ihr verwehren, sich in Dänemark aufzuhalten? Den Nachrichten zufolge hat Deutschland die verbindliche Erklärung abgegeben, sich in innerdänische Angelegenheiten nicht einzumischen. Wie soll sich da ein Problem ergeben?«

»Und wie wollen Sie Ihre Gattin herüberholen?«

Werner lachte auf. »Würden Sie meine Frau kennen, hätten Sie diese Frage nicht gestellt. Wenn sie erfährt, daß ich in Kopenhagen bin, bringt sie sich selbst wie der Blitz dorthin. Notfalls durchschwimmt sie sogar den Oresund!«

»Ja, wenn das so ist ...« Stabsingenieur Schulze entnahm einem Stahlschrank eine Akte. »Ich werde mir die Rumpfzeichnungen mal ansehen. Es könnte sein, daß sich Ihr Wunsch erfüllen läßt. Zumal die Idee, das Programm so zu erweitern, daß unsere Marine davon profitiert, wirklich großartig ist. Die Obristen Fink und Winter werden Ihnen ihre Anerkennung nicht versagen. Sie müssen freilich auch ihnen offen darlegen, was Sie mir anvertraut haben. Ihr Vorhaben wird den Herren verständlich sein, und beide werden den privaten Aspekt der Sache ebenso schnell vergessen wie ich.«

Werner wollte sich gerade bedanken, als Ingenieur Schulze auf die Konstruktionszeichnung wies. »Tut mir leid, aber die von Ihnen gewünschten Tanks würden den Ausbau von zwei Reihenbildgeräten erforderlich machen. Ihre Tätigkeit wäre dann sehr begrenzt.«

»Durchaus nicht«, versicherte Werner. »Über See und an der englischen Küste kommen keine Reihenbilder, sondern nur Einzelaufnahmen von Schiffen und Häfen in Frage. Da reicht das Filmmaterial einer Kamera vollkommen aus.«

Der Stabsingenieur zog einen Rechenschieber zu Rate und erklärte schließlich: »Geht in Ordnung. Die erforderliche Festigkeit ist gewährleistet.«

»Wieviel Zeit werden Sie für die Umrüstung benötigen?«

»Drei bis vier Tage von dem Moment an, in dem Oberst Fink sein Einverständnis signalisiert.«

»Dann fahre ich noch heute zu ihm. Kündigen Sie mich an?«

Ingenieur Schulze griff nach dem Telefonhörer. »Chloroformieren müssen Sie ihn selbst. Ich sage lediglich, daß Sie einen mir wichtig erscheinenden Änderungswunsch vortragen möchten.«

Werner eilte zu Kuhnke, der immer größere Augen bekam, als er erfuhr, worum es ging.

»Mich haut's um«, stöhnte der Funkmaschinist. »Wenn Oberst Fink deinen Plan gutheißt, hätten wir alles zusammen. Ditha und Carlsberg Beer, Aquavit, Butter, Eier und die herrlichsten Käsesorten. «

Werner stieß ihn vor die Brust. »Meine Frau in einem Atemzug mit Bier und Fressalien zu nennen, das geht zu weit!«

»Mensch, det is mir so rausgeflogen.«

»Schon gut. Ich fahre jetzt nach Berlin, um die Umbaugenehmigung zu erwirken.«

»Glaubst du, daß es klappen wird?«

»Davon bin ich überzeugt.«

»Vorsicht! Man darf nie so überzeugt sein, daß man gar nicht mehr weiß, wovon man überzeugt ist.«

»Alter Quatschkopf. Überwach den Umbau! Ich bleibe bis übermorgen in Berlin.«

»Und da die Umrüstung erst mal genehmigt werden muß, fange ick ganz langsam an und lasse dann zu gegebener Zeit stark nach.«

Bei Oberst Fink und dem gleich hinzugezogenen Oberst Winter lief Werner offene Türen ein. Beide waren von seinem Plan, die Leistungsfähigkeit des Stratosphärenflugzeuges unter Beweis zu stellen, angetan, und beide gaben zu erkennen, daß außer dem

militärischen Aspekt noch anderes sie veranlaßte, ihm jede Unterstützung zu gewähren.

»Ihr Vorhaben kommt uns sehr gelegen«, erläuterte Werners Mentor. »Denn sollte uns das SS-Sicherheitshauptamt jemals Menkenke machen, können wir darauf hinweisen, daß wir sehr wohl gewußt haben, über welche Fähigkeiten Sie verfügen.«

»Sie halten eine Intervention der SS nach wie vor möglich?« wunderte sich Werner. »Seit Monaten hat man doch von Malbinger nichts mehr gehört.«

»Sie täuschen sich«, belehrte ihn der frühere Kommandeur von Lipezk. »Ihr Klassenkamerad ist längst wieder in Aktion getreten. Wir haben es Ihnen verschwiegen, um Sie nicht zu verunsichern. Durch Zufall sind wir dahintergekommen. Die routinemäßige Überprüfung der Personalpapiere eines von Ingenieur Schulze engagierten Boten brachte zutage, daß der Betreffende seine Zugehörigkeit zur SS verschwiegen hat. Das läßt den Rückschluß zu, daß die Mitgliedschaft nicht bekanntwerden soll. Der Rechliner Abschirmdienst ging der Sache auf den Grund und konnte ermitteln, daß der als Bote Eingestellte ein Mitarbeiter Malbingers ist.«

»Schon allein aus diesem Grund begrüßen wir Ihren Wunsch, künftig von Kopenhagen aus zu starten«, ergänzte Oberst Winter. »Selbstverständlich muß das verschwiegen werden!«

»Unbedingt!« pflichtete ihm Oberst Fink bei. »Ich vergattere Schulze noch heute. In Rechlin darf niemand erfahren, welche Aufgabe Sie übernehmen. Haben Sie Kontakt zum Leiter der Luftaufsicht?«

»Ja, wir haben uns mehrfach eingehend über Stratosphärenflüge und die damit verbundenen Probleme unterhalten. Warum fragen Sie?«

»Die Rechliner Start- und Landekladde darf zu gegebener Zeit nicht ausweisen, daß Sie mit dem Versuchsflugzeug nach Kopenhagen geflogen sind.«

»Das läßt sich arrangieren.«

»Gut, den Punkt erledigen Sie. Und was werden Sie Ihrer Mutter erzählen?«

»Das muß ich mir noch überlegen. Sie wird mir schreiben wollen – ich ihr ebenfalls.«

»Kein Problem«, warf Oberst Winter ein. »Die Korrespondenz kann über mich laufen.«

Werner wagte den Einwand: »Sind die erörterten Vorsichtsmaßnahmen nicht etwas übertrieben?«

Der frühere Kommandeur der Jagdfliegerschule polterte aufgebracht: »Allein die Tatsache, daß Malbinger einen Mitarbeiter in die Versuchsanstalt eingeschleust hat, spricht Bände! Am liebsten würde ich Göring darüber informieren. Aber dann kämen zwangsläufig Sie und Ihre Eheschließung zur Sprache.«

»Und das wollen wir vermeiden«, bekräftigte Oberst Winter. »Besprechen wir Wichtigeres. Alle Berichte und Unterlagen über die von Ihnen durchgeführten Flüge senden Sie an *uns*! Wir werden auf diese Weise zu kleinen Nutznießern. Bestimmt wird man höheren Orts darüber staunen, daß eine Erprobungsstelle und eine Personalabteilung so weitreichende Aufklärungsflüge in die Wege geleitet haben.«

Oberst Fink rieb sich die Hände. »Malbinger wird sich krank ärgern, wenn Sie plötzlich spurlos verschwunden sind.«

Oberst Winter strich über die Tischplatte. »Ich muß noch eine wichtige Frage erörtern. Uns ist natürlich klar, weshalb Sie von Dänemark aus operieren wollen. Ist es möglich, Ihre Gattin zu verständigen, ohne daß Malbinger davon erfährt?«

»Das versichere ich Ihnen. Ich gehe gleich ...«

»Danke, mehr möchten wir nicht wissen«, unterbrach ihn der Oberst. »Auf Kuhnke ist Verlaß?«

»Absolut.«

»Ja, das wär's dann wohl. Wir drücken Ihnen die Daumen, lieber Eggebrecht!«

»Und betrachten uns als von Ihnen zum Abendessen eingeladen«, fügte Oberst Fink lachend hinzu. »Bis dahin werden Sie eine nicht weit von hier entfernt gelegene Dienststelle aufgesucht haben und uns sagen können, ob Ihre Frau auch wirklich verständigt wird. Interessiert uns ja schließlich.«

Oberst Winter erhob sich. »Dem kann ich nur zustimmen. Und der Erpressung meines Kollegen schließe ich mich mit Vergnügen an.«

Bereits eine Stunde später saß Werner mit Manzels Nachfolger zusammen, der ihm zusicherte, seinem nach Stockholm abkommandierten Vorgänger über Funk alles Erforderliche mitzuteilen. Dabei blieb es jedoch nicht. Der Abwehroffizier kannte sich in Kopenhagen gut aus. Er hatte über ein Jahr dort gelebt und schlug vor, das am Rathausplatz gelegene Hotel Viking als Treffpunkt zu vereinbaren.

»Ihre Gattin und Sie werden sich in dem hervorragend geführten Haus wohl fühlen«, prophezeite er. »Ich habe gern im Viking gewohnt. Angenehme Räume, ausgezeichnete Küche. Und der Chefportier wird Ihnen stets zu Diensten sein. Besonders, wenn er erfährt, daß und warum Ihre Frau die Staatsangehörigkeit wechseln mußte. Mit den Dänen werden Sie überhaupt gut zurechtkommen. Sie sind ein liebenswertes Volk, äußerst bedachtsam und dennoch zugänglich. Ich wollte, ich könnte Sie begleiten. Ein Carlsberg Beer, dazu ein Smerrebred – und schon bekommt die Welt ein heiteres Gesicht.«

»Wann werden Sie den Funkspruch durchgeben?« erkundigte sich Werner.

Manzels Nachfolger prüfte eine Liste. »Die für heute vereinbarte Sendezeit ist achtzehn Uhr. Wenn Sie mich eine Viertelstunde später anrufen, kann ich Ihnen den Empfang der Mitteilung bestätigen. An welchem Tag werden Sie voraussichtlich in Kopenhagen eintreffen?«

»Ich schätze, frühestens in vier, spätestens in sechs Tagen.«

»Gut, ich werde das vermerken.«

Als Werner die Zentrale des Amtes Ausland/Abwehr am Tirpitzufer verließ, war er in so gehobener Stimmung, daß er es nicht fertigbrachte, gleich zu seiner Mutter zu fahren. Er suchte das Cafe Vaterland auf und nahm in der ersten Etage an dem Tisch Platz, an dem Ditha vor zwölf Jahren auf ihn gewartet hatte. Und wie damals bestellte er sich auch diesmal wieder ein halbes Fläschchen Sekt und Königin-Pastetchen. Er wollte die Vorfreude genießen und ›verdauen‹, was auf ihn eingestürmt war. Kaum glaublich erschien es

ihm, daß er schon in wenigen Tagen mit Ditha vereint sein würde. Am Morgen, als er vom Einmarsch der deutschen Truppen in Dänemark und Norwegen erfuhr, hatte er gedacht: Jetzt ist alles aus! Dann war ihm die rettende Idee gekommen, und er hatte die Initiative ergriffen. Und siehe da: Fortuna stand auf seiner Seite. Er hatte dem Glück die Hilfe geboten, die es manchmal braucht, um wirksam zu werden.

Seine Mutter empfing ihn überschwenglich wie eh und je. »Ach, es ist zu schön, daß du mich gerade heute besuchst!« jubelte sie. »Erst vorhin habe ich gedacht: Der Junge müßte sich eigentlich bald wieder melden. Und schon bist du da!«

Werner küßte ihre Stirn. »Wahrscheinlich habe ich es gespürt.«

»Ist es nicht wunderbar, daß es so etwas gibt?«

»Gewiß, Mama. Leider nur kann ich dir erst morgen Gesellschaft leisten. Dann aber den ganzen Tag! Heute abend habe ich eine Verpflichtung, die mit meiner neuen Aufgabe zusammenhängt.«

»Wirst du womöglich versetzt?«

»Erraten.«

Sie griff sich an den Mund. »Nein, Jungchen, du darfst nicht an die Front gehen. Ich habe Papa im Weltkrieg verloren und ...«

Werner legte den Arm um die Mutter. »Sei unbesorgt. Meine Aufgabe hat nichts mit der Front zu tun. Ich erprobe seit Monaten ein neuartiges Höhenflugzeug, und ich habe die erforderlichen Flüge in Zukunft nicht mehr in Rechlin, sondern anderswo durchzuführen.«

»Ach, wie mich das erleichtert. Ich hatte schon einen furchtbaren Schreck bekommen. Wohin gehst du denn?«

Werner hob die Arme. »Tut mir leid, Mama, das darf ich nicht sagen. Auch dir nicht. Die Sache ist streng geheim.«

Mutter Eggebrechts Augen leuchteten. »Wer hätte gedacht, daß dir einmal geheime Dinge anvertraut werden! Ich bin ja so stolz auf dich! Tante Henriette wird staunen. Mit Onkel Wilhelm rede ich ja nicht mehr. Natürlich grüßen wir uns und wechseln auch das eine oder andere Wort. Doch sonst ... Nein, da bin ich eisern.«

»Gott sei Dank, Mama. Die Partei verbreitet nämlich viele Dinge, die nicht der Wahrheit entsprechen.«

»Die Besetzung von Dänemark und Norwegen ist aber doch ein Meisterwerk, nicht wahr? Dieser Churchill hat geglaubt, er könne den Führer übertrumpfen.« Sie schlug die Hände zusammen. »So ein Narr! Hitler hat blitzschnell gehandelt, als er erkannte, worum es den Engländern ging. Den Norwegern und Dänen kann nun nichts mehr passieren.«

»Da hast du recht«, pflichtete Werner ihr gottergeben bei. »Ich erfrisch' mich jetzt schnell, denn ich muß gleich wieder fort. Morgen machen wir einen ausgiebigen Stadtbummel, essen irgendwo zu Mittag, gehen anschließend in ein Kino und verbringen den Abend gemütlich zu Hause.«

»Das ist ja himmlisch. Am besten besorgen wir uns bei ›Hefter‹ leckeren Aufschnitt und ...« Sie unterbrach sich und fragte ängstlich: »Wie lange wirst du bleiben?«

»Bis übermorgen früh.«

»Ich hab's geahnt. Bist du dann weit weg von hier?«

»Nein. Ich werde hin und wieder nach Berlin kommen. Im übrigen können wir über Oberst Winter miteinander korrespondieren. Er leitet die Post weiter.«

»Dann scheint deine Tätigkeit ja sehr geheim zu sein. Kannst du mir nicht wenigstens ein bißchen verraten? Ich bin immerhin deine Mutter!«

Werner lachte. »Ein russisches Sprichwort lautet: ›Man mag seinen Kopf hingeben, niemals aber ein Geheimnis.‹ Und in Spanien heißt es: ›Sagen und Widersagen trägt ein Geheimnis schnell durch die ganze Stadt.‹«

Am Montag, dem 15. April 1940, war es soweit, daß Werner und Kuhnke nach Kopenhagen starten konnten. Es hatte noch einige Komplikationen gegeben. Der dänischen Regierung waren eine Reihe Sonderrechte zugestanden worden. So konnte man nicht ohne weiteres dänische Kronen gegen deutsche Reichsmark erwerben. Nur bei Vorlage einer speziellen Genehmigung wurde Geld umgetauscht.

Ungeklärt war zunächst auch gewesen, wie das Rohöl beschafft werden sollte, das die Höhenmotoren brauchten. Dieses Problem löste sich mit Hilfe der Lufthansa, die Kopenhagen mit dem Diesel-Verkehrsflugzeug ›Ju 86‹ angefliegen hatte. Die DLH stellte auch ihre bei der ›Det Danske Luftfartsselskap‹ tätig gewordenen Monteure für Wartungsarbeiten zur Verfügung. Darüber hinaus gab ein Mißgeschick der dänischen Luftfahrtgesellschaft, deren auf den Namen ›Jutlandia‹ getaufte ›Focke Wulf 200‹ von den Briten am Tag vor der Besetzung Dänemarks in Shoreham zurückgehalten worden war, dem DLH-Vertreter die Möglichkeit, das Stratosphärenflugzeug in einer Halle unterzubringen. Für alles war somit bestens gesorgt.

Der Anflug auf den völlig hindernisfrei auf der Insel Amager vor Kopenhagen gelegenen Flughafen Kastrup war für Werner und Kuhnke eine große Überraschung gewesen. Die Landung erfolgte nicht wie üblich auf einer Grasnarbe, sondern auf einer Betonpiste, wie beide sie noch nicht gesehen hatten.

»So werden eines Tages alle großen Flughäfen aussehen«, schwärmte Werner, während er die Maschine auf die Halle zurollen ließ. »Phantastisch, wie ruhig man dahingleitet.«

»Vor allen Dingen kann man nicht stolpern«, blödelte der Funkmaschinist. »Ick muß sagen, die Dänen fangen an, mir zu gefallen.«

Ein ›Einweiser‹ dirigierte Werner in die Halle der dänischen Fluggesellschaft, und erst nachdem das Flugzeug ganz unter Dach stand, gab er das Zeichen, die Motoren abzustellen.

»Dufter Verein«, freute sich Kuhnke und begann, die Ausstiegsluke aufzuschrauben.

Derweil wurde die Maschine mit Hilfe eines elektrischen ›Spornwagens‹ um hundertachtzig Grad gedreht.

»Tolle Organisation«, lobte Werner und half dem Flugkameraden, die Verschußplatte am Seil herabzulassen. Meeresluft wehte ihnen entgegen. Es roch nach Salzwasser, Fisch und Tang. Möwen kreischten. Unwillkürlich erinnerte sich Werner an einen weit zurückliegenden Tag. Er sah Ditha am Strand von Norderney, wo er als junger Pilot Rundflüge veranstaltet hatte, auf den Schwimmer eines alten Wasserflugzeugs klettern. In diesem Augenblick war eine

kreischende Möwe über sie hinwegflogen. Im Geiste erlebte er noch einmal die Stunde, die für sie beide so bedeutungsvoll geworden war. Wann würde Ditha nach Kopenhagen kommen? Vom Hotel aus wollte er gleich versuchen, sie in Stockholm anzurufen.

Der Tag sollte anders verlaufen, als Werner es sich vorgestellt hatte. Erwartungsvoll war er mit Kuhnke in die Residenz des ältesten aller Königreiche gefahren. Verblüfft über das saubere, von vielen Grünanlagen und Seen aufgelockerte Stadtbild, war er am Rathausplatz vorm Eingang des Hotels Viking aus dem Taxi gestiegen und hatte zu einer hohen Säule hinaufgeschaut, als ihm plötzlich von hinten die Augen zugehalten wurden.

»Dreimal darfst du raten!« forderte ihn eine nur zu gut bekannte Stimme auf.

Er flog herum. »Ditha!«

Ihre großen Augen strahlten. »Werner!« Sie warf die Arme um ihn. »Wir sind wieder zusammen!«

Er zog sie an sich. »Bist du's wirklich?«

»Ja, und ich warte schon seit zwei Tagen auf dich. Mit einem guten Freund saß ich gerade am Fenster des Hotelrestaurants, als du vorfuhrst.« Sie küßte ihn so stürmisch, daß einige Passanten stehenblieben.

Kuhnke tippte ihr auf den Rücken. »Ick bin ooch noch da.«

»Max!« Sie umarmte den Funkmaschinisten. »Hättest du es für möglich gehalten, daß wir uns in Kopenhagen wiedersehen würden?«

»Nee. Und wem verdanken wir das? Unserm Führer! Wenn der Dänemark nicht überfallen hätte ...«

»Wer zahlt die Fahrt?« unterbrach ihn der Taxifahrer.

Kuhnke zückte die Börse. »Geht schon vor. Bestimmt habt ihr euch was zu erzählen.«

Ditha hakte sich bei ihrem Mann ein. »Ich weiß nicht, wohin vor Glück.«

»Ich schon. So schnell wie möglich möchte ich mit dir allein sein.«

»Sorry, Sir, da wird jemand protestieren.« Sie deutete auf das Fenster des Restaurants. »Schau mal, wer dort grinst.«

Werner glaubte, er habe eine Halluzination. »»Balli« ist hier?« Im nächsten Moment stürmte er mit Ditha ins Hotel.

Major Ballmann kam ihnen entgegen.

Werner begrüßte ihn auf spanische Art mit kräftigem Schulterklopfen. »Hombre, auch Sie sind in Kopenhagen?«

»Wie Sie sehen. Und ich habe bereits gestern und heute den Geist und den Charme Ihrer Gattin bewundert.«

Kuhnke kam hinzu, grüßte militärisch und frotzelte höchst unehrerbietig: »Kann man denn nie verreisen, ohne Sie zu treffen, Herr Major?«

Der Offizier, der in Rußland als Jagdflieger und in Spanien als Bomberpilot eingesetzt gewesen war, reichte ihm die Hand. »Immer noch die freche Schnauze, Herr Oberfeldwebel?«

»Klar doch. Bin schließlich Berliner.«

Ditha schob ihn zur Seite. »Jetzt werden erst mal bei der Reception die Formalitäten erledigt, dann wird der Reisestaub abgeschüttelt, und in einer halben Stunde treffen wir uns im Restaurant. Einverstanden?«

Auf dem Weg zum Hotelzimmer schmiegte sich Ditha ungeniert an Werner. »Ich werde es erst in ein paar Tagen ganz begreifen, daß ich wieder bei dir bin.«

»Mir geht es ähnlich. Das Väterchen im Himmel scheint uns doch in sein Herz geschlossen zu haben.«

»Hast du nicht vielleicht ein bißchen nachgeholfen?«

»Wie kommst du darauf?«

»Manzel hielt das für möglich. »Ihr Mann ist ein ideenreicher Odysseus«, war seine Meinung. »Der bringt für Sie die tollsten Dinge fertig.««

»Weil du eine verführerische Circe bist, die mich nicht zur Ruhe kommen läßt. Darum schwöre ich auf der Stelle: Mag kommen, was will, wir werden uns nicht nochmals trennen!«

»Du gehst gegebenenfalls mit mir nach Schweden?«

»Ja, sofern ich nicht meinen Plan verwirklichen kann, mir die Stellung zu erringen, die ich mir in einer freien Welt für uns wünsche.«

Sie legte wie erschöpft den Kopf an seine Schulter.

Das Hotelzimmer war hübsch eingerichtet. Dunkelrote, gelbe und weiße Rosen, die in kleinen Sträußen eher unauffällig im Raum verteilt waren, zeugten für Dithas Geschmack.

Daß sie gewillt war, das Heft sehr bald wieder in die Hand zu nehmen, wurde deutlich, als sie nach einem langen Kuß, der beiden fast den Atem raubte, unmißverständlich kommandierte: »Schluß jetzt, sonst kriegst du mich heute nicht mehr ins Restaurant. Du verschwindest auf der Stelle im Bad, und ich packe deinen Koffer aus.«

»Hoffentlich ist mein Anzug nicht allzu zerknittert.«

»Du darfst Zivilkleidung tragen?«

»Hier werde ich tun, was ich will«, antwortete er in euphorischer Stimmung. »In Dänemark gibt's glücklicherweise keine SS, vor der mich die Uniform schützen soll. Die Flüge dürfen natürlich nicht in Zivil durchgeführt werden.«

Ditha horchte auf. »Habt ihr etwa militärische Aufgaben zu erledigen?«

»Wie man's nimmt. Unsere Maschine ist unbewaffnet. Dennoch wird uns nichts geschehen, da wir in einer Höhe fliegen, die weder Flakgeschosse noch Jagdflugzeuge erreichen können. Wir bewegen uns nämlich in der *Stratosphäre!*«

Sie warf den Kopf zurück. »Willst du mich auf den Arm nehmen?«

»Das werde ich mir erst heute abend erlauben. Nein, wir fliegen tatsächlich in der Stratosphäre – in *vierzehntausend* Meter Höhe, um von dort aus, sofern das Wetter gut ist, die Nordsee zu überwachen. Dies ist die militärische Seite und der Preis dafür, daß wir wieder Zusammensein können.«

»Also wie in Spanien.«

»Umsonst gibt es nichts. Schon die alten Römer sagten: ›Si vis pacem, para bellum.« – ›Willst du Frieden, halt dich kriegsbereit.« Jedes Ding hat seinen Preis.«

Ditha ging zum Telefonapparat und beauftragte den Oberkellner, im Restaurant Smorrebrods und Champagner bereitzustellen. Dann schlüpfte sie aus ihrem Kostüm und zog ein taupefarbenedes Seidenkleid an, dessen atemberaubendes Dekollete Werner schlucken machte, als sie auf ihn zuzuging, die Arme ausbreitete und sich im Kreis drehte. »Gefalle ich dir?«

»Da muß ich erst eine Gegenfrage stellen: Gehört das alles mir?«

Sie lachte. »Spätestens in einigen Stunden, Comandante!«

»Dann bin ich zufrieden.« Er trat vor einen Spiegel und band seine Krawatte. »Für die anderen bist du viel zu hübsch.«

»Hör' ich gern.«

»Daß ›Balli‹ im gleichen Hotel wohnt, ist ein kaum glaublicher Zufall.«

»Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen, als er gestern im Restaurant erschien. Er bleibt übrigens nur bis morgen früh, ist in Aalborg stationiert und hatte seinen General herzufliegen. ›Kein Krieg, ohne die Kostbarkeiten in Feindesland zu besichtigen!‹ mokierte er sich. Ich habe ihn richtig ins Herz geschlossen. Mir gefiel er gleich, als ich ihn in Sevilla kennenlernte. Aber erst wenn man sich länger mit ihm unterhält, erkennt man, was in ihm steckt.«

»Um so mehr bedaure ich, daß er schon bald abhauen muß.«

»Wenn's dir recht ist, werde ich dich entschädigen.«

»Oh, lá, lá!«

Wenig später, als sie das Hotelrestaurant betraten, genoß Werner die Bewunderung, mit der Major Ballmann und Kuhnke seiner Frau entgegenblickten.

Ditha wehrte die Komplimente mit der an den Funkmaschinisten gerichteten Frage ab: »Nanu, auch du hast die Uniform an den Haken gehängt?«

»Det war vereinbart. Werner will den Dänen möglichst wenig auf den Wecker fallen. Er meint, die müßten eine Mordswut auf uns haben.«

»So schlimm ist das nicht«, behauptete der Major. »König Christian, zum Beispiel, raunte nach dem Einmarsch unserer Truppen in Kopenhagen dem Chef des Generalstabes zu: ›Von Soldat zu Soldat! Ihr Deutschen habt wieder Unglaubliches geschafft!«

Werner wiegte den Kopf. »Das kann man so und so verstehen.«

Ein Kellner servierte den bestellten Champagner.

Ditha ergriff ein Glas. »Trinken wir auf unser Wiedersehen!«

Sie stießen miteinander an, und nachdem getrunken worden war, bat Ditha darum, ihr einen Wunsch zu erfüllen. »Ich kann nicht verstehen, daß sich Mannsbilder, die seit einem Jahrzehnt freundschaftlich miteinander verbunden sind, per ›Sie‹ anreden. Wäre es nicht angebracht ...?«

»Wird sogar höchste Zeit«, begeisterte sich Kuhnke. »Für einen Oberfeldwebel gibt's nichts Schöneres, als einen Stabsoffizier dumm anquatschen zu dürfen.«

Major Ballmann drohte mit der Faust, wandte sich gleich darauf aber an Ditha. »Sie sind eine wunderbare Frau.«

»Und *du* bist ein liebenswerter Schafskopf«, entgegnete sie und gab ihm einen Kuß. »Wie ist dein Vorname?«

»Man nennt mich nur noch ›Balli‹.«

Sie hob ihr Glas. »Also, auf ›Balli!«

Werner blinzelte dem Kameraden zu. »Wurde wirklich Zeit, daß wir uns duzen.«

Ditha forderte die Freunde auf, sich der köstlichen Smarrebreds zu bedienen. Das brauchte sie nicht zweimal zu sagen, und bald kam ein lebhaftes Gespräch zustande, in dessen Verlauf Major Ballmann, verblüfft über Werners neue Tätigkeit, die Frage stellte:

»Und warum startest du mit deinem Superflugzeug nun von Kopenhagen aus?«

»Um wieder mit meiner Frau zusammensein zu können«, bekannte er und schilderte, welche Schwierigkeiten ihm bereitet wurden und auf welche Weise die Obristen Winter und Fink sowie Stabsingenieur Schulze ihm geholfen hatten. »Hätten die drei mir nicht beigestanden, säße ich wahrscheinlich längst im KZ.«

»Dem Denunziantentum ist wahrhaftig Tür und Tor geöffnet«, erboste sich ›Balli‹. »Seid bloß vorsichtig! Hauptmann von Schönthal war es leider nicht.«

»Was ist mit ihm?«

»Das weißt du nicht?«

»Nein, ich habe nie wieder von ihm gehört.«

»Als er aus Rußland zurückkehrte, wurde er Kommandeur einer süddeutschen Jagdfliegerschule. Dort flapste er bei der Einweihung eines Fliegerhorstes gleich hohe Parteifunktionäre mit den Worten an: ›Ah, bonjour mesdames!‹ Man glaubte nicht richtig gehört zu haben und ging über die ›Pflaume‹ hinweg. Als er aber nach der Festrede eines Generals mit allen Anwesenden vor einem Hitlerporträt den Arm zum deutschen Gruß erhob, hatte er den Nerv, seiner Hand die Form eines Revolvers zu geben und ›Salve!‹ zu brüllen. Da ›Salve‹ militärisch eine andere Bedeutung als ›Sei gegrüßt‹ hat, war die Aufregung verständlicherweise groß, und sein Vorgesetzter kündigte ein Ehrengerichtsverfahren an. Aber noch am gleichen Abend erschienen in Schönthals Wohnung SS-Chargen. Er sollte in ein Konzentrationslager eingeliefert werden. Da brannte bei ihm die Sicherung durch. Er bat, einige Utensilien mitnehmen zu dürfen, und schoß sich eine Kugel in den Kopf. Sein Verhalten vor dem Hitlerbild war gelinde gesagt eines Offiziers nicht würdig, aber einen Menschen wegen eines zweifellos schlechten Scherzes kurzerhand abzuservieren, das bringt nur das NS-Regime fertig.«

»Und für solche Kreaturen ziehst du in den Krieg?« ereiferte sich Ditha.

Major Ballmann schüttelte den Kopf. »Ich kämpfe nicht für Hitler und seine ›Goldfasane‹, sondern für Deutschland und für meine Familie. Das gilt für die meisten von uns. Alle Truppenteile werden entweder von Aktiven gebildet, die Soldaten wurden, als Hitler noch nicht in der Regierung war, oder von Reservisten und durch Mobilmachung einberufenen Bürgern, die an die Wand gestellt worden wären, wenn sie sich geweigert hätten, dem Befehl nicht Folge zu leisten.«

»So ist es!« pflichtete ihm Werner bei. »Die wenigsten von denen, die ich in den letzten Monaten kennengelernt habe, sind mit Hitlers

Vorgehen einverstanden. Begeisterung für die Fliegerei, vor allen Dingen aber ein starkes Pflichtgefühl der Heimat gegenüber, von dem auch ich mich nicht frei machen kann, obwohl man mich einsperren möchte, sind die Ursache dafür, daß die Schnauze gehalten wird. Doch jetzt ein anderes Thema. Meine Frau rennt uns sonst davon. Trinken wir auf ihr Wohl!«

»Balli« griff nach seinem Glas. »Eins möchte ich nur noch sagen: Solltet ihr beide in Druck kommen – ich werde euch helfen, so gut ich kann.«

Werner stieß mit ihm an. »Hoffentlich brauchen wir uns nie an dich zu wenden.«

»Das hoffe ich ebenfalls«, bekräftigte Major Ballmann. »Doch in einem Punkt, das muß ich noch hinzufügen, bist du unrealistisch. Du erprobst ein Flugzeug, das in dem Augenblick, da es sich bewährt hat, einem militärischen Verband übergeben wird.«

»Darüber bin ich mir im klaren. Aber worauf willst du hinaus?«

»Endet dann nicht dein Aufenthalt in Kopenhagen? Dies frage ich nicht, um euch zu erschrecken. Ich möchte vielmehr darauf hinweisen, daß mir ein Verband untersteht, der in Kürze nach Vaernes bei Trondheim verlegt wird. Später vielleicht sogar noch wesentlich weiter nach Norden. Solltet ihr also eure Zelte hier abbrechen müssen, ruft mich an. Notfalls holen wir Ditha als »Luftwaffenhelferin« zu uns und verstecken sie an einem abgelegenen norwegischen Fjord. Und für dich, Werner, hätte ich eine Aufgabe, die dir gefallen würde. Uns fehlt nämlich ein Langstreckenpilot, den weite Erkundungsflüge nach Island, Grönland und Spitzbergen reizen.«

»Das ist hinterhältig«, schimpfte Ditha. »Bei solchen Zielen muß meinem Mann ja das Wasser im Mund zusammenlaufen.«

Werner tätschelte ihre Hand.

»Wie gut du mich auch kennen magst, Stratosphärenflüge bedeuten mir im Moment mehr. Wir planen nämlich eine Maschine, die bis auf sechzehntausend Meter steigen soll. Dazu werden wir in den Rumpf einen schweren Daimler-Benz 605 einbauen, der keine andere Aufgabe haben wird, als einen gewaltigen Turbolader anzutreiben.«

Ditha drohte: »Wenn du anfängst zu fachsimpeln, ziehe ich mich zurück.«

»Dann werde ich dich lieber gleich begleiten.«

Major Ballmann hob sein Glas. »Vorher schnell noch einen Abschiedsschluck! Ich bin glücklich, daß wir uns getroffen haben. Und wie gesagt: Einer schicken Luftwaffenhelferin mit einem tüchtigen Piloten im Gepäck helfen wir jederzeit. Unser General wird keine Schwierigkeiten machen. Mit ihm kann man reden. Er ist, wie so viele Offiziere, für und gegen Hitler. Wir sitzen halt alle in der Falle.«

Gleich am nächsten Morgen führte Ditha ihren Mann nach einem ausgiebigen Frühstück durch Kopenhagen. Sie hatte tags zuvor einen Orientierungsrundgang gemacht, der ihr half, die Sehenswürdigkeiten schnell zu finden. Dabei lernte Werner die ersten dänischen Worte. Der Rathausplatz hieß *Rådhuspladsen*, die Säule davor mit zwei überlebensgroßen Bläsern *Lurenblæksøjlen*, das Theatermuseum *Teatermuseet*, eine Dampfschiffahrtsgesellschaft *DampskipsSelskap*, der zoologische Garten *Zoologisk Have* und die Frauenkirche *Vor Frue Kirke*.

Werner bekam an diesem Tag viel zu sehen, darunter das Schloß, *Slot* genannt, *Rosenborg* im *Rosenborg Have*, verträumte *Pladsen* mit herrlichen Häusern aus dem achtzehnten Jahrhundert sowie das *Slot Charlottenborg* und *Det kongelige Teater*.

Am Abend aßen sie im »Wiwex«, einem exzellenten Speiserestaurant mit viel »Gigi«, aber auch »Culture«. Der Kaviar wurde auf einem von innen erleuchteten großen Eisblock serviert. Danach gab es getrüffelte Straßburger Pastete. Als Hauptgang folgte eine Poularde, deren aus den Knochen gepreßten Saft ein Koch mit Cognac ansetzte und zu einer pikanten Sauce verrührte. Es war ein Vergnügen, zuzusehen, wie die lautlos hantierenden Kellner über blau züngelnden Weingeistöfen die letzte Zubereitung am Tisch vornahmen. Und das in einer Zeit, da es in Deutschland an den wichtigsten Nahrungsmitteln fehlte, in Norwegen nach wie vor erbitterte Kämpfe stattfanden und im Westen der Angriff auf Frankreich vorbereitet wurde.

Werner war ein wenig beklommen zumute. Doch Ditha verscheuchte seine Skrupel mit dem Hinweis: »Hast du vergessen, wie lange wir uns nicht gesehen haben? Neun Monate! Und unsere Zukunft ist keineswegs gesichert. Schon morgen kann etwas passieren, das uns wieder auseinanderreißt. Wir müssen jeden Tag genießen!« Er ergriff ihre Hand. »Bezüglich des Genießens bin ich gleicher Meinung. Aber wir werden uns nicht wieder trennen. Wir bleiben von jetzt an zusammen – mag kommen, was da will!«

»Und was ist morgen früh? Fliegst du da nicht weit weg von mir?«

»Nein«, widersprach er. »Ich steuere einen in sauberer Navigationsarbeit geplanten Kurs, der von Kopenhagen über bestimmte geographische Punkte hinweg nach hier zurückführt.«

»Könnte nicht ein Motor ausfallen?«

»Dann landen wir entweder früher oder später in Kastrup – je nachdem, wo und wann die Panne eintritt. Doch wir kommen zurück! Die große Höhe gibt uns enorme Möglichkeiten. Allenfalls wäre eine Zwischenlandung in Norwegen oder Deutschland möglich.«

Es erleichterte Ditha zu hören, daß Werner alle Eventualitäten einkalkulierte. Sie wußte, daß der Meteorologe für den nächsten Tag eine wesentliche Verbesserung der Wetterlage über der Nordsee und über Mittelengland vorausgesagt hatte und daß Werner willens war, keine Gelegenheit ungenutzt zu lassen, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Darum schlug sie vor, zeitig ins Hotel zurückzukehren. »Du brauchst mindestens acht Stunden Schlaf!«

»Das kann ich nicht leugnen«, stimmte er ihr zu. »Aber ich werde keine Ruhe finden, wenn du nicht vorher mit einer frechen Geschichte aufwartest.«

»Das will ich ja. Bis Mitternacht sind noch zwei Stunden! Den Start hast du auf zehn Uhr festgesetzt. Meine Rechnung geht also auf!«

»Das beruhigt mich so sehr, daß ich schon ganz aufgeregt bin.«

»Wie mich das freut. Nur – darf ich dich wirklich nicht zum Flughafen begleiten?«

»Auf keinen Fall! Wenn es Malbinger gelingen sollte, meine Spur aufzunehmen, könnte er uns von dem Tag an, da er dich an meiner Seite gesehen hat, enorme Schwierigkeiten bereiten.«

»Schade. Die Stratosphärenmaschine hätte ich gern einmal gesehen. «

»Das kannst du ohne weiteres. Morgen werden wir voraussichtlich sechs bis sieben Stunden unterwegs sein. Setz dich also rechtzeitig ins Flughafenrestaurant und betrachte den Supervogel nach der Landung, während wir in die Halle rollen. Danach steigst du in ein Taxi und erwartest mich im Hotel.«

»Natürlich mit Figaros Worten: »Endlich naht sich die Stunde!««

Für Werner und Kuhnke war es ein aufregendes Erlebnis, nach dreistündigem Flug aus 14 300 Meter Höhe die britische Küste am Horizont auftauchen zu sehen. Über ihnen wölbte sich ein glasklarer, grün schimmernder Himmel. Unter ihnen waren weite Gebiete wolkenlos. Die Sonne goß ein freundliches Licht über England. Dennoch wurden Erhebungen und unterschiedliche Bodenfärbungen nicht erkennbar. Britannien glich einem verstaubten Relief, dessen Städte sich konturlos darbieten.

Werner schätzte, daß sie auf Newcastle zuflogen. Um den Standort zu kontrollieren, erbat er Peilungen vom Radiosender Kopenhagen und von einer Funkbake bei Bilbao, die während der Zeit der Legion Condor in Nordspanien errichtet worden war.

Kuhnke meldete wenig später: »Kopenhagen 283, Bilbao 005 Grad.«

Daraus ergab sich, daß nicht Newcastle, sondern Sunderland vor ihnen lag.

»Nordwind muß uns nach Süden versetzt haben«, vermutete Werner. »Sobald die Küste unter uns liegt, nehme ich Kurs auf den Firth of Forth, dessen markanter Einschnitt in das Land sogar aus großer Höhe auszumachen sein dürfte. Flugzeit bis Edinburgh etwa vierzig Minuten. Schalte das Reihenbildgerät kurz vorher ein.«

Es war ein erhebendes Gefühl, ungefährdet über ein Land zu fliegen, das sich mit Deutschland im Krieg befand. Dennoch konnte

Werner sich nicht uneingeschränkt freuen. Hatte er nicht dazu beigetragen, die Fliegerei in militärischer Hinsicht voranzutreiben? Stand er nicht auf der Seite derer, die den Krieg in maßloser Verblendung verschuldet hatten?

Edinburgh wurde erreicht. Werner versuchte, die berühmte Brücke über den Firth of Forth zu entdecken, doch das war aus 14 300 Meter Höhe nicht möglich. Er ließ sich nochmals Peilungen von Kopenhagen und Bilbao geben, um deren Zuverlässigkeit zu prüfen. Dann kurvte er in Richtung Dänemark zurück.

Der erste Englandflug veränderte Werners Einstellung. Die fortgeschrittene Technik begeisterte ihn und verdrängte seine Auflehnung gegen das Regime. Er redete sich nun ein, Entscheidendes zum Schutz deutscher Kameraden beizutragen. Das sagte er sich immer wieder, wenn er mit Kuhnke über die Nordsee flog. Einmal überquerten sie England von Hüll bis Liverpool, und bei einem Flug über London machten sie eine Feststellung, die sie fast übermütig werden ließ.

Der Funkmaschinist hatte plötzlich aufgeregt gerufen: »Du sprichst doch englisch. Nimm mal den Kopfhörer. Mir kommt es so vor, als hätte ick beim Herumhorchen im Äther die Sprechfrequenz eines Flugverbandes erwischt.«

Werner erkannte sogleich, daß Kuhnke enormes Glück entwickelt hatte. Auf der abgehörten Frequenz unterhielt sich eine englische Bodenstelle mit dem Piloten eines Flugzeugs, das sich allem Anschein nach in ihrer Nähe befand. Die Lautstärke der Leitzentrale war wesentlich geringer als die des Flugzeugsenders, und es wurden Kurse durchgegeben, die jeweils mit der Richtung übereinstimmten, die er selber steuerte. Flog er nach Osten, rief die Bodenstation: »Unbekanntes Objekt fliegt jetzt neunzig Grad.« Kurvte er nach Süden, hieß es: »Nun hundertachtzig Grad.« Einmal meldete der Pilot: »Wenn ich mich nicht täusche, habe ich das Flugzeug einen Augenblick lang gesehen. Es fliegt mindestens vier- bis fünftausend Meter über mir. Da ist nicht ranzukommen. Die Maschine muß über eine Druckkabine verfügen. Wenn wir unsere Spitfires nicht genauso ausrüsten, können wir einpacken.«

Werners Herz schlug höher. Außer Deutschland verfügte keine Nation über ein Flugzeug, das die Stratosphäre erreichte. Doch schon wenige Tage später erhielt er einen schweren Dämpfer. Deutsche Truppen zu Lande und in der Luft hatten am 10. Mai 1940 Holland und Belgien überfallen und rücksichtslos eine Stadt nach der anderen bombardiert, um schnelle Kapitulationsverhandlungen zu erzwingen. Nach fünf Tagen streckten die Niederlande die Waffen. Nach zwei Wochen befahl König Leopold von Belgien seinen Truppen, das Feuer einzustellen. Kaltschnäuzig hatte Hitler die Hoheitsrechte neutraler Staaten mißachtet und unschuldige Menschen in den Tod getrieben. Und während man sich in Deutschland anschickte, diesen grandiosen Sieg zu feiern, versuchte die britische Heeresführung, ihre Armeen von der nordfranzösischen Kanalküste in die sichere Heimat zurückzubringen. Pausenlos hämmerten deutsche Geschütze und Sturzkampfbomber auf die fliehenden Truppen ein. Werner, der aus Radiosendungen wußte, was sich im Raum von Dünkirchen abspielte, flog in 14 600 Meter Höhe über die tobende Schlacht hinweg und war außerstande, vom grausigen Geschehen etwas zu sehen. Manchmal entdeckte er ein Aufblitzen, ähnlich dem, wie es Glassplitter beim Einfall der Sonne für den Bruchteil einer Sekunde reflektieren. An einigen Stellen bildeten sich auch Wolken, doch es ließ sich nicht sagen, ob es sich um natürliche Wetterwolken oder gewaltige Explosionen handelte. Vom großen Sterben auf der Erde war aus dieser Höhe nichts zu erkennen.

Der Feldzug gegen Frankreich ließ Ditha und Werner hoffen und bangen. Die Meldungen über den unerwartet schnellen Vormarsch der deutschen Verbände beeindruckten sie. Falls es zu einer baldigen Kapitulation kommen sollte, bestand nach Werners Meinung die Aussicht, daß England eine gütliche Einigung anstrebte. Ditha hielt dies für ausgeschlossen. Sie war überzeugt, daß die von deutscher Seite als Zeichen der Schwäche gedeutete ›Blut-Schweiß-und-Tränen-Rede‹ Winston Churchills das britische Volk zu einer verschworenen Gemeinschaft geformt habe. Dennoch hoffte sie auf eine entscheidende Wende des Krieges, ohne die ihr Mann nicht die Möglichkeit haben würde, seinen südamerikanischen Traum zu verwirklichen.

In dem Bestreben, seine Position zu festigen, sandte Werner den Obristen Winter und Fink sowie dem Stabsingenieur Schulze einen ausführlichen Bericht über die bei insgesamt zwölf Stratosphärenfernflügen gesammelten Erfahrungen, wobei er Kuhnkes Ermittlungen bezüglich der Funksprechfrequenzen besonders herausstellte.

Schon wenige Tage später ließ Oberst Fink ihn an den Telefonapparat der deutschen Kommandantur in Kopenhagen rufen und erklärte in fast euphorischer Stimmung: »Mein lieber Eggebrecht, Ihre Ausführungen haben beim Generalstab Begeisterung ausgelöst. Wir müssen Sie schnellstens sprechen. Da wir Sie aus naheliegenden Gründen nicht nach Rechlin kommen lassen möchten, haben wir uns entschlossen, morgen zu Ihnen zu fliegen. Wir werden zwei Tage in Kopenhagen bleiben. Wenn wir Sie schon besuchen, wollen wir uns nicht gleich wieder verabschieden müssen.«

Das Gespräch fand am 21. Juni 1940 statt, wenige Stunden nach Übergabe der deutschen Waffenstillstandsbedingungen an französische Unterhändler im Wald vom Compiègne. Als Übergabeort hatte Hitler den Eisenbahnwagen gewählt, in dem 1918 das Schicksal des Kaiserreiches besiegelt worden war.

»Ein schlechtes Omen«, klagte Ditha, als sie die Meldung im Radio hörte. »Warum lernen Staatsmänner nicht aus früher gemachten Fehlern? Deutschland hat fraglos einen großen Sieger errungen, sein Reichskanzler und Oberbefehlshaber des Heeres aber bietet dem geschlagenen Gegner nicht die Hand zum versöhnlichen Frieden, sondern bestimmt demütigend den Waggon von Compiègne zum Verhandlungsort. Damit ist eine einmalige Chance vertan. Mit einem schnellen Kriegsende ist nicht mehr zu rechnen.«

Werner stimmte ihr zu, erklärte aber zugleich: »Es nützt nichts, sich darüber aufzuregen. Denk lieber an den Besuch, den wir aus Berlin erwarten. Vermutlich will Oberst Fink den mir erteilten Auftrag erweitern.«

»Gib dich keinen falschen Hoffnungen hin«, riet sie ihm. »Daß sich die Herren nach Kopenhagen bemühen, dürfte mehr mit den

hiesigen Einkaufsmöglichkeiten als mit deinen Flügen zu tun haben.«

Werner reagierte vorwurfsvoll: »So solltest du nicht über Männer sprechen, die mir vielfach entscheidend geholfen haben!«

»Bleib auf dem Teppich!« ereiferte sie sich. »Ich bin weit davon entfernt, gegen deine Freunde zu reden, möchte vielmehr, daß du dir keine allzu großen Hoffnungen machst. Wollten sie deinen Auftrag erweitern, brauchten sie nicht hierherzufliegen. Nur schwerwiegende Dinge erfordern mündliche Aussprachen. Erfreuliches kann am Telefon erledigt werden.«

Es zeigte sich, daß Ditha ein gutes Gespür besaß. Werner erkannte es gleich nach der Ankunft der drei Offiziere. Ihre Reden über den herrlichen Flug, die phantastische Landepiste und das wunderbare Panorama Kopenhagens waren Ablenkungsmanöver und deuteten darauf hin, daß Dithas Vermutung richtig gewesen war. Zumal Oberst Winter den Vorschlag machte, nicht sofort zum Hotel zu fahren, sondern sich im Flughafenrestaurant erst einmal ein kühles Bier zu gönnen. Das konnte nur bedeuten, daß Ditha bei der ersten Besprechung nicht zugegen sein sollte. Kurz entschlossen ergriff Werner die Initiative.

»Meine Herren, Sie machen es sich und mir leichter, wenn Sie Ihre Aufgabe hinter sich bringen. Ich spüre, daß Sie mir Unangenehmes mitzuteilen haben.«

»So ist es nicht«, wehrte der ehemalige Kommandeur von Lipezk ab. »Wir sind gekommen, um mit Ihnen über Änderungen zu sprechen, die nach Ihrem hervorragenden Bericht geboten scheinen. Es ist etwas eingetreten, womit wir nicht rechnen konnten. Seit wir die von Ihnen aus der Stratosphäre ›geschossenen‹ Aufnahmen dem Generalstab vorgelegt haben, entwickelt er eigene Pläne.« Wie um die Stimmung nicht absinken zu lassen, fügte Oberst Winter hinzu: »Ich bin beauftragt, Ihnen und Ihrem langjährigen Flugkameraden Kuhnke die Urkunden zur Verleihung des EKI zu überreichen.«

Noch bevor Werner Zeit zu einer Erwiderung fand, polterte Oberst Fink: »Kommen Sie mir jetzt bloß nicht mit dummem Gewäsch! Das EKI wird die SS daran hindern, Sie auf die Hörner zu nehmen. Und

das ist wichtig für unsere weiteren Pläne. Ihr Erfolgsbericht hat den Generalstab mobilisiert. Die ›Ju 86 P2‹ soll schnellstens in größerer Stückzahl hergestellt werden. Und zwar in zwei Ausführungen: als Höhenbomber und als Fernaufklärer. Die Übergabe der Maschinen hat an die ›Gruppe Rowehl‹ zu erfolgen.«

Stabsingenieur Schulze machte eine bedauernde-Geste. »Jede Weiterentwicklung ist uns damit entzogen.«

»Und es ergibt sich die Frage, welche Aufgabe *Sie* in Zukunft übernehmen«, ergänzte Oberst Winter. »Wir haben einige Überlegungen angestellt und kamen zu einem Ergebnis, das es erforderlich macht, mit Ihnen zu reden.«

Das Gespräch wurde durch den Kellner unterbrochen, der das bestellte Bier brachte.

Oberst Fink griff nach seinem Glas. »Dann erst mal prost!«

Der ›Vater der Zivilpiloten‹ stieß mit Werner an. »Auf daß wir eine für Sie akzeptable Lösung finden!«

Oberst Fink stöhnte wie erlöst, als er einen kräftigen Schluck getrunken hatte. Gleich darauf raunzte er wieder los: »Da wir uns nicht in einem Mädchenpensionat befinden, brauchen wir uns keinen Zwang anzutun und können Scheiße Scheiße nennen.« Er wandte sich an Werner. »Es ist mehr als beschissen, einem Staat zu dienen, der Skrupellosigkeit auf sein Panier geschrieben hat. Aber noch beschissener ist es, daß wir alle miteinander unser Bestes geben, um einer rücksichtslosen Führung zum Erfolg zu verhelfen. Irgendwo in uns – ich weiß nicht, ob im Hirn oder im Herzen – gibt es etwas, das uns zwingt, mitzumachen. Und irgendwo in uns – ich weiß nicht, ob im Hirn oder im Herzen lehnt sich etwas entschieden dagegen auf. Doch wir schweigen. Entwurzelt kämpfen wir darum, uns nicht entwurzeln zu lassen. Wenn Hitler den Endsieg erringt, werden wir wie knorrige Eichen dastehen. Sollte er verlieren, werden wir tausend Entschuldigungen dafür finden, daß wir mitschuldig geworden sind.«

Werner wurde es zuviel. »Nun scheinen wir doch in ein Mädchenpensionat geraten zu sein.«

Der Oberst konterte: »Schon in Lipezk erweckten Sie den Eindruck, bis auf den Grund des Meeres schauen zu können. Aber

Sie haben recht. Wenn Militärs anfangen zu philosophieren, geht der Ofen aus. Kommen wir also zur Sache. Wir könnten Ihnen weiterhin hochinteressante Aufgaben zuschanzen, die Sie jedoch, wie wir vermuten, nicht übernehmen werden, weil Sie dann nach Rechlin zurückkehren müßten. Wahrscheinlich ziehen Sie es eher vor, mit Ihrer Gattin durch den Oresund nach Schweden zu schwimmen.«

Obwohl Werner spürte, daß es ernst wurde, gab er sich einen unbesorgten Anschein. »Wegen unserer Koffer würden wir lieber in einem kleinen Fischerboot übersetzen.«

Oberst Winter sah ihn prüfend an. »Würden Sie Ihre Heimat unter Umständen endgültig verlassen?«

»Ich möchte mich anders ausdrücken: Keinesfalls werde ich mich nochmals von meiner Frau trennen.«

Oberst Fink beugte sich über den Tisch. »Dann sollten wir über den Vorschlag sprechen, den Major Ballmann Ihnen gemacht hat.«

Werner glaubte nicht richtig gehört zu haben. »Sie wissen davon?«

»Er hat mich kürzlich informiert und mir gesagt: ›Wenn sich erweisen sollte, daß die Stratosphärenflüge unseres Freundes Eggebrecht von militärischer Bedeutung sind, wird seine Maschine garantiert von einer Luftwaffeneinheit übernommen werden, und er sitzt dann auf dem trockenen. Deshalb bitte ich dich, den ›Obermaulwurf von Lipezk‹, ihn gegebenenfalls zu meiner Gruppe zu versetzen. Denn Maulwurf Eggebrecht könnte Maulwurf Ballmann wertvolle Dienste leisten. Und seine Frau hat es verdient, nicht im Stich gelassen zu werden. Meine Gruppe wird in Kürze nach Banak verlegt, dem nördlichsten Flughafen Europas. Dort werden wir gewiß eine abgelegene Unterkunft finden.««

Werner war verblüfft. »Major Ballmanns Angebot war tatsächlich ernst gemeint?« »Absolut. Vorsorglich habe ich gestern noch einmal mit ihm telefoniert. Sofern Sie einverstanden sind, dirigiert er eine Nachschubmaschine via Kopenhagen zu seinem Heimatstützpunkt Jever und von dort via Kopenhagen zurück in den hohen Norden. Auf dem Hinflug würde der hiesigen Flugleitung ein Paket mit einer Fliegerkombination und den erforderlichen Papieren für Madame Eggebrecht übergeben werden. Auf dem Rückflug könnte jene Dame

gegen Vorlage des ihr übermittelten Marschbefehls als ›Luftwaffenhelferin‹ in die Maschine einsteigen.«

»Und wie komme ich nach Banak?« fragte Werner, dem sichtlich heiß geworden war.

»Sie und Kuhnke fliegen mit dem Stratosphärenflugzeug nach Jever, stellen es dort ab und überführen eine als Fernaufklärer ausgerüstete ›Ju 88‹ nach Banak. Genaue Termine sind zwischen ›Balli‹ und Ihnen zu vereinbaren. Sie können ihn und mich jederzeit über die hiesige Kommandantur erreichen. Was sagen Sie dazu?«

»Ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll«, antwortete Werner. Stabsingenieur Schulze grinste. »Ersteres paßt besser zu Ihnen.«

Oberst Winter fragte erwartungsvoll: »Werden Sie das Angebot annehmen?«

»Ich glaube, schon, möchte die Entscheidung aber nicht ohne meine Frau treffen.«

»Sie rechnen mit einem positiven Ausgang?«

»Um nicht wieder getrennt zu werden, sind wir bereit, vieles auf uns zu nehmen. Entgegen ihrer früheren Meinung – meine Frau hätte mich gern nach Schweden geholt – sagte sie mir kürzlich: ›Ich weiß, daß du hinter einem Schreibtisch ebenso wild werden würdest wie ein Musiker, von dem man verlangt, daß er die Sonnenbahn berechnen soll. Bei deinem Beruf kannst du nicht zu mir, sondern muß ich zu dir kommen.««

Oberst Fink holte tief Luft. »Jetzt sehe ich der Begegnung mit Ihrer Gattin nicht mehr ganz so besorgt entgegen.«

Während Werner mit den drei Offizieren zum Hotel Viking fuhr, meldete SS-Hauptsturmführer Malbinger seinem Vorgesetzten: »Ich möchte behaupten, daß wir Eggebrecht jetzt an die Angel bekommen.«

Der Abteilungsleiter lehnte sich zurück. »Wie oft haben Sie das schon geglaubt?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen, Brigadeführer – weiß nur, daß ich leider viel zu häufig gehofft habe, am Ziel meiner Wünsche zu sein.«

»Das zuzugeben ist immerhin ein Fortschritt.«

»Trotz gewisser Ergebnisse brachte ich den Fall Eggebrecht seit fast zwei Monaten nicht mehr zur Sprache. Die Gegenseite versteht es einfach meisterhaft, uns hinters Licht zu führen.«

»Die SS kann nie hinters Licht geführt werden!« brüllte der Brigadeführer empört. »Höchstens eine Flasche wie Sie! Also heraus mit der Sprache! Was haben Sie uns eingebrockt?«

Jetzt kann ich wenigstens im Zusammenhang berichten, folgerte Malbinger und entnahm seiner Aktentasche einen Stapel Papiere. »Dies sind Fotografien von zwölf Schreiben, die Eggebrechts jüdische Frau ihrem Mann von Stockholm nach Rechlin sandte. Kein einziges Kuvert wurde frankiert oder gestempelt.«

Die Miene des Vorgesetzten entspannte sich. »Woher haben Sie das Material?«

»Als mir unser V-Mann seinerzeit meldete, Eggebrecht habe einen unfrankierten Brief erhalten, ließ ich die Sache nicht auf sich beruhen, bugsiierte vielmehr an einem Tag, als der Pilot und sein Funker nach Dessau gefahren waren, zwei Spezialleute in jenen kleinen Gasthof, in dem Eggebrecht seit seiner Versetzung nach Rechlin wohnt. Das weitere war einfach: Sein Zimmer wurde in der Nacht durchsucht, alles Verdächtige fotografiert.«

»Bieten die Briefe Hinweise, mit denen was anzufangen ist?«

»Leider nicht, Brigadeführer. Auf primitive Weise versucht die Jüdin, ihrem Ehemann klarzumachen, daß eine Trennung von ein oder zwei Jahren leicht zu verkraften sei. Doch auf den Inhalt der Briefe kommt es in diesem Fall nicht an. Entscheidend ist, daß sämtliche Umschläge weder frankiert noch gestempelt wurden. Ergo müssen die Briefe mit der Diplomatenpost nach Berlin und von dort auf dem *Kurierweg* nach Rechlin befördert worden sein. Damit ist erwiesen, daß nicht nur der nach Stockholm versetzte Major Manzel, sondern das Amt Ausland/Abwehr schlechthin hinter dem von uns Verdächtigten steht.«

Die Augen des Abteilungsleiters verengten sich. »Das wäre allerdings ein dicker Hund.«

»Es gibt noch weitere Indizien. Eggebrecht startete am 15. April von Rechlin nach Köln-Ostheim. Die Landung wurde auch ordnungsgemäß bestätigt. Mich interessierte natürlich, was ein Testpilot auf einem Militärflughafen zu tun hat. Glücklicherweise gibt es in allen Wehrmachtstellen politische Führungsoffiziere, die der Partei insgeheim Informationen über das jeweilige Offizierskorps geben. Ich besorgte mir den Namen des für den Fliegerhorst Ostheim zuständigen Vertrauensmannes, setzte mich mit ihm ins Benehmen und bat ihn, mir mitzuteilen, in welcher Funktion Major Eggebrecht dort eingesetzt ist. Antwort: »Den Herrn gibt es hier überhaupt nicht.« Meine Feststellung: »Aber er ist am 15. April mit der »Ju 86 Pz«, Kennzeichen RB + NE, in Köln gelandet.« Recherche: »Die Maschine ist nie in Köln-Ostheim angekommen.« Erneute Feststellung: »Doch, die Flugleitung hat die Landung per Telex nach Rechlin gemeldet.« Recherche: »Ostheim hat diese Meldung nicht erstattet.««

Der Abteilungsleiter schlug erregt auf seinen Schreibtisch. »Das ist ja unglaublich. Was mag dahinterstecken?«

»Das müssen wir noch ermitteln, Brigadeführer. Fest steht lediglich, daß die Gegenseite Eggebrechts Spuren verwischt. Das wäre nicht so bemerkenswert, wenn die Briefe dieser jüdischen Schickse nicht beweisen würden, daß geheime Verbindungen bestehen, über die Forschungsergebnisse, die in Rechlin gewonnen werden, nach Schweden und von dort nach England gelangen können.«

»Ich habe Ihre diesbezüglichen Überlegungen bis jetzt für übertrieben gehalten«, bekannte der Vorgesetzte. »Aber die Tatsache, daß wissentlich falsche Angaben gemacht werden, stimmt mich nun doch sehr nachdenklich. Wozu diese Abschottung?«

»Der Frage bin ich nachgegangen. Alles mögliche habe ich unternommen, um Eggebrechts Aufenthaltsort zu ermitteln. Der Pilot ist wie vom Erdboden verschwunden. Darum habe ich Ihnen auch keine Meldungen erstattet. Ich wollte wenigstens *ein* Ergebnis haben, das uns weiterhilft. Und das dürfte ich nun besitzen. Unser V-Mann in Rechlin meldete mir vor wenigen Stunden, Oberst Winter, Oberst Fink und Stabsingenieur Schulze seien heute morgen nach Kopenhagen geflogen. Als ich das hörte, hat's bei mir geklingelt.

Denn Oberst Winter war es, der sich meinen ersten Recherchen entgegenstellte. Und Oberst Fink führte den Verband, dem Eggebrecht in Lipezk angehörte. Auch Stabsingenieur Schulze zählt zu der Clique. Ist es nicht merkwürdig, daß diese drei Herren, denen Eggebrecht seit seiner Rückkehr aus Spanien untersteht, plötzlich gemeinsam nach Kopenhagen fliegen?»

Der Abteilungsleiter kratzte sich hinterm Ohr. »Ich ahne, worauf Sie hinauswollen. Und Sie könnten recht haben.«

Malbinger bekam Oberwasser. »Brigadeführer! Ich bin zutiefst davon überzeugt, daß sich Eggebrecht in Kopenhagen aufhält. Ebenfalls diese jiddische Hure. Lassen Sie mich schnellstens dorthin fliegen. Mit der dänischen Maschine könnte ich übermorgen ...«

»Genehmigt!« unterbrach ihn der Abteilungsleiter. »Es scheint wirklich vieles faul im Staate Dänemark zu sein. Aber hinters Licht lassen wir uns nicht führen. Wer das versuchen will, muß früher aufstehen. Wenn sich herausstellen sollte, daß das Amt Ausland/Abwehr seine Finger in dieser Sache hat ... Canaris müßte unweigerlich seinen Hut nehmen.«

»Und Sie würden zum Gruppenführer befördert!«

»Schon möglich, mein Lieber. Werde Sie dann nicht vergessen. Zunächst sollten Sie aber an *mich* denken. Ein Freßpaket aus Kopenhagen erhält die Freundschaft!«

Malbinger schlug die Hacken zusammen. »Jawoll, Brigadeführer!«

»Werden Sie Ihren Adjutanten mitnehmen?«

»Hätten Sie Bedenken?«

»Keineswegs. Doch ich empfehle Ihnen, den Marschbefehl für fünf bis sechs Personen auszustellen, damit Sie mehr dänische Kronen eintauschen können.«

Am nächsten Tag führten Ditha und Werner ihre Gäste aus Berlin durch Kopenhagen, um ihnen die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Dabei entwickelte sich der Haudegen aus Lipezk zu einem Charmeur ersten Ranges. Immer wieder machte er Ditha Komplimente, über die sie sich insofern besonders freute, als seine

offen gezeigte Zuneigung eine ungezwungene Stimmung auslöste, die sich auf den sonst sehr zurückhaltenden Oberst Winter und den zunächst eher spröde gewesenen Stabsingenieur Schulze übertrug. So verlief der Tag überaus angenehm, und ein von Ditha sorgfältig arrangiertes Abendmenü bildete den festlichen Abschluß, den zu guter Letzt ein Glas Champagner krönte.

Oberst Winter brachte seine Freude darüber zum Ausdruck, endlich Gelegenheit gefunden zu haben, die Frau des von ihm seit vielen Jahren geschätzten Piloten näher kennenzulernen. Es erleichterte ihn, daß sie sich sofort bereit erklärt habe, ihrem Mann in eine Gegend zu folgen, die ihr gewiß manche Entbehrung abverlangen werde.

Ditha gab sich gelassen. »Was sind schon Entbehrungen, wenn Mann und Frau zusammen sind? Außerdem vermitteln schwierige Verhältnisse Erfahrungen, die das normale Leben nicht bietet. Ein guter Bekannter, der Lufthansa-Vertreter Leo Schwarz in Barcelona, prägte den Satz: ›Das kleine Leben kann so groß sein!‹ Schon damals hat mich die Lebensweisheit, die in diesen Worten liegt, stark beeindruckt.«

Angetan von Dithas innerer Festigkeit und Vitalität, sagte Oberst Winter am nächsten Morgen auf dem Flughafen zu Werner: »Ich bin jetzt doch sehr beruhigt. Anfangs hatte ich Bedenken, Ihnen vorzuschlagen, Major Ballmanns wohlgemeintes Angebot anzunehmen. Eine verwöhnte junge Frau, dachte ich ...«

Der ehemalige Kommandeur von Lipezk unterbrach ihn mit der Feststellung: »Ich habe gleich erklärt, daß ein Mann wie Eggebrecht kein Püppchen heiratet!«

»Stimmt, Herr Oberst«, pflichtete ihm Kuhnke bei. »Für Puppen bin *ick* zuständig.«

»Dann werden Sie in Banak arm dran sein.«

»Lieber arm dran als Arm ab«, konterte der schlagfertige Berliner.

»Wenn *Sie* nur immer das letzte Wort haben!«

»Dann überlass' ick *Ihnen* gern das erste. In diesem Sinn bedanke ich mich nochmals ganz herzlich für die Kameradschaft, die Sie

Major Eggebrecht gegenüber bewiesen haben. Ick muß sagen, det imponiert mir mehr als 'ne gewonnene Schlacht.«

Oberst Fink klopfte Kuhnke auf die Schulter. »Bist ein dufter Junge, hast das Herz auf dem rechten Fleck.« Er wandte sich an Werner. »Kann ich noch was für Sie tun?«

»Ich glaube, nicht. Nach unserem gestrigen Telefongespräch mit ›Ballik‹ ist alles klar.«

»Ihr Vorschlag, die Besatzung der Nachschubmaschine auf dem Hin- und Rückflug in Kopenhagen auf Ihre Kosten im Viking übernachten zu lassen, erleichtert manches. Die Papiere und die Kombination für Ihre Gattin brauchen dann nicht bei der Flugleitung deponiert zu werden.«

»Und meine Frau kann unauffällig mit der Besatzung zum Flughafen fahren.«

Nach einer letzten, militärisch kurzen Verabschiedung stiegen die drei Offiziere in ein kleines, schnelles Reiseflugzeug, das Oberst Fink selbst steuerte. Mit wenigen Griffen schloß er das Kabinendach und startete in südlicher Richtung auf das Meer hinaus.

»Det wär's gewesen«, konstatierte Kuhnke, hinter der Messerschmitt-›Taifun‹ herschauend.

»Gehen wir auf einen Sprung zur Wetterwarte.«

»Du willst doch hoffentlich in den nächsten Tagen nicht fliegen? Schon übermorgen kommt die Transportmaschine, und achtundvierzig Stunden später kehrt sie von Jever zurück. Uns bleiben gerade vier Tage, um noch mal ordentlich das Stadtleben zu genießen.«

»Mit der Stratosphärenfliegerei ist selbstverständlich Schluß. Ich möchte mich lediglich über die Großwetterlage informieren. Es wäre eine Erleichterung für mich, wenn es während Dithas Flug nach Banak nicht gerade in Strömen regnen würde.«

Der Funkmaschinist grinste. »Jetzt schon aufgeregt?«

»Ziemlich.«

»Ick finde es prima, daß ihr beide nicht nach Schweden abgehauen seid. Nun hätte ick es verstanden.«

»Um ehrlich zu sein: Ich war nahe daran. Aber die in Aussicht gestellten Flüge haben mich zu sehr gereizt. Island, Grönland, Spitzbergen! Völlig neue Welten kommen auf uns zu.«

Gemeinsam stiegen sie zur Wetterwarte hinauf. Als Werner eine eingehende Information erhalten hatte und sich eben vom Meteorologen verabschieden wollte, landete auf der Betonpiste eine orange gestrichene viermotorige »Focke Wulf 200« der Danske Luftfartsselskap.

»Ein phantastischer Vogel«, schwärmte Werner.

»Wenn wir den nur schon hätten und damit nach Brasilien abhauen könnten!«

Sie blieben am Fenster stehen und unterhielten sich über das schnelle und komfortable Großverkehrsflugzeug, als Werner, der die Maschine durch ein Fernglas der Wetterwarte betrachtete, plötzlich stutzte: »Mensch, Max! Wenn mich nicht alles täuscht, ist Malbinger unter den Passagieren.«

»Der SS-Offizier?«

»Er ist in Zivil, trägt einen grauen Anzug.« Werner starrte weiter durch den Feldstecher. »Jetzt erkenne ich ihn genau. Er wird begleitet von einem jungen Mann in braunem Anzug.«

Werner reichte dem Kameraden das Glas.

»Sieh dir beide an, und präge dir ihre Gesichter ein! Du mußt sofort in die Abfertigungshalle laufen und herausfinden, wohin die fahren.«

»Der im grauen Anzug ist Malbinger?«

»Ja!«

»Hinterhältige Visage.« Kuhnke gab das Fernglas zurück. »Wo treffen wir uns?«

»Ich bleibe hier, bis die beiden den Flughafen verlassen haben. Malbinger darf nicht wissen, daß ich ihn gesehen habe.«

Der Funkmaschinist eilte davon.

Um kein Risiko einzugehen, bat Werner den Meteorologen, ihm sein Dienstzimmer für ein kurzes Telefongespräch zur Verfügung zu

stellen. Der Wissenschaftler entsprach der Bitte, und bald darauf kam eine Verbindung mit Ditha zustande.

Werner dämpfte die Stimme. »Erschrick nicht, wenn ich dir sage, daß Malbinger in Kopenhagen ist. Ich habe ihn zufällig entdeckt, als er aus der dänischen Linienmaschine stieg. Max versucht herauszufinden, wohin er von hier aus fährt. Sprich vorsorglich mit dem Chefportier. Die Reception soll bei eventuellen Rückfragen erklären, ich wohne mit einem Flugkameraden im Hotel und sei nie mit einer Frau gesehen worden. Verständige auch den Oberkellner. Über Kuhnke und mich kann offen gesprochen werden. Ebenfalls über den Besuch der drei Offiziere. Aber deine Anwesenheit ist um jeden Preis zu verschweigen. Ist das klar?«

»Und ob! Sag mir schnell noch, wie dieser Malbinger aussieht.«

»Groß. Dunkles Haar. Flaches Gesicht. Grauer Anzug. Er ist nicht allein. Sein Begleiter dürfte etwa zehn Jahre jünger sein. Bei der Ankunft trugen beide kleine schwarze Kofferchen.«

»Das ist ja ein richtiger Steckbrief.«

»Mach dir keine Sorge, Ditha!«

»Gar nicht so einfach, wenn man dich reden hört. Du scheinst ziemlich aus der Fassung zu sein. Am besten atmest du ein paarmal kräftig durch.«

Werner lachte. »Bist du überhaupt nicht aufgeregt?«

»Ich bin's so sehr, daß ich mich schon auf das Abreagieren freue.«

»Halte dich unbedingt im Zimmer auf. Malbinger darf nicht herausbekommen, daß du in Kopenhagen bist.«

»O Held der Lüfte, am Boden bin ich dir doch zehnmal überlegen.«

Etwa eine Viertelstunde später kehrte Kuhnke zurück. Sein Gesicht glänzte wie eine Speckschwarte. »Hat großartig geklappt. Nach der üblichen Abfertigungstour gingen die beiden zum Informationsstand, an dem die Blonde, mit der ick gern herumschäkere, Auskünfte erteilt. Ick hab' selbstverständlich gewartet, bis die Knülche in ein Taxi gestiegen waren. Aber dann bin ick rübergewetzt. Und wat hab' ick herausbekommen? Der im

grauen Anzug hat gefragt, ob bekannt sei, wo der Pilot des zweimotorigen deutschen Flugzeugs wohne, das in der Halle stehe. »Ja«, hat mein Blondinchen gezwitschert, »der wohnt im Hotel Viking.« Daraufhin freudige Erregung. »Ist seine Frau auch in Kopenhagen?« Achselzucken: »Weiß ich nicht. Hier erscheint er immer nur mit seinem Funker.« Erstaunen. »Und ich hatte geglaubt ... Na, Hauptsache, ich weiß, wo ich ihn erreichen kann. Eine Bitte habe ich noch: Können Sie uns eine in der Nähe vom Viking gelegene gute Unterkunft nennen?« Bejahendes Kopfnicken. »Das Hotel Weber in der Vesterbrogade.««

»Hast du gut gemacht«, lobte Werner den Flugkameraden. »Ditha habe ich inzwischen alarmiert. Phantastisch, wie gelassen sie ist. Fahren wir zu ihr. Leider werden wir nun einiges über Bord werfen müssen. Du kannst natürlich loszuckeln, wann und wohin du willst. Aber mit Ditha dürfen wir uns nicht sehen lassen. Auch beim Essen nicht.«

»Und wie soll das vor sich gehen?«

»Das werden wir bereden.«

Ditha sprang auf, als die beiden ins Zimmer traten.

Werner schloß sie in die Arme. »Ein Glück, daß ich Malbinger entdeckt habe. Die größte Gefahr ist damit gebannt.«

»Wieso besteht Gefahr?« beehrte sie auf. »Ihr seid doch Luftwaffenangehörige. Wie kann er euch da etwas anhaben? Und wenn er mir, einer schwedischen Staatsbürgerin, dumm kommen sollte, werde ich aufschreien und behaupten, er habe sich unsittlich an mich herangemacht.« Werner legte die Hände flehend aneinander. »Möchtest du mit mir in Banak leben oder nicht? Wenn ja, dann heißt es jetzt kurztreten. Vier Tage eingeschränkte Bewegungsfreiheit gegen viele Monate, wenn nicht Jahre!«

»In Ordnung«, lenkte sie ein. »Ich beuge mich der Vernunft. Trotzdem wüßte ich gern, was dieser Malbinger eigentlich machen könnte. Das Hoheitsrecht wurde Dänemark nicht genommen!«

»Was er sich erhofft, weiß ich nicht. Auf keinen Fall darf er dich mit Max oder mit mir sehen. Er würde sofort wissen, daß du meine Frau bist. Wahrscheinlich kann er uns auch in diesem Land

Schwierigkeiten bereiten.« – »Also gut. Sag, wie es weitergehen soll.«

»Das müssen wir sorgfältig überlegen. Fürs erste steht nur fest, daß wir weder gemeinsam ausgehen noch unten im Restaurant essen dürfen.« – »Dann sollten wir beide ein neckisches Fest veranstalten«, schlug Ditha vor. »Leben wir in den nächsten vier Tagen im Pyjama in diesem Zimmer! Lassen wir uns die leckersten Sachen servieren! Trinken wir Champagner in der Badewanne! Tun wir uns keinen Zwang an und ...«

»Alles weitere gib gefälligst von dir, wenn wir allein sind«, stoppte Werner ihren Redeschwall.

Kuhnke feixte. »Ick hau' freiwillig ab, stehe euch jedoch jederzeit wieder zur Verfügung. Anruf genügt. Sollte ick nicht auf meiner Bude sein, dann sitze ick im Restaurant.«

Gegen Abend klingelte in Dithas und Werners Zimmer das Telefon. Am Apparat war der Chefportier. Er meldete hörbar vergnügt: »Eben erwies uns der von ihnen erwähnte Herr im grauen Anzug seine Referenz. Er wünschte Blumen für Frau Eggebrecht abzugeben. Wir erklärten ihm, daß bei uns wohl ein Major dieses Namens wohne, nicht aber eine Frau Eggebrecht. Wir seien indessen gern bereit, dem Major die Blumen zu übergeben. ›Nein, danke‹, entgegnete er. ›Da scheint ein Versehen vorzuliegen.‹ Sprach's und verließ das Hotel. Wie wir beobachten konnten, ging er zur gegenüberliegenden Lurenbläsersøjlen, wo der andere von Ihnen beschriebene Herr stand.« Werner bedankte sich und rief Kuhnke an, den er ungewöhnlich barsch aufforderte, sofort zu ihm zu kommen.

»Was ist denn los mit dir?« wunderte sich Ditha.

»Malbingers Frechheit, hier aufzukreuzen, schlägt dem Faß die Krone ins Gesicht. Den Trick mit dem Blumenstrauß hielt ich im ersten Moment für raffiniert, doch dann wurde mir klar, welche Herausforderung dahintersteckt. Der Kerl muß schließlich damit rechnen, daß mir die Geschichte erzählt wird! Also *will* er provozieren! Für mich steht damit fest, daß er aufs Ganze geht. Wir müssen unbedingt etwas unternehmen, um *ihn* hereinzulegen.«

Kuhnke trat in den Raum. »Klingt verheißungsvoll, was du da sagst.«

Werner berichtete, was ihm der Chefportier mitgeteilt hatte.

»Und was hast du vor?«

»Das müssen wir überlegen.«

Ditha erhob sich vom Bettrand, auf dem sie mit einer kleinen Nährarbeit gesessen hatte. »Wäre es denkbar, daß zwischen dem Besuch deiner Berliner Freunde und Malbingers Auftauchen ein Zusammenhang besteht?«

Werners Augenbrauen hoben sich. »Wie kommst du darauf?«

»Monatelang herrschte hier himmlische Ruhe. Mit einemmal ...«

»Zum Teufel, du hast recht«, fiel er verblüfft ein. »Wenn Malbinger von dem verdächtigen Boten in Rechlin erfahren haben sollte, daß Stabsingenieur Schulze und die Obristen nach Kopenhagen geflogen sind, wird er sich fragen: Wollen die drei womöglich den spurlos verschwundenen Eggebrecht aufsuchen?«

»Gut kombiniert«, quittierte Kuhnke.

Werner trat an eines der Fenster des Hotelzimmers. »Was würdet ihr davon halten, wenn wir in Abänderung unseres Plans – und zwar für Malbinger erkennbar! – ein Spiel einleiten, das uns für immer verschwinden läßt?«

Ditha sah ihn verständnislos an. »Sprich nicht in Rätseln.«

»Die Idee ist mir selbst eben erst gekommen. Nehmen wir an, Max und ich starten übermorgen zu einem Probeflug. Der würde unseren Widersacher auf Trab bringen und uns Gelegenheit geben, der Luftaufsicht zu sagen: Der nächste Siebenstundenflug ist Sonntag fällig.«

»Wozu das?«

»Das werdet ihr gleich erfahren. Bekanntlich kommt am Donnerstagabend die Nachschubmaschine aus Banak. Die Besatzung wohnt im Viking und wird von uns nicht beachtet. Am Samstagabend erscheint sie zum zweiten Mal, und am Sonntagmorgen fährt Ditha mit ihr, gekleidet wie die anderen in der Fliegerkombination und mit übergestülpter Kopfhaut, zum Flughafen und entfleucht in den hohen Norden. Danach treten wir in

Aktion. Wir starten zum besagten Siebenstundenflug, landen aber schon nach relativ kurzer Zeit auf einem deutschen Flugplatz, dessen Luftaufsicht angewiesen sein muß, keine Landemeldung zu erstatten. Das Vorhaben ist also vorher mit Oberst Fink zu besprechen und von ihm abzusegnen. Ist er einverstanden, dann würde folgendes eintreten: Kopenhagen leitet nach spätestens acht Stunden eine Suchmeldung ein, die erfolglos verlaufen wird. Unser SS-Schnüffler erfährt davon. Sein Rückschluß: Eggebrecht und Kuhnke sind irgendwo über der Nordsee verschüttgegangen. Und das ist, worauf es mir ankommt! Malbinger wird von dieser Stunde an keine Nachforschungen mehr anstellen. Friede unserer Asche.«

»Beschrei so etwas nicht!« erregte sich Ditha.

Kuhnke machte sich lustig. »Seit wann bist du abergläubisch? Du solltest Werner lieber loben. Sein Vorschlag ist toll. Für die SS würde er nicht mehr existieren! Aus wäre es mit der Verfolgung. In aller Ruhe könntet ihr in Banak leben. Sag ihm also: Hast du gut gemacht, Jungchen!«

Ditha lachte hell auf. »Dafür bekommst du einen Kuß.«

Er bot ihr den Mund. »Körperliche Anwesenheit ist besser als geistige Abwesenheit.«

Werner war so in Gedanken versunken, daß er die Rederei des Kameraden überhörte. »Ich gehe noch heute zur Kommandantur, um Oberst Fink zu verständigen. Am besten wäre es, wenn wir in Dessau landeten. Bei Junkers ist sonntags der Laden dicht. Da kann die Maschine heimlich in eine Halle gerollt und am nächsten Morgen umgespritzt werden. Unser ›RB + NE‹ wäre endgültig verschwunden.«

Ditha zog ihren Mann an sich. »Hoffentlich zauberst du nicht auch mich eines Tages für immer fort.«

Er streichelte ihre Wange. »Wäre ich ein Zauberer, würde ich dich so klein formen, daß du in meiner Westentasche sitzen und immer bei mir sein könntest.«

»Ein schöner Gedanke. Die unterschiedlichen Größenverhältnisse würden allerdings erhebliche Nachteile mit sich bringen.«

Kuhnke hielt sich die Ohren zu. »Soll ick gleich gehen oder nachher wiederkommen?«

Werner wies zur Tür. »Wenn du dir einbildest, wir seien gegen Stußredereien machtlos, irrst du dich gewaltig.«

»Mir macht das nichts aus. Man sagt zwar: Wissen ist Macht. Aber nichts wissen macht auch nichts.«

Werners Vorschlag, SS-Hauptsturmführer Malbinger auszutricksen, gefiel Oberst Fink. Seinen Segen gab er jedoch erst, nachdem er sich mit Oberst Winter besprochen und sich von Stabsingenieur Schulze hatte bestätigen lassen, daß die Luftaufsicht des Werksflughafens Dessau mitspielen und gegebenenfalls keine Landemeldung erstatten würde.

Werner feierte das positive Ergebnis mit Ditha im Hotelzimmer. Ihr Vorschlag, aus der Not eine Tugend zu machen und das Leben auch in einem kleinen Raum zu genießen, wurde in die Tat umgesetzt.

Kuhnke hingegen trieb sich nun vornehmlich in Kopenhagens *Nyhavn* herum. In dieser Straße, durch die sich auf der ganzen Länge ein Stichkanal zog, befanden sich auf der respektierlichen ›braven‹ Seite die Gebäude der *Kongelige Akademie for Kunst* und die Verkaufsräume der dänischen Glaswarenmanufaktur sowie anderer angesehener Gewerbebetriebe. Auf der sogenannten ›schlimmen‹, dafür wesentlich stärker frequentierten Seite reihten sich Kneipen, Bars, Tanzlokale und Tätowiersalons in bunter Folge aneinander – wie geschaffen für den Funkmaschinisten, um noch einmal kräftig ›auf die Trumm zu hauen‹.

Am Donnerstagabend erschien, wie geplant, die Besatzung der Nachschubmaschine aus Banak in Fliegerkombination, und sie verließ das Hotel tags darauf im gleichen Dreß. Am Samstagabend kam sie von Jever zurück, und es fiel niemandem auf, daß am nächsten Morgen nicht vier, sondern fünf Luftwaffenangehörige das Hotel Viking verließen.

Werner beobachtete vom Fenster aus den Rathausplatz und sah, wie Ditha und ihre Begleiter in einen Kleinbus stiegen. Verdächtiges konnte er nicht entdecken. Dies war auch nicht zu erwarten gewesen,

da ein am Flughafen beschäftigter Monteur Kuhnke angesprochen und ihm erklärt hatte: »Mir wurde Geld angeboten für den Fall, daß ich Informationen über von euch geplante Flüge gebe. Sollte Major Eggebrecht wissen wollen, wer das Angebot gemacht hat ...«

»Den kennen wir«, war der Funkmaschinist eingefallen. »Ein ganz übler Bursche ist das! Geh auf sein Angebot ein. Wir geben dir jeweils rechtzeitig Bescheid.«

Seither konnte Werner gewiß sein, daß Malbinger nur zum Flughafen fuhr, wenn ihm ein Start signalisiert wurde, und er registrierte mit Genugtuung, daß Ditha und die Besatzung der Transportmaschine ungehindert hatten davonfahren können. Er freute sich schon darauf, den als Zivilist getarnten Hauptsturmführer im Flughafenrestaurant sitzen zu sehen.

Als es soweit war, schielte natürlich auch Kuhnke unauffällig zum Fenster des Lokals hinüber. Gedämpft fragte er: »Was meinst du, wird der Kerl froh oder traurig sein, wenn er hört, daß unseretwegen eine Suchmeldung gestartet wird?«

»Vielleicht beides«, antwortete Werner. »Er will mich zur Strecke bringen, möchte mich aber vermutlich selber erledigen.«

»Verrückt, wa?«

»Der Herrgott hat einen großen Zoo. Übrigens habe ich gestern die Hotelrechnung für eine weitere Woche bezahlt.«

»Ich hätte vorhin beinahe meine Zahnbürste und den anderen Krimskrams eingepackt. Erst im letzten Moment fiel mir ein, daß wir uns neue Sächelchen beschafft haben, um den Eindruck zu erwecken, hopsgegangen zu sein.«

»Dem Chefportier habe ich reinen Wein eingeschenkt. Er weiß, weshalb Ditha Deutschland verlassen mußte und daß uns die SS sogar hier auf der Spur ist. Auf ihn können wir uns verlassen. Er wird schweigen.«

»Und wie willst du's mit deiner Mutter machen?«

Werner zögerte. »Es fällt mir irrsinnig schwer, Mama nicht zu sagen, daß Ditha wieder bei mir ist und ich von Norwegen aus interessante Flüge durchführen soll. Sie würde womöglich nicht dichthalten. Irgendwann müßte sie sich Luft verschaffen und mit

ihrer Busenfreundin reden. Mir bleibt effektiv nichts anderes übrig, als zu schweigen. Das aber brächte ich nicht fertig, wenn ich meine Mutter besuchte. Bei ihr würde ich ... Es drängt mich wie nie zuvor ...« Seine Stimme klang wie erstickt. »Ich werde ihr öfter als sonst schreiben.«

Sie erreichten das Stratosphärenflugzeug. Private Dinge hatten nun hintanzustehen. Dreiundvierzig Instrumente und fast fünfzig Schalter und Bedienungsknöpfe verlangten volle Konzentration.

Schneller denn je startete Werner an diesem Tag. Er nahm Kurs West, als wollte er über Jütland und die Nordsee hinweg nach England fliegen. Doch kaum wurde eine in tausend Meter Höhe liegende Wolkenschicht erreicht, in der es möglich war, ungesehen nach Süden abzdrehen, wechselte er die Richtung. Nach genau berechneter Zeit stieß er über der Mecklenburger Bucht aus den Wolken heraus und ging zum Tiefflug über, um vom deutschen Luftwarndienst nicht erfaßt zu werden. Größere Ortschaften meidend, flog er auf Dessau zu, wo ihm bereits beim Anflug auffiel, daß bei einer der großen Hallen die Torflügel zur Seite geschoben waren. Oberst Fink und Stabsingenieur Schulze hatten dafür gesorgt, daß die Stratosphärenmaschine schnellstens unter Dach gebracht werden konnte. Und sie hatten noch ein übriges getan. Ein Pilot war beauftragt, sie nach Jever, dem Heimathafen der ›Gruppe Ballmann‹, zu fliegen. Auch hier wurden sie bereits erwartet. Der technische Offizier des Verbands empfing sie wie alte Bekannte und zeigte ihnen das Flugzeug, das sie übernehmen sollten. Dabei drückte er ihnen einen Stapel ›Kennblätter für das Flugzeugmuster ›Ju 88‹ in die Hand.

»Damit Sie sich mit der Maschine schon etwas vertraut machen können. Die ›88‹ hat einige Besonderheiten und verfügt über allerhand Hydraulik. Ich werde Ihnen morgen ein paar Details erläutern. «

Daß dies erforderlich war, erkannten Werner und Kuhnke sehr bald. In dem für eine vierköpfige Besatzung konzipierten Hochleistungsflugzeug saß normalerweise neben dem Piloten der Beobachter, dahinter der Bordwart und noch weiter zurück der Funker. Das Unangenehme war, daß es Bedienungshebel und Instrumente gab, die sich seitlich hinter dem Flugzeugführer

befanden und vom Bordwart, auf Kommando des Piloten, betätigt werden mußten; so beim Ausfahren der Landeklappen und des Fahrwerks. Das Funkgerät konnte Kuhnke zwar über eine Fernleitung vom Beobachtersitz aus bedienen, aber er mußte aufstehen, wenn er die Aufgabe des Bordwarts wahrnehmen wollte. Trotzdem waren sich beide darin einig, daß sie keinen dritten oder gar vierten Mann hinzuziehen wollten.

»Dafür bauen wir lieber noch einen weiteren Tank ein«, war Werners Meinung.

»Das wird nicht notwendig sein«, schätzte Kuhnke. »Wir können gegebenenfalls ja mit zwei abwerfbaren Zusatztanks starten.«

»Sprit kann man nie genug an Bord haben. Vor allem nicht, wenn der Versuch gemacht werden soll, bis Grönland vorzudringen.«

Am nächsten Tag führte Werner nach einigen schulmäßigen Starts und Landungen einen längeren Abschlußflug durch, bei dem er sich die Maschine ›richtig zur Brust nahm‹, wie es in der Fliegersprache hieß.

Als sie zum Abstellplatz zurückrollten, fragte Kuhnke: »Na, wie gefällt dir die ›88‹?«

»Große Klasse! Ein ausgesprochenes Rennpferd.«

»Wie würdest du im Vergleich dazu die ›Do 17‹ bezeichnen, die dir in Spanien so gut gefiel?«

»Ein temperamentvolles Fohlen.«

»Und unsere Stratosphärenmaschine?«

»Eine hochintelligente Endvierzigerin. Mir ist es gestern verdammt schwergefallen, sie so sang- und klanglos zu verlassen.«

Der Funkmaschinist grinste. »Dafür kriegste morgen 'ne knackige Endzwanzigerin.«

Für Werner wurde der Flug nach Banak zu einem kaum faßbaren Erlebnis. 2800 PS trieben die als Fernaufklärer ausgerüstete ›SpezialJu 88‹ mit 440 km/h dem Land entgegen, das Ditha und ihm, wie er zuversichtlich hoffte, für lange Zeit zur neuen Heimat werden sollte.

Ein baldiges Kriegsende stand nicht mehr zu erwarten. Hitlers Wahnvorstellung, nach dem Zusammenbruch Frankreichs mit

England zu einer Verständigung zu kommen, war wie eine Seifenblase geplatzt und hatte schwierige Vorbereitungen zu einer Landung auf der Britischen Insel notwendig gemacht. Nur ein Phantast konnte das Gelingen eines solch gewaltigen Unternehmens für möglich halten. Werner war deshalb froh, daß er sich entschlossen hatte, im hohen Norden tätig zu werden. Aufklärungsflüge nach Island, Spitzbergen und Grönland mochten strategischen Zielen dienen, gaben ihm aber vielleicht auch die Chance, irgendwann einmal über Funk einer in Not geratenen Flugzeug- oder Schiffsbesatzung Hilfe zu bringen.

Aber er dachte nicht an den Krieg, als er an diesem Tag die Nordsee überquerte und Ausschau nach Norwegen hielt, das nach einer Flugstunde am Horizont sichtbar wurde und von Sekunde zu Sekunde näher rückte. Wie in ohnmächtiger Wut brandete das Meer gegen Schroffen und Schären. Entlang der zerklüfteten Küste fliegend, sah Werner weite Einbuchtungen, bleigraue Wasser, dunkle Fjorde, sonnige Strände, aschgraue Sunde, finstere Täler, saftiggrüne Wiesen, verträumt anmutende Bauernhäuser, rot gestrichene Hütten. Im Geist hörte er Griegs ›Zug der Zwerge‹, ›Hochzeit auf Trolldhaugen‹. Er sah den dämonischen Troll, sah Kobolde, erlebte wirbelnde, gestampfte Tänze.

Die Stadt Bergen kam in Sicht. Ein verführerisch schöner Ort. Werner verließ die Küste und nahm Kurs auf Trondheim. Das Land machte ihn atemlos. Er kannte die Alpen, die Berge Pamirs, Marokkos und Spaniens, doch nie zuvor hatte er Gebirgrücken gesehen, die den Eindruck erweckten, nicht tote Materie, sondern lebende Wesen zu sein. Sandsteinschichtungen formten sich zu modernen Plastiken. Granitleiber wälzten sich ins Meer hinein. Erodierter Basalt stieg kiaftvoll aus Fjorden empor. Felsblöcke glitzerten wie Schmuck. Berge schienen im Inneren zu brennen. Welch ein Land!

Werner und Kuhnke vergaßen, daß sie im Flugzeug saßen. Sie wähten sich vor einer riesigen Leinwand und verfolgten gebannt ein Geschehen, das nicht von dieser Erde zu sein schien. Aber sie flogen. Sie jagten geradewegs einer grandiosen Naturerscheinung entgegen, die das Firmament aufleuchten ließ, als sie Bodø und Narvik passiert hatten. Bodø und Narvik! Das Grauen war über sie gekommen, als

sie erkannten, mit welcher Erbarmungslosigkeit die deutsche und britische Kriegsmaschine Städte und Menschen vernichtet hatten. Guernica war nur ein Anfang gewesen.

Wie um die Bilder sinnloser Zerstörung zu verdrängen, entwickelte sich am Himmel ein Lichtspiel, dessen Intensität, Farbenpracht und Eigenart fast angst machte. Aus dem Nichts heraus flammten weiß, gelb, grün und rot changierende Strahlen, die miteinander verschmolzen, auseinanderliefen, steil aufstiegen, herabsanken, verblaßten und sich wieder in nichts auflösten.

»Kannst du dir das erklären?« fragte Kuhnke beklommen.

»Wir erleben das sogenannte Polarlicht. Ich sehe es auch zum ersten Mal. Wodurch es entsteht, weiß ich nicht genau. Erdmagnetische Felder und solare Elektronen sollen dieses Wunder vollbringen. Da, schau nur!«

Wie hauchdünne Gaze in sanfter Abendluft umschmeichelten phosphoreszierende Lichtgebilde bis weit in die Ferne hinein zwei Strahlensäulen, die langsam aneinanderrückten, sich berührten, zu umarmen schienen, dabei aufleuchteten, gleich darauf wie mit Gewalt auseinandergerissen wurden, an Leuchtkraft verloren, nochmals zusammenfanden, wieder eine Trennung erfuhren, schließlich aber, in allen Farben irisierend, wie in höchstem Glück vereint ins All hinausschwebten.

»Toll, einfach toll!« rief Kuhnke.

Werner brachte kein Wort hervor. Das Hin und Her der unwirklich anmutenden Strahlen, das Zusammenfinden und Getrenntwerden, erneute Sichvereinigen, Wiederauseinandergehen und geheimnisvolle Entschwinden beunruhigte ihn, weckte Vorstellungen, gegen die sein Hirn rebellierte. Er wagte nicht weiterzudenken, fieberte nur noch Ditha entgegen.

Das verwirrende Lichtspiel verfolgte ihn, bis das am Südzipfel des Porsanger-Fjords gelegene Landefeld Banak vor ihnen sichtbar wurde. Einladend sah das Gelände nicht gerade aus. Es gab nur Baracken.

Kuhnke lästerte denn auch gleich: »»Barack«, der neue deutsche Baustil!«

Werner blickte zu einer in ziemlicher Entfernung gelegenen kleinen Ortschaft hinüber. Würde er dort mit Ditha wohnen? Wenn ja, wie sollte er täglich den weiten Weg zurücklegen?

Der Funkmaschinist deutete auf das Landefeld. »In Zukunft wirst du schwer auf Draht sein müssen. Weder Grasnarbe noch fester Boden.«

Am Rand des von einigen Steilhängen umgebenen Flughafens waren an die fünfzehn »He 111« »Do 17 z« und »Ju 88« abgestellt. Holpernd und rumpelnd landete Werner auf der sandigen Piste. »In Kopenhagen hatten wir bessere Verhältnisse, aber wie du siehst, geht es auch so.« Langsam rollte er auf eine Holzhütte zu, die ein Windsack als Flugleitung kennzeichnete.

Eine gewaltige Staubwolke hinter sich lassend, jagte ein Kübelwagen in die gleiche Richtung.

»Das dürfte »Balli« sein«, vermutete Kuhnke.

Tatsächlich sprang Major Ballmann vor der Hütte aus dem Wagen. Er schwenkte lebhaft die Arme, als die Maschine zum Stillstand kam und die Motoren abgestellt wurden. »Herzlich willkommen in Banak.«

Kuhnke öffnete die Ausstiegsklappe und sprang ins Freie. »Hast du unsere »Luftwaffenhelferin« schon eingesetzt, Herr Major?«

»Nee, hab' ick nich«, berlinerte der Gruppenkommandeur. »Damit du aber Bescheid weißt: Im Dienst wird gesiezt!«

»Klar, Herr Major. Ein Oberfeldwebel weiß, was sich gehört, und achtet auf Distanz.«

»Wie geht's meiner Frau?« war Werners erste Frage.

»Sie hat sich bereits hervorragend eingelebt. Gestern habe ich sie besucht und mit ihr zu Abend gegessen. Erstaunlich, was sie alles zuwege bringt. Doch das muß sie dir selbst erzählen.«

»Konntest du eine passable Bleibe organisieren?«

»Claro! Sogar eine sehr gute. Drüben in Lakselv. Der Wirt der *Gjestgiveri* hatte glücklicherweise sein bestes Doppelzimmer frei. Ditha ist vollauf zufrieden, möchte allerdings versuchen, eine *romantische* Unterkunft zu finden. Direkt am Fjord und möglichst mit einem Wasserfall in der Nähe!«

Werner lachte befreit. »Dann ist sie wohlauf.«

Der Gruppenkommandeur packte Kuhnke am Arm. »Du wohnst bei uns in der Unteroffiziersbaracke. Ein Feldwebel teilt mit dir die Bude.«

»Sehr angenehm. Ich hab' gern jemanden, der mir mein Bett baut, die Schuhe putzt und so weiter. Schließlich bin ick Oberfeldwebel!«

»Wird ein harter Kampf werden. Dein Stubenkamerad ist nämlich ein gewiefter Flugzeugführer.«

»Au Backe!«

Major Ballmann wandte sich an Werner. »Hast du viel Gepäck?«

»Nur einen Koffer.«

»Dann her damit. Ich bringe dich gleich zu deiner Frau. Sie weiß, daß du heute eintrudelst.«

Als sie losgefahren waren, fragte Werner: »Wie überwinde ich in Zukunft die Strecke zwischen Banak und Lakselv?«

»Zu den Einsätzen holt dich mein Fahrer ab, nach Rückkehr von den Flügen bringt er dich wieder heim.«

»Bist ein Pfundskerl, ›Balli‹. Ditha und ich haben dir viel zu verdanken. Hoffentlich können wir uns eines Tages revanchieren.«

»Erst wollen wir mal helfen, den Krieg zu gewinnen.«

»Richtiger ausgedrückt: Wir *müssen* helfen!«

»Stimmt.«

»Wie du weißt, bin ich begeisterter Zivilist, und ich bin es in erhöhtem Maße, seit Ditha mir einige Bücher des französischen Schriftstellers und Piloten Saint-Exupery geschenkt hat. Er verabscheut die Verwendung von Flugzeugen zu militärischen Zwecken.«

»Als begeisterter Soldat denke ich anders«, konterte Major Ballmann und steigerte das Tempo. »Doch es gibt wichtigere Themen.«

»Als da wären?«

»Zunächst mußt du dich einleben. Heute in drei Tagen lass' ich dich um zehn Uhr abholen. Wir sehen uns dann verschiedene

Landkarten an und erarbeiten ein Programm, das uns beide, den Zivilisten wie den Soldaten, befriedigen soll.«

Major Ballmann war so taktvoll, beim Erreichen der *Gjestgiveri* zu erklären, er habe leider eine dienstliche Verpflichtung und bitte um Verständnis dafür, daß er Ditha an diesem Tag nicht begrüßen könne. Er werde jedoch am nächsten Abend kommen und gemeinsam mit ihnen essen.

Der Wirt des ganz aus Holz gebauten Gasthauses ging Werner entgegen, hieß ihn »Hjertelig velkommen«, nahm ihm den Koffer ab und wies, nun englischsprechend, auf eine nach Osten führende Straße. »Ihre Gattin ist zum Brennelv-Fjord gefahren. Sie wird bald zurückkommen. Auf dem Weg werden Sie Ihr beegnen.«

»Meine Frau hat ein Fahrzeug?« fragte Werner verblüfft.

Der etwas korpulente Gastwirt antwortete schmunzelnd: »Ein *Fahrrad* hat sie, das sich unser Björn abschwatzen ließ. Der dumme Kerl glaubte, ein gutes Geschäft zu machen, als sie ihm für sein altes Vehikel den Preis eines funkelneuen Velozipeds bot. Mit Lampe und Dynamo! Jetzt fährt Ihre Gattin durch die Gegend, und Björn wird lange Zeit laufen müssen, weil es im Krieg keine Fahrräder zu kaufen gibt. Doch er trägt's mit Würde und hat ihr gestern sogar *Blomsters* gebracht. *Margaritts*.«

Werner hätte jubeln mögen. Immer wieder verstand es Ditha, sich ihre Wünsche zu erfüllen. Es gab offensichtlich kein Problem, das sie nicht zu lösen vermochte.

Nachdem er gut zehn Minuten In die gewiesene Richtung gegangen war, kam sie ihm entgegengestrampt, die Füße nicht gerade auf den Pedalen, sondern nach außen gestellt. »Werner!« rief sie schon von weitem. Ihr Haar flatterte im Wind. »Vorhin bist du direkt über mich hinweggeflogen und hast mich nicht beachtet. Das werde ich dir heimzahlen!« Sie sprang vom Rad, ließ es in den Straßengraben rollen und warf ihm die Arme um den Hals. »Du ahnst nicht, wie schön es hier ist. Einfach herrlich. Nur gegen die Mücken müssen wir etwas tun, sonst können wir weder spazieren gehen noch angeln. Ich habe schon zwei Ruten gekauft und weiß auch, wie wir uns gegen die verfluchten Schnaken schützen

können. Wir besorgen uns zwei breitrandige Hüte, um deren Krempe ich lang herabhängende Gaze nähe. Und dann ...« Sie marschierte mit großen Schritten im Kreis und sang: »Halli, hallo, gar lustig ist die Anglerei allhier im Brennelv-Fjord, allhier im Brennelv-Fjord.«

Werner lachte. »Was bist du für ein reizender Spatz!«

Ditha hob verwundert den Kopf. »*Spatz* hast du gesagt?«

»Weil du ebenso nett und frech wie diese aufdringlichen kleinen Vögel bist.«

Sie wehrte einige Mücken ab. »Dafür bekommst du nachher einen Extrakuß. Norwegen hat mich ohnehin halb trunken gemacht. Die Pflanzenwelt ist völlig anders als bei uns. Birken und Kiefern werden allenfalls mannshoch und stehen weit auseinander. Zwischen ihnen gibt es Heidekraut, niedriges Gestrüpp und vor allen Dingen köstliche Moos-, Blau- und Multebeeren. Und weit und breit ist kein Haus zu sehen. Aber im Brennelv-Fjord habe ich einen Bauernhof entdeckt, in den wir einziehen werden, das garantiere ich dir!«

»Ist in seiner Nähe ein Wasserfall?« fragte Werner amüsiert.

»Ja! Woher weißt du das?«

»»Balli« erzählte mir von deinen heimlichen Wünschen.«

Ditha hob ihr Rad aus dem Straßengraben. »Gehen wir, die Mücken sind zu lästig.«

»Ich wundere mich schon lange darüber, daß wir uns hier zerstechen lassen.«

»Wie hättest du es denn gern gehabt? Küßchen, Küßchen und nach Hause ins Bett? Nein, Comandante, erst muß ich dir erzählen, was ich alles festgestellt habe. Es ist einfach phantastisch hier. Ein Fahrrad für dich ist auch schon gesichert. Es muß nur noch hergerichtet werden. Doch um auf den Bauernhof zurückzukommen: Er liegt inmitten einer Wiese an einem leicht abfallenden Hang mit Blick auf den Fjord. Seine Eingangstür ist unwahrscheinlich niedrig, die Bodenschwelle hingegen so hoch, daß jeder, der das Haus betreten will, zunächst ein Bein heben, sich dann bücken und den Kopf vorstrecken muß. Diese Bauweise stammt aus alter Zeit und wurde ersonnen, um Räuber, die in das Haus eindringen wollten, mit

einem kräftigen Schlag auf den Schädel außer Gefecht setzen zu können.«

Nun war es Werner, der heftig Mücken abwehrte. »Woher weißt du das schon wieder?«

»Ich war bei den Bauern. Hab' mich lange mit ihnen unterhalten. Sie verfügen über mehrere Gästezimmer, deren Schränke und Kommoden wunderschön bemalt sind. Allein die Bezeichnung der Malerei ist umwerfend: *rosemalt!*« Ditha verlangsamte ihre Schritte. »Ich begreife nur nicht, warum das alte Bauernpaar kein Zimmer vermieten will. Von unserem Wirt erfuhr ich, daß es alljährlich Gäste aufgenommen hat – zumeist vermögende Angler aus Schottland, die jetzt im Krieg natürlich nicht kommen. Weshalb nützen die beiden nicht die Chance, uns einen ihrer nun leerstehenden Gasträume zur Verfügung zu stellen? Ich habe mich bereit erklärt, für Monate im voraus zu zahlen. Sie gehen partout auf nichts ein, schauen sich aber an, als bedauerten sie, das Angebot nicht annehmen zu können.«

»Wahrscheinlich möchten sie Deutschen, die ihr Land überfallen haben, aus dem Wege gehen.«

»Das hab' ich anfangs auch gedacht und ihnen deshalb meinen schwedischen Paß vorgelegt. Vergebens. Seit sie wissen, daß und warum ich die Heimat verlassen mußte und heimlich mit dir hier Zusammensein möchte, sind sie eher noch unzugänglicher geworden. Aber ich gebe nicht auf. Heute abend ist das zweite Fahrrad fertig. Gleich morgen brausen wir los. Du mußt mir helfen, diese störrischen Norweger zu überreden. Sie sprechen gut englisch. Um jeden Preis möchte ich, daß wir bei ihnen wohnen. Wenn sie sich weigern, werden wir das Haus anzünden.«

»So, so. Und damit willst du drohen?«

»Hältst du mich für blöd?«

»Nein, aber bei dir ist alles möglich.«

Sie lachte. »Was meinst du, wie ich es fertiggebracht habe, diese Luftwaffenhose zu bekommen?«

Werner schaute entgeistert an ihr herab. »Ich hab' gar nicht bemerkt ...«

»Dabei saß ich auf einem Herrenfahrrad, das ich mit einem Rock überhaupt nicht hätte besteigen können.«

»Und wie hast du dir die Hose beschafft?«

»Kleiderkammer!«

»»Balli« hat dir geholfen?«

»Sein Fahrer. Red nicht darüber. Sonst kriegt er Ärger. Ich habe ihm versprochen, das fürchterlich steife Gebilde zurückzugeben, sobald ich es nicht mehr brauche. Es liegt also weder Bestechung noch Diebstahl vor. Die Hose ist lediglich für kurze Zeit geliehen.«

»Und woher bekommst du das Fahrrad für mich?«

»Du kriegst *dieses*! Ich konnte mir nämlich inzwischen ein Damenrad anlassen. Zahle den Preis eines neuen Fahrrads plus Wintermantel. Es fehlen nur noch die Schläuche. Gedanken brauchst du dir nicht zu machen. Ein absolut sauberes Geschäft.«

»Du bist unmöglich!« stöhnte Werner, fügte jedoch gleich darauf hinzu: »Aber zauberhaft!«

Sie schmiegte sich an ihn. »Hast du vorhin das Nordlicht gesehen?«

»Natürlich. Zuerst war ich begeistert, doch dann... Als ich sah, wie die beiden Strahlensäulen immer wieder getrennt wurden ... Es erinnert mich an die Zeiten unseres Getrenntseins.«

»Mir ist es genauso ergangen. Richtig Herzklopfen bekam ich. Doch als beide Lichtsäulen vereint im All entschwanden, sagte ich mir: Immerhin ein glückliches Ende. Es wäre gut, wenn auch von uns beiden keiner allein zurückbleiben müßte.«

Werner legte den Arm um seine Frau. »Dann wollen wir das heutige Nordlicht als gutes Omen deuten.«

Gleich am nächsten Morgen radelten Ditha und Werner zum Brennelv-Fjord. Glücklicherweise, wieder mit ihrem Mann zusammenzusein, und froh, die unangenehme ›Asbesthose‹ der Luftwaffe nicht mehr tragen zu müssen, trällerte Ditha ein Lied nach dem ändern.

Sie wird immer zufrieden sein, dachte Werner. Das Zimmer in der *Gjestgiveri* ist gewiß nett und sauber, und es gibt keinen Grund zur Klage, aber gemessen an den Verhältnissen, in denen Ditha sonst gelebt hat, läßt die Unterkunft einiges zu wünschen übrig.

Der Tag schien einen Ausgleich schaffen zu wollen. Vereinzelt am kobaltblauen Himmel dahinziehende Wolken glichen geblähten Segeln. Taufrisches Gras glitzerte silbern. Die lästigen Mücken gähnten noch.

Der Brennelv-Fjord lag wie unberührt da. Mantelmöwen strichen dicht über das Wasser hin. Auf einigen herausragenden Felsen putzten spitzschnäblige Kampfläufer ihr Gefieder.

Ditha stieg vom Rad. »Nun, was sagst du? Kann es etwas Schöneres geben?«

»Wahrscheinlich nicht«, antwortete Werner und fragte sich: Macht sie sich selbst etwas vor? Der Fjord hatte zweifellos einen ungewöhnlichen Zauber, doch es gab überwältigendere Landschaften.

Bald darauf korrigierte er sein Urteil. Vor ihnen lag eine vermooste Wiese. Die Fahrräder neben sich herschiebend, gingen sie auf ein Bauernhaus zu, dessen weltentrückte Lage noch unterstrichen wurde vom Tosen eines Wasserfalls. Auf dem Dach des mit Birkenrinde und Erde gedeckten Hauses wuchs langhalmiges Gras. Wenige hundert Meter vom Gehöft entfernt stürzten schäumende Wassermassen über rostbraune Felsen in einen Wildbach. Die Sonne ließ im sprühenden Gischt alle Farben des Spektrums aufleuchten.

»Der Hof erinnert an *Kongsgaarden*, das Schloß des Königs in den norwegischen Märchen«, Begeisterte sich Ditha.

Werner nickte. »Ein Märchenschloß mag so aussehen.«

»Die pastellfarbenen Töne der Berge- gleichen japanischen Tuschzeichnungen«, fuhr sie überschwenglich fort. Sie deutete auf den oberen Teil der Wiese. »Dort sprießen schon erste Blumenpolster. Versprich mir, alles daranzusetzen, daß wir hier ein Zimmer bekommen. Am Wasserfall könnten wir in der Sonne liegen und uns gleichzeitig vom Gischt erfrischen lassen.«

Ein älteres Paar trat aus dem Bauernhaus.

»Goddag!« rief Ditha ihnen zu. »Ich bin gekommen, um Sie mit meinem Mann bekannt zu machen.«

Nora Thorwaldsen, eine stattliche Norwegerin, die offensichtlich bestimmte, was in ihrem Haus geschah, verschränkte die Arme vor der Brust.

Glatt anliegendes, in der Mitte gescheiteltes Haar gab ihr ein strenges Aussehen. Ihr Alter war nicht abzuschätzen; sie mochte zwischen fünfzig und sechzig sein.

Ihren Mann, den staatlichen Fischereiaufseher Per Thorwaldsen, hatte das Alter gegerbt. Doch sein verrunzeltes Gesicht verriet Pffiffigkeit. Ihm gefiel es offenbar, daß seine Frau das Zepter schwang.

Die Norwegerin reichte Werner die Hand, explizierte aber gleich: »Dem Wunsch Ihrer Frau können wir nicht entsprechen. Wir vermieten nicht mehr.«

»Darf mein Mann sich wenigstens die wunderschönen *rosemalten* Schränke ansehen?« lockte Ditha.

Per Thorwaldsen warf seiner Frau einen ermunternden Blick zu.

»Nun gut«, sagte sie. »Ich betone jedoch nochmals, daß wir kein Zimmer hergeben. Wir sind alt geworden und möchten unsere Ruhe haben.«

Die Einrichtung des Bauernhauses überraschte Werner. Dem Eingang gegenüber stand ein großer, mit Blumen bemalter Schrank; davor ein in den Raum hineinragender Tisch mit vielen Stühlen. Die Holzrahmen der Fenster waren ebenso *rosemalt* wie der Schrank, die Deckenbalken und die zu den Zimmern führenden Türen.

Werner machte der Bäuerin in der englischen Sprache das Kompliment: »Einen so hübschen Raum bekommt man selten zu sehen. Ich fange an, meine Frau zu verstehen. Um jeden Preis möchte sie bei Ihnen wohnen.«

Nora Thorwaldsens Gesicht, das sich schon erhellt hatte, verdunkelte sich wieder. »Ich habe gesagt, daß wir nicht mehr vermieten!«

In diesem Moment öffnete sich die Tür eines der angrenzenden Zimmer, und ein schmalgesichtiger rotblonder Mann erschien. Seine

Kleidung war ungewöhnlich: Militärpullover, Breecheshose, bis zu den Knien reichende Schnürstiefel.

Die Norwegerin unterdrückte einen Aufschrei. Dithas Augen weiteten sich. Werner spürte, daß sich Dramatisches anbahnte. Nur einer atmete auf: Per Thorwaldsen.

»Jetzt muß Schluß sein mit dem Versteckspiel!« erklärte der Hinzugekommene mit fester Stimme, an Nora Thorwaldsen gewandt. »Ich kann nicht dulden, daß Sie meinetwegen ein ganzes Jahr und vielleicht noch länger auf jedwede Einnahme verzichten. Da ziehe ich es vor, mich zu stellen.« Er salutierte mit an die Stirn gelegter Hand zu Werner hinüber. »First-Lieutenant Jay Mackintosh. Beobachter eines Aufklärungsflugzeugs der Royal Air Force. Wir wurden am 19. April abgeschossen, konnten uns mit dem Fallschirm retten. Ich fand Unterschlupf auf diesem Bauernhof. Gestern hörte ich das Gespräch Ihrer Gattin mit Frau Thorwaldsen. Keinesfalls möchte ich, daß sie mit Rücksicht auf mich ihre Zimmer nicht vermietet. Melden Sie mich Ihrer Formation. Meine Kameraden sind zu Fuß nach Schweden aufgebrochen und dürften ihr Ziel inzwischen erreicht haben. Ich mußte leider passen. Im Weltkrieg – nun muß man wohl sagen: im *Ersten* Weltkrieg – wurde mir ein Bein lahmgeschossen. Bin froh, daß es so glimpflich abgegangen ist. Nur kann ich seither keine weiten Strecken mehr gehen. Wenn ich ...«

»Mein Mann wird Sie selbstverständlich nicht ausliefern«, fiel Ditha ihm ins Wort.

»Als Major der deutschen Luftwaffe wird Ihr Gatte mich melden *müssen*«, beharrte der Brite. »Andernfalls würden Sie beide ein großes Risiko eingehen. Sie haben Ihre Lage gestern freimütig geschildert. Ich weiß somit, daß Sie schlimmer dran sind als ich. Sie werden von *eigenen* Landsleuten verfolgt! Ein in Gefangenschaft geratener ...«

Ditha unterbrach ihn wieder: »Darf ich jetzt mal sprechen? Ihr Hinweis auf das Risiko, das mein Mann und ich eingehen werden, gilt in gleichem Maße für Sie! Oder setzen Sie sich keiner Gefahr aus, wenn Sie uns den Weg in dieses Haus auf die von Ihnen vorgeschlagene Weise frei machen?«

»Ich tue es nicht Ihnen zuliebe. Es geht darum, daß die Familie Thorwaldsen ohne Einnahmen nicht leben kann. Als ich hier herabsegelte, hatte ich nur wenig Geld in der Tasche. Seit dem Einmarsch der Deutschen erhält Per Thorwaldsen kein Gehalt mehr.«

»Nun mal langsam«, beschwichtigte ihn Ditha. »Wir können doch alle hier bleiben. Ihr Einverständnis vorausgesetzt, zahlen wir für Sie mit, und Sie erstatten uns die Auslagen, sobald Sie dazu in der Lage sind.«

»Und wie steht's mit dem Risiko, das Sie dann eingehen?«

»Da gibt's nur eine Antwort: Wenn Menschsein Risiko bedeutet, muß es eingegangen werden!«

»Bravo!« applaudierte Werner, der bis dahin kein Wort hervorgebracht hatte. »Meine Frau hat recht. Und wir sind bereit, das Risiko auf uns zu nehmen.« Er gab dem Engländer die Hand. »Werner Eggebrecht. Dies ist meine Frau.«

Der Brite verbeugte sich vor Ditha. »Ihr gestriges Gespräch mit den Thorwaldsens hat mich beeindruckt. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß deutsche Soldaten einem Kameraden selbst unter schwierigsten Verhältnissen bedingungslos beistehen. Großartig ist das!«

»Und ich bewundere *Ihre* Haltung«, versicherte Werner. »Sie handeln sehr selbstlos. Ein Glück, daß wir hier keine Aufpasser haben.«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung.«

Ditha frohlockte: »Jetzt wird es höchste Zeit, daß wir Frau Nora fragen, ob sie nicht doch bereit ist, uns ein Zimmer zu vermieten?«

Die Norwegerin hob die Arme. »Nur zu gern!«

Ihr Mann schlug das Kreuz. »Ein glücklicher Tag. Fünf Menschen ist geholfen.«

Wie verabredet erschien Major Ballmann am Abend in der *Gjestgeveri*. »Na, wie ist es euch ergangen?« begrüßte er Ditha und Werner, die schon an einem Tisch Platz genommen hatten. »Das Wetter war heute ja herrlich. Wenn die verdammten Mücken nicht wären ...«

»Uns können sie nichts mehr anhaben«, fiel Ditha ein. »Wir haben inzwischen Hüte, an deren Krempen ich Moskitonetze genäht habe.«

»Keine schlechte Idee. Wie bist du darauf gekommen?«

»Ich habe es bei einem Angler gesehen. Der hatte vorn im Netz sogar ein Loch für seine Pfeife! Man muß sich zu helfen wissen.«

»Und wie steht's mit deinem Traum vom Haus am Fjord?«

»Der geht in Erfüllung«, antwortete Werner. »Schon morgen ziehen wir um. Es gibt allerdings einen Haken. Am liebsten würden wir nicht darüber sprechen, aber es könnte ja passieren, daß du uns besuchen willst, und dann müßten wir dir sagen: Tu uns den Gefallen, komm lieber nicht.«

»Balli« blickte von einem zum andern. »Das klingt nicht gut.«

»Darüber sind wir uns im klaren. Wir haben hin und her überlegt, wie wir uns verhalten sollen. Wir fühlen uns dir in hohem Maße verpflichtet. Trotzdem sehen wir uns außerstande, dich über etwas zu informieren, das uns zufällig bekanntgeworden ist. Du bist Kommandeur eines deutschen Verbandes und müßtest andere Maßstäbe anlegen als wir.«

»Rede nicht um den heißen Brei herum«, forderte der Kamerad unwillig. »Ihr wißt, daß ihr mir alles anvertrauen könnt. Schließlich decke ich euer Zusammensein.«

»Gerade darum dürfen wir dir keine weitere Belastung zumuten«, beharrte Werner. »Für uns wäre es einfacher gewesen, unser Problem zu verschweigen. Aber das würde einem Vertrauensbruch gleichkommen.«

Ditha fügte hinzu: »Versteh, »Balli«, wir sind in einer Zwangslage! Ungewöhnliche Umstände geben uns die Möglichkeit, einer norwegischen Familie ähnlich zu helfen, wie du uns geholfen hast.«

Major Ballmann nagte an seinen Lippen. »Besteht nicht die Gefahr, daß ihr euch in die Nesseln setzt?«

»Da sind wir uns ganz sicher«, antwortete Werner. »Aber unterstellen wir einmal, es würde etwas schiefgehen. Dann wäre es höchst unangenehm für dich, wenn du nicht schwören könntest: Ich habe nichts davon gewußt.«

»Dann ein anderes Thema. Und schnellstens drei doppelte Aquavit! Ihr könnt einen ganz schön fertigmachen.«

»Ditha hat heute einen Satz gesagt, der alles auf einen Nenner bringt: ›Wenn Menschsein Risiko bedeutet, muß es eingangen werden.‹ Du hast in unserem Fall so gehandelt.«

»Balli« klopfte auf Dithas Hand. »Ich bin froh, daß ich euch helfen konnte.«

Zwei Tage nach dem heiklen Gespräch in der *Gjestgiveri* machte Major Ballmann Werner mit den Besatzungen seines Verbandes bekannt. Kuhnke hatte sich bereits eingelebt und stellte lakonisch fest:

»Dufter Verein. ›Balli« ist beliebt.«

»Und was ist mit deinem Stubengenossen? Putzt er dir die Schuhe?«

»Nee. Trotzdem ist er in Ordnung. Seid ihr zwei gut untergekommen?«

»Ausgezeichnet«, antwortete Werner und vertraute dem Flugkameraden an, daß Ditha ein herrlich gelegenes Bauernhaus ausfindig gemacht habe, in dem sie zunächst einmal bis zum Sommerende wohnen würden.

Verschiedene Überlegungen hatten ihn und den Gruppenkommandeur bewogen, der Truppe den Quartierwechsel zu verschweigen. Das war ihnen um so ratsamer erschienen, als einkalkuliert werden mußte, daß das Fahrzeug, das Werner zu den Flügen abholen und später wieder zurückbringen sollte, nach Beginn des Winters nicht mehr zum Brennelv-Fjord gelangen konnte. Er hatte sich deshalb entschlossen, das Zimmer im Gasthaus zu behalten und so lange wie möglich mit dem Rad nach Lakselv zu fahren und dort in den Wagen einzusteigen. Sobald der erste Schnee fiel, würde ihnen ohnehin nichts anderes übrigbleiben, als in die *Gjestgiveri* zu ziehen.

Nach Erledigung einiger Formalitäten führte Major Ballmann Werner und Kuhnke in den Kartenraum und erläuterte ihnen die seinem Verband zugewiesene Aufgabe. »Wir sind aus verschiedenen

Gründen so hoch im Norden eingesetzt. Wahrscheinlich spielen auch strategische Gesichtspunkte eine Rolle. Hitler plant ja immer weit voraus. Die Landung der Briten auf den dänischen Inseln Färöer und Island, ferner die Okkupation Grönlands durch die Vereinigten Staaten dürften den Ausschlag gegeben haben. Jedenfalls ist damit zu rechnen, daß die Schiffe, die von Narvik schwedisches Eisenerz nach Deutschland transportieren, von den Engländern nun stärker als bisher unter die Lupe und unter Feuer genommen werden. Von eurer Spezialmaschine abgesehen, haben wir hier zwei als Aufklärer ausgerüstete »Ju 88«, die den Seeweg bis hinunter zum nördlichen Polarkreis, etwa hundert Kilometer südlich von Bodø, überwachen und unsere Bomber alarmieren, sobald sich ein englisches Kriegsschiff zeigt. Ihr beide sollt nun das weiter westlich gelegene Gebiet kontrollieren. Wir müssen kontinuierlich feststellen, welche Flotteneinheiten sich im Bereich von Jan Mayen, den Färöerinseln und bei Island aufhalten beziehungsweise versammeln. Außerdem interessiert den Generalstab in hohem Maße, was die Amerikaner in Grönland treiben.«

»Die Färöer wären doch einfacher von Trondheim aus zu erreichen«, gab Werner zu bedenken.

»Richtig. Ein langer Übungstrip dürfte euch aber willkommen sein, weil ihr dann genaue Verbrauchsmessungen anstellen und funknavigatorische Erfahrungen sammeln könnt. Bei Nordlicht beispielsweise versagt die Peilerei völlig, und der Kompaß macht in diesen Breiten allerhand Sperenzchen. Hinzu kommt, daß die Mißweisung praktisch alle hundert Kilometer andere Werte aufweist.«

»Du scheinst viel dazugelernt zu haben«, stellte Werner anerkennend fest. »Ich akzeptiere deinen Vorschlag. Wenn *es* dir recht ist, möchte ich die gute Wetterlage nutzen und morgen einen Rundflug im weiteren Umkreis machen, um das Gelände kennenzulernen und bei künftigen Blindanflügen eine optische Vorstellung zu haben. Übermorgen können wir dann zum ersten Einsatz in Richtung Färöer starten. Einverstanden?«

»Selbstverständlich. Und für Ditha habe ich eine kleine Leihgabe: ein Radiogerät mit Lang-, Mittel- und Kurzwellenteil. Der Apparat muß allerdings mit zwölf Volt gespeist werden. Einen

entsprechenden Akku kann Max bestimmt organisieren. Natürlich ebenfalls nur leihweise!« fügte er hinzu.

Kuhnke salutierte. »Ehrensache, Herr Major. Damals, in Lipezk, hätte ick es nicht für möglich gehalten, daß du dich mal so prima entwickeln würdest.«

Mit dem Flug zu den Färöerinseln begann für Werner ein ganz neuer Abschnitt in seiner Fliegerlaufbahn. Er sah sich in eine völlig andere Welt versetzt. Die Funkpeilungen waren im hohen Norden wegen atmosphärischer Störungen oft fehlerhaft. Der relativ nahe gelegene magnetische Nordpol machte den Kompaß unzuverlässig. Die Wetterlage änderte sich ungewöhnlich schnell. In den Wolken lauende Vereisungsgefahr zwang häufig zu Tiefflügen. Über See war das nicht weiter gefährlich, doch wegen der unterschiedlichen Lichteinfälle mußte man den eigenen Augen mißtrauen. Wolkenschatten riefen verwirrende Täuschungen hervor. Da entdeckte man am Horizont einen Küstenstreifen und mußte nach einer Weile feststellen, daß man sich geirrt hatte. Verunsichert starrte man dann neuen Überraschungen entgegen.

An diesem Tag war das Wetter verheerend und keineswegs dazu angetan, den ersten Anflug auf die Färöer zu einem erfreulichen Erlebnis zu machen. Urplötzlich tauchten nach drei Stunden Flugzeit finstere, sich senkrecht aus dem Meer erhebende Felswände auf, die bis in die Wolken hineinragten und den Eindruck erweckten, als sei dort, wo Himmel und Erde sich zu berühren schienen, das Ende der Welt erreicht.

»Unheimliche Gegend«, knurrte Kuhnke. »Der Schwitzofen Bathurst war dagegen ein Paradies. Aber die Peilungen stimmen wenigstens.«

»Gut, das zu wissen. Vermutlich befinden wir uns im Norden der Inselgruppe. Ich fliege um Färöer herum. Irgendwann werden wir auf diese Weise die Hauptstadt Thorshavn erreichen.«

»Ick versuch' inzwischen, einen englischen Sender ausfindig zu machen.«

Mit der Zeit verloren die schroffen Felswände ihr unheimliches Aussehen. Ihre gleichmäßigen horizontalen Schichtungen machten

glauben, man habe eine von Menschenhand errichtete riesige Mauer vor sich.

Im Süden der Inselgruppe hob sich die Bewölkung, und es wurde erkennbar, daß das Land oberhalb der Steilküste ziemlich flach und nur wenig bewachsen war.

»Kamera einschalten!« rief Werner, als backbord voraus Thorshavn sichtbar wurde.

»Mensch, sei vorsichtig!« warnte Kuhnke. »Außerhalb des Hafens liegen Kriegsschiffe!«

»Von dort wird schon zu uns herübergeblinkt. Fahr den Scheinwerfer raus, und morse irgendwas, damit man uns für Tommys hält.«

»Wenn du über die Burschen hinwegfliegst, erkennen sie unser Hoheitszeichen!«

»Ja, glaubst du, ich will mir die britischen Kameraden aus der Nähe ansehen? Der große Pott dort scheint übrigens ein Kreuzer zu sein; die beiden kleineren sind wahrscheinlich Zerstörer. Macht auch Aufnahmen mit der Leica!«

Während Werner parallel zum Hafen flog, stellte er verwundert fest, daß Thorshavn über beachtliche Docks und Werftanlagen verfügte. Ohne abgewehrt zu werden, überflog er die Stadt, gewährte, daß es keinen Flughafen gab, machte schließlich kehrt und nahm Kurs auf Banak. Der Flugauftrag war erfüllt.

Knapp acht Stunden dauerte der Einsatz, den Werner mit einer weiten Schleife am Brennelv-Fjord beendete.

Kuhnke wies nach unten. »Täusch ich mich oder ist das Ditha, die da winkt?«

»Du sagst es.«

»Mein lieber Scholli, ihr wohnt aber idyllisch! Wer sind die anderen drei?«

»Norweger«, antwortete Werner.

»Ick werd' euch gleich morgen besuchen.«

»Lieber nicht, Max.«

Der Funkmaschinist griff sich an die Nase. »Was nicht in Ordnung?«

»Brauchst dir keine Gedanken zu machen.«

»Na, na, das klingt aber nicht überzeugend.«

»Stell keine Fragen. Es ist besser so.«

»Und was ist mit ›Balli‹?«

»Der weiß nicht mehr als du.«

»Da könntest du dich täuschen. Du kennst meine Kombinationsgabe!«

»Und was sagt sie dir?«

»Daß der eine Norweger kein Norweger ist.«

»Stimmt, aber nun keine weiteren Kombinationen.«

Wie um sich Luft zu verschaffen, lockerte Kuhnke die Schnallen seiner Kopfhaut. »Ihr habt ein verdammt Talent, euch in Komplikationen zu verstricken.«

Nur wenige hundert Meter von Lakselv entfernt wartete Ditha im Straßengraben auf Werners Rückkehr. Den Hut mit dem Moskitonetz auf dem Kopf, blickte sie in die Richtung, aus der ihr Mann kommen mußte. Die Zeit hatte sie gut abgepaßt. Er erschien sehr bald. Auch er hatte sich mit der ungewöhnlichen Kopfbedeckung vor Mücken geschützt, und so boten sie ein köstliches Bild, als sie sich in ihrer Vermummung umarmten.

Ditha lachte hell auf. »Ist mal was anderes. Und Abwechslungen sind bekanntlich erregend.«

»Meine Abwesenheit scheint dich frivol gestimmt zu haben.«

»Hast du etwas dagegen?«

»Wir werden sehen.«

Sie stiegen auf ihre Fahrräder.

Werner schob Ditha vor sich her. »Wie ist der Tag verlaufen?«

»Jay und ich sind auf den Berg gestiegen, um unsere neue Heimat einmal von oben zu betrachten. Ein phantastischer Anblick! Zudem war es ein Vergnügen, sich mit unserem neuen Freund zu unterhalten. In einem Punkt mußte ich ihm allerdings entschieden

widersprechen. Doch darüber später. Erst möchte ich wissen, wie der Flug verlaufen ist.«

»Er war anstrengend. Ich habe erneut erlebt, daß man in meinem Beruf nie auslernt.«

»Wenn diese Erkenntnis dich vor Unbedachtheiten schützt, will ich zufrieden sein. Aber erzähl von den Färöer. Wie sehen die Inseln aus?«

»Vereinfacht gesagt: wie viele große Helgolands, mit dunklen, unheimlich anmutenden Felsen.«

»Habt ihr englische Schiffe gesehen?«

»Kein einziges«, flunkerte er. Wozu Ditha beunruhigen?

»Manchmal bin ich doch etwas besorgt.«

»Das brauchst du wirklich nicht zu sein«, versicherte er und schilderte den Verlauf des Fluges, als sei es eine alltägliche Angelegenheit gewesen.

Danach erzählte ihm Ditha, woran sie bei der Unterhaltung mit dem Briten Anstoß genommen hatte. »Wörtlich erklärte Jay: ›Wer in Hitler ausschließlich den Verbrecher sieht, müßte im gleichen Atemzug all die anderen Herrscher aufzählen, die Völker überfallen und Länder erobert haben und wegen dieser zweifelhaften Leistungen von nachfolgenden Generationen als ›groß‹ bezeichnet werden. Alexander der Große, Karl der Große, Friedrich der Große!‹ Ich hielt dagegen: ›Aber die haben weder bestimmte Rassen verfolgt noch Menschen in Konzentrationslager gesperrt.‹ Jay erwiderte: ›Wer immer den Beinamen *der Große* erhielt, hat Unschuldige schänden, martern und töten lassen. Und was unsere Gegenwart betrifft: Unsere Regierung hätte den Polen niemals vorgaukeln dürfen, daß England ihnen gegebenenfalls militärisch beistehen werde. Jeder unserer Politiker wußte, daß das unmöglich sein würde. Bei mehr Zurückhaltung wäre es nicht so leicht zum Krieg gekommen. Außerdem hat Churchill unserem Volk einen Bärenienst erwiesen. Hitler bot nach dem Sieg über Frankreich die Hand zum Frieden; sie wurde ausgeschlagen. Jetzt machen deutsche Truppen sich bereit, unser Land zu erobern. Auch wenn ihnen das nicht gelingen wird, die Folgen werden katastrophal sein.

Hunderttausende werden ihr Leben verlieren, nur weil einer sich nicht beugen wollte.«

Werner widersprach lebhaft: »Der Beendigung des Krieges in einer Phase zuzustimmen, in der Hitler die Oberhand hat, hieße, ganz Europa unter das Joch des Diktators zu stellen. Es würde vielleicht im Moment weniger Tote geben, doch in ein paar Jahren ...«

»Genau das habe ich gesagt. Aber Jay hält es für ausgeschlossen, daß Hitler ernstlich die Welt erobern will. Das mag er nicht glauben.«

»Ist ja auch schwer zu begreifen.«

»Und gerade heute hat der Rundfunk eine Meldung verbreitet, die beweist, daß nicht nur in Hitlers Kopf Eroberungspläne herumgeistern. Italienische Truppen sind von Abessinien aus in Britisch-Somaliland eingefallen und konnten einen mühelosen Sieg erringen. «

Sie erreichten die Wiese vor dem Bauernhof. »Tu mir einen Gefallen«, bat Werner. »Schneide bitte das Thema nachher nicht an. Ich bin ziemlich erschöpft und nicht mehr in der Lage, mich heute noch auf eine Diskussion einzulassen.«

Sein Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen. Kurz nach zehn Uhr abends – die zu dieser Jahreszeit nur knapp eine Stunde währende dämmerige Nacht stand noch bevor – kam Kuhnke mit einem »Militärkrad« angedonnert. Er stellte es unten an der Wiese ab und näherte sich mit großen Schritten dem Hof.

Der ungewohnte Lärm des Motorrads hatte die Bewohner nach draußen gelockt. Werner erkannte gleich, wer da zu später Stunde erschien. Ein ungutes Gefühl beschlich ihn. »Geht ins Haus«, forderte er das norwegische Ehepaar und den Briten auf. »Es ist mein Funkmaschinist. Anscheinend muß er mich sprechen.«

»Was mag er wollen?« fragte Ditha.

»Keine Ahnung. Als Max bei unserer Rückkehr sagte, er wolle uns morgen besuchen, habe ich ihm unmißverständlich zu verstehen gegeben, daß das nicht möglich ist. Und nun kommt er doch! Es muß ein besonderer Grund vorliegen.« Er ging dem Flugkameraden entgegen. »Ist was passiert?«

»Nee, ick find' nur keine Ruhe mehr. Ick hab' nämlich vorhin, als wir über die drei Norweger sprachen, nicht einfach kombiniert, sondern mich auf meine Glotzer verlassen. Die hatten mich erkennen lassen, daß der eine, der kein Norweger ist, Breecheshose und lange braune Stiefel trägt. Nun weißt du, warum ick gekommen bin. Wenn ick mich nicht schwer täusche, wohnt ihr mit einem Engländer zusammen, und ick möchte euch raten, das schnellstens zu melden.«

»Bist du verrückt geworden?« brauste Werner auf.

Ditha sah den Funkmaschinisten entgeistert an.

Kuhnke packte sie bei den Armen. »Haut ab nach Schweden! Bis zur Grenze sind es höchstens zweihundertfünfzig Kilometer!«

Werner stieß ihn zur Seite. »Hast du den Verstand verloren?«

»Quatsch, ick mach' mir Sorgen um euch! Was ihr da tut, kann nicht gutgehen. Euch schützen Offiziere der Luftwaffe! Wenn ihr jetzt einen Gegner deckt ...«

»Moment«, unterbrach ihn Werner. »Du solltest wissen, daß wir niemals etwas gegen Deutschland unternehmen würden. Der Zufall wollte es, daß sich in dem Bauernhaus, in dem Ditha ein Zimmer zu bekommen hoffte, ein Engländer versteckt hielt, dessen Flugzeug abgeschossen wurde. Seine Kameraden sind nach Schweden geflüchtet. Er konnte ihnen nicht folgen, weil ihm im Ersten Weltkrieg ein Bein lahmgeschossen wurde.«

»Die Norweger wollten mich seinetwegen nicht aufnehmen«, fiel Ditha ein. »Der Brite hat das Gespräch gehört und erfuhr dadurch, daß ich Deutschland verlassen mußte. Er war spontan bereit, das Feld zu räumen und sich zu stellen.«

Werner beteuerte: »Der Mann ist in Ordnung, Max! Er hat mich in aller Form aufgefordert, ihn zu melden. Wenn ich das nicht getan habe, so weil es uns glücklich macht, einem Menschen helfen zu können, wie andere uns geholfen haben. Das Leben geht seltsame Wege. Wir betrachten die Begegnung mit dem Engländer als Bewährungsprobe.«

»Die ›Balli‹ Kopf und Kragen kosten kann!«

»Nein, er weiß nichts von der Geschichte.«

»Und wenn er euch besucht?«

»Wir haben ihn gebeten, das nicht zu tun. Begründung: Bei den Norwegern gibt es etwas, das Zivilisten nicht weiter belastet, das er als Kommandeur eines deutschen Verbands aber nicht gutheißen könnte.«

»Damit hat er sich zufriedengegeben?«

»Eben weil er uns kennt.«

Kuhnke stieg das Blut zu Kopf. »Der Hieb sitzt!«

»Das sollte kein Hieb, sondern eine Erklärung sein.«

»Und ihr wollt auf die Dauer mit dem Engländer unter einem Dach leben?«

»Ja. Aber jetzt wird es interessant. Du bist nun über alles informiert. Zeigst du uns an?«

»Für wen hältst du mich?«

»Für jemanden, der genau so handelt wie wir.«

»Mit dem Trick kannst du mich nicht hereinlegen. Wir sind Freunde. Der Brite ist ein Feind.«

»Wenn überhaupt, dann ist er ein ehemaliger Gegner. Für uns ist er ein Mensch. Viele helfen anderen vielleicht erst, wenn Lebensgefahr besteht. Manche tun es früher. Zum Beispiel Manzel, Oberst Winter, Oberst Fink, Stabsingenieur Schulze, Major ›Balli‹ und nicht zuletzt *du*! Sollen wir da zurückstehen?«

Kuhnke wandte sich an Ditha. »Dein Einfluß auf Werner ist verheerend. So raffiniert hätte er mir früher nicht das Maul stopfen können!«

»Bist du beruhigt?«

»Nein. Doch ick weiß jetzt wenigstens, daß ick nie weniger allein bin, als wenn ick allein bin.«

Das Leben in Banak verlangte manche Entbehrungen, schweißte aber die Besatzungen immer mehr zusammen. Eine Gruppe versuchte die andere durch Leistungen zu übertrumpfen. Das trug wesentlich dazu bei, daß Flugplanänderungen, die immer häufiger vorkamen, reibungslos durchgeführt werden konnten.

Werner und Kuhnke mußten auf Anordnung des Generalstabs unvorhergesehen von dem geplanten Flug nach Jan Mayen Abstand nehmen und hatten zunächst, ohne daß Gründe dafür angegeben wurden, mehrere Male so weit wie möglich in Richtung Nordpol zu fliegen. Dabei war das Glück auf ihrer Seite. Bei drei Flügen herrschte hervorragendes Wetter, und sie gewannen Einblicke in eine Welt, die nur wenige Menschen je kennengelernt haben.

Nach Überfliegen des Nordkaps gab es in den ersten zwei Stunden nichts Außergewöhnliches zu sehen. Dann aber wechselte das Landschaftsbild ständig. Hinter der vierzig Kilometer langen *Hopeninsel* begann die Eisgrenze, und schon bald, nachdem diese passiert war, entdeckten sie auf der Backbordseite das *Südostland* mit seinen zahlreichen, zwischen schneebedeckten Bergen verlaufenden Gletschern. Hin und wieder waren scharfe, hohe Abbruchflächen zu erkennen, doch meistens ließ sich gar nicht feststellen, wo das Land aufhörte und wo das Meer begann.

Werner deutete auf seine Landkarte. »Jetzt verstehe ich, warum einige Teile der Küste gestrichelt dargestellt sind.«

Kuhnke blickte angestrengt nach Norden. »Träume ich, oder sind das dahinten wirklich grüne Flächen?«

»Sieht so aus.« Werner verstellte die Luftschrauben, um einen Höhenwechsel vorzunehmen.

Der Funkmaschinist hatte sich nicht getäuscht. Inmitten der weißen Wüste breiteten sich ausgedehnte Grasflächen aus, auf denen Rentiere weideten. »Wie kommen die in diese gottverlassene Gegend?«

Werner hob die Schultern. »Ich kann es dir beim besten Willen nicht sagen.«

Später flogen sie über eine große, sich wie ein schwarzer Spiegel darbietende Wasserfläche hinweg in Richtung *Barentinsel*, die nicht genau auf Kurs lag und deshalb nur am Rand überflogen wurde. Neben vielen Gletschern fielen ihnen dunkle Tafelberge mit völlig glatten Oberflächen auf.

Im Nordosten rückte die zur Inselgruppe des *König-Karl-Landes* gehörende, rundum von Packeis eingeschlossene *Schwedeninsel* heran. Werner hätte sie sich gern näher angesehen, doch der Auftrag

lautete, auf dem fünfundzwanzigsten Längengrad so weit wie möglich exakt in Richtung Nordpol zu fliegen.

Das *Nordostland* wurde sichtbar, eine trostlos anmutende Insel, auf der es außer Schnee- und Eisflächen nichts zu geben schien.

Kuhnke deutete auf die seitlich hinter dem Pilotensitz befindlichen Treibstoffmeßgeräte. »Langsam sollten wir umkehren.«

Werner prüfte die Landkarte. »Wenn wir noch eine Viertelstunde auf Kurs bleiben könnten, hätten wir die *Karl-der-Zwölfte-Insel* erreicht.«

Der Funkmaschinist zog seinen Rechenschieber zu Rate. »Läßt sich verantworten. Danach aber sofort kehrt auf der Hinterhand!«

Schon zehn Minuten später sighteten sie einen wie eine schwarze Pyramide aus dem Packeis herausragenden Berg und einen schmalen Streifen Flachland, vor dem sich gewaltige Eiswälle stauten.

»Wir haben den einundachtzigsten Breitengrad nahezu erreicht«, freute sich Werner. »Die Entfernung zum Nordpol beträgt von hier aus nur noch tausend Kilometer. Ich bin sehr froh, daß wir so weit gekommen sind.«

Noch während er dies sagte, entwickelte sich hoch oben über ihnen ein Polarlicht, das völlig anders war als das, welches sie bei ihrer Ankunft in Norwegen erlebt hatten. Es sah aus, als würde am Himmel von unsichtbarer Hand eine Draperie aus lang herabhängenden glitzernden Bändern befestigt, die sich wie Gardinen in leichtem Wind bewegten und beständig ihre Farbe wechselten – von Pastellgrün über durchsichtiges Weiß in ein zartes Rose.

»Das ist noch eindrucksvoller als neulich!« begeisterte sich Kuhnke.

Wahrhaftig, dachte Werner. Und so, wie es hier erscheint, weckt das überirdische Licht auch keine krausen Gedanken.

Ein noch überwältigenderes Erlebnis hatten Werner und Kuhnke, als sie Wochen später nach Jan Mayen flogen. Ein 2300 Meter hoher erloschener Vulkan, der Beerenberg, hatte diese Insel in Schiffsfahrtskreisen allgemein bekannt gemacht. Werner interessierte

sich für das etwa in der Mitte zwischen Nordnorwegen und dem Reich der Eskimos gelegene Eiland, weil auf dem Flug dorthin ermittelt werden konnte, wieviel Benzin unter ungünstigen Verhältnissen voraussichtlich für die Route nach Grönland benötigt wurde.

Er startete deshalb auch an einem Tag, an dem ein relativ starker Westwind wehte. Die Abflugzeit hatte er so angesetzt, daß er Jan Mayen bei Sonnenaufgang erreichte und noch vor Einbruch der zunehmend länger werdenden Nacht wieder in Banak landen konnte.

Wieder hatte er Glück. Sie flogen einem Hochdruckgebiet entgegen, und schon nach zwei Flugstunden befanden sie sich unter wolkenlosem Himmel. Die Nacht war freilich nicht schwarz wie in südlichen Breiten. Es herrschte eher eine in ihrer Stärke variierende Dämmerung, die mit dem beginnenden Tag ihr Grau verlor und eine zunehmend blaue Färbung annahm. In diesem geheimnisvollen Licht tauchte, fast genau zur berechneten Zeit, der schneebedeckte Beerenberg auf, und es dauerte nicht lange, bis ganz Jan Mayen sichtbar wurde. Im nun tiefen Blau der Dämmerung erhielten die Schneeflächen der Insel und die mit Treibeis bedeckte Meeresoberfläche einen magischen Glanz. Im Gegensatz dazu entwickelten erste, in hohe Luftschichten eindringende Sonnenstrahlen das sogenannte »Hauptpurpurlicht« und gleichzeitig einen am Gegenhorizont aufsteigenden Erdschatten mit orangegelber Gegendämmerung.

Nur wenige Kilometer war das Flugzeug noch vom Krater des Beerenberges entfernt, als der schneeglänzende Gipfel hellrot aufleuchtete. Und wie um einen verwirrenden Kontrast zu schaffen, vertiefte sich das Blau der von der Sonne noch nicht erfaßten Bergwände, bis auch diese angestrahlt und von einem immer heller werdenden Gelb übergossen wurden.

»Welch ein Morgen!« rief Werner begeistert und drosselte die Motoren, um den erloschenen Vulkan zu umkreisen. Abwechselnd im Licht der Sonne und im Schatten des Berges fliegend, ließ er die Maschine mehr und mehr an Höhe verlieren. Dabei fiel ihm auf, daß der 2300 Meter hohe Berg nicht den geringsten Schatten auf die Erde und auf das Eis des Meeres warf. Wie war dies zu erklären? Erst nach langer, genauer Beobachtung fand er die Lösung des kaum

faßbaren Phänomens. Der Bergschatten blieb im rosafarbenen Streifen der Gegendämmerung hängen und wurde am nördlichen Horizont als dunkelblaue Silhouette erkennbar, war aber dennoch unwirklich wie eine Fata Morgana.

Noch erfüllt von dem einzigartigen Naturschauspiel, landete Werner weit vor Beginn der dämmrigen Polarnacht wieder in Banak. Es drängte ihn, Ditha von dem ungewöhnlichen Erlebnis zu erzählen. Er war fast in euphorischer Stimmung, die sich noch steigerte, als ihm Major Ballmann zwei Briefe übergab und lachend fragte:

»Wer ist nun die größere Geliebte? Deine Frau oder deine Mama? Alle paar Tage erhältst du Post von deiner Mutter – heute sogar zwei Briefe auf einmal.«

Werner ging auf den Tenor ein. »Das ist der Dank dafür, daß ich ihr ebenfalls sehr oft schreibe. Ich versuche einen Ausgleich zu schaffen. Wie du weißt, muß ich ihr meinen Aufenthaltsort und Dithas Anwesenheit verschweigen.«

»Und das alles nur, weil Hitler den Rassenhaß braucht, um dem Volk ein Feindbild aufzuoktroieren und es für seine Pläne gefügig zu machen.«

Werner steckte die Briefe ein. Er wollte schnell losfahren. Vor der Landung hatte er die übliche Schleife über dem Brennelv-Fjord gezogen und wußte, daß Ditha vor Lakselv mit dem Fahrrad auf ihn wartete.

Die gemeinsamen Rückfahrten in der vor Mücken schützenden Vermummung waren für beide ein Ritual geworden. Werner erzählte dabei von seinen Flügen, über die im Bauernhaus aus grundsätzlichen Erwägungen nicht gesprochen wurde, und Ditha berichtete ihm von Diskussionen mit dem Engländer, den sie sehr schätzte. Er besaß ein erstaunliches Wissen, war in seinen Ansichten allerdings ungemein eigenwillig. Aber gerade seine unkonventionellen Auffassungen gaben den Gesprächen einen besonderen Reiz.

An diesem Tag fand Ditha jedoch keine Gelegenheit zu schildern, wie sie die Zeit verbracht hatte. Werner war so erfüllt von dem Flug nach Jan Mayen, daß er nicht aufhören konnte, alles, was er gesehen

hatte, bis ins kleinste Detail zu beschreiben. Erst als die Wiese des Bauernhauses vor ihnen lag, erkundigte er sich nach Dithas Ergehen.

Doch sie kam nicht zu Wort. Ihm fiel plötzlich ein, daß er von seiner Mutter zwei Briefe erhalten und in der Kantine ein Pfund englischen Beutekaffee hatte kaufen können. Er sagte ihr auch dies und fügte hinzu, daß er Nora Thorwaldsen bitten werde, gleich Wasser aufzusetzen und eine große Kanne Kaffee zu kochen.

Amüsiert über seinen ungewöhnlichen Redeschwall, blieb Ditha beim Thema und prophezeite: »Dazu wird Nora bestimmt *Lefse* bereiten wollen. Ich werde ihr in der Küche behilflich sein, denn bis du dich unter der Pumpe gewaschen und erfrischt hast, vergeht einige Zeit.«

»Vorher möchte ich aber wissen, weshalb Mama diesmal zwei Briefe schickt. Womöglich ist nach dem Absenden des einen etwas passiert, das sie mir schnellstens mitteilen will.«

»Ich werde nachher sofort nachschauen.«

Die Norwegerin bekam ein verklärtes Gesicht, als Werner ihr den Kaffee übergab. Auch ihr Mann konnte seine Freude nicht verbergen. Und der Brite legte den Kopf in den Nacken, schnupperte geräuschvoll und verkündete: »Das wird heute ein Fest! Beutekaffee aus meiner Heimat, gespendet von einem Deutschen, zubereitet von einer Norwegerin, serviert von einer Schwedin und getrunken unter Vorsitz des Fischereiaufsehers Per Thorwaldsen!« Sich selbst das Kommando »Achtung!« gebend, nahm er Haltung an und trompetete: »Britannia rules the waves ...!«

Ditha und Werner lachten, als sie in ihr *rosemaltes* Zimmer gingen.

»Ein verrückter Kerl«, machte er sich lustig.

»Ich bin froh, daß Jay da ist«, betonte sie. »Die Gespräche mit ihm verkürzen mir die Zeit.« Geschickt öffnete sie eines der Kuverts, entnahm ihm einen kurzen Brief und eine Ansichtspostkarte von Paris mit dem Eiffelturm. Verwundert drehte sie die Karte um, las unter vielen ungewöhnlich klein geschriebenen Zeilen zwei Namen und schrie: »Natalja und Sebastian!«

Werner flog herum.

»Sie leben! Sie leben!«

»Zeig her!« Er warf einen Blick auf die Karte. »Tatsächlich, das ist Nataljas Schrift.«

»Ich kann's noch gar nicht fassen. Natalja schreibt: ›Liebe Ditha, lieber Werner, lieber Max! Eben lernten wir einen deutschen Landser kennen, einen Berliner, der morgen in Urlaub fährt. Er wird diese Karte mitnehmen. Ein nach Sevilla gesandter Brief kam mit dem Vermerk »Adressat unbekannt verzogen« zurück. Wo mögt Ihr sein?

Wir schicken diese Zeilen an Mutter Eggebrecht; sie wird sie an Euch weiterleiten. – Fortuna stand auf unserer Seite. Wir haben vor zwei Monaten geheiratet. Sebastian war zur Fliegertruppe eingezogen, kam aber Gott sei Dank nicht zum Einsatz. In Kürze wandern wir nach Amerika aus. Iljitsch Abakumow wird uns dabei behilflich sein. Ihm gelang die Flucht aus Rußland. Seine musizierenden Söhne und seine Tochter sind in London gefeierte Künstler. Wir lasen es in der Zeitung und haben ihm geschrieben. Er forderte uns postwendend auf, ihm in die Vereinigten Staaten zu folgen. Wir haben zugesagt. Sobald eine Möglichkeit besteht ... In Eile! Euch alles, alles Gute! Eure Natalja und Euer Sebastian.«« Ditha warf die Arme hoch. »Sie haben es geschafft! Sie haben es geschafft! Und auch wir werden eines Tages am Ziel unserer Wünsche sein!« Stürmisch umarmte sie Werner und drehte sich mit ihm im Kreis. »Ich weiß nicht, wohin vor Freude. Natalja und Sebastian sind verheiratet! Unbeirrt sind sie ihren Weg gegangen. Das müssen wir feiern!«

»Der Kaffee ist bereits spendiert. Ich mache mich schnell fertig, und dann kann's losgehen.«

Bis der Tisch gedeckt war, verging noch einige Zeit. Nora Thorwaldsen ließ es sich tatsächlich nicht nehmen, zum Kaffee *Lefse*, halbrohe Kartoffelpuffer, zuzubereiten. Dann aber entwickelte sich eine ausgelassene Kaffeerunde, bei der Per Thorwaldsen, wie es sich auf norwegischen Bauernhöfen gehörte, den erhöhten Sitz des Familienoberhauptes eingenommen hatte. Immer wieder warf er seiner Frau einen verschmitzten Blick zu. Sie verstand ihn. Kaffee war ihrer beider Seligkeit.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, drehte Jay Mackintosh an den Knöpfen des von Major Ballmann zur Verfügung gestellten Radioapparates.

»Heute keine Nachrichten!« bat Ditha.

Noch während sie dies sagte, ertönte ein Sopran: »... et lux perpetua luceat eis.« – »... und das ewige Licht leuchte ihnen.«

Kraftvoll setzte eine Doppelfuge ein: »Kyrie eleison, Christe eleison!« – »Herr, erbarme dich!«

»Scheint eine Totenmesse zu sein«, vermutete der Engländer.

Ditha nickte. »Wenn ich mich nicht irre, ist es das berühmte *Requiem* von Mozart.«

Gebannt lauschten die Bewohner des Hauses am Brennelv-Fjord der Musik, die die Qualen des geängstigten Menschen und sein flehentliches Bitten um Gnade zum Ausdruck brachte.

Das von tiefer Frömmigkeit getragene »Agnus dei« des letzten Satzes endete in den erlösenden Worten: »Cum sanctis tuis in aeternum!« – »Mit deinen Heiligen in alle Ewigkeit!«

Der Brite stellte den Radioapparat ab. »Nie hätte ich Klänge von solcher Jenseitigkeit bei Mozart erwartet.«

»Es war sein letztes Werk«, gab Werner zu bedenken.

»Das erklärt vieles. Mozart muß Angst vor dem Tod gehabt haben. Warum sonst das vielfach wiederkehrende »Rette mich!« »Erbarme dich meiner!« – »Gedenke mein!«? Zweifellos war Todesangst die Triebkraft zu dieser grandiosen Komposition. Aber es empört mich immer aufs neue, daß die christlichen Kirchen den Menschen mit schaurigen Höllenvisionen verunsichern und ihn nicht mit sich selbst zufrieden leben und sterben lassen. Mit der Geburt werden wir auf den Weg gestellt, der zum Tod führt. Da braucht man sich nicht zu fürchten. Und armseliges Wimmern hilft schon gar nicht. Aufrecht muß man...« Er unterbrach sich. »Kennt ihr die von Flavius überlieferte Geschichte vom großen Sterben auf dem Berg Masada?«

»Ich nicht«, antwortete Ditha.

Auch die anderen verneinten.

»Dann will ich sie euch erzählen. Fast tausend Juden waren vor den Römern auf den Berg Masada geflüchtet. Als ihr Anführer

Eleazar erkannte, daß keine Rettung mehr möglich war, rief er alle zusammen und beschwor sie: ›Laßt uns sterben, bevor wir Knechte unserer Feinde werden! Laßt uns mit unseren Frauen und Kindern als freie Menschen aus der Welt scheiden! Die Römer brennen darauf, uns in ihre Hände zu bekommen. Verderben wir ihnen diese Freude. Geben wir ihnen ein Beispiel. Zwingen wir sie, über unseren Tod zu staunen und unseren Entschluß zu bewundern. Scheiden wir freiwillig aus dem Leben!‹ Eleazars Appell fiel auf fruchtbaren Boden. An die tausend Menschen starben aufrecht, ohne Angst, ohne Klage, ohne ›Herr, erbarme dich meiner!‹. Ich habe mir vorgenommen, mich in meiner Todesstunde an die Unerschrockenheit dieser Menschen zu erinnern.«

Um die von Hitler beabsichtigte Landung in England vorzubereiten, griffen zwei Luftflotten mit dreizehnhundert Kampf- und neunhundert Jagdflugzeugen die Britische Insel seit dem 13. August 1940 Tag und Nacht an. Der deutsche Generalstab hatte in der Annahme, die Royal Air Force habe bei Dünkirchen ihre Schlagkraft verloren, mit geringen Verlusten gerechnet. Doch es gab ein schlimmes Erwachen, als täglich fünfzig und mehr Flugzeuge von den Einsätzen nicht zurückkehrten. Innerhalb von drei Wochen wurden achthundert deutsche Maschinen abgeschossen.

Entsetzt darüber und besorgt um die Stimmung in Parteikreisen, denen dieses Debakel nicht verheimlicht werden konnte, lud der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels, alle wichtigen Funktionäre und viele Träger des Goldenen Parteiabzeichens zu einem aufwendig gestalteten ›Treue-Fest‹ ein, das allein schon durch seinen äußeren Glanz defätistische Regungen im Keim ersticken sollte.

Geladen waren auch SA- und SS-Führer, die sich durch Unbeirrbarkeit hervorgetan hatten. Unter ihnen befand sich Hauptsturmführer Malbinger. Der Zufall wollte es, daß er im weiteren Verlauf des Abends Werner Eggebrechts Mutter entdeckte. Sie war in Begleitung eines ihm nicht bekannten Kreisleiters und einer auffallend hochbusigen Parteigenossin, trug ein schmuckes Kleid und unterhielt sich so engagiert, daß er sich unwillkürlich fragte: Wie kann eine Mutter, die ihren Sohn vor wenigen Monaten

verloren hat, so unbekümmert an einem Fest teilnehmen? Als er dann noch bemerkte, daß sie nicht einmal einen Trauerflor trug, kam ihm ein Verdacht, von dem er sich nicht wieder befreien konnte. War er womöglich hereingelegt worden? Er nahm sich vor, der Sache nachzugehen.

Von diesem Augenblick an lag Malbinger auf der Lauer, und als er sah, daß der Kreisleiter allein zu einem der am Rand des Saals aufgebauten Barstände ging, kam ihm eine Idee, die er spontan in die Tat umsetzte. Er folgte dem Funktionär, stellte sich ihm vor und bekannte offen: »Ich sah Sie in Gesellschaft von Frau Eggebrecht und möchte eine Frage an Sie richten, die Sie unter Umständen schockiert.«

»Da bin ich gespannt«, erwiderte Kreisleiter Hausmann und nannte seinen Namen.

Der Hauptsturmführer glaubte nicht richtig zu hören. »Sind Sie etwa der Vater von Margot Hausmann?«

»Sie kennen meine Tochter?«

»Schulkameraden machten mich in Timmendorf mit ihr bekannt.«

»Welch ein Zufall! Wollten Sie mich ihretwegen sprechen?«

»Nein, es geht um etwas, das ich vor kurzem hörte. Sollte es nicht zutreffen, bitte ich meine Frage als nicht gestellt zu betrachten. Frau Eggebrechts Sohn und ich waren zusammen auf der Penne. Als ich die Mutter hier entdeckte, wunderte ich mich über ihre Unbeschwertheit, denn mir wurde erzählt, Werner sei tödlich verunglückt.«

Der Kreisleiter lachte: »Da Totgesagte lange leben, wollen wir das Gerücht – mehr ist es nämlich nicht – als gutes Omen werten.«

»Wissen Sie bestimmt, daß Werner Eggebrecht nichts zugestoßen ist?«

»Hundertprozentig! Seine Mutter hat vor wenigen Tagen noch Post von ihm erhalten.«

SS-Hauptsturmführer Malbinger zwang sich, seine Erregung zu verbergen. »Bitte sprechen Sie mit Frau Eggebrecht nicht über das, was mir fälschlicherweise zugetragen wurde.«

»Das ist doch selbstverständlich.«

»Ist Ihnen zufällig bekannt, wo mein ehemaliger Klassenkamerad sich derzeit aufhält?«

»Nein. Er hat seiner Mutter erklärt, er müsse ihr den Standort verschweigen. Die Post wird über das Reichsluftfahrtministerium befördert. Wahrscheinlich erhielt er einen geheimen Auftrag. Fliegerisch ist er ja ein As. Da fällt mir übrigens ein, daß er in einem seiner letzten Briefe ein Polarlicht beschrieben hat. Also dürfte er im hohen Norden eingesetzt sein.«

Malbinger war wie elektrisiert. Norwegen! Post über das RLM! Dort saßen die Obristen Winter und Fink! Mit der Floskel: »Ich will Sie nicht länger aufhalten, Herr Kreisleiter«, verabschiedete er sich und verließ das Fest. Noch in der gleichen Nacht wollte er erste Ermittlungen anstellen. Wenn Eggebrecht lebte und sich in nördlichen Breiten aufhielt, würde es keine Schwierigkeiten bereiten, seinen Standort ausfindig zu machen. In Norwegen gab es nur wenig Flugplätze.

Im Büro angekommen, forderte der Hauptsturmführer den Offizier vom Dienst auf, sich so früh wie möglich mit dem in Norwegen beim Generalstab der Luftwaffe eingeschleusten Vertrauensmann der Partei ins Benehmen zu setzen und diesen zu bitten, ihn anzurufen. Dann nahm er sich die Akte »Eggebrecht« vor und studierte sie nochmals gewissenhaft von der ersten bis zur letzten Seite. Doch wie sehr er sich auch bemühte, es gab nichts, das auf eine konspirative Zusammenarbeit zwischen den Obristen Winter und Fink, dem Stabsingenieur Schulze, dem neuerdings in Schweden eingesetzten Major Manzel und Werner Eggebrecht hindeutete. Unzweifelhaft waren sie alle miteinander befreundet, aber das reichte nicht aus, um Alarm zu schlagen. Es fehlte das Tüpfelchen auf dem i.

Dennoch war Malbinger nicht unzufrieden. Wenn es ihm gelang, den Nachweis zu erbringen, daß Eggebrecht im hohen Norden eine als »geheim« deklarierte Aufgabe übernommen hatte, dann war sein Verschwinden mitsamt dem ihm anvertrauten Erprobungsflugzeug eine bewußt herbeigeführte Irreführung, die nur eine Gruppe von Verschwörern bewerkstelligt haben konnte.

Lange betrachtete er die Landkarte von Norwegen. Welche Art von Aufgabe mochte den Einsatz eines Testpiloten so weit von der

Erprobungsstelle entfernt erforderlich machen? Sollte die nahe gelegene schwedische Grenze ...?

Bei dieser Überlegung wurde Malbinger hellwach. Er vermeinte Zusammenhänge zu erkennen. Major Manzel war unmittelbar vor Ausbruch des Krieges nach Stockholm versetzt worden. Eggebrechts jüdische Frau hielt sich ebenfalls in dieser Stadt auf. Von Schweden aus war es ein leichtes, Nachrichten nach Norwegen weiterzuleiten.

Dem Hauptsturmführer wurde heiß. Er sah plötzlich überall Verräter, reaktionäre Offiziere, die gegen die SS, SA und NSDAP arbeiteten, um selbst an die Macht zu gelangen. Hitler vertraute dem Heer, der Luftwaffe und der Marine viel zu sehr. Es hieß, dies sei Admiral Canaris zuzuschreiben, der allerdings auch verdächtigt wurde, auf zwei Schultern zu tragen.

Malbinger wähnte sich auf dem richtigen Weg. Er glaubte, die Zentrale einer Verschwörerclique ausgemacht zu haben. Und er fühlte sich in hohem Maße bestätigt, als er zwei Tage später einen Anruf aus Norwegen erhielt und erfuhr, daß Major Eggebrecht von dem Stützpunkt Banak aus Fernflüge zu den Färöerinseln, nach Jan Mayen, Island und Grönland, durchführte.

Dem Hauptsturmführer stockte der Atem. Er war auf dem richtigen Weg! Jetzt noch ein paar konkrete Hinweise ... »Glauben Sie, daß man sich an Eggebrechts Kommandeur wenden könnte? Ich meine, ist sein Vorgesetzter in politischer Hinsicht zuverlässig?«

»Ich denke schon. Major Ballmann zählt zu den alten Hasen. Gehörte der ›Schwarzen Reichswehr‹ an. War in Lipezk Ausbilder und Adjutant des Befehlshabers der Jagdfliegerschule. Bewährte sich bei der Legion Condor und übernahm nach Rückkehr aus Spanien den Fliegerhorst Köln-Ostheim.«

Malbinger hätte laut jubeln mögen. Bei Eggebrechts erstem Verschwinden endete die Spur in Köln-Ostheim! Oberst Fink und Stabsingenieur Schulze gehörten zu den ›Maulwürfen‹ von Lipezk! Gemeinsam mit Oberst Winter hatten sie Eggebrecht in Kopenhagen besucht! Bald darauf war er, wie es hieß, verunglückt. Und nun stellt sich heraus, daß der Herr Testpilot dem einstigen Adjutanten des Kommandeurs von Lipezk unterstellt ist.

Der Hauptsturmführer zweifelte nicht mehr daran, endlich ins richtige Nest gestochen zu haben. Er wollte jedoch um keinen Preis einen neuen Reinfall erleben und trug noch einige ergänzende Informationen zusammen, bevor er sich bei seinem Vorgesetzten meldete.

Der Brigadeführer verlor die Beherrschung, als er hörte, daß Eggebrecht nicht verunglückt sei, sondern von Norwegen aus Inseln anflug, die englische Einheiten besetzt hielten. Wutentbrannt tobte er: »Das ist ungeheuerlich! Der Kerl kann sein Verschwinden nicht allein in die Wege geleitet haben. Eine ganze Gruppe von Verschwörern muß hinter ihm stehen! Das ist jetzt erwiesen! Und es ist ebenso klar, daß es sich um reaktionäre Offiziere handelt, die Schlimmeres vorhaben, als wir ahnen.« Er sprang auf und wetterte: »Aber mit denen werde ich abrechnen! Jetzt wissen wir endlich, was gespielt wird! Nicht flugtechnische Entwicklungen, sondern Aufmarschpläne werden verraten. Da ist es für die verdammten Briten natürlich leicht, eine deutsche Maschine nach der anderen abzuschießen. Eggebrecht wirft entsprechende Meldungen über den Färöerinseln oder anderswo ab. Das Material erhält er von den Herren im Ministerium. Die sitzen ja an der Quelle. Zusätzliche Informationen liefert dieser Manzel. Und zwar im Auftrag von Canaris! Und Zwischenträgerin ist die jiddische Schickse. Das Weltjudentum steckt dahinter! Eggebrecht selbst ist nur ein unbedeutendes Rädchen. Dennoch, seine Rübe muß als erste in den Sand rollen. So schnell wie möglich! Kein Pardon wird mehr gegeben!« Weit ausholend schlug der Brigadeführer auf den Schreibtisch. »Die sollen mich kennenlernen! Jetzt wird gehandelt und heimgezahlt! Sie, Malbinger, brechen sofort nach Banak auf, beobachten Ihren verräterischen Klassenkameraden und schlagen zu, sobald Sie etwas gefunden haben, das sich verwerten läßt. Gleichgültig, ob das, was Sie protokollieren, stimmt oder nicht. Es muß nur glaubwürdig klingen. Wie damals der Abschiedsbrief des Ortsgruppenleiters von Sevilla. Ohne Canaris wäre Manzel erledigt gewesen. Damit sein reaktionärer Chef nicht nochmals eingreifen kann, schmieden wir diesmal Nägel mit Köpfen. Wir können nicht warten, bis wir über handfeste Beweise verfügen. Die Indizien müssen genügen. Sonst werden wir von Eggebrecht und seiner

Clique nochmals aufs Kreuz gelegt. Sobald Sie in Banak die Lage gepeilt und einige Details erkundet haben, die Ihrem Bericht einen authentischen Anschein geben, schnappen Sie sich Eggebrecht und stellen ihn an die Wand. Danach setzen Sie ein Geständnis auf, das die Drahtzieher belastet. Es geht nicht mehr um den Piloten, es geht um eine Bande von Vaterlandsverrättern! Und denen können wir nur den Prozeß machen, wenn ein überzeugendes Geständnis vorliegt. Also ran an die Arbeit! Sie kennen sich ja aus. Alles Weitere überlasse ich Ihnen.«

»Ich werde rücksichtslos vorgehen, Brigadeführer, das versichere ich Ihnen. Aber wie kann ich Eggebrecht festnehmen, ohne daß die Luftwaffe Krach schlägt?«

»Das ist der heikle Punkt. Wir dürfen uns nichts ans Hemd kleben lassen.«

»Mir kommt ein Gedanke, Brigadeführer. Wenn ich das Geständnis aufsetze, bevor ich in Aktion trete, könnten wir Eggebrecht umlegen und erklären, er sei auf der Flucht erschossen worden.«

Der Abteilungsleiter grinste hämisch. »Der alte Trick ist immer noch der beste. Einverstanden! Improvisieren Sie entsprechend den Verhältnissen, die sie antreffen. Vorsorglich gebe ich ihnen unseren versierten Richter, Standartenführer Dr. Hauser, mit auf den Weg. Sollte es sich als notwendig erweisen, ein Standgericht abzuhalten, muß alles korrekt über die Bühne gehen. Ich werde dafür sorgen, daß unsere norwegische Zentrale in Lillehammer Ihnen einen Funkwagen und entsprechendes Personal zur Verfügung stellt. Und wie gesagt, Sie haben völlig freie Hand.«

»Gehorsamsten Dank, Brigadeführer. Darf ich noch eine Bitte vortragen?«

»Nur zu!«

»Dienstzeitmäßig ist meine Beförderung zum Sturmbannführer in Kürze fällig. Da ich mich in Banak gegebenenfalls an den ranghöheren Major Ballmann wenden müßte, wäre es gut, wenn ich ...«

»Will sehen, was sich machen läßt. Ich spreche mit Schellenberg. Aber das sage ich Ihnen: Kommen Sie mir nicht zurück, ohne

Eggebrecht über den Jordan geschickt zu haben! Nur mit seinem Geständnis können wir alle erledigen, die glaubten, uns an der Nase herumführen zu können.«

SS-Hauptsturmführer Malbinger schlug die Haken zusammen. »Ich werde Sie nicht enttäuschen, Brigadeführer! Heil Hitler!«

Während sich Sturmbannführer Malbinger und der ihm zugeteilte SS-Richter in Bremerhaven zur Fahrt nach Narvik einschifften und ein Funkwagen mit der Beschriftung ›Geologisches Institut, München‹ von Liliehammer aus in die gleiche Richtung aufbrach, verabschiedeten sich Eggebrecht und Kuhnke von Major Ballmann zum achtzehnhundert Kilometer weiten Flug nach Island. Einschließlich der Erkundung im Inselbereich waren bis zur Rückkehr rund viertausend Kilometer zu bewältigen. Das eigentliche Ziel hieß Reykjavik. Unter Berücksichtigung früherer Verbrauchsmessungen hatte Werner errechnet, daß der Treibstoff nur knapp reichen würde, doch der gewiefte Funkmaschinist hatte eine Lösung gefunden. Er ließ die hinter dem Pilotensitz und in der Rumpfwanne montierten schweren Panzerplatten zum Schutz der Besatzung ausbauen und unter den Tragflächen nicht zwei, sondern vier abwerfbare Benzinbehälter aufhängen. Die erforderlichen Arbeiten hatten sich über eine Woche hingezogen. Als die Maschine endlich flugklar gemeldet worden war, mußte noch darauf gewartet werden, daß die Windverhältnisse den Start auf der längsten Piste gestatteten. Diese Voraussetzung war erst nach einigen weiteren Tagen gegeben. Werner atmete erleichtert auf, als das schwer beladene Flugzeug problemlos vom Boden abhob und über einen kurz hinter der Platzgrenze gelegenen Steilhang von vierhundert Meter Höhe hinwegstieg.

Kuhnke strahlte. »Ick hab' gewußt, daß unsere zweitausendachthundert Pferdchen das spielend schaffen.«

»Wenn ich es bezweifelt hätte, wäre ich nicht gestartet.«

Stundenlang flogen sie in zweitausend Meter Höhe über den Wolken, bis, der errechneten Zeit nach, Island erreicht sein mußte.

»Keine Kontrollpeilung möglich?« fragte Werner.

Kuhnke schüttelte den Kopf. »Im weiteren Umkreis scheint es viele Gewitter zu geben. Im Hörer knackt und prasselt es, als würden pausenlos Erbsen auf ein Blech geschüttet.«

»Ich werde sicherheitshalber fünfzehn Minuten zurückfliegen, damit wir garantiert über See durchstoßen. Anschließend im Tiefflug erneute Kursänderungen, bis Island in Sicht kommt.«

»Hoffentlich hängen die Wolken nicht bis aufs Wasser herab. Ohne Peilung runterzugehen ist schon ein verdammt blödes Gefühl.«

Bereits in dreihundert Meter Höhe wurde das Meer sichtbar. Werner blinzelte dem Kameraden zu. »Glück muß man haben! Bin gespannt, wie die Küste aussieht.«

Zehn Minuten später tauchten rauhe Felsen auf, davor ein schmaler, kaum bewachsener Landstreifen.

»Wie steht's mit dem Sprit?« erkundigte sich Werner und flog so nahe wie möglich an die Küste heran. Vor ihm lag ein großer Strom mit flachen Lagunen in der Mündung. Dahinter ein Tal, in das sich eine gewaltige Gletscherzunge schob.

Der Funkmaschinist kontrollierte die Meßgeräte und stellte Berechnungen an. »Wir haben eine Reserve von gut neunzig Minuten. «

»Das ist ein Wort. Dann können wir uns Zeit lassen.«

Auf der Steuerbordseite wichen die Felsen zurück, breiteten sich weite Sumpfgebiete aus; wenig später schwarze Sandflächen, durch die Tausende von kleinen Bächen flossen. Das Landschaftsbild wechselte ständig. Sie überflogen ein riesiges Delta.

Um der Küste zu folgen, mußte Werner von Südwest auf Westnordwest wechseln. Er zog seine Landkarte zu Rate und stellte fest, daß sie die südlichste Spitze Islands passiert hatten und in zwanzig Minuten Eyrarbakki erreichen würden. Wie um seine Stimmung zu heben, riß voraus die Bewölkung auf. Kurz entschlossen ließ er die Maschine steigen und flog über den Wolken in siebenhundert Meter Höhe geradewegs auf Reykjavik zu.

Kuhnke sah ihn verwundert an.

»Den Weg um die Halbinsel Gulbringu-Kjossar ersparen wir uns. Außerdem dürfte es vorteilhaft sein, die Stadt von der Landseite her anzufliegen. In der Hafenbucht liegen wahrscheinlich Kriegsschiffe.«

»Sei bloß vorsichtig! Unsere MGs sind ausgebaut.«

»Dafür haben wir reichlich Benzin an Bord.«

Immer größer werdende Lücken in der Wolkendecke gestatten ein einwandfreies Navigieren. Die Peripherie Reykjaviks kam in Sicht.

»Kamera einschalten!« rief Werner. »Wir umkreisen die Stadt erst einmal und sehen uns die Hafenbucht aus gebührendem Abstand an. Mach auch Aufnahmen mit der Leica.«

»Kamera eingeschaltet, Leica in der Flosse!« meldete Kuhnke.

Als hätte er damit ein Kommando gegeben, blitzte plötzlich überall Mündungsfeuer auf. Kleine Sprengwolken bildeten sich.

Um der Flak zu entgehen, wechselte Werner augenblicklich die Richtung. Mit erhöhter Tourenzahl bald nach links und bald nach rechts kurvend, versuchte er eine Wolkenschicht zu erreichen. Aber noch bevor ihm dies gelang, eröffneten mehrere auf Reede liegende Schiffe ein Sperrfeuer. Einige Granaten detonierten so nahe, daß ihre Explosion trotz des Motorenlärms zu hören war. Und dann krachte es, als würde die Maschine auseinandergerissen.

Kuhnke schrie: »Einschuß auf Steuerbordseite! Hau ab! Die holen uns runter!«

Die Richtung immer wieder wechselnd, steuerte Werner mit zusammengepreßten Lippen der schützenden Wolkenbank entgegen, erreichte sie schließlich und stöhnte befreit: »Wir haben's geschafft. Rund um die Stadt ist Flak aufgebaut.« Er blickte zu der getroffenen Tragfläche hinüber. »Das Querruder hat Gott sei Dank nichts abbekommen. Könnte ein Tank getroffen sein?«

»Glaub' ick nicht. Nur am äußeren Rand hat's einen Durchschuß gegeben.« Der Funkmaschinist schnallte sich los und klappte seinen Sitz zur Seite, um die Triebwerksinstrumente zu kontrollieren. »Die Benzinmeßgeräte lassen keinen Abfall erkennen. Ick schau' nach, ob am Rumpf und am Leitwerk alles in Ordnung ist.«

Werner drosselte die Motoren und nahm über See Kurs auf Banak.

Der Flugkamerad kam zurück. »Soweit ick sehen kann, keine weitere Beschädigung. Haben Massel gehabt. Ein paar Meter näher an uns heran, und wir wären hopsgegangen.«

»Schalte die Kamera wieder ab.«

»Längst geschehen. Aber das sage ick dir: Heute abend zisch' ick gewaltig über den Durst. Du auch?«

Werner ging auf die Frage nicht ein. Der Schreck saß ihm zu sehr in den Gliedern. Es kostete ihn Kraft, sich auf die Instrumente zu konzentrieren. Zum ersten Mal in seinem Leben schlotterten ihm die Knie. Während der unmittelbaren Gefahr hatte er Nerven bewiesen. Nun, da die kritische Situation überstanden war, sah er sich außerstande, die Beine ruhig zu halten. Es dauerte eine ganze Weile, bis die Überreizung abklang. Dann erfaßte auch ihn eine euphorische Stimmung. Doch er war sich darüber im klaren, daß er am Abend nicht feiern würde. Ditha durfte nicht erfahren, daß es eine kitzlige Situation gegeben hatte. Vielleicht war es möglich, in der Kantine wieder ein Päckchen Kaffee zu kaufen. Dazu *Lefse* ... Die halbbrohen Kartoffelpuffer von Nora Thorwaldsen hatten es ihm angetan.

Kuhnke konnte es sich nicht verkneifen, dem Heimatpeiler gleich nach der ersten Kontaktaufnahme zu melden: »Hatten über Reykjavik Flakbeschuß. Nur geringfügige Beschädigungen an Steuerbordtragfläche. Landezeit voraussichtlich achtzehn Uhr fünfundvierzig. «

Die Gruppe Ballmann fand sich fast komplett zu ihrem Empfang ein. Der Kommandeur begrüßte Werner und Kuhnke mit Umarmung und Schulterklopfen nach spanischer Art. »Freut mich, daß es so glimpflich abgegangen ist. Zur Belohnung für den ausgestandenen Schrecken werdet ihr vermutlich eine Woche lang zur Untätigkeit verdammt sein. Ihr kennt ja unseren Werkmeister. Ein echter Württemberger! Der hudelt nicht, gibt die Maschine erst wieder frei, wenn die Tragfläche fester ist, als sie es je zuvor war.« An Werner gewandt, fügte er hinzu: »Genieß die Woche! Der Schnee wird euch sowieso bald zwingen, nach Lakselv umzuziehen.«

Werner drückte dem Freund die Hand. »Wann soll ich mich melden?«

»Sagen wir, heute in acht Tagen. Am Mittwoch.« »In Ordnung. Wir starten dann nach Grönland!«

Am Montag, achtundvierzig Stunden vor dem von Werner Eggebrecht geplanten Flug nach Grönland, näherte sich der Funkwagen des ›Geologischen Instituts, München‹ nach tagelanger Fahrt von Narvik über Alta und Kristrand der am Ende des Porsanger Fjords gelegenen Ortschaft Lakselv. In dem klobigen, aber durchaus praktischen Gefährt saßen fünf Männer in Zivil. Weit vor der Ortschaft hatte Sturmbannführer Malbinger den Luftwaffenstützpunkt Banak einsehen und sich ein Bild von den dortigen Verhältnissen machen können. Die zahlreichen Baracken sprachen dafür, daß das Personal der Gruppe Ballmann am Flughafen untergebracht war. Er wies deshalb den Fahrer ohne Bedenken an, vor dem größten Gasthaus anzuhalten und zu fragen, ob Zimmer frei seien. Er selbst blieb im Wagen sitzen.

Der korpolente Wirt kam hocheufreit nach draußen geeilt, um die ihm willkommenen Gäste zu begrüßen und ihnen zu versichern, daß er über genügend Räume und eine erstklassige Küche verfüge. Dann erkundigte er sich, wie lange die Herrschaften zu bleiben gedächten.

Der Sturmbannführer antwortete ruppig: »Das weiß ich noch nicht. Warum fragen Sie?«

»Nun, ich sehe an Ihrem Fahrzeug, daß Sie für ein geologisches Institut tätig sind. Da werden sie gewiß eine Reihe von Untersuchungen vornehmen wollen.«

Der Eifer des Wirts versöhnte Malbinger. »Ja, wir werden voraussichtlich mehrere Tage bleiben. Wohnen bei Ihnen auch Angehörige des deutschen Flugverbandes?«

»Nein, die sind in Banak untergebracht. Nur ein Major und seine Frau haben bei mir ein Doppelzimmer gemietet. Die beiden ziehen aber erst in ein paar Wochen hier ein, wenn der Winter beginnt. Sie haben in einem entlegenen Bauernhaus am Brennelv-Fjord Unterkunft gefunden und möchten dort bleiben, bis Schneefälle die Straße zum höhergelegenen Hof unpassierbar machen.«

Sturmbannführer Malbinger war zumute, als hätte er das Große Los gezogen. Alles auf eine Karte setzend, riskierte er die Frage: »Handelt es sich womöglich um das Ehepaar Eggebrecht?«

»Genau. Ja so was, Sie kennen die Herrschaften?«

»Nur den Major. Ich hörte, daß er nach Banak versetzt wurde. Um ehrlich zu sein, ich möchte ihm nicht gern begegnen. Wir hatten einmal einen bösen Streit miteinander. Wenn er bei Ihnen wohnt ...«

»Er will erst später hier einziehen!« beeilte sich der Gastwirt zu beteuern. »In der anderen *Gjestgiveri* am Ort sind die Räume sehr viel kleiner.«

»Mag sein. Aber wenn ich den Major auf der Straße treffe ...«

»Den treffen Sie nicht!« bekräftigte der Norweger. Auf fünf Gäste wollte er nicht ohne weiteres verzichten. »Die Sache ist nämlich so: An den Tagen, an denen der Major fliegen muß, fährt er bis vor unsere Haustür und stellt sein Fahrrad drüben an der Mauer ab. Dann steigt er in einen Wagen, der pünktlich auf ihn wartet, und kommt erst nach vielen Stunden wieder zurück. Und da er nach" jedem Flug eine Kurve über dem Brennelv-Fjord dreht, um seine Frau zu verständigen, weiß man immer genau, wann er erscheint. Wenn sein Rad hier steht, ist er unterwegs. Ist das Rad nicht da, dann hält er sich in dem Bauernhaus oberhalb des Fjords auf.«

»Gut, wir werden uns bei Ihnen einquartieren.«

Nachdem der Wirt den Gästen die Zimmer gezeigt hatte, suchte Sturmbannführer Malbinger den SS-Richter auf. »Was sagen Sie zu dem Glücksfall, daß wir gleich den richtigen Mann erwischt haben?«

»Wenn der wüßte, wieviel Arbeit er uns erspart, würde er den doppelten Preis verlangen. Da sieht man, wie rückständig und unaufgeklärt die Leute hier sind. So etwas wie unsere Parole ›Feind hört mit!‹ scheint es hier nicht zu geben. Wie gehen wir nun vor?«

Malbinger gab sich überlegen. »Ich habe bereits einen Entschluß gefaßt. Sollte das Fahrrad morgen vormittag nicht an der Mauer stehen, fahren wir zum Brennelv-Fjord. Dort suchen wir uns eine Stelle, von wo der Bauernhof und die Umgebung unauffällig zu beobachten sind. Derweil drehen unsere Leute zur Tarnung den

großen Erdbohrer in der Nähe des Wagens in den Boden und tun so, als ob sie Proben entnehmen wollten. Gute Idee, nicht?«

»Ausgezeichnet. Ich wollte den gleichen Vorschlag machen.«

»Na großartig. Dann wollen wir jetzt zu Abend essen und uns ein paar Aquavit genehmigen, ehe wir uns in die Falle hauen. Die Rumperei über die armseligen Straßen Norwegens hat mich total erledigt.«

Am Dienstag, vierundzwanzig Stunden vor dem von Werner Eggebrecht geplanten Flug nach Grönland, registrierte Sturmbannführer Malbinger mit Genugtuung, daß bis zehn Uhr noch immer kein Fahrrad abgestellt worden war. Er entschloß sich deshalb, zum Brennelv-Fjord aufzubrechen und gemeinsam mit dem Standartenführer das ihm vom Wirt beschriebene Bauernhaus unter die Lupe zu nehmen. Diese Aufgabe war schwieriger zu lösen, als er angenommen hatte. Um nicht aufzufallen, mußten sie einen fast zweihundert Meter hohen, ziemlich steilen Berg besteigen. Die mühselige Kraxelei wurde jedoch belohnt. Von oben konnten sie das Gehöft und das umliegende Gelände hervorragend überblicken. Und sie hatten Glück. Auf der Wiese ergingen sich drei Personen – zwei Männer mit einer Frau, die sie in die Mitte genommen hatten.

Malbinger griff zum Feldstecher, visierte die gemächlich Dahinschlendernden an und glaubte nicht richtig zu sehen. Er erkannte Eggebrecht, begleitet von seiner dunkelhaarigen jüdischen Frau und einem hageren Mann mittleren Alters, dessen Militärpullover, Breecheshose und hohe Schnürstiefel unzweifelhaft britischer Herkunft waren. Aufgeregt gab er das Glas dem Standartenführer. »Schauen Sie sich den Rotblonden an!«

»Ist er der gesuchte-Pilot?«

»Nein. Ich möchte von Ihnen wissen, was Sie zu der Kleidung des Mannes sagen.«

»Moment.« Der Standartenführer blickte durch den Feldstecher. »Der trägt ja ... Das sind britische Uniformstücke! Und zwar die eines Offiziers! Mein Kompliment! Sie müssen wahrhaftig die Nase eines Spürhundes haben. Der Fall ist klar! Bisher kam mir Ihre Geschichte reichlich phantastisch vor, aber nun... Kaum mit der

Arbeit begonnen, ist sie fast schon beendet. Wenn der eine Eggebrecht ist, ich kenne ihn ja nicht, dann genügt das, was wir sehen, um ihn wegen Spionage und Landesverrat zu verhaften und standrechtlich zu erschießen.«

»In meinen kühnsten Träumen hätte ich mir keinen so eindeutigen Beweis erhofft.«

»Wie wollen Sie vorgehen?«

»Ja, das ist jetzt die Frage. Das beste wird sein, wir ziehen uns zurück, setzen im Gasthof ein Protokoll auf und entwerfen ein Geständnis, in dem Eggebrecht zugibt, mit Hilfe seiner jüdischen Frau und eines englischen Agenten Nachrichten weitergeleitet zu haben, die ihm von hohen deutschen Offizieren des Luftfahrtministeriums übermittelt wurden. Namen nennen wir nicht. In einer ergänzenden Erklärung behaupten wir, der Überführte habe sich geweigert und so weiter und so fort. Das gibt der Sache einen glaubwürdigen Anschein.«

»Aber dann können Sie nicht gegen die Drahtzieher vorgehen.«

Malbinger lachte. »Haben Sie eine Ahnung, wieviel Material ich zusammengetragen habe! Es fehlte nur noch der Beweis. Und den liefert uns nun dieser Schweinehund. Endlich habe ich ihn. Zerdrücken werde ich ihn wie eine Fliege!«

Der Standartenführer blieb sachlich. »Wann gedenken Sie zu handeln?«

»Sollte morgen wieder kein Fahrrad am Gasthaus abgestellt werden, stürmen wir mit unseren Männern das Bauernhaus und nehmen die ganze Bagage fest.«

»Und wohin damit?«

»Die bleibt, wo sie ist. Wir werden aus der Idylle ein Gefängnis fernab aller Wege machen. Kein Aas kann uns da hören oder sehen. Wir quetschen die Bande aus, bis wir alles wissen, und dann Sense!«

»Auch die Norweger?«

»Selbstverständlich. Die würden dem Engländer und den Deutschen nie Unterschlupf geboten haben, wenn sie mit denen nicht unter einer Decke steckten. Andernfalls hätten sie doch wohl Anstoß

daran genommen, daß ein Major, der einer Einsatzgruppe angehört, seine Frau bei sich hat.«

»Dem stimme ich zu. Und wie soll es weitergehen, falls morgen das Fahrrad abgestellt wird?«

»Dann halten wir uns zurück und treten in Aktion, sobald Eggebrecht von seinem Einsatz zurückgekommen ist und sich wieder in dem Bauernhaus befindet.«

»Gut. Die Angelegenheit muß aber ruck, zuck erledigt werden.«

»Und dann auf schnellstem Weg heim zu Muttern. Von Norwegen habe ich die Schnauze voll. Dabei sagte der Wirt, wir könnten von Glück sagen. Zu anderen Zeiten würde man hier von Mücken zerstochen. Das hätte uns gerade noch gefehlt.«

Am Mittwochmorgen begleitete Ditha ihren Mann über die Wiese bis zur Straße. Leidenschaftlich umarmte sie ihn. »Es war eine wunderschöne Woche. Sogar das Wetter hat mitgespielt. Und wir brauchten keine Moskitonetze mehr.«

»Ja, es waren herrliche Tage.«

»Deine Zärtlichkeit hat mich beglückt.«

Er küßte ihre Nasenspitze.

»Paß gut auf dich auf!«

»Heute werde ich lediglich einen Probeflug durchführen. Hol mich aber nicht ab. Es könnte sich etwas herausstellen, das einige Zeit in Anspruch nimmt. Du müßtest dann zu lange auf mich warten.«

»Wie du willst. Ich werde deiner Rückkehr voller Sehnsucht entgegensehen.«

Pünktlich um acht Uhr erreichte Werner die *Gjestgiveri*, stellte sein Fahrrad an die Mauer und stieg in den bereitstehenden Wagen.

Am Flugplatz angekommen, nahm Kuhnke ihn beiseite. »Ich glaube, daß wir vorerst nicht nach Grönland fliegen.«

»Wie kommst du darauf?«

»Hab' was läuten hören.« Er wies auf einen Kübelwagen, der heranbrauste. »Bin gespannt, was ›Balli‹ uns erzählt.«

Der Major sprang aus dem Wagen, begrüßte beide und kam sofort zur Sache. »Hört mal zu! Ich habe da einen Auftrag, den ich euch anvertrauen möchte. Die Direktion der Kohlenbergwerke von Longyear auf Spitzbergen hat über Funk die norwegische Regierung gebeten, schnellstens Feuerlöschgeräte, Asbestkleidung und Sauerstoffapparate zur Bekämpfung eines Bergwerksbrands zu schicken. Unsere Luftflotte hat sich bereit erklärt, unverzüglich zu helfen. Ich erhielt Order, eine ›Transport-Ju‹ zu entsenden. Das Rettungsgerät wird noch heute hierhergefliegen. Start nach Longyear morgen früh. Ich wäre froh, wenn ihr ...«

»Ist doch klar!« fiel Kuhnke begeistert ein.

Werner verhielt sich zurückhaltend. »Es reizt mich natürlich sehr, einen abenteuerlichen Abstecher nach Spitzbergen zu machen. Aber gibt es dort einen Flugplatz?«

»Eben nicht. Und das ist der Grund, weshalb ich *euch* losschicken möchte. Mir wurde zugesichert, daß eine ebene Landebahn von etwa fünfhundert mal zweihundert Meter zur Verfügung steht. Petroleumlampen werden die Fläche kennzeichnen. Die Schneehöhe beträgt zwanzig Zentimeter. Keine Verwehungen.«

Werner erklärte sich bereit, den Transport zu übernehmen, und er bat Kuhnke, sich um die ›Ju‹ zu kümmern, das Funkgerät zu überprüfen und die Motoren für einen Kontrollflug warmlaufen zu lassen. Nachdem noch einige Dinge besprochen waren, suchte er mit ›Balli‹ den Kartenraum auf, nahm Entfernungsmessungen vor und notierte sich die Gradzahlen der zu steuernden Kurse. Dabei erkannte er, daß er bei schlechter Wetterlage zunächst das südlichste Kap Westspitzbergens anfliegen mußte, damit er von dort mit Kurs Nordnordwest in den Eisfjord nach Longyear gelangen konnte.

»Welche Startzeit schlägst du vor?« fragte Major Ballmann.

»Bevor ich mich festlege, möchte ich mich mit dem Meteorologen besprechen.«

»In Ordnung. Du findest mich in meinem Büro.«

Eine halbe Stunde später startete Werner mit Kuhnke und dem Bordmonteur der Transportmaschine zu einem Probeflug, den er mit einer Schleife über dem Brennelv-Fjord beendete.

Der Funkmaschinist raunte nach der Landung.: »Ditha wird gestaunt haben, als sie eine alte ›Tante Ju‹ einen behäbigen Kreis ziehen sah.«

Werner nickte. »Für mich war es direkt komisch, mit nur zweihundert Sachen durch die Gegend zu zuckeln. Gehen wir zur Wetterwarte. Wir müssen die Startzeit festlegen.«

Der Meteorologe stellte keine günstige Prognose. Er sagte starke Bewölkung voraus, die im Zielgebiet jedoch nicht aufliegen werde.

Nach Ermittlung des ›Sonnenaufgangs‹, der in dieser Jahreszeit in vielen Tälern schon nicht mehr gesehen werden konnte, entschloß sich Werner, um vier Uhr zu starten. Kuhnke meuterte, aber Werner ließ sich nicht beirren. »Vergiß nicht, daß wir mit der ›Ju‹ fünf Stunden brauchen, um tausend Kilometer zurückzulegen. Und bei einer Landung im freien Gelände müssen wir Komplikationen einkalkulieren. «

»Aye, aye, Sir!« salutierte der Funkmaschinist. »Entschuldigen Sie, daß ich geboren bin.«

Werner begab sich zum Gruppenkommandeur, mit dem er sich eine Weile unterhielt, bevor er sich verabschiedete. ›Balli‹ bat ihn, selbst mit dem Fahrer den Abholtermin zu vereinbaren.

Dies erledigte Werner auf der Rückfahrt nach Lakselv. »Ich erwarte Sie um Viertel nach drei«, sagte er zu dem Unteroffizier. »Steigen Sie also zeitig ins Bett.«

»Hier bleibt einem sowieso bald nichts anderes mehr übrig. Mir graut schon vor der ewigen Dunkelheit und dem vielen Schnee.«

»Der sorgt wenigstens dafür, daß es nicht gar so finster wird.«

Die Ereignisse überstürzten sich. Nach einem wehmütigen Abschied, bei dem Ditha auf Werners ausdrücklichen Wunsch im Bett liegengeblieben war und er sich zu guter Letzt noch einmal über sie gebeugt und sie auf die Stirn geküßt hatte, stieg er mit einem ungunten Gefühl auf sein Fahrrad. Beim Gasthaus angekommen, stellte er es wie üblich ab, mußte aber vergeblich auf den Wagen warten. Nach zehn Minuten schwang er sich verstimmt wieder auf das Rad und fuhr in Richtung Banak. Nachdem er etwa fünf

Kilometer zurückgelegt hatte, tauchten vor ihm die kriegsmäßig abgeblendeten Scheinwerfer des Kübelwagens auf. »Wo haben Sie gesteckt?« blaffte er den Fahrer an.

»Ich bin nach dem Rasseln des Weckers wieder eingeschlafen, weil ich mich nochmals umgedreht hatte, Herr Major.«

Werners Zorn war verraucht. »Wegen Ihrer Ehrlichkeit sei Ihnen verziehen. Aber was machen wir jetzt mit dem Rad?«

Der Unteroffizier schnappte sich das Vehikel. »Kein Problem. Das legen wir auf die hinteren Sitze.«

Da um zehn Uhr noch kein Fahrrad an der Mauer des Gasthauses abgestellt war, nahm Sturmbannführer Malbinger an, Werner Eggebrecht habe dienstfrei und befinde sich in dem Bauernhaus am Brennelv-Fjord. »Auf die Plätze, fertig – los!« kommandierte er in gehobener Stimmung. »Es ist soweit! Die große Jagd kann beginnen!«

Daß er es ernst meinte, zeigte sich nach kurzer Fahrt. Er gab Weisung anzuhalten, stieg in den hinteren Teil des Funkwagens und entnahm einem dort eingebauten Schrank fünf »Pistolen 08« und fünfzehn Ladestreifen, die er an seine Begleiter verteilte. Dabei betonte er: »Falls jemand von den Bewohnern des Hauses den Versuch machen sollte, sich zu wehren oder zu fliehen – gleichgültig, ob Mann oder Frau –, wird von der Schußwaffe Gebrauch gemacht. Ohne Warnung! Wir fahren bis an die Wiese heran und stürmen das Gehöft. Sollte die Tür in letzter Minute verbarrikadiert werden, Fenster einschlagen und rein in die Bude. Ich selbst bleibe draußen, um Flüchtende aufs Korn zu nehmen. Noch irgendwelche Fragen?«

»Hat es einen besonderen Grund, daß Sie selber nicht mit von der Partie sein wollen?« erkundigte sich der SS-Richter mit hämischem Unterton.

»Jawohl«, antwortete Malbinger zurechtweisend. »Wenn Eggebrecht mich sieht, wird er auf mich losgehen. Ich wäre dann gezwungen, sofort zu schießen, und wir hätten nicht mehr die Möglichkeit, ihn zu vernehmen und ihm das Geständnis abzapressen, das wir brauchen.«

Dem Standartenführer war anzusehen, daß er den rangmäßig unter ihm stehenden Sturmbannführer in diesem Moment bewunderte. Was Malbinger sagte, hatte Hand und Fuß, täuschte jedoch nicht darüber hinweg, daß er die Begegnung mit dem früheren Klassenkameraden aus anderen Gründen scheute.

Tatsächlich konnte der Sturmbannführer dem Mann nicht in die Augen sehen, den er seit vielen Jahren verfolgte. Er war sich seiner miesen Rolle sehr wohl bewußt. »Durchladen!« kommandierte er, als der Wagen unterhalb der Wiese anhielt. »Und gleich nach dem Aussteigen: im Laufschrift – marsch, marsch!«

In der sicheren Annahme, es mit einem ungefährlichen Gegner zu tun zu haben, ließ der Standartenführer es sich nicht nehmen, Schneid zur Schau zu stellen. Laut schreiend stürmte er allen voran dem Gehöft entgegen, erreichte als erster den Eingang, stolperte über die hohe Schwelle, rappelte sich auf und verschwand im Haus. Die anderen folgten ihm.

Malbinger wartete einen Moment. Dann atmete er auf. Es war geschafft! Niemand hatte die Flucht ergriffen. Und drinnen war es zu keiner Schießerei gekommen. Langsam ging er auf das Bauernhaus zu. Jede Minute mußte die Meldung erfolgen: Operation beendet! Alle Anwesenden festgenommen!

Doch es kam anders. Der Standartenführer erschien in der Tür und rief: »Eggebrecht ist nicht aufzufinden! Wir haben sämtliche Räume durchsucht. Die Verhafteten verweigern jede Antwort.«

Sturmbannführer Malbinger erstarrte. Er konnte es nicht glauben. Sollte ihm der verdammte Pilot wieder durch die Lappen gegangen sein? War dieser Mensch denn überhaupt nicht zu fassen? »Wen konnten Sie festnehmen?«

»Ein älteres norwegisches Ehepaar, die Besitzer des Hauses, dann Eggebrechts Frau und den Rotblonden mit den Breeches. Aber keiner macht den Mund auf.«

»Dann werden wir die Bande Mores lehren! Sofort alle an Händen und Füßen fesseln! Und die Personalpapiere abnehmen! Zwei unserer Leute bleiben als Wache zurück. Wir beide fahren nach Banak.«

»Was wollen Sie dort?«

»Dem Kommandeur die Hölle heiß machen.«

»Dazu brauchen Sie mich nicht. Diesmal werde *ich* passen. Als SS-Richter möchte ich Distanz halten und nicht in Zivil auftreten.«

Malbinger schnaubte, unterdrückte jedoch, was ihm auf der Zunge lag. »Bitte, wenn Sie hierbleiben wollen – ich werde auch ohne Sie fertig. Schicken Sie mir den Fahrer mit den Papieren der Bande. Und sorgen Sie dafür, daß keiner entkommt!«

Der Flughafen Banak war weder eingezäunt, noch gab es dort eine Wache. Die Baracken lagen am Rand verstreut. Ihre Dächer waren gegen Stürme mit Drahtseilen verankert. Außer einer kleinen, abbröckelnden Kapelle, von der niemand wußte, wer sie für wen errichtet hatte, deutete in einem weiteren Umkreis nichts darauf hin, daß in Banak je Menschen ansässig gewesen waren. Es hieß, beim Erscheinen des deutschen Vorkommandos habe sich auf dem Gelände ein Schafhirt namens »Banak« aufgehalten. Da habe man den Platz nach ihm benannt.

Die fehlende Wache machte es Sturmbannführer Malbinger leicht, an eine der Unterkünfte heranzufahren und sich zu erkundigen, in welcher Baracke der Kommandeur sich befinde. Auch auf dem Weg dorthin nahm niemand Anstoß daran, daß ein nicht zum Verband gehörender Funkwagen den Flugplatz überquerte. Erst im Vorzimmer des Majors wunderte sich ein Feldwebel über den Zivilisten, der mit einem lauten »Heil Hitler!« in den Raum eintrat.

Erstaunt schaute der Dienstuende auf. »Wer sind Sie? Und was wollen Sie hier?«

»Melden Sie mich Ihrem Chef!« schmetterte Malbinger und nannte Namen sowie Dienstgrad.

Der Feldwebel sah ihn entgeistert an. »Sturmbannführer der SS?«

»Ja, Mann Gottes! Und ich bin nicht zu meinem Vergnügen hier! Sputen Sie sich also gefälligst!«

Major Ballmann trat in den Raum. Durch die dünne Holzwand, die sein Büro von dem Vorzimmer trennte, hatte er jedes Wort gehört. »Sie wünschen mich zu sprechen?«

»Unter vier Augen, Herr Major. Sturmbannführer Malbinger vom SS-Sicherheitshauptamt, Berlin! Hier ist mein Ausweis.«

»Treten Sie ein, Herr Sturmbannführer.«

»Bei der SS und SA ist die Anrede ›Herr‹ unbekannt, wenn ich darauf aufmerksam machen darf.«

»Danke, Sturmbannführer.«

»Ich komme in einer äußerst delikaten Angelegenheit und muß Sie bitten, dem General der Luftflotte unverzüglich mitzuteilen, daß der bei Ihnen eingesetzte Major Eggebrecht der Spionage und des Landesverrats verdächtig ist.«

Der Major lachte auf. »Sie können mir manches erzählen, nur nicht, daß Eggebrecht ...«

»Das Lachen wird Ihnen vergehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich vor einer Stunde die Schwedin Judith Gülden, den Engländer Jay Mackintosh und das norwegische Ehepaar Nora und Per Thorwaldsen wegen Spionage verhaften ließ und noch heute vor ein Standgericht stellen werde. Die Genannten lebten mit Major Eggebrecht in einem Bauernhaus oberhalb des Brennelv-Fjords. Wir fanden dort auch einen leistungsfähigen Kofferapparat der Firma ›Radione‹, der zum Empfang geheimer Mitteilungen gedient haben dürfte; ebenfalls einen aus Luftwaffenbeständen entwendeten Akku.«

Dem Gruppenkommandeur wurde heiß und kalt. Gefahr war im Verzug. Jetzt keinen Fehler machen, ermahnte er sich. »Die von Ihnen genannten Personen sind mir nicht bekannt, aber das Radiogerät und den Akku habe ich Major Eggebrecht leihweise zur Verfügung gestellt. Wenn Sie wollen, können Sie sich davon überzeugen, daß die genannten Gegenstände in unseren Bestandslisten mit einem entsprechenden Vermerk aufgeführt sind.«

»Gut, daß Sie mir das sagen. Dann können wir diesen Punkt abhaken. Er war ohnehin nebensächlich. Dennoch muß ich auf einem sofortigen Verhör Eggebrechts bestehen. Mir ist natürlich bekannt, daß alle Wehrmachtsbereiche für das SS-Sicherheitshauptamt tabu sind. Deshalb bat ich als erstes darum, den General der Luftflotte zu verständigen. Ergänzend möchte ich Sie bitten, Eggebrechts Auslieferung wegen erwiesener Spionagetätigkeit und wegen Landesverrats zu beantragen.«

Dem Major stieg das Blut in den Kopf. »Erwiesen? Können Sie das belegen?«

»Ich antworte mit einer Gegenfrage: Würden Sie einen Luftwaffenoffizier, der in Feindesland mit einer schwedischen Jüdin und einem britischen Offizier der Royal Air Force unter einem Dach lebt, etwa nicht verdächtigen? Aber das ist bei weitem nicht alles, was gegen Eggebrecht spricht. Wir können nachweisen, daß er eine Russin namens Natalja Goworow aus Lipezk – dort bildete die sogenannte ›Schwarze Reichswehr‹ bis 1933 deutsche Jagdflieger aus ...«

»Ich gehörte zu den Ausbildern«, fiel der Gruppenkommandeur erregt ein.

»Dann werden Sie den Fall kennen. Besagte Natalja Goworow wurde von Eggebrecht als Funkerin in die rotspanische Armee eingeschleust. Gleichfalls sein Bordwart Sebastian Kreuzpointner. So liegen die Dinge, Herr Major! Eggebrecht spielt den Biedermann, den tüchtigen Piloten, der er offensichtlich auch ist. Doch er steckt voller Falschheit und arbeitet gegen das Deutsche Reich, wo er nur kann. In Berlin könnte ich Ihnen eine dicke Akte mit belastendem Material vorlegen. Die schwedische Jüdin war übrigens schon in Spanien an seiner Seite.«

Der Major stellte sich empört. »Nein, dort lebte er mit seiner Frau zusammen. Ich weiß das genau, weil ich Frau Eggebrecht in Sevilla kennengelernt habe.«

»Der Schurke hat alle getäuscht. Er hat die Jüdin nie geheiratet. Hier, sehen Sie sich ihren Paß an. Dort heißt es: ›Judith Gülden, unverheiratet!«

Major Ballmann erkannte die drohende Gefahr. Wie hatte der Freund bloß mit einem Briten ...? Er entschloß sich zur Flucht nach vorn. »Sie meinen, die Frau, mit der er zusammenlebt, sei Jüdin?«

»Zusammenlebt, haben Sie gesagt?« insistierte der Sturmbannführer prompt.

»Ja. Was stört Sie daran?«

»Sie wußten also, daß sich seine angebliche Frau hier aufhält?«

»Aufgehalten *hat!*« korrigierte der Gruppenkommandeur kaltschnäuzig.

»Wie soll ich das verstehen?«

»Die Sache ist ganz einfach. Wenn Sie schon soviel wissen, dann pack' ich lieber aus, bevor ich noch selber verdächtigt werde.«

»Sehr vernünftig!«

Das Gehirn des Majors arbeitete auf Hochtouren. »Also, wenige Tage nachdem Eggebrecht, mit dem ich übrigens jahrelang sehr befreundet war, hier in Banak erschien – ich hatte ihn angefordert, als ich erfuhr, daß sein Erprobungsauftrag in Kopenhagen beendet war und noch nicht feststand, welche neue Aufgabe er übernehmen solle ...«

»Von wem haben Sie das erfahren?«

»Von Oberst Fink, meinem alten Kommandeur in Lipezk. Er ist jetzt im Reichsluftfahrtministerium tätig.«

Wie kann ein Major sein Wissen so unbekümmert preisgeben, wunderte sich Malbinger und drängte: »Was geschah, als Eggebrecht hier erschien?«

»Er lud mich zu einem Abendessen in der *Gjestgiveri* Lakselv ein. Und wer saß mit ihm am Tisch? Seine Frau!«

»Die schwedische Jüdin?«

»Er hat sie mir in Spanien als seine Frau vorgestellt, und ich hatte keinen Grund, dies anzuzweifeln.«

»Verstehe. Und wie ging es weiter?«

»Wir gerieten aneinander. Als Befehlshaber eines deutschen Verbandes kann ich nicht dulden, daß einer meiner Offiziere seine Frau quasi mit in den Krieg nimmt. Und das habe ich ihm unmißverständlich klargemacht. Ich bestand darauf, daß seine Frau innerhalb von drei Tagen nach Schweden zurückkehren müsse. Um ihr dies zu ermöglichen, erlaubte ich ihm, über unsere Dienstleitung ein Telefongespräch nach Tromsø zu führen. Er wollte ein Taxi bestellen.«

»Wie bitte? Ein Taxi?«

»Nun ja, für die Rückfahrt nach Schweden. Geld spielt da keine Rolle. Seine Frau ist irrsinnig vermögend. Sie war auch mit einem Taxi von Stockholm aus über Finnland bis nach Karasjok heraufgekommen. Von dort hatte sie den Bus nach Lakselv benutzt.«

»Nicht zu fassen.«

Endlich läuft's richtig, dachte der Major zufrieden. Jetzt bloß keinen Fehler machen. »Ja, es ist schon eine tolle Geschichte. Nach allem, was Sie erzählten, danke ich meinem Schöpfer, daß ich durchgegriffen habe. Privat habe ich mich nie wieder mit Eggebrecht getroffen. Daß er mit der Frau heimlich an den Brennelv-Fjord gezogen ist, war mir bis zur Stunde nicht bekannt. Zu den Flügen ließ er sich stets in Lakselv abholen. Dort zu wohnen, hatte ich ihm gestattet. Nach schwierigen Langstreckeneinsätzen, wie er sie durchführt, braucht ein Pilot Ruhe. Mit der Freundschaft war es freilich aus. Dienstlich ist das etwas anderes. Da arbeiten wir weiterhin hervorragend zusammen.«

»Ihre Offenheit hilft mir sehr«, beteuerte der Sturmbannführer. »Doch wir sind von der Sache abgekommen. Wie könnte ich Eggebrecht verhören, ohne bestehende Bestimmungen zu verletzen?«

»Das geht zur Zeit überhaupt nicht. Major Eggebrecht, sein Funker Kuhnke und unser Bordwart Kleiber sitzen seit heute morgen zehn Uhr auf Spitzbergen fest. Wir hatten Rettungsgeräte zur Löschung eines Bergwerksbrandes nach Longyear zu fliegen. Die Landung verlief glatt, aber nach dem Ausrollen brachen die Räder der schwer beladenen Maschine bis zur Achse im Boden ein. Laut Funkspruch werden *mindestens* drei Tage vergehen, bis Abhilfe geschaffen ist und zum Rückflug gestartet werden kann.«

»Und das sagen Sie mir erst jetzt?« brauste Malbinger in seiner Enttäuschung auf.

Der Gruppenkommandeur gab sich erbozt. »Sie haben mir eine Frage nach der anderen gestellt, und ich habe Ihnen geantwortet!«

»Entschuldigen Sie, mir sind die Nerven durchgegangen. Schließlich habe ich Eggebrechts Komplizen festgenommen und muß noch heute das Standgericht einberufen. Zu diesem Zweck wurde mir eigens ein Richter mitgegeben. Spätestens morgen früh ist

das Urteil zu vollstrecken!« Major Ballmann fühlte das Herz in der Kehle klopfen. »Von welchem Urteil sprechen Sie?«

»Vom Todesurteil gegen die vier Inhaftierten wegen erwiesener Spionage. Von Banak aus wurde die britische Führung über die nach England fliegenden Verbände unserer Luftwaffe informiert.«

»Von hier aus?«

»Da staunen Sie, was? Bitte, verstehen Sie, daß ich Ihnen Weiteres nicht anvertrauen darf. Es muß Ihnen genügen, was ich sagte. Morgen früh wird das Urteil vollstreckt.«

Dem Gruppenkommandeur gelang es nur mühsam, seine Erregung zu verbergen. »Und wie wollen Sie gegen Major Eggebrecht vorgehen?«

»Sobald er in Banak gelandet ist, möchte ich ihn mit Ihrer Zustimmung verhören.«

Angriff ist die beste Verteidigung, sagte sich Major Ballmann und trumpfte auf: »Einen Dreck werden Sie tun! Wenn Sie Menschen erschießen lassen wollen, ohne den eigentlichen Täter verhört zu haben, als den sie Eggebrecht ja bezeichnen, dann rufe ich nicht nur meinen General, sondern auch Hermann Görings Adjutanten an und bitte um umgehende Hilfe. Mag sein, daß Major Eggebrecht überführt wird. Vielleicht müssen dann auch die anderen dran glauben. Aber in meinem Kommandobereich wird niemand verurteilt, ohne daß der Spiritus rector vorher verhört worden ist.« Er schlug auf den Tisch. »Ich werde sofort Berlin anrufen. Und Sie fordere ich auf, schnellstens den Flugplatz zu verlassen!«

Betroffen lenkte der Sturmbannführer ein: »Schütten Sie das Kind nicht mit dem Bade aus! Ich habe Verständnis für Ihre Lage, und ich bin auch bereit, Ihnen entgegenzukommen. Wahrscheinlich ist es sogar viel richtiger, Major Eggebrecht erst zu verhören und dann zu handeln.«

So ein Feigling, dachte Ballmann erleichtert. Trumpft auf, wo er glaubt, den anderen hereinlegen zu können, und zieht den Schwanz ein, sobald ihm Kontra gegeben wird. Jetzt nehme *ich* das Heft in die Hand! »Es freut mich, daß Sie meinen Ratschlag befolgen wollen, und ich verspreche Ihnen, daß das Besprochene unter uns bleibt,

wenn sie mir zusichern, nichts zu unternehmen, bevor Major Eggebrecht zurück ist.«

»Sie würden ihn mir dann übergeben?«

»Das möchte ich erst entscheiden, wenn ich mich über die Rechtslage informiert habe.«

Malbinger erwiderte säuerlich: »Da ich sehe, daß Sie sich in jeder Hinsicht korrekt verhalten, gebe ich Ihnen mein Wort, das Standgericht erst nach Eggebrechts Rückkehr einzuberufen. Selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß Sie mich laufend über die Entwicklung in Spitzbergen unterrichten.«

»Wird geschehen. Sie müssen sich allerdings hierher bemühen. Wo wohnen Sie?«

Der Sturmbannführer zögerte. »In Lakselv.«

»Und wo befinden sich die Festgenommenen?«

Wieder antwortete Malbinger erst nach einer Pause. »Der Einfachheit halber benutzen wir den Bauernhof als Gefängnis. Ich habe meine Leute dort stationiert.«

»Dann will ich hoffen, daß Eggebrecht spätestens in drei Tagen starten kann. Eingebrochene Räder ... Ich kenne das. Eine schwierige Sache. In der Nähe ist meistens kein fester Boden. Morgen brauchen Sie also gar nicht erst nachzufragen. Kommen Sie übermorgen wieder.«

»Um welche Zeit?«

»Ich muß am Freitag den ersten Einsatz fliegen und werde voraussichtlich erst gegen Mittag zurück sein. Sagen wir also um sechzehn Uhr.«

Der Sturmbannführer verabschiedete sich trotz zackigem »Heil Hitler« beinahe devot.

Major Ballmann ließ sich ermattet auf seinen Schreibtischstuhl fallen. Jetzt sitzen wir in der Tinte, dachte er. Wie sollen wir da rauskommen? An den General der Luftflotte kann ich mich nicht wenden, weil Werner diesen Quatsch mit dem Engländer gemacht hat. Wäre Ditha bloß nicht auf den Gedanken gekommen ... Er sah auf die Uhr, rief den Feldwebel zu sich und beschwor ihn, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um noch am gleichen Tag eine Verbindung

mit Oberst Fink zustande zu bringen. »Es geht um Leben und Tod! Tun Sie, was Sie können!«

Der Feldwebel griff nach dem Apparat und kurbelte wie besessen, aber die Verbindung kam erst am späten Nachmittag zustande. Zum Glück war die Verständigung ausgezeichnet. Die zwischengeschalteten Verstärker ließen die Stimmen förmlich hallen.

»Was verschafft mir die Ehre deines Anrufes?« erkundigte sich Oberst Fink und fügte in einem Atemzug hinzu: »Hoffentlich nichts Unerfreuliches.«

»Leider doch. Zunächst aber etwas Dienstliches. Werner Eggebrecht ist heute morgen nach Spitzbergen geflogen, um Hilfsmaterial zur Bekämpfung eines Bergwerksbrandes nach Longyear zu bringen. Der Flug hat geklappt. Alles war in bester Ordnung, bis die Räder nach dem Ausrollen tief im Boden versanken.«

»Die wird unser Freund schon wieder herausbringen.«

»Vermutlich in zwei Tagen. Das ist jedoch nicht der Grund, weshalb ich anrufe. Vor wenigen Stunden erschien hier ein gewisser SS-Sturmbannführer Malbinger.«

»Mach mich nicht schwach!«

»Ich bin es bereits geworden.«

»Was will der Schweinehund?«

»Das läßt sich nicht mit wenigen Worten sagen«, antwortete »Balli« und schilderte ausführlich, was er alles erfahren und wie er reagiert hatte.

Der Oberst war außer sich. »Eggebrecht und seine Frau haben tatsächlich mit einem englischen Offizier unter einem Dach gelebt?«

»Darüber besteht kein Zweifel.«

»Hast du davon gewußt?«

»Indirekt. Werner deutete an, daß er jemandem helfe, so wie wir ihm geholfen hätten, und er bat mich, ihn auf dem Bauernhof nicht zu besuchen, weil es dort etwas gebe, das *ihn* nicht belaste, das ich als Kommandeur eines deutschen Flugverbandes jedoch nicht gutheißen könne.«

»Verdammte Scheiße!«

»Ich bin völlig fertig.«

»Hast dich trotzdem glänzend verhalten. Besser hättest du nicht reagieren können.«

»Was nützt das?«

»Sehr viel! Wir haben Zeit gewonnen! Das ist jetzt das Allerwichtigste. Ich spreche sofort mit Oberst Winter. Irgendeinen Dreh werden wir finden, um aus der Patsche herauszukommen.«

»Wird nicht einfach sein.«

»Natürlich nicht. Dennoch: Zeit gewonnen, viel gewonnen! Wir werden Gott und den Teufel in Bewegung setzen. Bist du gewiß, daß Malbinger nicht ahnt, wer Eggebrecht geholfen hat, seine Frau nach Banak zu bringen?«

»Dafür verbürge ich mich.«

»Das erleichtert die Sache. Deine Behauptung, sie sei mit einem Taxi gekommen, klingt so unglaublich, daß man sich sagt: So etwas Verrücktes kann nicht erfunden sein.«

»Soll ich den Chef der Luftflotte verständigen?«

»Auf keinen Fall! Erst müssen wir überlegen, was wir von Berlin aus unternehmen können.«

»Dann erwarte ich deinen Anruf. Ich bleibe den ganzen Tag in Telefonnähe.«

»Laß den Kopf nicht hängen! Wir werden diesen Malbinger schon aufs Kreuz legen.«

In Banak war der Tag noch dunkelgrau, als Oberst Fink seinen früheren Adjutanten »Balli« anrief. Hoffnungsvoll verkündete er: »Wir haben die halbe Nacht beratschlagt und einen Weg gefunden, über den wir glauben, das SS-Sicherheitshauptamt ausschalten zu können. Wichtig ist, daß wir weiterhin Zeit gewinnen. Dränge Eggebrecht also nicht. Sage ihm eher, er soll sich mit der Rückkehr nicht beeilen. Das Risiko wäre zu groß. Laß ihn aber keinesfalls wissen, was passiert ist. Er würde durchdrehen.«

»Das ist mir klar.«

»Oberkriegsgerichtsrat Roeder und dessen Vorgesetzter Freiherr von Hammerstein, Chef der Rechtsabteilung im Oberkommando der Luftwaffe, stehen auf unserer Seite. Roeder gilt als Günstling Hermann Görings. Beide sind bereit, sich einzuschalten. Sie können dies natürlich nicht aufgrund *unserer* Schilderung des Sachverhalts tun. Sie brauchen konkrete Angaben, müssen wissen, weshalb Eggebrecht mit dem Engländer unter einem Dach lebte, warum er dies verschwieg und so weiter. Wir haben folgendes vereinbart: Du versuchst, Malbinger hinzuhalten, und sorgst dafür, daß ihm die Rückkehr der ›Ju 52‹ nicht bekannt wird. Eggebrecht schenkst du nach der Landung in Banak reinen Wein ein und schickst ihn auf dem schnellsten Weg zu uns. Hammerstein und Roeder sind in der kommenden Woche in Berlin und bereit, unseren Freund jederzeit zu empfangen. Verständige mich sofort nach seinem Abflug. Er soll in Tempelhof landen. Oberst Winter und ich werden ihn dort in Empfang nehmen und zu den Rechtsgelehrten führen. Und kein Wort darüber zu anderen! Ist das klar, ›Balli‹?«

»Da habt ihr beide ja einen unglaublichen Schnellschuß zustande gebracht.«

»Glückliche Umstände waren uns hold.«

»Mir fällt ein Stein vom Herzen.«

»Auch wir sind erleichtert. Grüße Eggebrecht, und beschwöre ihn, daß er die Ruhe bewahrt! Noch ist nichts verloren.«

Am Mittwoch war Werner nach Spitzbergen geflogen und dort bei der Landung mit den Rädern seines Flugzeuges in sumpfigem Boden eingebrochen. Am gleichen Tag waren seine Frau und die übrigen Hausbewohner verhaftet worden. Bis zum Freitag, an dem Malbinger sich verabredungsgemäß beim Gruppenkommandeur Ballmann nach dem Stand der Dinge erkundigen sollte, hatte von den Inhaftierten keiner auch nur die kleinste an ihn gerichtete Frage beantwortet. Das brachte den Sturmbannführer immer mehr in Rage. Besonders empört war er darüber, daß die vier sich den ganzen Tag lang unbekümmert auf englisch unterhielten und so taten, als existierten die Hausbesetzer nicht.

»Wenn die Festgenommenen sich weiterhin intransigent verhalten, verliere ich die Geduld«, ereiferte sich Malbinger in seinem Gespräch mit dem Major, der seinerseits den Eindruck zu erwecken verstand, fest auf dem Boden der Partei zu stehen.

»Bald haben Sie es ja geschafft«, tröstete er den Sturmbannführer und zeigte ihm einen Funkspruch, den er vorher »frisiert« hatte: »maschine gestern abend endlich auf festen boden gebracht stop bau einer anlaufpiste zum startgelaende schreitet gut voran stop norweger unterstuetzen uns hervorragend und opferten ein holzhaus, um die erforderlichen bohlen und bretter zur verfuegung zu stellen stop werden spaetestens dienstagabend starten stop genaue zeit geben wir rechtzeitig bekannt stop eggebrecht.«

Malbinger atmete auf. »Sie informieren mich, wenn es soweit ist?«

»Selbstverständlich.«

Im wahren Text hatte es geheißen: »werden spaetestens am Sonntagabend starten.«

Bei tiefhängenden Wolken landete Werner ohne Schleife über dem Bauernhaus in der Nacht von Sonntag auf Montag um zwei Uhr vierundvierzig in Banak. Für Major Ballmann war der Augenblick gekommen, in dem er dem zum Freund gewordenen Kameraden eröffnen mußte, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatte. Doch obwohl er voranstellte, daß sich alles zum Guten wenden werde und die bestehende Gefahr weitgehend gebannt sei, erschütterte die Nachricht von der Verhaftung Dithas und der anderen Bewohner des Bauernhauses Werner so sehr, daß er einem Zusammenbruch nahe war. Halt suchend griff er nach Ballmanns Schreibtisch. »Malbinger hat es wahrhaftig gewagt ...?«

Kuhnke wandte sich an den Major. »Hast du einen Schnaps für ihn?«

»Balli« holte eine Flasche aus dem Schrank und schenkte ein.

Werner leerte das ihm gereichte Glas. Dann bäumte er sich auf. »Wo hält sich der Dreckskerl auf?« schrie er wutentbrannt.

»Weiß ich nicht«, behauptete der Gruppenkommandeur. Nur keine Komplikationen jetzt! »Malbinger hat eine ganze Truppe zur

Verfügung. Aber reg dich nicht auf. Laß mich zu Ende erzählen! Du sollst so schnell wie möglich nach Berlin fliegen und zwei hohen Beamten der Luftwaffenrechtsabteilung Vortrag halten. Sobald du überzeugend dargelegt hast, daß kein Spionagefall vorliegt, ihr vielmehr aus menschlichen Gründen ...«

»Wir werden allen Ernstes der Spionage verdächtigt?« unterbrach ihn Werner fassungslos.

»Der Sturmbannführer behauptet es. Doch die Anklage ist so absurd, daß ihr niemand Glauben schenkt, obwohl der Anschein gegen dich und die anderen sprechen könnte. Freiherr von Hammerstein würde bereits handeln, wenn er nicht gezwungen wäre, zunächst dich persönlich zu verhören und sich ein eigenes Bild von dir zu machen.«

»Worauf warten wir dann noch?« Werner wandte sich an Kuhnke. »Los, starten wir! Spätestens in viereinhalb Stunden sind wir in Berlin.«

Major Ballmann hob abwehrend die Arme. »Du hast fünf Flugstunden hinter dir! Du kannst nicht ...«

»Erinnere dich gefälligst daran, wie viele Stunden ich bei meinen Einsätzen am Steuer sitze!« fiel Werner ihm aufgebracht ins Wort. »Außerdem stecke ich voll Pervitin. Die letzte Tablette habe ich kurz vorm Start geschluckt. Die Wirkung setzt bekanntlich erst nach acht Stunden ein.«

»Mensch, Werner! Ohne vorher geschlafen zu haben, kannst du unmöglich fliegen.«

»Das kann ich sogar sehr gut! Besser jedenfalls, als mich ins Bett zu hauen, ohne für Ditha und unsere Freunde etwas getan zu haben. Laß mich also gefälligst gewähren. Spätestens in einer halben Stunde wird gestartet!«

»Das werde ich nicht zulassen.«

»Du willst mich zurückhalten?«

»Ach was, ich will nur, daß du dich in dem Zustand, in dem du dich jetzt befindest, nicht hinters Steuer klemmst.«

»Und wann, glaubst du, wird mein Zustand besser sein?«

Major Ballmann seufzte: »Mach's mir nicht so schwer! Ich will dein Bestes. Warum sonst hätte ich alles in die Wege geleitet, damit Malbinger nicht zum Zuge kommt?«

»Gib mir noch einen Schnaps.«

»In Verbindung mit Pervitin ist Alkohol Gift! Ich lasse euch einen starken Kaffee kochen.«

Werner warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Ab wann sind die von dir genannten Herren in Berlin zu sprechen?« »Täglich ab neun Uhr.« »Dann starten wir um vier Uhr dreißig. Das ist mein letztes Wort.«

Der Gruppenkommandeur spürte, daß es keinen Sinn haben würde, weiter auf den Freund einzureden. Dennoch machte er noch einen Versuch. Er fragte Kuhnke: »Was ist deine Meinung? Du bist ständig mit Werner zusammen gewesen und kannst besser als ich beurteilen, ob er die Kraft hat ...«

»Die haben wir beide mehr als genug«, erklärte der Funkmaschinist. »Du mußt einsehen, daß Werner verrückt wird, wenn er in den nächsten Stunden hier herumsitzen müßte. Da ist es besser, er fliegt. Die Instrumente halten ihn wach und bringen ihn auf andere Gedanken.«

»Gut. Dann werde ich euch bis zum Start mit Kaffee vollpumpen.«

Um vier Uhr fünfzehn stiegen Werner und Kuhnke in ihre ›Ju 88‹. Die für den nächsten Einsatz unter den Tragflächen bereits angebrachten Außentanks waren wieder abmontiert worden, um das Fluggewicht zu verringern. Leichter Regen, gemischt mit ersten Schneeflocken, fiel aus tief herabhängenden Wolken.

Major Ballmann stand im Licht eines abgeblendeten Autoscheinwerfers neben der Maschine und wartete darauf, daß Werner die Bremsen löste und Gas gab. Als es soweit war, streckte er den Arm mit hochgehaltenem Daumen vor. »Hals- und Beinbruch!«

Kuhnke blinkte mit der Taschenlampe zurück.

Werner hob grüßend die Hand und ließ das Flugzeug anrollen. Auf dem Weg zur Platzgrenze prüfte er noch einmal die Instrumente, gab den Luftschrauben den höchsten Stellwinkel und zwang sich, nicht an Ditha zu denken. Immer wieder sah er schemenhaft ihr Gesicht vor sich. Wenn dieses Kapitel zu Ende ist, gehen wir über die Grenze nach Schweden, schwor er sich. Auch wenn der Traum von Brasilien dann für immer ausgeträumt sein wird.

Exakt drehte er die Maschine gegen den Wind. Die längste Startbahn, in deren Verlängerung der Steilhang von vierhundert Meter Höhe lag, konnte benutzt werden. »Klappen auf fünfzehn Grad!«

Kuhnke meldete wenig später: »Klappen auf fünfzehn Grad ausgefahren!«

»Nach dem Abheben auf zwanzig Grad erhöhen!«

»Auf zwanzig Grad erhöhen!«

»Alles klar?«

»Alles klar!«

Werner schob die Gashebel bis zum Anschlag vor. Völlig auf den Start konzentriert, fühlte er sich durch das Immer-schneller-Werden der in die Nacht hineinragenden Maschine wie befreit. Alle Last fiel von ihm ab.

»180 km/h!« rief der Funkmaschinist.

Werner zog das Segment an und hob das Flugzeug vom Boden. »Fahrwerk einfahren!«

Kuhnke betätigte einen Hebel. Zwei grüne Kontrollampen erloschen. Nach einer Weile machte es ›Plupp‹, und zwei rote Warnlampen leuchteten auf.

Erste Schwaden strichen über das Flugzeug und nahmen die Sicht nach draußen.

Werner registrierte: Wolkenuntergrenze hundertfünfzig Meter.

»Zwanzig Grad ausgefahren!«

»Danke!«

Der Höhenmesser zeigte dreihundert Meter. Werner reduzierte eben den Stellwinkel der Luftschraubenblätter, als schlagartig beide

Motoren aussetzten. Zu Tode erschrocken starrte er auf die Instrumente.

»Sabotage!« schrie Kuhnke.

»Quatsch, die Zündung ...« Den Bruchteil einer Sekunde überlegte Werner, ob er die ›Todeskurve‹ riskieren und vom Steilhang, der unmittelbar vor ihnen lag, wegdrehen sollte. Es würde nichts nützen. Der Steuerdruck nahm so rapide ab, daß eine Kurve das Verhängnis nur beschleunigen konnte. Der Zeiger des Fahrtmessers pendelte, fiel plötzlich zurück. Werner stockte der Atem. Ditha!

Eine dunkle Wand tauchte auf. Es krachte entsetzlich. Das Instrumentenbrett kam auf beide zu. Das Steuersegment bohrte sich in Werner hinein.

Kuhnke schrie auf.

Eine ohrenbetäubende Explosion zerriß die Stille der Nacht. Das Flugzeug glich einer riesigen Fackel, ratschte an der Felswand entlang in die Tiefe, schlug auf und löste eine zweite Detonation aus. Glühende Teile flogen empor wie Feuerwerkskörper.

Die Explosion von viertausend Litern Benzin ließ die Scheiben der *Gjestgiveri* in Lakselv erzittern. Malbinger sprang aus dem Bett und lief ans Fenster. In Richtung Banak war heller Feuerschein zu sehen.

Die Wolken färbten sich rot. Ganz ohne Zweifel war ein Flugzeug abgestürzt.

Der ebenfalls aufgeschreckte SS-Richter kam in das Zimmer des Sturmbannführers. »Am Flughafen muß etwas Furchtbares passiert sein!«

»Ja. Hier, von meinem Fenster aus ist der Lichtschein zu sehen.«

Sie starrten gebannt in die Nacht.

»Die Fliegerei wäre nichts für mich.«

»Für mich auch nicht.«

»Dann wollen wir weiterschlafen. Morgen kommt Eggebrecht zurück. Da müssen wir auf Draht sein.«

Die Nachricht von Eggebrechts Absturz verbreitete sich in Windeseile und erreichte den Gastwirt in Lakselv kurz nach sechs

Uhr. Da er wußte, daß Malbinger den Major kannte, verständigte er ihn trotz der frühen Stunde. Die Reaktion des SS-Offiziers erschreckte ihn so sehr, daß er im ersten Augenblick wie erstarrt war, dann aber wie vom Teufel gejagt davonrannte.

»Hereingelegt hat mich dieser Ballmann!« schrie der Sturmbannführer wie von Sinnen. »Er und Eggebrecht haben unter einer Decke gesteckt. Aber ich werde mich rächen! Jetzt wird kein Pardon mehr gegeben!«

Er lief über den Korridor zum Zimmer des Standartenführers und brüllte: »Eggebrecht ist abgestürzt, als er startete, um in Berlin Stolperdrähte zu ziehen. Wir fahren sofort zum Brennelv-Fjord! In spätestens einer Stunde sollen ihm seine Helfer und Helfershelfer folgen!«

Der noch schlaftrunkene Standartenführer fuhr sich über die Stirn. »Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf ...«

»Dürfen Sie nicht!« tobte Malbinger.

»Wenigstens die Norweger würde ich verschonen.«

»Damit die beiden als Zeugen gegen uns auftreten? Nein, die ganze Bande muß dran glauben. Die sollen erfahren, was Gerechtigkeit heißt.«

Knapp drei Stunden nach Werner Eggebrechts und Max Kuhnkes Tod verurteilte ein SS-Standgericht die Schwedin Judith Gölten und den Engländer Jay Mackintosh wegen angeblich erwiesener Spionage zum Tod durch Erschießen. Das norwegische Ehepaar Nora und Per Thorwaldsen erhielt wegen Beihilfe zur Agententätigkeit die gleiche Strafe. Die Urteile wurden sofort vollstreckt.

Ditha Eggebrecht erfuhr kurz vor ihrem Tod, daß ihr Mann in dem Bemühen, Hilfe zu bringen, abgestürzt war. Als sie starb, lag ein Lächeln auf ihrem Gesicht.

Am Himmel leuchtete Polarlicht. Phosphoreszierende Gebilde umschlossen zwei schillernde Strahlensäulen, die vereint ins All entschwebten.